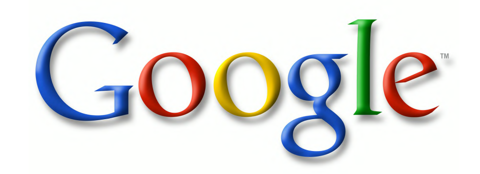


ALLGEMEINE
LITERATUR - ZEITUNG

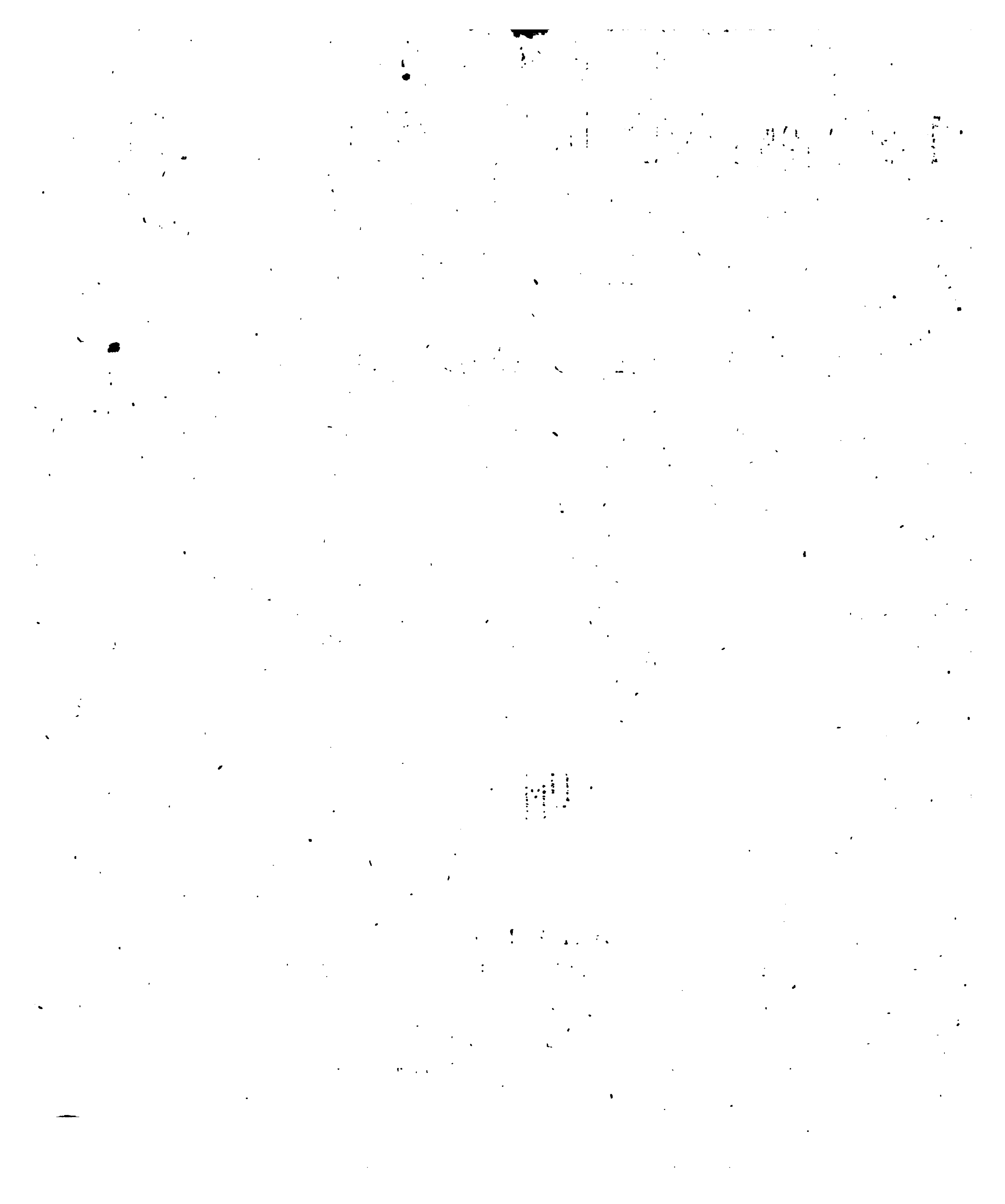
VOM JAHRE
1833.

ERSTER BAND.

JANUAR bis APRIL.



HALLE,
in der Expedition dieser Zeitung
bei C. A. Schwetschke und Sohn,
und LEIPZIG,
in der Königl. Sächs. privil. Zeitungs-Expedition.
1833.



ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG
auf das Jahr
1833
oder
Neun und vierzigster Jahrgang.

Herausgegeben

von

L. H. Friedländer,
W. Gesenius,
J. G. Gruber,
L. F. Kaemtz,
M. H. E. Meier,
Ch. F. Mühlenbruch,
T. G. Voigtel,
J. A. L. Wegscheider,

Professoren auf der Königl. vereinten Friedrichs-Universität
zu Halle.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1833.

PHILOSOPHIE.

Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Hegel und seine Zeit. Mit Rücksicht auf Göthe.* Zum Unterrichte in der gegenwärtigen Philosophie nach ihrem Verhältnisse zur Zeit und nach ihren wesentlichen Grundzügen. Von *Karl Friedrich Göschel.* 1832. XI u. 138 S. 8. (18 gGr.)

Hr. *G.* gehört zu den nicht zahlreichen Geistern, welche sich aus eigenem Antrieb und freier Kraft nicht bloſs über ihren alltäglichen Wirkungskreis, sondern überhaupt auch über das gewöhnliche Bewuſstseyn der heutigen Welt hinaus gearbeitet und erhoben haben; die nun aber, kraft dieser freien Selbsterhebung, sich auch berufen fühlen, ihre inneren und äuſseren Erfahrungen Andern mitzutheilen und im Allgemeinen ein höheres religiöses und wissenschaftliches Leben anzuregen. Der Beifall sowohl, den Hn. G's Mittheilungen bei einem Theile des gebildeten Publicums gefunden, als auch das Miſsfallen, welches sie bei einem andern Theile erregt haben, beweist wenigstens, daſs dieselben nicht unbeachtet geblieben sind. Geister indessen, wie Hr. *G.*, sind selten bestimmt, ihr Wissen und Erkennen in gröſseren, streng wissenschaftlichen Ganzen, in eigentlichen Wissenschaften zu entwickeln, vielmehr geneigt, gelegentlich ihre Gedanken, mehr in aphoristischer als zusammenhängender Weise auszusprechen. Als ein Schriftsteller dieser Art ist Hr. *G.* bereits durch mehrere Erzeugnisse hinreichend bekannt, und als solchen treffen wir ihn auch wieder in der vorliegenden Schrift an. Die Gelegenheit dazu ist allerdings wichtig und ergreifend genug, und hat auch manchen Andern, der nicht, wie Hr. *G.*, seine Gefühle und Gedanken sogleich veröffentlicht hat, zu ernsten Betrachtungen und Entschlüssen veranlaſst.

Der Titel dieser Schrift ist selbst von der Art, daſs er dem aphoristischen Gedankenlaufe ihres Verfassers gar nicht hinderlich ist, und den Leser bewegen muſs, hier Vielerlei und Mancherlei, nur keine streng wissenschaftliche und durchaus zweckbestimmte Gedankenentwickelung zu erwarten. So stoſsen wir statt der Vorrede sogleich auf eine Erinnerung an *Göthe* unter der etwas befremdlichen Aufschrift: „Widmung." Wer die Veranlassung in der Aeuſserlichkeit suchen wollte, würde zwar nicht ganz irren, doch aber die Hauptsache übersehen, — nämlich daſs dieselbe in der That eine mehr *innere* oder *subjective* des Vfs ist. Die Leser kennen *Göthe's* Gespräch mit *Falk* über die Unsterblichkeit der Seele bei Gelegenheit von *Wieland's* Tode. Der Vf. erinnert hieran, geht aber sogleich auf *Göthe's* Ansicht vom Wesen der Seele, daſs es nämlich ein *Einfaches*, eine *einfache Einheit* sey, näher ein. Zuvörderst macht er aufmerksam auf *Göthe's* feine Ironie in der Behandlung aller Vorstellungen der Phantasie und eitlen Bemühungen des abstracten Verstandes, über diesen Gegenstand ins Reine zu kommen, und zeigt weiter, wie *Göthe* zuletzt auf den *Glauben* zurückgeht und auf die philosophirende *Vernunft*, deren Bestimmung, nach Hn. *G.*, die Eröffnung dieses Glaubens durch den Gedanken ist. Auſserdem aber glaubt Hr. *G.* in *Göthe's* Erklärung über die Seele, *Leibnitz's* Monadenlehre wieder zu erkennen, welche sich *Göthe* „angeeignet und in seine Sprache übersetzt habe." Rec. mag dies nicht leugnen. Hiebei bleibt indessen Hr. *G.* noch nicht stehen, vielmehr versucht er durch weitere Auseinandersetzung des Systems der Monaden nicht bloſs die Möglichkeit der einzelnen Existenz und Fortdauer der Seele, nach dem Tode, sondern auch „die Auferstehung des Leibes", kurz ein neues jenseitiges Leben der Seele nach dem Tode, aber in einem „verklärten Leibe", wahrscheinlich zu machen, und schlieſst diese Darlegung mit den Worten: „Summa: wenn sich alle Monaden erst einzeln mit einander besprochen und die Wanderung vollendet haben, befindet sich jede wieder auf ihrer ersten heimathlichen Stelle, jedoch reicher als zuvor, und verklärt, und ohne darum von den auf der Reise gemachten anderweiten Bekanntschaften getrennt zu seyn, denn es ist ihr nichts fremd." Hr. *G.* nennt dies nur „Bilder", „menschliche Vorstellungen", welche aber die Wahrheit in sich fassen, und darum man dieselben immerhin der Ironie, welche über sie hinaussieht, preisgeben kann, „indem der Anthropomorphismus eben sowohl in der ebenbildlichen Menschengestalt als auſserhalb derselben die Wahrheit hat." Ja er geht noch weiter, und behauptet S. X: „Und das Ergebniſs, welches sich aus den einfachen Monaden entwickelt, ist eine Dichtung, in der wir ohne weiteres die philosophische Wahrheit der psychologischen Sphäre und den Puls der gesammten speculativen Philosophie anschlagen hören." Diese Erinnerung an *Göthe* soll nun aber auch hinreichen, „die nachstehende Schrift einzuleiten, welche zwei hohen abgeschiedenen Seelen gewidmet ist, die sich in diesen (himmlischen) Sphären begegnen und als Sterne erster Gröſse begrüſsen."

Rec. hat bei dieser sogenannten Widmung oder Einleitung deshalb etwas länger verweilen zu können geglaubt, weil er Hn. *G.* hier in einem Widerspruche mit

mit dem System des Meisters findet, dem er folgt. Es ist nämlich bekannt, dafs und wie mit *Hegel's* Systeme die Annahme einer persönlichen Fortdauer der Seele nach dem Tode schlechthin unvereinbar ist. Und obgleich Rec. sich nicht erinnert, dafs der Urheber dieses Systems sich über diesen Punkt bestimmt und ausführlich ausgesprochen habe, vielmehr ihn oft, wie es schien, geflissentlich mit Stillschweigen überging, wo seiner zu gedenken war: so sind doch seine Schüler dafür desto deutlicher und beredter in der Negirung dieses Artikels von der Unsterblichkeit der Seele. Es ist hier nicht der Ort, uns in eine weitläufige Kritik dieses oft ziemlich kecken und leichtfertigen Abmachens zu verlieren, doch glauben wir wenigstens so viel andeuten zu müssen, dafs, weil die Unsterblichkeitslehre aufs tiefste in die allgemeine Metaphysik eingreift, der eigentliche Mittelpunkt der rationalen Psychologie und Pneumatologie ist, ja den eigentlichen Schlufspunkt der Religionsphilosophie, mithin des wahren Systems der Philosophie selbst, ausmacht, — derjenige, welcher ihn, sey es aus blofsem Glaubensgefühle, oder aus Vernunftgründen, annimmt, wohl schwerlich ein Anhänger der *Hegel'schen* Lehre in ihrem ganzen Umfange seyn kann. Hr. G. hat diese nicht völlige Uebereinstimmung mit *Hegel's* Lehre auch wohl selbst gefühlt, da er sich für keinen Hegelianer in dem gewöhnlichen Sinne will gehalten wissen. Er äufsert sich über die Unangemessenheit, Individuen mit einem Partei- oder Gattungsnamen zu benennen, S. 5 selbst also: „Es ist in der That häfslich, die Menschen nach dem Namen des Systems zu richten, wozu sie sich bekennen, welches *folgerecht Vieles leugnet* und bestreitet, was sich Niemand nehmen läfst, Vieles aussagt, was sich in der Anwendung kein Mensch aufbürden lassen will." Wir möchten diese Worte allen absoluten Schülern eines Systems recht sehr zur Beherzigung empfehlen, aber auch glauben, dafs Hr. G. selbst im Folgenden der absoluten Schülerschaft etwas zu viel Raum gegeben habe, obgleich er, da er in allem Philosophiren vom Mittelpunkte des christlichen Glaubens ausgeht, und der Philosophie nur die gedanken- und begriffsmäfsige Eröffnung dieses Glaubens anweist, stets sich selbst und Andern sagen mufs: „*Hegel* ist mir lieb, aber noch lieber die christliche Wahrheit."

Auf diese, mehr nur *Göthe* betreffende Einleitung folgen nun die eigentlichen Betrachtungen des Hn. G. über *Hegel* und seine Zeit, welche in *vier* Abschnitte getheilt und einzeln „I. *Zur Umsicht*, II. *Zur Einsicht*, III. *Zur Aussicht* und IV. *Apologie*" genannt sind. Da der Leser wohl kaum wissen wird, was er sich bei diesen, hinterher allerdings sehr verständlichen Ueberschriften sogleich denken soll, so wollen wir den Inhalt mit der Ausführlichkeit, als es das allgemeine Interesse dieser Schrift und ihr Gedankenreichthum erfordert, zur näheren Kenntnifs zu bringen suchen.

Auch im *ersten* Abschnitte, „*Zur Umsicht*" genannt, nimmt der Vf. wieder seinen Ausgang von einer gelegentlichen Erinnerung an *Göthe's* Worte im Faust: „Ein Mensch der speculirt, ist wie ein Thier auf dürrer Heide" u. s. w. Hier ist sogleich zu bemerken, wie der Vf., im Widerspruche mit anderen Aeufserungen, und wie es scheint, rein der *Hegel*schen Philosophie zu Liebe, des Mephistopheles Worte in reinem Ernste nimmt, und von der offenbaren Ironie, dem bittern Spotte, so wie von der böswilligen Absicht, alles Bestehende, auch das Höchste und Beste, ins Gegentheil zu verkehren und aufzuheben, abzusehen scheint. Wäre es aber wirklich des Dichters Ernst, so könnte solche Aeufserung zunächst doch nur von den abstracten Verstandes- und Schultheorien der Metaphysik gelten. Unser Vf. aber nimmt die mephistophelischen Worte nicht blofs für Ernst, sondern sucht ihre Wahrheit auch noch dadurch zu bekräftigen, dafs er sie auf *Hegel's* bekannte Ansicht von der Speculation bezieht, auf diese nämlich, dafs das speculative Denken zugleich ein Abstrahiren von allem besondern und unmittelbar gegebenen Seyn der Welt, ja von seiner eigenen Individualität, und mithin die gröfste Aufopferung und Selbstverleugnung sey, so jedoch, dafs diese Abstraction von allem unmittelbaren Seyn keine leere oder inhaltlose seyn soll. Rec. kann nicht anders, als diese Ansicht für eine wenigstens sehr einseitige und halbwahre, ja für eine solche halten, welche recht eigentlich dem Mephistopheles dadurch in die Hände arbeitet, dafs jeder Unbefangene durch dieses Trugbild von aller Speculation, mithin auch von aller Philosophie abgeschreckt wird. Der Vf. hat dies auch an einem anderen Orte (S. 51) sehr wohl bemerkt, indem er, mit Rücksicht auf die *Hegel'sche* Philosophie, sagt: „die Meisten fliehen die *Schule*, die Theorie, welche schon Mephistopheles dem lehrbegierigen Schüler verleidet hat." Ganz richtig! Es scheint daher auch nichts verkehrter, als Jemandem, der die Wahrheit erkennen will, zu rathen, er solle von allem dem abstrahiren, worin die Wahrheit enthalten ist. Abstrahiren überhaupt heifst: Etwas unter Vielem für sich nehmen, und weiter in besonderem philosophischem Sinne das Allgemeine und Einfache im Einzelnen und Zusammengesetzten für sich setzen und denken. Auf dem letzteren Denken beruht zum Theil und zunächst auch die Speculation; mithin kann, wenn ein speculatives Denken gefodert wird, dies unmöglich so viel heifsen, als von allen unmittelbar gegebenen Dingen, womit es das natürliche Bewufstseyn, so wie auch namentlich die Naturforschung, zu thun hat, ablassen und absehen, noch ehe zu denken angefangen wird. Wahrhaft Speculiren und Philosophiren heifst daher, auf analytischem Wege denkend durch das Besondere und Einzelne das in demselben enthaltene Allgemeine erkennen, so dafs deren letztes Resultat objectiv ein höchstes Princip oder Allgemeinstes, subjectiv aber eine Höhe des Philosophirenden ist, von welcher er alles Einzelne in Einem Ganzen anschaut und begreift. Und diese Anschauung und dieser Begriff an sich schon ist das System. Wirklich ist

ist auch unser Vf. an einer andern Stelle ganz derselben Meinung, indem er S. X, nachdem er von *Göthe's* und *Hegel's* Zusammentreffen an einem andern Orte gesprochen hat, hinzufügt: „Wir sehen hier, wie sie sich in dem *Gegenstande* selbst begegnen, in welchem sie sich wirklich befinden, wenn sie ihn betrachten (*Göthe*, der Dichter und Naturforscher, und *Hegel*, der Philosoph!): sie begegnen sich auch in denselben *Medien der Aneignung*: sie begegnen sich nicht minder als *Seelen* in derselben Selbstanschauung, und auf gleichem *Wege der Forschung*; denn der Weg, welchen der Naturforscher einschlägt, ist der Weg der Wahrheit, welchen der Denker anerkennt, erklärt, begreift." (Worte aus *Göthe* zur Naturwissenschaft. Bd. I. S. 291.) Ja Hr. G. kann, seiner tieferen Ueberzeugung nach, nicht anders, als diesen Ernst der speculativen Abstraction, welche er *Hegel'n* eben eingeräumt hat, sogleich wieder zurücknehmen, indem er S. 3 sagt: „Und siehe! zuletzt mufs doch wieder jeder Wanderer (d. h. jeder speculative Denker) dahin zurückkehren, woher er gekommen ist (zur schönen, grünen Weide des Lebens!), und findet nichts, als was er schon vorher in *unmittelbarer* Gewifsheit hatte, denn die ganze Ausbeute besteht — in einigen Formeln, welche den übermächtigen Inhalt verklären sollen." (!?) — Weiterhin macht nun der Vf., auf *Hegel* und seine Philosophie hindeutend (man möchte nach dem Nächstvorhergehenden fast glauben, ironisch), darauf aufmerksam, dafs man sich nicht zu verwundern habe, „wenn auf solchen (dürren) Wegen (der Abstraction) die einsamen Wanderer nur wenige Begleitung finden"; dafs Andere nach ihnen die Früchte solcher Arbeit geniefsen, dafs sie selbst aber auch erst spät erkannt und verstanden würden, weil, wie jeder Mensch sich am schwersten und spätesten selbst erkennt, so auch jede Zeit ihr wahres Selbst sehr oft verkennt und es erst von der Zukunft begriffen wird. „Denn, fügt er S. 4 hinzu, ihr (der *Hegel'schen* Philosophie) Weg ist rauh, der Anfang schwer, ihr Ende liegt in schwindelnder Höhe, losgerissen von jedem gegebenen Haltpunkte; die Form ist noch herbe, weil sie ungewohnt ist, die Sprache neu, wie die Sache, die Fortbewegung so schwerfällig als sicher; und selbst die Rückanwendung auf den gegebenen Stoff, welche zur Probe dienen könnte, erscheint fremdartig und unzugänglich. So kommt es, dafs die Zeit zum grofsen Theile ihre eigene Production, die Mutter ihr Kind, nicht erkennt, ja von sich stöfst, wiewohl gegenwärtig die neue Erfindung (?) schon angefangen hat, in alle Zweige des Wissens überzuströmen, und allmälig die Dämme zu durchbrechen, welche ihr entgegenstehen." Rec. mufs jedoch die nähere Betrachtung und Würdigung jedes Einzelnen dem denkenden Leser selbst überlassen.

Nachdem sich der Vf. in der angegebenen Weise über den „vor Kurzem hingeschiedenen, von Wenigen erkannten, von Vielen verspotteten und gelästerten Erfinder (?) dieser Philosophie" ausgesprochen hat, geht er weiter zur Auseinandersetzung „des Verhältnisses dieser Philosophie zu den einzelnen Richtungen unserer Zeit, und ihrer Stellung zu den gegebenen, reellen Zweigen der Wissenschaft" über. Das erste, was sich hier, nach des Vfs Meinung, sogleich aufdringt, ist, „dafs man auf den ersten, besten Angriff (?) nicht recht erfährt, wie man mit dieser Philosophie dran ist, und was man an ihr hat, und aus ihr machen soll: ja sie scheint in allen Beziehungen den entgegengesetzten Richtungen unserer Zeit gleichzeitig anzugehören und entgegen zu stehen." Sehen wir nämlich zuerst auf die *Religion*, so begegnet uns sogleich, „dafs wir nicht so schnell dahinter kommen können, zu welcher *Partei* sie eigentlich gehört. Als Vernunftlehre sollte sie es wohl mit dem *Rationalismus*, welcher denselben Namen führt, halten. Allein nach ihrem Inhalte scheint sie vielmehr dem *Supernaturalismus* das Wort zu reden, denn sie sagt es jedem, der bei ihr anfragt, zum Voraus frei heraus, dafs er auf allen ihren dornigen Wegen, nach allen Mühen am Ende doch nichts anderes finden werde, als was in Summe in dem kleinen Katechismus Lutheri befasset sey." (?) Indessen traut ihr auch der Supernaturalismus nicht wegen ihrer gefährlichen Lehren (also doch wohl anderer, als im Katechismus stehen?), ihre Form erregt Verdacht, indem die Vernunft die Lehren der Offenbarung in sich selbst findet und alle Unmittelbarkeit der Offenbarung aufhebt. Durch dies Vernunftverfahren scheint sie sich wieder dem Rationalismus zu nähern, der aber gegen ihre Vermessenheit noch mehr als gegen den Supernaturalismus eingenommen ist, und zwar weil sie den Rationalismus des Obscurantismus, der Blindheit u. s. w. beschuldigt, und von sich behauptet, Gott, wie er in Wahrheit ist, und sich geoffenbart hat, zu erkennen, was jener leugnet. „Hienach bequemt sich die speculative Religionsphilosophie zu keiner Partei, und eben so wenig zu einem billigen Vergleiche zwischen beiden: denn sie protestirt unaufhörlich gegen allen Dualismus und hält die *Einheit* beider für das Heil der Wissenschaft." Wie nun diese Einheit nicht blofs möglich sey, sondern in der Sache selbst liege, übernimmt der Vf. dadurch zu beweisen, dafs er auf Seiten des Supernaturalismus das *Object* (Seyn), auf Seiten des Rationalismus aber das *Subject* (Denken) setzt; und da beide gleich berechtigt und anerkannt sind, also für sich Bestehen haben, sucht er zu zeigen, dafs sie in der That nicht ohne einander seyn können, vielmehr beide beides, und mithin Eins sind. Das aber, wodurch sie Eins sind, nennt er die *Vernunft*, weil diese beide Seiten des Subjectiven und Objectiven eben so aus sich selbst entwickelt, als auch vermittelnd wieder in sich zurücknimmt. Und hieraus erklärt sich dann das Recht wie das Unrecht beider theologischen Systeme. Rec. hat hier nur das Resultat einer ausführlichen, von S. 6 — 13 gehenden Beweisführung angegeben, ohne sich auf die Haltbarkeit und Bündigkeit derselben selbst einlassen zu können. Wundern hat ihn aber in der That doch

doch müssen, dafs der Vf. dadurch, dafs er zwei geistig concreten, ja den concretesten Begriffen, dem Supernaturalismus und Rationalismus, zwei abstracte Begriffe, wie Subject und Object, supponirt, und von diesen beweist, dafs sie auf gewisse Weise Eins sind, dadurch auch glaubt, die Einheit des Supernaturalismus und Rationalismus bewiesen zu haben. So sehr wir auch von der Einheit beider in einem höheren theologischen Systeme überzeugt sind, und die Vernunft selbst als den Grund dieser Einheit anerkennen, so können wir doch nicht glauben, dafs der Rationalist durch diesen Beweis zur Einsicht gelangt sey, wie die Vernunft und Subjectivität in die Sache, oder der Supernaturalist, wie die Sache in die Vernunft komme. Kurz wir halten diesen Beweis für verfehlt, und, abgesehen noch von seinen formellen Mängeln, eher für ein kleines Kunststück der Sophistik, als der wahren Logik. Der Vf. bemerkt S. 4 sehr richtig, dafs mit den leeren, der Sache äufserlichen Demonstrationen des abstracten Verstandes kein Hund hinter dem Ofen hervorgelockt werden könne, sondern statt dessen erscheine der Geist, der stets verneint. Wir müssen sehr bezweifeln, ob auf diese Beweisführung ein andrer als der Geist des Widerspruchs erscheinen werde.

Vom Verhältnisse der *Hegel'schen* Philosophie als Religionsphilosophie zu der besonderen und positiven Religionslehre geht nun der Vf. S. 15 zum Verhältnisse derselben Philosophie als *Staatsphilosophie* zu den bestehenden Systemen der Staatslehre über. Hier zeigt er, dafs die genannte Staatsphilosophie sogleich auf eben solchen Gegensatz, wie in der Theologie, stofse, und mit demselben zu kämpfen habe. „Hier, sagt er selbst, wird die Philosophie dieser Zeit von der liberalen Majorität aller Klassen der *Servilität*, von den Jüngern *Haller's* in allen Potenzen des versteckten *Liberalismus* geziehen." Und in der That verwirft sie auf der einen Seite eben so sehr den liberalen Libertinismus und Demagogismus, als den legitimistischen Absolutismus und Servilismus, wie sie auf der anderen auch wieder die wesentlichsten Elemente aller in sich enthält. „Dennoch aber bestehet die speculative Staatswissenschaft keinesweges in der eklektischen Verbindung beider entgegengesetzten Principien unter deren Beibehaltung, sondern in der Negation beider, wodurch beide zu ihrer Wahrheit kommen, und die schönen Namen, wonach sie sich nennen und womit sie uns unversehens täuschen, ihren wahren Inhalt erhalten. Und dieser Inhalt ist die *Freiheit*, aber die *absolute*, nicht die abstracte. Der irdische Ausdruck dieser Freiheit ist der *Staat*, wie er wirklich ist und wird." Ganz eben so verhält sie sich gegen die sogenannten Staatsprincipien der *Bewegung* (des Vorwärts) und der *Reaction* (des Rückwärts). Weil jene nur in der *Zukunft*, diese in der *Vergangenheit* wurzelt, so vermag sie die Elemente der *Gegenwart* zu würdigen — d. h. die wahre *Mitte* zu halten; und dies ist wieder derjenige Punkt, in welchem die Staatsphilosophie die Extreme wahrhaft vermittelt. Aus dem Gesagten aber folgt auch, dafs sie als Wissenschaft eben so gegen das *historische* Princip, als gegen das des beweglichen Gedankens protestiren mufs. Der Vf. hat sich auch hier wieder die Mühe genommen, noch weiter in das Einzelne dieser Richtungen einzugehen, und damit viel Wahres und Beherzigungswerthes zu sagen, was in der Schrift selbst nachgelesen werden mufs. Rec. kann indessen nicht unterlassen, dem Gesagten noch eine Bemerkung anzuschliefsen. Der Vf. sagt nämlich S. 23: „Das *gegebene* organische Princip alles Rechts und aller fortschreitenden Rechtsentwickelung ist nichts anderes, als das *ius non scriptum*, welches näher betrachtet *Sitte ist*, und theils allgemein als *ius gentium*, *consensus gentium*, theils particulär, — *ländlich*, *sittlich*, — sich erweiset. Die Sitte ist das in Aller Herzen geschriebene Gesetz, die Einheit der beiden wesentlichen Momente des Rechts. Die Sitte ist hiemit das angeborne Recht, oder das gegebene historische Princip des Rechts, welches wir unmittelbar vorfinden, und nicht erst machen können. In so fern ist sie das *Erste* und *Letzte*." Wenn man nun nach dieser Ansicht den sittlichen Inhalt wissenschaftlich entwickeln wollte, so würde doch nothwendig der Anfang gemacht werden müssen mit der Ethik, als der Wissenschaft der unmittelbaren Sittlichkeit, oder der natürlichen Einheit von Moral und Recht. Wie sich diese ursprünglich concrete Sittlichkeit aber in der Wirklichkeit in die beiden Extreme eines Gegensatzes, nämlich in die abstracte Moral und in das concrete Recht aufhebt, so folgen aus dieser Entzweiung und Entgegensetzung auch nothwendig die beiden, einander wie Subjectives und Objectives entgegengesetzen Wissenschaften, nämlich die Moral- und Rechtsphilosophie. Die wahre und vollkommene Sittlichkeit geht aber erst aus der Vermittelung beider im Staate hervor, und damit die Staatsphilosophie. Diesen naturgemäfsen und vom Vf. angedeuteten Entwickelungsgang der Sittlichkeit und der Wissenschaft beachtet letzterer aber nicht weiter, — weil er im Widerspruche mit der *Hegel'schen* allgemeinen Staatswissenschaft steht, welche das ganze Gebiet des Sittlichen nur in drei Theile, in die Rechts-, Moral- und Staatsphilosophie abtheilt, und die auch der Vf. zuletzt für die richtige hält. Auf diese Weise kann ein Lieblingssystem den natürlichen Blick des eigenen Genius für das Bessere trüben und verrücken! Freilich führt unsere angegebene Viertheilung des sittlichen Inhalts auf eine Quadruplicität in der Triplicität, was mit dem *Hegel*schen System nicht wohl stimmen will. Doch wir kommen auf diesen wichtigen Punkt weiter unten noch einmal zurück.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1833.

PHILOSOPHIE.

Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Hegel und seine Zeit. Mit Rücksicht auf Göthe* — — von *Karl Friedrich Göschel* u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr. 1.*)

Aus dem Gebiete der Freiheit oder des Rechts und Staats wendet sich der Vf. zu dem der *Natur*, als dem Gegensatze der Freiheit. Auch hier ist es nicht schwer zu zeigen, in welchem Widerspruche sich die Naturphilosophie (die *Hegel'sche*) mit der gewöhnlichen Naturwissenschaft befindet. Auf der einen Seite beschuldigt man sie des *Empirismus*, weil sie alle subjectiven Einfälle und Hypothesen verwirft, und desto mehr Gewicht legt auf Beobachtung der Natur bis zu ihren Urphänomenen; auf der anderen aber wieder des *Formalismus*, weil sie in der Natur das Denken und die Denkgesetze erkennend, in der speculativen Behandlung der Naturerscheinungen nach bestimmten Kategorien oder Denkbestimmungen verfährt, und auf diese Weise „ein alles Leben tödtendes *prosaisches Einerlei*" hervorbringen soll. Aber ebenso muss sie sich auch der *poetischen Schwindelei* und Träumerei, wie des altväterischen Obscurantismus beschuldigen lassen, weil sie wieder Ansichten in der Naturbetrachtung geltend macht, welche als veraltet längst abgelegt sind, z. B. die Lehre von den vier Elementen, von der Geocentricität im System der Himmelskörper, von der Entstehung der Farben, vom Magnetismus, Elektricität u. dergl. m. Selbst das natürliche und gefühlvolle Bewufstseyn wird verletzt durch die allgemeine Ansicht von der Natur, dafs so schön sie auch immer sey, so viel Unschuld auf ihren einzelnen Gebilden ruhe, dennoch dies Alles nur ein ängstliches Harren und Seufzen der vergänglichen Kreatur ausdrücke, kurz dafs in der normalen Gesundheit aller Naturerscheinungen die Krankheit zum Tode liege, weil nämlich Alles in der Natur sich zum Leben und Daseyn des Geistes hindrängt, und darum der Mensch erst das wahre Centrum der Welt ist. — Es ist Rec. hier nicht vergönnt, weder den Grund oder Ungrund dieser Ansichten, noch der Einwendungen dagegen aufzudecken; er folgt deshalb dem Vf. zum Verhalten der *Hegel'schen* Philosophie zur *Arzeneiwissenschaft*. Zunächst bemerkt der Vf. S. 29, dafs die verschiedenen Parteien der Aerzte nicht wüfsten, was sie von dieser Philosophie halten sollten. Sie verschmäht es, nur allopathisch oder homöopatisch gesinnt seyn zu wollen; sie dringt statt dessen auf Abstraction von allen bisherigen, besonderen empirischen Systemen, und fordert zur begriffsmäfsigen oder denkenden Auffassung des lebendigen Organismus nicht nur und seines Krankheitsprocesses, sondern auch des dadurch bedingten Heilmittels auf. Auch hier, wie früher, macht der Vf. einen Versuch darzulegen, auf welche Weise dies geschehen könne, und schliefst mit dem Resultate, dafs alle Heilung sowohl *homöobiotisch* als *homöopatisch* sey. Wir zweifeln jedoch, ob des Vfs dialektische Begründung dieser Wissenschaft in Allem verstanden und als richtig befunden werden wird; am meisten dürften sich die Homöopathen sträuben, des Vfs Auffassungsweise ihrer Kunst und Wissenschaft für die ihrige zu halten. Nach dieser Begründung wendet sich der Vf. S. 33. „vom kranken Leben zum todten, zu den abstrusesten und dennoch gangbarsten aller Geistesthätigkeiten, zur *Mathematik*, die wir erst beleben müssen, indem wir sie anwenden, womit wir zu ihrem Gegenstande etwas hinzuthun, was er selbst nicht ist." Es ist allerdings bekannt, wie hart oft *Hegel* über die Mathematik als einer abstracten Verstandeswissenschaft geurtheilt hat. Der Hauptgrund, der ihn zu solchem Urtheil bestimmte, ist der, dafs die Mathematik sich selbst und ihre gemeinsten Begriffe, z. B. die Gröfse, sowohl die discrete, als die stetige, womit sie es zu thun hat, nicht begreife und verstehe; nicht den begriffsmäfsigen Uebergang der Quantität in die Qualität und umgekehrt, so wie den Grund der lebendigen Atomistik der discreten Gröfse, worauf doch alles Rechnen beruht u. dergl. m. einsehe, mithin selbst auch kein wahres Wissen sey. Alles dies berührt der Vf. und macht dadurch klar, in welchem Verhältnisse sich die *Hegel'sche* Philosophie zur Mathematik befindet.

Auch das Verhältnifs dieser Philosophie zur *Philologie*, ist wie der Vf. von S. 35 zeigt, nicht das beste. Denn jemehr jene sich gegen alle minutiöse Mikrologie, gegen den Particularismus des Partikelwesens und dergl. Aeufserlichkeiten der Sprache erklärt, und dagegen auf den Geist, auf das Logische, kurz auf das *Leben des Wortes* und des Sprachgeistes, als auf die Wahrheit der Sprache, so wie auf die Form dieser Wahrheit hinweist, desto leichter ist es, ihr selbst und ihrem sprachlichen Verfahren den Vorwurf der Ungründlichkeit und altpedantischen Spracheinseitigkeit, ja des bekannten Schulrealismus zu machen. Aber ohne Grund, weil sie eben, aller Einseitigkeit abgeneigt, historische Gelehr-

lehrsamkeit mit freier Wissenschaftlichkeit auch in der Philologie zu höherer Einheit vermittelt wissen will. Wir können indessen nicht unbemerkt lassen, dafs *Hegel*, so tiefe Blicke er auch immer in das Wesen der Sprache und besonders in das unsrer Muttersprache gethan hat, doch wohl nicht den Sprachgeist in seinen allgemeinen und besonderen Formen, überhaupt wohl nicht die Idee einer speculativen Sprachwissenschaft gefafst haben möchte. Daher seine Polemik gegen die Philologie zunächst mehr die äufseren Auswüchse derselben trifft; und selbst die vom Vf. S. 36 angeführte Stelle aus *Hegel's* Encyklopädie dürfte die eben ausgesprochene Ansicht für den tieferen Sprachforscher eher bestätigen als widerlegen. In der That kann Rec. nicht wünschen, dafs eine speculative Sprachwissenschaft sich die in der angezogenen Stelle angedeuteten logischen Untersuchungen zur Aufgabe und am wenigsten zum alleinigen Gegenstande mache. *Hegel* legt, nach seinen dialektischen Grundsätzen, bekanntlich viel Gewicht auf solche Ausdrücke in unsrer Sprache, welche eine entgegengesetzte, positive und negative Bedeutung haben; der Vf. hat daher in einer Anmerkung S. 36 eine nicht geringe Anzahl derselben zusammengebracht, z. B. aufheben, aufgeben, aufgehen, entstehen, verstehen, versagen, versprechen, versehen, verwesen, verhören, verabreden, Gift, vergeben, schenken u. a. m. Wir müssen es dem Leser überlassen, sowohl den Grund dieser entgegengesetzten Bedeutung selbst aufzusuchen, als auch das Wahre vom Falschen in diesem Wortregister zu unterscheiden.

„Auch die *Geschichte*, sagt unser Vf. weiterhin S. 37 will mit der spekulativen Philosophie nichts zu schaffen haben. Ihr Gebiet ist die *Freiheit*, und die Philosophie dringt ihr eine *Nothwendigkeit* auf, wonach alle Entwickelung an drei Momente gebannt wird, an ein orientalisches, griechisches und römisches, und germanisches Menschenleben." Der Vf. führt nur diesen einen Grund an, *Hegel's* Lehre enthält aber deren noch viel mehrere. Wir erinnern nur an ihren Kampf sowohl gegen die realistischen als auch idealistischen (objectiven und subjectiven) Historiker, denen sie das Bild einer wahrhaft objectiven Geschichte, die Einheit von Freiheit und Nothwendigkeit vorhält.

Nachdem nun der Vf. die *Hegel'sche* Philosophie im Verhältnisse zu den obigen Wissenschaften gezeigt hat, sucht er auch ihr Verhältnifs zu den andern *Philosophien* zu ermitteln. Hier macht derselbe S. 38. nur darauf aufmerksam, dafs diese Philosophie, weil sie alle anderen in sich aufzunehmen, jeder in ihrem Systeme eine bestimmte Stelle anzuweisen, und somit einerseits selbige zu bewahrheiten, andrerseits sich selbst über alle zu stellen, und gegen dieselben abzuschliefsen strebt, sich des *Eklekticismus*, so wie einer *stolzen Anmafsung* und *äufseren Abgeschlossenheit* zeihen lassen mufs. Von Anderen, die selbst ohne allen Begriff einer wahren Vernunftwissenschaft, ein unbefugtes Dreinsprechen nicht lassen können, wird sie in einem Odem des *Mysticismus* und *Scholasticismus* beschuldigt; so wie sie denn auch Bestimmungen genug enthält, weshalb sie von den Einen für *Realismus*, von den Anderen für *Idealismus* gehalten wird. Am häufigsten aber läfst sich von Philosophen und Nichtphilosophen über sie die Meinung vernehmen, dafs sie *Pantheismus* und *Atheismus* sey. Jeder hat Recht und Unrecht, je nach dem subjectiven Standpunkte der Urtheilenden. Der Vf. deutet dies auch nur alles an, um zum Schlusse dieses Kapitels zu kommen, worin er uns die *Hegel'sche* Philosophie in ihrem Verhältnisse zur *allgemeinen Bildung* der Zeit darstellt. „Denn diese, heifst es S. 39, enthält, als solche, das allgemein philosophische Bewufstseyn der Zeit, welches hiemit von dem philosophischen Höhepunkte der Zeit sich so unterscheidet, dafs dieser als die Wahrheit jenes allgemeinen Bewufstseyns sich erweiset." Sehr treffend bezeichnet darauf der Vf. die Zerrissenheit und den Zwiespalt, in welchem sich dieses allgemeine Bewufstseyn gegenwärtig befindet, so wie auch die Ursache des letztern, welche er darein setzt, dafs durch die Reflexion des Verstandes die Subjectivität sich der Objectivität der Welt als einem Anderen entgegengestellt habe, und nur noch im Gefühle jene ursprüngliche Einheit beider Seiten eines Ganzen sich geltend mache. Aber auch die zur Herrschaft gelangte Subjectivität, aus der erst vor nicht geraumer Zeit die neuere Philosophie sich erhoben, hat durch die Verkennung des Objectiven ihre eigene Ohnmacht und Beschränktheit in der Ironie zu erkennen gegeben, womit sie ihre eigenen Schöpfungen, besonders auf dem Gebiete der Kunst behandelt und vernichtet. „Am deutlichsten, heifst es S. 40, erweiset sich die allgemeine Bildung unserer Zeiten in der allgemeinen Literatur, welche als allgemein in der *Poesie* sich offenbart. Hier sehen wir die unterschiedensten Stufen der Subjectivität theils freundlich neben, theils im Streite gegen einander sich bewegen. Die höchste Spitze der Subjectivität, welche hiemit den Uebergang zur Objectivität bildet, ist die *Ironie*, welche als die Spitze der Subjectivität schon ihr Gegentheil ist. Sie ist auch die Spitze der allgemeinen Bildung, welche gegenwärtig sich behauptet, der Gipfel der neuesten Poesie. Der Grundgedanke der Kunstepoche unserer Zeit aber ist, dafs die Form (Gestalt, Negation) nothwendige Bedingung des Daseyns sey, aber auch jede Form, als solche, dem Inhalte, den sie darzustellen habe, Abbruch thue. Denn der Inhalt aller Poesie ist das *Absolute* (Idee), das sie zur Gestalt bringt, welche sie aus dem Absoluten selbst nimmt. Ihren vollen Inhalt findet daher die Poesie im *Cultus*, von welchem auf alle Gattungen und Stufen der Poesie der Schein als schön zurückfällt u. s. w." Als Vollendung obiger Ironie des Subjects über sich selbst, und mithin auch als Anfang der wahren (objectiven) Kunstgestaltung betrachtet der Vf. denjenigen (dritten) Moment, wo Inhalt und Form zur Einheit kommen, aber nicht wieder nur zu einer

einer äufserlichen, sondern solchen, wo die Form aus dem Inhalte und umgekehrt der Inhalt durch die Form producirt, mithin erst die Wahrheit des Gegenstandes dargestellt wird. „Dieses zeigt sich auch in unserer Zeit auf das Erfreulichste in aller wirklichen Poesie, deren Theorie hinter der Praxis zurückbleibt." Indem der Vf. durch die Betrachtung des Kunstgeistes unserer Zeit eigentlich nur auf das Verhältnifs der *Hegel'schen* Philosophie, welche als Kunstphilosophie mit den geläufigen subjectiven Kunstansichten im Widerspruche steht, und gegen diese die wahre Kunstwissenschaft geltend macht, so wie auf den wirksamen Einflufs derselben hinweist, dringt es sich ihm auch auf, dafs *Hegel* in der Kunst eigentlich einen und denselben Zweck mit seinem grofsen Zeitgenossen, mit *Göthe* verfolge, aber auch ein gleiches Schicksal mit ihm theile, nämlich einer kühlen Nüchternheit geziehen zu werden. „Wirklich, fügt der Vf. S. 46 hinzu, haben in den beiden Koryphäen der letzt vergangenen Zeit Poesie und Philosophie sich die Hände gereicht, die Versöhnung zwischen Inhalt und Form zu feiern. Die Philosophie stimmt ein, wenn die Poesie singt: Denke, dafs die Gunst der Musen Unvergängliches verheifst, den *Gehalt* in vollem Busen und die *Form* im reichen Geist." —

Der Vf. hat sich bis hieher in seiner Zeit, und namentlich auf den Gebieten der Wissenschaft und Kunst mit der Absicht *umgesehen* (eine „Umsicht" *gehalten*), um das Verhalten der *Hegel'schen* Philosophie zu ihrer Zeit und umgekehrt zu ermitteln. Jetzt geht er (S. 50) im zweiten Kapitel zur „*Einsicht*" über, d. h. er will die genannte Philosophie nicht blos in ihrem äufseren Seyn und Verhalten, sondern auch in ihrem inneren Wesen und Walten betrachten, um dadurch zu zeigen, was an ihr selbst sey, und was die Zeit an ihr habe. Darin liegt also der Grund, weshalb er die *Hegel'sche* Philosophie „nach ihren wesentlichen Grundzügen oder nach ihren zu Tage liegenden allgemeinsten Elementen und Resultaten" zur Kenntnifs bringen will. Zunächst weist er nun wieder darauf hin, dafs sich die Wenigsten grade um die Werkstätte solcher Philosophie bekümmern und nur gleich die Früchte sehen und geniefsen wollen. So verfahren besonders die eigentlichen *Praktiker* oder Geschäftsmänner. Diese wollen im Grunde nur die Anwendung, nicht die Philosophie als solche. „Zwar, sagt der Vf. S. 52, ist es ein ungeheurer Irrthum (?), wenn das Wissen, die *Conditio sine qua non* alles bewufsten Thuns, wenn die Wissenschaft, die höchste alles Thun umfassende Thätigkeit des Geistes, des Nichtsthuns geziehen und zur Praxis verwiesen wird; und der Irrthum verdoppelt sich, wenn die Philosophie zur Magd der Hand und des Handelns, damit das Denken und Erkennen zum Dienste des *Lebens* herabgesetzt wird. Aber (!) in diesem doppelten Irrthume, welcher das Verhältnifs verkehrt, liegt auch die doppelte Wahrheit, dafs das Denken, indem es dem Leben dient, als *Princip* des Lebens sich erweiset und hiermit das *Regiment* und Primat behauptet, zugleich auch als *Anfang* nur im Fortgange sich bewährt; daher es im Handeln zur Differenz treten mufs, aus welcher es erst wieder zu sich selbst kommt, indem es seine Aeufserung als ein Moment an *ihm* selbst erkennt, womit der Gegensatz zwischen Denken und Handeln aufgehoben ist." Wenn sich nun aber dieses so verhält; so dürfte auch der gerügte Irrthum nicht so gar grofs, ja wohl gar keiner seyn; denn sonst begriffe man nicht, wie ein Irrthum als solcher noch Wahrheit enthalten könne. Der Vf. legt übrigens im Folgenden selbst keinen Werth weiter auf diesen Irrthum. Dafs er sich aber mit demselben eigentlich in einem Widerspruche mit sich selbst und der *Hegel'schen* Philosophie befinde, ist nicht schwer zu erweisen, und es ist bemerkenswerth, dafs er im Folgenden durch alle Dialektik nicht aus demselben herauskommen kann. S. 55 sagt er von der Philosophie, dafs sie es mit „dem *Gedanken* und dessen *Gebrauch*" zu thun habe. „Indem aber die Philosophie im Allgemeinen als der Gebrauch der Gedanken definirt wird, ist schon vorausgesetzt, dafs der Gedanke eben nur Werkzeug ist, mit dem man die Dinge betrachtet, die Form, in welcher sie erscheinen. Diese Voraussetzung ist aber eigentlich der Philosophie zuwider, denn sie soll nichts Gegebenes voraussetzen, vielmehr davon abstrahiren, bis sie es selbst findet, oder mit anderen Worten, sie soll das Unmittelbare vermitteln" (welcher Grund!). Das Ebengesagte so wie das Folgende nöthigt Rec., hier nochmals mit einigen Worten des Einseitigen und Halbwahren des Begriffs der *Abstraction* zu gedenken. Der Vf. sagt, die Philosophie soll „nichts Gegebenes voraussetzen, vielmehr davon abstrahiren, bis sie es selbst findet." Dies Finden ist entweder ganz unmöglich, sobald in der That vom Gegebenen abstrahirt wird, oder nur eine optische Täuschung, ein Betrug, indem das, was die eine Hand weggeworfen hat, die andere wieder aufhebt, und man dies Aufheben nun ein Finden nennt. Ferner fügt der Vf. hinzu: „*oder* mit anderen Worten: sie soll das Unmittelbare vermitteln." Hier ist eben so wenig zu begreifen, wie Abstrahiren von einem unmittelbar Gegebenen gleich seyn kann dem Vermitteln desselben, und doch sprichts der Vf. in dem „Oder" aus. Wer von widerstreitenden Parteien abstrahirt, absieht, thut, wenn auch nicht das Gegentheil der Vermittelung, so doch wahrlich nichts, den Widerstreit aufzuheben. Wie wichtig aber dem Vf. der Begriff der Abstraction sey, beweist er darin, dafs er die Einleitung in das eigentliche System nach dreien Kapiteln: der *Abstraction*, der *Negation* und der *Triplicität der Kategorien* abhandelt. In Beziehung auf die Abstraction ist noch folgende Aeufserung des Vfs wichtig. S. 57 heifst es nämlich: „Das Erste ist die *Abstraction* von dem Unmittelbargegebenen, aber ohne vom Inhalte zu abstrahiren." Hieraus ergiebt sich klar, dafs es mit dieser Abstraction selbst nicht so ernstlich gemeint ist, dafs sie eigentlich nur eine *halbe* ist: denn sie soll nur von der

Form,

Form, nicht auch vom Inhalte abstrahiren. Wie dies aber möglich sey, wie ein form- und unterschiedsloser Inhalt, wenn er auch wirklich zu fassen wäre, was er nicht ist, vermittelt werden könne, vermag Rec. nicht zu sagen. Weiter wird diese Vermittelung *Denken* genannt, „die Vollendung des Denkens aber ist die Philosophie, welche zum Behufe der Vermittelung von *allem* Unmittelbaren abstrahirt. Es ist dies das Härteste, was dem Menschen zugemuthet werden kann (freilich! es ist mehr als die Verzweifelung an Allem!), aber auch das, wornach er immer wieder von neuem verlangt, weil er auf den Grund kommen, und von seiner Entzweiung genesen will." Ob der mit sich selbst Entzweite wirklich immer nach diesem Heilmittel Verlangen hat, und durch dasselbe geheilt werden kann, dürfte weder die Erfahrung noch die Vernunft des Menschen bejahen. Um das Kapitel von der Abstraction zu vollenden, fügen wir noch des Vfs Worte S. 59 hinzu: „Nur durch diese Abstraction, sagt er, erlangt der Mensch die Freiheit, nämlich die Freiheit von dem Gegebenen als eines *Fremden* (!). Die nähere Bestimmung dieser Abstraction ist aber, daſs sie den Inhalt nicht daran giebt, welcher das Denken selbst ist, dadurch gelangen wir zur positiven Freiheit." Auch hier ist es nach der Darstellung völlig unbegreiflich, wie der formlose Inhalt des Unmittelbaren mit einem Male das Denken selbst seyn kann, so daſs Inhalt und Denken Eins sind, und aus dieser Einheit die Freiheit resultirt. Rec. kann nach dem, was er bereits über das Einseitige und Halbwahre des Begriffs der Abstraction gesagt hat, hier nicht ausführlicher seyn, er hofft es an einem anderen Ort seyn zu können. Der Miſsbrauch dieser und anderer Begriffe in der neueren Philosophie ist augenfällig.

Nach dieser Betrachtung der Abstraction, als erster Stufe zur eigentlichen Speculation, geht der Vf. zum zweiten Hauptstück, zur *Negation* über, deren Begriffe wir sofort als zweite Stufe oder auch als zweite nothwendige Bedingung des speculativen Denkens anzusehen haben. Von dieser zeigt er, daſs sie im Grunde nichts anders als die Abstraction selbst ist, indem diese nicht blos von ihrem Gegenstande abstrahirt, sondern sein Seyn auch zugleich negirt, und damit auch Negation ist. Deshalb ist denn auch das mit dem Denken identische Seyn das Negative (das Nichts) selbst; aus dem Einsseyn beider aber geht die *Immanenz* des negativen Denkens hervor. „Daher, heiſst es S. 60, liegt im Begriffe der *immanenten Negation* der Hebel der speculativen Dialektik; denn die Dialektik besteht in der Negativität der Aufhebung (?), und die Speculation in der Aufbewahrung des Inhalts (?). In der Negation liegt mithin der Schlüssel zum Verständnisse dieser Philosophie, der Puls und Herzschlag ihres eigenen Lebens. Subjectiv ausgedrückt ist aber die Negation allerdings nichts anders als der *Verstand*; sie ist es, wodurch die Vernunft, die ruhende Einheit, zu Verstande kommt, sie ist es aber auch, wodurch der Verstand wieder zur Vernunft kommt, zur vermittelten Einheit; in jener Beziehung ist sie Dialektik, in dieser Speculation." Dies sucht der Vf. in seiner Schrift noch umständlicher zu entwickeln, und damit zugleich auch die neue Bestimmung der Negation zu verbinden, daſs nämlich das Negiren auch ein *Differenciren* (Unterschiede setzen) sey. „Denn die Negation, heiſst es in dieser Beziehung, ist nicht allein der Grund, woraus alle Differenz, mithin die *Zwei* hervorgeht, sondern sie ist auch, indem sie auch hiebei noch nicht stehen bleibt, der einzige Grund, welcher die Differenz selbst wieder negirt und aufhebt. Denn es liegt in der Negation (?), daſs die Zwei nicht blos Zwei ist, sondern zur Einheit zurückstrebt, und hiemit ist das dritte Hauptstück: die *Triplicität der Kategorien* eingeleitet, — die Triplicität aller Bestimmungen des Seyns und Denkens, welche in sofern als Quadruplicität erscheint, als das mittelste Glied in der Differenz besteht, welche wieder zwei Glieder bildet, so wie sich denn auch die übrigen Zahlen daraus entwickeln. Immer liegt aber die *Drei* zum Grunde." Merkwürdig ist hier zunächst die Anerkennung der dialektischen Quadruplicität in der Triplicität, welche vom *Hegel'schen* Systeme weder beobachtet, noch in Ausführung gebracht ist; ja nach des Rec. Ansicht mit der *Hegelschen* Dialektik im Widerspruche steht. Der Vf. scheint dies letztere noch nicht eingesehen zu haben; wir bemerken dies nur und glauben, daſs seine Ansicht, obgleich der strengen *Hegel'schen* Triplicität entgegen, die richtige ist. Durch die Grundlegung dieser drei Vorstufen hat nun der Vf. erst eigentlich den Zugang zum *Hegel'schen* Systeme selbst gebahnt, und steht, kann man sagen, im Eingange desselben selbst schon.

(*Der Beschluſs folgt.*)

SCHÖNE LITERATUR.

Hamburg, b. Nestler u. Melle: *Hildrian*, ein Sommermährchen in sechs Gesängen, und die *Bittschrift*, zwei poetische Erzählungen mit Bildern von *K. G. Prätzel*. 1831. 176 S. 12. (1 Rthlr.)

Leichte, locker zusammenhängende Dichtung und anmuthige Verse. Das erste Gedicht, ein Mährchen hat ergetzliche Situationen, das zweite, einzelne rührende Stellen; doch ist jenes nicht frei vom Fratzenhaften, dieses vermischt im Schlusse das Tragische etwas unpassend mit dem Naiven.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1833.

PHILOSOPHIE.

Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Hegel und seine Zeit. Mit Rücksicht auf Göthe* — — von *Karl Friedrich Göschel* u. s. w.

(*Beschluss von Nr. 2.*)

Obgleich hier nicht der Ort dazu ist, des Vfs Darstellung des *Hegel'schen* Systems zu referiren und kritisch zu begleiten, so kann Rec. doch nicht unterlassen, wenigstens dem Eingang dieser Darstellung, ihrer Wichtigkeit und Seltsamkeit wegen, eine größere Aufmerksamkeit zu schenken. Er hält sich auch hier durchaus nur an des Vfs Worte S. 66: „Das Erste, heifst es hier, war die Abstraction, womit alles Gegebene um deswillen negirt wird, weil es unvermittelt ist, so dafs das Subject nicht weifs, wie es dazu kommt (?). Aber was bleibt nun übrig, das ist die erste Frage, wenn von *allen* gegebenen Bestimmungen des Seyns und Denkens abstrahirt wird? Die erste Antwort ist: — *Nichts*. Und was ist mit Nichts anzufangen? aus Nichts wird Nichts?" Jedem mufs die Naivität dieser Fragen und Antworten auffallen, so wie weiter einleuchten, dafs so nicht eigentlich auf dem Standpunkte der *Hegel'schen*, sondern von Hegel verworfenen subjectiven Verstandeslogik gedacht und räsonnirt werden kann. Vielleicht aber begegnete *Hegeln* an dieser Stelle selbst so etwas. Doch zum näheren Verständnifs; „Wenn wir, fährt der Vf. fort, vor dem Nichts, das übrig blieb, gedankenlos stehen, als sey es Nichts, so kann freylich nichts herauskommen. Das Nichts also, das nach dieser Abstraction übrig bleibt, ist näher *nichts Gegebenes*. Wir abstrahirten von allen gegebenen Bestimmungen; mithin bleibt Nicht-Bestimmtes, Unbestimmtes." Das Spiel mit der bald absolut, bald relativ gesetzten Abstraction tritt hier in seiner ganzen Klarheit hervor. Einmal wird gesagt, nach der Abstraction von gegebenen Bestimmungen bleibe „nichts Gegebenes" übrig; weil alles Unmittelbare aufgegeben ist, und das Resultat in Wahrheit Nichts d. h. kein Unmittelbares ist. Sogleich aber wird auch wieder ohne allen Gedankenzusammenhang hinzugefügt, weil „*nur* von allen gegebenen Bestimmungen abstrahirt wird, bleibt „Nicht-Bestimmtes, Unbestimmtes" übrig; diefs letztere aber kann unmöglich *gleich* Nichts seyn, weil der Ueberrest hier nicht absolutes Nichts, sondern das Zubestimmende, das Substrat oder Substanz ist." Hienach leuchtet nicht nur die Verschiedenheit von Nichts und Nicht-Bestimmtes, sondern auch diefs ein, dafs nach dieser Darstellungsweise Nichts und Seyn (Unbestimmtes) nicht *Eins* seyn kann, worauf es doch eigentlich hinauskommen soll. Ferner fügt der Vf. dem Gesagten noch Folgendes hinzu: „Was bestimmt ist, ist etwas, was nicht bestimmt ist, ist nicht etwas. Und hiemit stimmt auch die Sprache überein: Nichts = Nicht etwas." Keineswegs! Das unbestimmte Ding schlechthin heifst dem deutschen Denken und Sprechen gemäfs *Seyn*, und sein kürzerer *substantiver* Ausdruck *Es*. Die Negation dieses unbestimmten Dinges selbst aber überhaupt *Nichtseyn*, oder einfach substantiv *Nicht-Es* oder *Nichts*. Davon durchaus verschieden ist *Etwas* und *Nicht-Etwas*; beide beziehen sich, wie hier in der That der Sprachausdruck anzeigt, aufs *Wesen*, eine höhere Kategorie als Seyn. Zum Wesen aber kommt das unbestimmte Seyn erst durchs *bestimmte* Seyn, d. h. überhaupt durchs *Daseyn*, und substantive ausgedrückt, durch *Das* = *Da-Es* (bestimmter Artikel), worauf sich, wie jeder von selbst weifs, das *Was* oder substantiv gefafste *Wesen* bezieht. Etwas = Es-Was drückt mithin den Gedanken des *unbestimmten* Wesens und nicht des Seyns aus. Weiterhin sucht nun der Vf. zu zeigen, dafs wenn man von allen Bestimmungen (!) des Seyns und Denkens abstrahirt, reines Seyn und reines Denken übrig bleibt. „Die gegebene (?) Bestimmung des Seyns überhaupt aber ist *objectiv*, die Bestimmung des Denkens *Subjectivität*: indem von diesen beiden Bestimmungen als gegebene abstrahirt wird, fällt Seyn und Denken zusammen (?), weil nunmehr jenes noch nicht objectiv, dieses noch nicht subjectiv ist, mithin das, was beide trennte, nicht mehr im Wege steht (!). Mithin ist Nichts = Seyn, und Seyn = Denken." Welche logischen Sprünge und Widersprüche! Es ist uns leider hier nicht gestattet, diese wunderlichen Figuren der Abstraction noch näher zu beleuchten; die allgemeine Bemerkung können wir indessen nicht unterdrücken, dafs, unserer Ueberzeugung nach, nicht blofs des Vfs, sondern auch *Hegel's* speculative Dialektik und Grammatik gerade hier im Anfange und Eingange des Systems am wenigsten befriedigen, überhaupt schwach zu seyn scheinen, und im Laufe der Zeit wohl noch grofse Verwandlungen und Verbesserungen zu erfahren haben werden. — Im Folgenden erfüllt nun der Vf. durch eine freye Entwickelung des *Hegel'schen* Systems, wie es in der Encyklopädie *Hegel's* enthalten, sein Versprechen, nämlich zu zeigen, was an diesem Systeme sey, und was die Welt an ihm habe. Wir übergehen diese

Entwickelung und heben zum Schlusse dieses zweiten Kapitels nur noch eine merkwürdige, Manchen vielleicht überraschende Stelle heraus. Am Ende des logischen Theils nämlich, wo sich die Logik selbst als Theologie zu erkennen giebt, heifst es S. 74 ff. „Indem Gott die Idee und nichts als diese absolute (in der Logik dargestellte) Idee ist, erhebt sich alsbald von allen Seiten der Vorwurf, als wenn die speculative Philosophie die Persönlichkeit Gottes leugne oder verliere, mit einem Schattenbilde sich abfinde oder selbst täusche, und statt des lebendigen Gottes — die Idee auf den Thron setze. Aber was ist denn diese Idee anders, als — die *Persönlichkeit* Gottes? Gott ist so gewifs Person, als er die absolute Idee selbst ist." Der Unterschied dieser Persönlichkeit und der des religiösen Gefühls und Glaubens, so wie noch mehr des abstracten Verstandes leuchtet von selbst ein. Besonders dem letzteren könnte man die Aufgabe stellen, über den augenfälligen Widerspruch seiner göttlichen Persönlichkeit, als eines an sich leeren und höchstens anthromorphistisch vorgestellten Abstractums, mit der unendlich erfüllten oder concreten des dargestellten Systems weiter nachzudenken, aber nicht blofs nachzudenken, sondern denselben auch auf eine die denkende Vernunft befriedigende Weise zu lösen.

Das dritte Kapitel der allgemeinen Betrachtung über *Hegel* und seine Zeit (von S. 90 bis 126) ist überschrieben: „*Zur Aussicht*." Wir gestehen, dafs diese Ueberschrift, dem Vorigen zufolge, zu andern Erwartungen veranlassen und berechtigen kann, als hier wirklich erfüllt werden. Denn was lag näher, als nun vom Standpunkte der dargestellten Philosophie aus ihre Zukunft ahnungsvoll und gleichsam weissagend anzudeuten? Statt solcher, wenn man will prophetischen Visionen, führt er aber fort, streitend für den heiligen Boden des dahin geschiedenen Meisters, noch mehrere als ungerecht und unbefugt dargestellte Angriffe und Vorwürfe seine Gegner zurückzuweisen, und Gelegenheit zu nehmen, über wichtige Punkte der bekannten Philosophie sich verständlich zu machen. Demgemäfs würden wir den gröfseren Theil dieses Kapitels wenigstens bis S. 112 noch als Fortsetzung des ersten ansehen müssen. Als besondere Hindernisse für die Entwickelung der neuesten Philosophie führt der Vf. noch namentlich an: die subjective Unruhe des modernen Bewufstseyns, das Vorurtheil von der Sache noch ehe man sie kennt u. dergl. m. Er selbst äufsert sich hierüber so S. 92: „Es liegt in der Ungeduld und Unruhe des modernen Bewufstseyns, den stetigen Gang des Gedankens zu unterbrechen, der gemessenen Fortbewegung der Idee vorauszueilen und in die Rede zu fallen: es mag daher jetzt, wo die Philosophie ihren Stand- und Höhepunkt erreicht hat, an der Zeit seyn, darauf einzugehen, und in die Zeit sich zu schicken. Wenn die Philosophie in sich selbst zur Ruhe gekommen, und der Wahrheit, als ihres Eigenthums gewifs geworden ist, ziemt es ihr wohl, in das Gespräch des Tages sich zu mischen, um dem Verständnisse von mehreren Seiten, wie sie sich zufällig ergeben, zu Hülfe zu kommen, überall aber den Kernpunkt von neuem ins Licht zu stellen u. s. w." Ausführlich und lehrreich verbreitet sich dann der Vf. über das unmittelbare oder natürliche Denken in seinen Verhalten zum speculativen und zur speculativen Philosophie. Er rügt es, dafs unsere noch meist im rein Subjectiven befangene Zeit die Form auf Kosten des Inhalts festhalte und geltend mache, da doch dem wahren Denken gemäfs das Umgekehrte das rechte sey. Auch findet sich der Vf. bewogen, nochmals über die bekannte Identität des Seyns und Denkens und über die Einwürfe dagegen sich zu verbreiten; so wie es ihm auch wichtig schien, die Einwendungen zu entkräften, welche gegen den *Hegel*'schen Satz: dafs alles Wirkliche vernünftig, und das Vernünftige wirklich sey, gemacht worden; wobey er Gelegenheit hat, sich ausführlich über das Wirkliche oder Nothwendige und über das Zufällige zu verbreiten. S. 108 heifst es weiter: „Unter die gegen die Philosophie gerichteten Anklagen gehört insbesondere auch die ausgesprochene Behauptung, dafs nach der Geheimlehre dieser Philosophie der Gott, von dem sie noch rede, der *Mensch* sey, denn der Mensch sey das Höchste, der Mensch sey ihr die absolute Persönlichkeit, mit welcher die *Logik* — — *theologisch* abschlösse, ohne zu Gott selbst zu kommen." Die Erörterung dieses Punkts dürfte wohl der wichtigste und für viele Leser lehrreichste des ganzen Kapitels seyn. Ueberrascht dürfte der Leser auch werden, wenn er vom Vf. erfährt, unter wie verschiedenen Formen, Arten und Weisen sich der *Materialismus* unserer Zeit in den mancherlei Meinungen und Aussprüchen gegen die neue Philosophie zu erkennen giebt, z. B. in der *Scheu* vor dem *Geiste* überhaupt als vor einem Gespenste, vor dem *Pantheismus*, vor der zu enthüllenden oder denkend zu entwickelnden *Offenbarung*, vor dem *Staate* als einem modernen *Gedankendinge*, vor dem *Innern* als dem unerkennbar seyn sollenden Wesen des Dinges u. a. m. — Nachdem nun der Vf. in dieser Weise die Hauptmängel und Gebrechen der Zeit, sofern sie sich im Denken und Wissen abspiegelt, enthüllt, und auch die Mittel dagegen dargeboten hat, äufsert er sich zuletzt (S. 120) über dieselbe also: „Aber wir können und wollen darum nicht leugnen, dafs die Zeit doch nicht so schlimm ist, als sie scheint, und sie seyn würde, wenn sie ihre Richtungen in völliger Consequenz verfolgte, wir wollen es uns mit Freuden gestehen, dafs beide Seiten der Verirrung, die rechte und die linke, wie die matte Mitte, besser sind als ihre Stellung, sie bleiben sich nicht treu, jede neigt unwillkürlich zur andern über, denn die unmittelbare Wahrheit zieht zu mächtig, überall ist mit dem Irrthum auch Wahrheit vermischt, ja es dringet eigentlich Alles, mitten in der Verirrung auf die Verherrlichung des Gedankens, um *über die Natur zur Vernunft* zu kommen, um dem *Zwange* durch das *Recht*, als das Daseyn der vernünftigen *Freiheit*, zu entwachsen und Ruhe zu finden für die Seele. *Eigentlich* ist also doch der

der *Gedanke* die Losung des Tages und eben darum ist unsere Philosophie kein Fremdling im Lande, sie gehört vielmehr recht eigentlich, wenn auch zur Zeit noch unerkannt, als Gipfel, dieser Zeit an." Und siehe da, eine prophetische Vision! Der Vf. kann seine, auf den inneren Werth gestützte Empfehlung der neuern Philosophie noch nicht schliefsen, ohne nicht auch jener merkwürdigen Weissagung des grofsen philosophischen Zeitgenossen *Hegel's* zu gedenken. S. 121 heifst es in dieser Hinsicht nämlich: „Diese Vollendung der Philosophie war kurz vor ihrer Erscheinung, wie prophetisch, verkündigt worden, es war auf das Bestimmteste ausgesprochen, dafs Dialektik und Wissenschaft, oder die negativen und positiven Momente des Gedankens es allein seyn würden, „die jenes öfter, als wir denken, dagewesene, aber immer wieder entflohene, uns Allen vorschwebende und noch von Keinem *ganz* eröffnete System festhalten und zur Erkenntnifs auf ewig bringen würden." Aber nun es erfüllt ist, will schier Niemand daran glauben, und der es voraussagte, scheint selbst schweigsam zurückzutreten; wie einst *Lessing*, welcher das Morgenroth einer neuen Poesie lange vorher verkündigt hatte, bei ihrer Erscheinung in *Göthe's* ersten Produktionen daran irre wurde, und selbst nicht anerkennen wollte, was er geahndet hatte (?)." Statt hierüber sich ein Urtheil zu erlauben, will Rec. *Hegeln* selbst in dieser Hinsicht sprechen lassen. Denn nachdem der Vf. zum Schlusse dieses Kapitels *Hegel's* Verdienste nochmals aufs wärmste und anhänglichste hervorgehoben hat, erinnert er auch an die letzten Worte des grofsen Denkers, womit er uns seinen Nachlafs vermacht hat: denn in der Vorrede (zur Logik) vom 7. November 1831 hat er sein Testament niedergelegt, sie in der Voraussetzung geschrieben, dafs er jetzt sein Werk vollendet habe, und sich nun begnügen müsse, „was es habe werden mögen, unter den Umständen einer äufserlichen Nothwendigkeit und unter der unabwendbaren Zerstreuung durch die Gröfse und Vielseitigkeit der Zeitinteressen."" Wir könnten in der That noch andere Stellen beibringen, worin *Hegel* mit weniger Zuversicht als Manche seiner Schüler, die absolute Vollendung der Philosophie mit der seinigen ausspricht, müssen aber des Raumes wegen hierauf verzichten.

Der Vf. beschliefst endlich seine Schrift mit einem vierten Kapitel, welches er „*Apologie*" nennt. Wenn wir nun aber schon überhaupt geneigt sind, auch die vorhergehenden Kapitel, mithin die ganze Schrift für eine Apologie zu halten, so werden wir hierin durch den Inhalt der zum Schlusse sogenannten noch mehr bestätigt. Denn in Wahrheit unterscheidet er sich im Allgemeinen gar nicht von dem früheren. Auch hier werden aufs neue, zum Theil schon früher erwähnte Anklagepunkte aufgezählt, und die *Hegel'*sche Philosophie hier wie früher dagegen in Schutz genommen. Der Vf. greift gleich von Vorne herein noch nicht wie zuletzt einen bestimmten, sondern alle Gegner und zwar auf eine Weise an, wovon wir nicht umhinkönnen, dem Leser eine kleine Probe mitzutheilen. S. 127 heifst es nämlich: „Sie suchen die Philosophie im Grabe, weil sie ihr Leben nicht erkennen, sie erklären sie für abgelebt, für todt, und lassen doch nicht ab, den Leichnam todt zu schlagen. Alle bestehen *auf ihrer Meinung*, weil Jeder nur das Seine anerkennet, ob auch hell und laut aus dem Grabe eine ernste Stimme ertönet, welche die Meinung erkläret und aufhebt, um sie zur Wahrheit zu erheben. Sie machen Gedichte, in welchem sich Jeder für sich das Räthsel der Welt erkläret, und können doch die Stelle nicht finden, die diesen Weisen der Vermittelung in dem allgemeinen Systeme schon vorgezeichnet ist. Sie zerreifsen das gemeinsame Gewand und kleiden sich in die einzelnen Stücke, und wissen doch nicht, woher sie ihre Hülle haben, die Blöfse zu bedecken. Keiner kann aus sich heraus, und Jeder will doch das Andere beurtheilen, er trägt seine Ansicht hinüber und bestreitet dann sich selbst, als seine Gegner. Aber wann die Gegner auf die Philosophie nicht hören, so ist es an der Philosophie, auf die lärmenden Meinungen der Zeit zu hören. Und was sagen sie? Es schreit alles so durch einander, dafs wir nur abgebrochene Stimmen vernehmen, die wie *Wehruf* klingen; sie scheinen die verhafste Philosophie begraben zu wollen, und singen ihr eigenes Lied dazu." Nach diesen und anderen Gemüthsentleerungen trifft der Vf. aber auch noch auf einen achtbaren Gegner, nämlich auf *F. H. Fichte* in seiner neuesten Schrift: „*Ueber Gegensatz, Wendepunkt und Ziel der heutigen Philosophie.*" Wie er über diesen denkt, äufsert er selbst S. 129: „Und wir meinen, sagt er, eben jetzt auch eine reine und helle, aufrichtige Stimme zu vernehmen, die es gut meint und die Wahrheit überhaupt sucht und findet, wenn sie diese gleich oft nicht in dem angefochtenen Systeme sollte erkennen können." Hierauf läfst er sich in eine kurze Widerlegung der hauptsächlichsten Anklagepunkte dieses Gegners ein, deren erster ist, *dafs dieser ebenso schweren als beschwerlichen Philosophie der eigentliche Anfang fehle.* Statt aber das Recht und Unrecht, welches in diesem Vorwurfe liegt, mit wenigen und klaren Worten nachzuweisen, hat der Vf. zu unserem Bedauern den Gegner durch eine echt sophistische Logomachie über das Anfangslose des Anfangs aus dem Felde zu schlagen versucht. Andere Anklagepunkte beziehen sich weiter auf die *Subjectivität* dieser Philosophie und ihren *absoluten Idealismus*, auf ihren *Formalismus*, auf die *Identität des Denkens und Seyns*, auf den *unendlichen Procefs*, in dem Alles in diesem Systeme begriffen ist, so dafs nichts zur Selbstgewifsheit kommt; ferner auf die Nichtigkeit der *Individualität*, worin, als in seinem Gipfel die absolute Idee endet, so dafs das Ende der ganzen Philosophie das „*Nichts*" des Anfangs ist, und hiemit „das Marionettenspiel dieser Philosophie für beendigt, und die gesammte Epoche für geschlossen erachtet werden mufs." Der Raum dieser Blätter gestattet uns nicht, noch tiefer in die Art und Weise der Vertheidigung des Vfs einzugehen, und das

das Treffende und Treffliche sowohl, wie das Misslungene und Unhaltbare aufzuweisen. Wie wenig Freude aber Hr. G. selbst an solchen nothgedrungenen Widerlegungen und Vertheidigungen empfindet, drückt er zum Schlusse (S. 137) in folgenden Worten aus: „Wohl ist es ein betrübendes Geschäft, dergleichen Mifsverständnisse zusammenzustellen, - und Mifsverständnisse sind es doch gewifs: denn wie könnte in dem von seinem Geiste rein entkleideten Buchstaben noch ein Verständnifs wohnen? es ist betrübend, dergleichen Rügen zu referiren und zu recensiren: aber wir konnten uns hier diesem Dienste nicht entziehen, und es kann lehrreich seyn, weil sich damit immer neue Seiten der Verständigung und durchgängiger, lebendiger Orientirung ergeben. Noch betrübender ist aber diese Weise des Kampfes, weil wir nur ungern einer werthen Persönlichkeit entgegentreten, in der wir zugleich die ernste Wahrheit anzuerkennen haben. Aber das Betrübenste ist jedenfalls die Erfahrung, wie der Geist immerfort nach dem einzelnen Geiste verlangt und dennoch von diesem abgewiesen wird und nicht zu ihm kommen kann, — bis das Pfingstfest kommt."

Wir sind mit dem Vf. vollkommen einverstanden, dafs Schriften dieser Art am meisten geeignet sind, immer neue Seiten der Verständigung und lebendigen Orientirung herbeizuführen, — Etwas, was auf dem philosophischen Gebiete wohl keiner Zeit mehr zu wünschen ist, als gerade der unsrigen. Und wenn wir auch in den Betrachtungen des Vfs ein eigentlich *schulmäfsiges*, d. h. reines, geordnetes und consequentes Denken und Entwickeln wenigstens sehr häufig vermissen, auch nicht selten durch Einmischung poetischer Reminiscenzen und Vergleichungen aus ganz fremdartigen Gebieten der Wissenschaft, welche die Stelle logischer Beweis- und Ueberzeugungsmittel vertreten sollen, ebenso wie durch die vielleicht zu entschiedene Vorliebe für *Hegel's* System, unangenehm unterbrochen, im Gedankenlaufe gestört und wohl gar zur einseitigen Auffassung der Sache selbst verleitet werden: so kann und darf uns diefs nicht abhalten, den reichen Inhalt des Gedankens in derselben zu übersehen.

Mn.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, im Verlag von Gropius: *Berlin und seine Umgebungen im neunzehnten Jahrhundert.* Eine Sammlung in Stahl gestochener Ansichten von den ausgezeichnetsten Künstlern Englands nach an Ort und Stelle aufgenommenen Zeichnungen von *Mauch*, *Gärtner*, *Biermann* und *Hintze*, nebst topographisch - historischen Erläuterungen von *S. H. Spiker*, Königl. preufs. Bibliothekar. *Erstes* Heft. 4. Mit einer Vignette, vier Ansichten, X u. 5 S. Text. (Subscriptionspreis ½ Rthlr.)

Unstreitig gehört Berlin zu den schönsten Städten der Welt und die Verschönerungen, die es in den beiden letzten Decennien erhalten, übertreffen, wenn auch nicht immer an Pracht, doch gewifs an Geschmack, sinnvoller Bedeutsamkeit und Eleganz die meisten ähnlichen in andern Residenzen. Das Unternehmen des Hn. *Gropius*, die Schönheit der preufsischen Haupt- und Residenzstadt durch kunstvolle Abbildungen anschaulich zu machen, verdient daher aufrichtigen Dank und die lebhafteste Unterstützung. Dem Werke, welches mit Recht dem erhabensten Verschönerer Berlins, Sr. Majestät dem Könige, gewidmet ist, geht ein Subscribenten - Verzeichnifs voran, in welchem eine grofse Anzahl gekrönter und erlauchter Namen von nah und fern zu finden ist. Wir zweifeln indessen nicht, dafs sich zu diesen Subscribenten noch sehr viele kunstsinnige Abnehmer finden, und In- und Ausland sich beeifern werden, sich in den Besitz dieses durch Eleganz und Wohlfeilheit ausgezeichneten Werkes zu setzen, das auf etwa 25 Lieferungen berechnet ist. Die vorliegende erste giebt einen trefflichen Vorschmack des Ganzen. Das geschmackvoll gestochene Titelblatt zeigt eine sehr schöne Vignette: *Berlin vom Kreuzberge aus gesehen*, gez. von *Gärtner*, gestochen von *Barber*; dann folgen vier Ansichten: *Nicolaikirche*, *Marienkirche*, *die breite Strafse* mit der Aussicht auf das Schlofs, und *die neue Friedrichs - Werdersche Kirche* vom Opernplatz (von der Westseite) gesehen, sämmtlich von *Hintze* gezeichnet und von *Barber* gestochen. In allen verdient die Sauberkeit, Schärfe und Klarheit des Stichs, die kunstvolle Auffassung und die malerische Wirkung von Licht und Schatten den vollen Beifall der Kenner. Sehr glücklich gewählt und ausgeführt scheint uns die Ansicht der Friedrichs - Werderschen Kirche, die in diesem gefälligen Bildchen in der Ferne wie ein grandioser Dom erscheint, fast wie Notre-Dame in Paris oder Yorkminster, was sie aber in der Nähe bekanntlich nicht ist. Ob die Stahlstiche nicht eben so gut in Karlsruhe von Frommel und unter seiner Leitung gemacht worden wären, läfst Rec., als zu wenig mit der Technik vertraut, dahingestellt; aber gewünscht hätte er, die deutsche Stadt allein durch deutsche Künstler verherrlicht zu sehen. Es war genug, *London in the nineteenth century* und die vielen anderen topographischen, in England erschienenen Werke als Vorbilder zu betrachten, ohne deshalb die Hülfe englischer Künstler in Anspruch zu nehmen. Der Text zu den Abbildungen ist, wie sich von dem sachkundigen Vf. erwarten liefs, äufserst zweckmäfsig, und bey aller Kürze sehr inhaltreich. Wir hoffen unsern Lesern von Zeit zu Zeit über den Fortgang dieser schönen Unternehmung Bericht abstatten zu können.

F.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1833.

THEOLOGIE.

Halle, in d. Gebauer. Buchh.: *Institutiones theologiae Christianae dogmaticae.* Scholis suis scripsit addita *dogmatum singulorum historia et censura Jul. Aug. Lud. Wegscheider*, Phil. et theol. Dr. huiusque P. P. O. in acad. Fridericiana. (Motto Io. 8, 32.) Editio *septima aucta et emendata*. 1833. XXIV u. 736 S. gr. 8. (2 Rthlr. 18 gGr.)

Das nun *siebenmalige* Erscheinen dieses dogmatischen Lehrbuchs in dem kurzen Zeitraume seit dem J. 1815 ist bekanntlich nicht durch jetzt hie und da beliebte Mittel (gewisse Kassen u. a.), sondern durch das sehr allgemein hervortretende Bedürfnifs der sicherern Grundlegung zu einem geläuterten Religionsglauben herbeigeführt, welchem der Vf. vor Andern consequent zu entsprechen suchte. Anfeindungen von verschiedenen Seiten her haben zwar nicht gefehlt, da gewisse Leute unsere Zeit und ihre wahren Bedürfnisse gar nicht kennen zu wollen schienen; aber auch die ausgesuchtesten Mittel, welche zur Behinderung der immer allgemeinern Wirksamkeit dieses Buches dienlich erachtet wurden und, wenngleich nicht ehrenvoll, wenigstens versucht werden mufsten, blieben fruchtlos. Die letzten Kräfte wurden angestrengt durch offene und versteckte Verketzerung des Vfs; die jüngste und bedauerlichste Partei der Eiferer für Dunkel und Finsternifs nahm insbesondere seit dem J. 1829, wo bereits die *sechste* Auflage erschienen war, ihre schon abgestumpften Waffen zu diesem Behufe in Gebrauch, auf eine Weise, welche selbst manchem frühern Gegner (freilich ganz wider die Absicht der Dunkelmänner) friedlichere Gesinnungen gegen den mehrfach verkannten Dogmatiker eingeflöfst haben dürfte. An diesem Orte nun von allem weitern Lobe, so sehr es sich aufdringt, abstehend bekennt Rec. doch offen, dafs bei dem sehr bedeutenden Unterschiede der anzuzeigenden *siebenten* Auflage von den vorhergehenden mindestens jenes Urtheil eines geistvollen Mannes jedem Unbefangenen sich in noch reichlicherm Maafse bestätigen wird, nach welchem diese Dogmatik „durch Reichthum, Treue und genaue Scheidung des historischen Stoffes, wie durch concise und offne Darstellung der rationalistischen Ansichten für Freund und Feind gleich brauchbar" ist; da die neue Gestalt einer immer segensreichern Förderung der Sache nur sehr günstig werden kann. Denn Vereinfachung der Darstellung und Erleichterung der Uebersicht, welche dem Streben nach gröfsester Kürze und daraus hervorgehender allzugrofser Satzgliederung hie und da wohl gewichen war, sehen wir nun allgemeiner bewerkstelligt; mehrseitige Vervollständigung des dogmatischen Materials dürfte besonders den jüngern Theologen recht willkommen seyn und dabei die Einsicht in die Wissenschaft tiefer begründen helfen, indem alle Ueberladung fern gehalten ist, welche z. B. im *Hutt. rediv.* nicht selten lästig wird; die Durcharbeitung des Ganzen, wobei jetzt in die Paragraphen aufgenommen ist, was früher in den Anmerkungen, wenn nicht für Manche verloren ging, doch in seiner Wichtigkeit minder erkannt werden mochte, hat zugleich den grofsen Vortheil gewährt, dafs der innere Zusammenhang und hinlängliche Begründung leichter zu erkennen ist; das sichtbare Bestreben, die Einheit und völlige Harmonie des wahren Christianismus mit dem Rationalismus noch bestimmter herauszustellen, hat das wahrhaft christliche Gepräge des Ganzen und Einzelnen lebendiger veranschaulicht, so dafs die defsfallsigen Bemühungen der Gegner auch dem blödern Auge nun um so eitler erscheinen müssen. *En intimam*, heifst es daher S. 60, *en intimam atque inseparabilem Christianismi cum Rationalismo amicitiam et concordiam.* Zugleich mag man nun vor denen sich hüten, die, freilich ganz in der Stille, *incultiorem quemque, ut credenda alios doceat, satis idoneum a Rationalistis agnoscendum esse calumniantur, vera Rationalismi natura et indole male perspecta ac perversa* (S. 65 Note *g*), indefs (setzt Rec. hinzu) weltklug ausgesonnen, um die mit dem künftigen Amte Brot suchenden Studenten gegen die Wahrheit im Voraus einzunehmen. Ueberhaupt aber wird dem unbefangenen Leser vorliegender Ausgabe der Segen, welchen treue und verständige Nutzung der so bearbeiteten Wissenschaft auch dem Heile der Kirche bringt, nur fühlbarer werden, da ja dieses Heil übrigens nur auf dem der Wissenschaft sicher ruhen mag. Indefs verständigen Gebrauch können wir weder von denen erwarten, welche durch Vorurtheile geblendet schon das Buch nur aufmerksam zu lesen sich scheuen (dabei jedoch mit ihren vagen Urtheilen die Unbefangenern zu behelligen nicht anstehen), oder aber dasselbe nur in der Absicht fleifsig tractiren, damit durch unmoralische Verdrehungen und leidenschaftliche Deutungen aus ihrem wahren Zusammenhange gerissener Worte ein Schein der Widerlegung herauskomme; noch auch haben wir ihn bei denen zu suchen, welche vergessen, dafs nur der Geist lebendig macht, welche daher das Gegebene zu durchdenken

ken und selbstständig sich anzueignen nicht geneigt sind und überdiess zwischen wissenschaftlicher Behandlung und ihrer Anwendung für das Praktische keinen rechten Unterschied zu machen verstehen, in welcher Beziehung z. B. auch über die neuliche, nun ganz unnütze Uebersetzung der *sechsten* Auflage von dem Vf. geurtheilt wird: „*Scriptor quidam hunc librum meum, quem non sine caussis gravissimis lingua usus eruditorum eruditis obtuli, — parum scite versum, me plane inscio in vulgus emittere suscepit. Quem etiamsi fuerint qui laudarent, equidem laudare non possum.*" Beide Theile nun möchte Rec. durch seine Anzeige vorliegender Ausgabe, wo möglich, zum Bessern führen helfen. Das Vorurtheil derjenigen, zum Theil sehr ehrenwerthen, Männer aber, welche in der Mitte zu stehen vermeinen, ohne die „rechte Mitte" in dem *wahren* Rationalismus anzuerkennen, kann für das wissenschaftliche Interesse und noch mehr für das Heil der Kirche nur als sehr bedauerlich erscheinen; doch vielleicht wird auch für sie hier nicht ganz vergeblich gesprochen.

Die Vernunft unter einen angeblichen (von Willkür nie ganz freien) Glauben gefangen zu nehmen, erscheint bei immer mächtigerm Fortschritt der menschlichen Cultur wie in der Wissenschaft so im Volksunterrichte täglich mehr als ein vergebliches Bemühen; das gemeinsame Bedürfniss nach einem geläuterten und gesicherten Glauben kann in der christlichen Kirche nicht weiter durch den sog. alten, aber immer jüngern Glauben, als der wahrhaft christliche ist, gedämpft werden; jenem ist daher allein zu entsprechen durch reinere vernunftgemässe Auffassung des Inhaltes der wahrhaft christlichen Lehre, und die Gegenversuche der Buchstabengläubigen und Willkürmänner mit ihren augenfälligen Blössen können nur zum allgemeinern Siege des gegründeten Inhalts der neuern rationalen Theologie mitwirken. Sucht man den einseitigen Ansprüchen entweder des Verstandes oder des (ursprünglichen) Gefühls zu genügen, so wird vergessen, dass über beiden als das Höhere die Vernunft steht und die nöthige Beschränkung und richtige Leitung jener nur von dieser zu erwarten ist, welche das Gebiet des Glaubens nach göttlicher Bestimmung gründet und beherrscht, da eben sie die innigste Verwandtschaft des reinen Menschengeistes mit dem göttlichen Geiste bekundet (1. Cor. 3, 16.), und auch ausserdem ein stetes Schwanken zwischen den Ansprüchen des Verstandes und des Gefühls unvermeidlich, damit aber zum wahren innern Frieden zu gelangen unmöglich wird. Wenn nun die mannichfaltigen Offenbarungen Gottes als des Einen höchsten Wesens nie in wirklichen Gegensatz und dadurch in Widerspruch mit einander treten können, ohne dieses Wesen selbst aufzuheben; wenn ferner die Vernunft die wahrste Geltendmachung ihres Inhaltes in dem Geiste der Lehre Christi und seiner Anstalt mit Recht anerkennt, und die Erdichtungen einer Depravation der gesunden Vernunft immer allgemeiner in ihrer Nichtigkeit erscheinen, dazu die ungegründete Meinung von einer blossen *Subjectivität* dieser Vernunft (vgl. Vorr. S. VIII.) in sich selbst zerfallen muss: so kann gerade für das wahre Heil der Kirche hauptsächlich nur Festhaltung des völligen Einklanges der göttlichen Offenbarungen durch Vernunft und Geschichte den wahren Segen begründen. Das wissenschaftliche Gebäude aber, welches den Pflegern des lautern Gotteswortes in unserer Kirche den Weg zu diesem Segen bahnt und am zweckmässigsten sichert, muss, wie den Freunden wahrer Wissenschaft, so insbesondre den evangelischen Geistlichen das willkommenste seyn. Nach des Rec. Ueberzeugung befriedigt nun die vorliegende Dogmatik in dieser neuen Gestalt jene Bedürfnisse in hohem Grade durch kurze, klare und auch lebendige Zusammenfassung alles dessen, was zur Begründung des in Wahrheit heilsamen Glaubens erforderlich seyn dürfte, (worunter in der neuen Ausgabe noch gleichmässigere Berücksichtigung nicht blos der lutherischen sondern eben so der reformirten symbb. BB. zu bemerken ist, da diess die Dogmatik für die *evangelische* Kirche noch nutzbarer macht), durch entschiedene Herausstellung und Empfehlung des Inhaltes der *lautern* Christuslehre, durch zweckmässige Lösung der Schwierigkeiten, welche in entschiedener Abweichung nicht ohne Willkür erfundener Satzungen heraustreten, durch treue Darlegung und historische Beleuchtung verschiedenartiger Auffassungen der einzelnen Glaubenssätze, durch reiche Aushebung der betreffenden Literatur, (durch welches alles übrigens zugleich selbstständige Ausbildung eines eigenen — etwa in einzelnen Punkten modificirten — Systems dem Nachdenkenden sehr erleichtert wird,) durch Winke endlich, die nur hie und da etwas weniger allgemein gehalten seyn möchten, zur würdigen Anwendung des durch die Wissenschaft geförderten Glaubensinhaltes für das Leben auch derer, denen wissenschaftliche Bildung als die Bedingung zu richtiger Auffassung der hier nothwendigen Darstellung abgeht. Dass aber diese Darstellung immer vollkommener werden könne und müsse, hat der Vf. selbst durch seine unermüdliche Thätigkeit für Verbesserung des Werkes und auch durch ausdrückliche Aeusserungen der Vorrede bezeugt, wesshalb eben diejenigen nicht in seinem Geiste verfahren, welche ohne eigene Thätigkeit durch Unbesonnenheit und unverständige Nachsprecherei, ja durch Uebertreibungen jenen Segen für sich und die ihnen Anvertrauten vernichten oder doch behindern. Gerade diese neue Bearbeitung, welche das „*summo studio elaboravi*" (Anf. d. Vorr.) auf jeder Seite bekundet, mag lehren, dass die Absicht allerdings zunächst dahin geht, dem Aberglauben als dem Verderblichern zu wehren, aber zugleich dem Unglauben als dem gleichermassen Heilslosen zu steuern, und dagegen die allein richtige Mittelstrasse in dem wahren Glauben zu behaupten und zu sichern. — Rec. wird nun im Einzelnen die *hauptsächlichsten* Veränderungen kürzlich nachzuweisen suchen, um so mehr, da die Vorrede den

den Lesern in dieser Hinsicht nur ganz im Allgemeinen zu Hülfe kommt; wobei Rec. den Vf. bittet, einige Andeutungen zu etwaiger Berücksichtigung für eine neue Auflage als ein Zeichen wahrer Hochachtung und inniger Theilnahme an Förderung der Sache zu betrachten.

Zu bedeutend und durchgreifend unterscheidet sich diese Auflage von den frühern, als dafs die Besitzer der bisherigen sie entbehren könnten, zu dessen Beweise wir uns nicht blos auf die gröfsere Bogenzahl bei sehr merklich compresserm Drucke berufen. Schon die nachträgliche Vereinfachung der in der ersten Hälfte sechster Auflage noch zu sehr gegliederten und dadurch minder leicht fafslichen Darstellung zeichnet die neue Auflage vortheilhaft aus, und nur an einigen Stellen dürfte noch nachzuhelfen seyn, z. B. S. 8. Note *a.* (dafs gleich der erste Satz des §. 1. noch einfacher heifsen könnte: *Inter omnes omnium temporum gentes vix ulla reperitur* etc.; mag nur angedeutet seyn.) Bestimmtere Paragraphenüberschriften (z. B. auch in der Trinitätslehre), wie überschriftliche Zusammenfassung der Theile einzelner Abschnitte (z. B. P. I. cap. 2. *A.B.C. a. b.* P. III. cap. 2. *partic.* 1. *A. B. C. D.*) und einige zu diesem Zwecke hie und da gemachte Zusätze (z. B. §. 32. a. E.), fördern die Uebersicht und veranschaulichen noch mehr den innern Zusammenhang des Gebäudes. Die ursprüngliche Anlage des Buches aber betreffend, ist zwar mit Recht „*maior quaevis discrepantia*" vermieden, da es „*sexies iam editum in scholis academicis usurpetur*" (Vorr. S. VI.). Indefs bei dieser neuen Ausgabe legt sich der Wunsch fast noch näher, als bei den frühern, dafs nun bei immer allgemeinerer Geltung des Inhaltes der Epikrisen im Ganzen auch eine damit einstimmigere Anordnung gewählt seyn möchte. Dazu dürfte die jetzige, dem kirchlichen Bedürfnisse überaus förderliche, Fassung der Trinitätssumma eine andere Stellung des ganzen *Locus* erheischen; sie lautet (S. 338.): „*Deus pater per Jesum Chr. et spiritum sanctum hominibus sese manifestavit, ut, e peccati servitute redemti, sancti beatique redderentur*", und wird durch die Erklärung eingeleitet: „*in qua totius religionis Christianae summa continetur.*" Und auch der Uebelstand z. B., dafs von der Offenbarung nicht an Einem Orte gehandelt wird, hat in den die Verbindung nachweisenden Zusätzen zu §. 7 u. 37. (*Addenda* S. 693. 695.) nur theilweise Entfernung finden können. Ueberhaupt dürfte auch nur die Alternative zur noch angemessenern Durchführung leiten, dafs entweder die ganze *Pars. I. de scr. sacra* u. A. den Prolegomenen, oder aber Vieles aus den jetzigen Prolegomenen der Dogmatik selbst überwiesen würde. Indefs für eine neue Ausgabe der Institutionen kann Befriedigung dieses Wunsches, auch abgesehen von dem oben wiederholten Gegengrunde, nicht blos seine zu grofsen Schwierigkeiten, sondern selbst etwas Unbequemes haben, da eben durch die jetzige, der früher gewöhnlichen Eintheilung der Dogmatik sich im Allgemeinen anschliefsende Ordnung der reinere Glaubensinhalt um so sicherer aufgestellt und in seinem Unterschiede von dem minder lautern anschaulicher wird. Darum erlauben wir uns, den Vf. an ein Versprechen zu erinnern (vgl. Vorr. zur *ersten* Ausg.), durch dessen etwas anders gefafste Erfüllung nicht nur jenen Uebelständen abgeholfen, sondern zugleich alle etwaigen eigentlichen Uebersetzer, selbst wenn sie mehr Ueberlegung als der jetzige zeigten, im Voraus von ihrem Vorhaben abzustehen genöthigt würden. Sehr erwünscht nämlich für die Verhältnisse unserer Zeit wäre ein deutsches Buch, welches die aus dem Geiste der Lehre Jesu entwickelte reine Glaubenslehre, abgesehen von frühern Dogmatikern und ohne eigentlich gelehrten Apparat, einfach darstellend für allgemeinern Gebrauch bestimmt seyn und, obwohl der Natur der Sache nach Vieles aus den Institutionen im andern Gewande wiederholend, doch sein gedeihliches Bestehen ohne allen Zweifel finden müfste. Für die Institutionen aber kann eine anderweitige Erleichterung ihres Studiums eher bewerkstelligt werden. Dem Uebelstande nämlich, dafs auch in dieser neuen Aufl. die den einzelnen §§. selbst einverleibten, hie und da (z. B. S. 257. 687.) auch ausgeschriebenen, nicht selten zahlreichen Bibelcitate gar sehr die Uebersicht des Materials erschweren, dürfte durch deren notenartige Verweisung auf den untern Rand jeder Seite zu begegnen seyn, dergestalt, dafs die beweisenden Worte der *Hauptbelege* für die einzelnen Dogmen und Lehren jederzeit vollständig abgedruckt würden, die andern Stellen aber als weitere Bestätigungen blos citatenweise dazu träten; wodurch übrigens eher weniger, als mehr Raum nöthig werden dürfte. Also wären, um die Meinung durch ein Beispiel deutlich zu machen, bei der Ewigkeit Gottes S. 258 sämmtliche in Parenthese gestellten Citate (mit Abdruck der zwei ersten aus den Psalmen) unter die Seite zu bringen, übrigens (wie es ähnlich bereits hie und da geschehen ist, s. S. 448 a. E. *Corrig.* zu S. 255.) in der Ordnung: *Ps.* 90, 2—4. (*it.* 2. *Petr.* 3, 8.) *Ps.* 102, 25—29. *coll.* 1. *Tim.* 1, 17. (6, 16.) *Rom.* 1, 20. (23.) *Gen.* 21, 33. *Jes.* 40, 28. 41, 4. 44, 6. 57, 15. *Apoc.* 1, 4. 8. *Ex.* 3, 14. *Job.* 36, 26. *add. Jo.* 17, 5. Für eine neue Ausgabe bleibt nämlich (aufser nochmaliger Sichtung) durchgängig sachliche Aneinanderreihung der Stellen wünschenswerth, mit Entfernung der jetzt noch vorwaltenden Rücksicht auf die äufsere Ordnung der Bücher im Bibelcodex. Und der gewünschte theilweise Abdruck wird durch den neuerlich veranstalteten Abdruck der *Dicta probantia* nicht unnöthig, wenn auch letztrer zu der neuen Ausg. der *Institutt.* noch meistens passend erscheint.

Die weitere Anzeige mag sich nun dem Gange der Dogmatik selbst anschliefsen. Die vier ersten §§. der Prolegomenen sind in jetziger Gestalt weit geeigneter, die verschiedenen Seiten des Religions-

be-

begriffs zu bestimmen, indem §. 1. den allgemeinen Begriff historisch erläutert als *animi habitus, quo homo numen qualecunque cognoscit et colit*, wobei durch Entfernung des frühern „*modus*" der generische Unterschied heraustritt; auch ist unter mehrfachen Berichtigungen und Ergänzungen (besonders das *etymon religionis* betreffend) die allgemeine Erklärung der *idea* zu bemerken als „*notio, quam aliquid menti obiectum perfectione omnibus numeris absoluta experientiaeque fines excedente praeditum cogitamus*", wofür Rec. einfacher und ohne Rücksicht auf eine gewisse Philosophie *notio absoluta* sagen möchte. Der 2. §., welcher zur Entwickelung des philosophischen (also auf höherer Stufe betrachteten) Begriffs vom Ursprunge der Religion ausgeht, ist in seiner ersten Hälfte umgearbeitet, giebt auch, was früher nur in einer Anmerkung und unvollständig geschah, aber für das System von hoher Wichtigkeit ist, eine Beschreibung der *ratio sana s. recta* als *superior cognoscendi facultas legibus cogitandi et agendi adstricta, quae omnia, quaecunque ad verum honestumque cognoscendum et colendum spectant, praesidia sedulo et diligenter adhibet cum ad quamvis rem tum ad religionis cuiusque positivae historiam doctrinamque et explorandam et diiudicandam, ne iis quidem exceptis, ad quae cognoscenda positivae cuiusdam religionis ope ac beneficio ferebatur.* Und die wahre Bedeutung und Stellung des *Gefühls* im Systeme, ist nachträglich mit *Steudel's* Worten angegeben (*Addenda* S. 693.), wird aber wohl eigentlich im §. selbst gesucht. Nachdem der 3. §. als Fortsetzung sich über die Verbindung der Moral mit der Religion ausgesprochen, folgt bekanntlich die Aufstellung des biblischen Begriffs, wobei wohl im Sinne lag, diesen nicht blos äusserlich oder gar anhangsweise darzulegen, sondern zugleich in Zergliederung seiner populären Bezeichnung und in deren Zurückführung auf die wissenschaftliche Sprache nachzuweisen, wie der allgemeine und der philosophische Begriff in dem biblischen zusammengefasst erscheine; wenigstens führt darauf die Erklärung des letztern (S. 20 und *Addenda* S. 756.), welche formell etwas geändert so lauten dürfte: *virtus e fide Deo eiusque legato Jesu Christo habita* (vgl. bes. *Io.* 17, 3. und die Erklärung des γινώσκειν S. 3 Note c.) *oriunda, qua vitae sanctiori ac beatae in regno divino obtinendae omnem demus operam.* Nur möchte die vorher angedeutete Nachweisung nicht ausführlich genug im §. hervortreten. An jene Begriffsaufstellung schliesst sich dann sehr natürlich an, was §. 5—7 über die Eintheilung der Religion im Allgemeinen, dann mit Rücksicht auf Subject, Object und Quelle, in dieser Ausg. bereichert und berichtigt gegeben wird. Aus dem Folgenden zeichnen wir zunächst aus die Zurechtweisung der „unwahren und unmoralischen" „Kritik" eines Erweckten, des Hn. *W. Steiger*, gegenwärtig Privatlehrer an einer methodistisch-theologischen Lehranstalt zu Genf, wobei unter Beziehung auf die ausführliche und gründliche Recension in dieser A. L. Z. (Jahrgang 1831. Nr. 41 ff.) mit Cicero's Worten geschlossen wird: *opinionum enim commenta delet dies; naturae iudicia confirmat* (S. 42.); ferner die eben so treffende als kurze Relation über die nach dem Hahn'schen noch schnöder versuchten Angriffe der Berliner Kirch. Zeit. und ihrer Bundesgenossen (S. 43 f.). Genauer gefasst erscheint sodann die Erklärung des Supernaturalismus in §. 10. mit den Worten: „*subiectiva itemque formali significatione dicitur ea, quam quis in religione concipienda et iudicanda sequitur, regula, qua revelationi certae pro supernaturali et immediata sive miraculosa habitae omnino fidem praestandam neque ullam in ea iudicanda rationi humanae auctoritatem concedendam esse statuit* (vgl. die §. 9. Note *a.* angeführten Stellen aus den symbb. BB.); *angustiorem autem notionem ubi hoc vocabulum continet, intelligenda est ea cogitandi regula, qua quis soli ei revelationi, cuius notitia e bibliis ss. repetitur, fidem tribuendam esse persuasum habet. Obiectiva itemque materiali significatione complectitur Supernaturalismus systema quoddam ad illam normam compositum, quod religionis doctrinam ex revelatione supernaturali et immediata s. miraculosa repetitam exhibet.*" Besonders lehrreich und den ärgerlichen Streit zwischen Supernaturalismus und Rationalismus seinem Ende näher führend muss aber die sehr anschauliche Nachweisung gefunden werden, dass in Rücksicht sowohl auf das Object als auf den Ursprung der Religion Supernaturalismus und Rationalismus in gewöhnlicher Weise fälschlich einander entgegengesetzt werden (S. 46.). Indess könnte nach Rec. Dafürhalten wohl auch die dritte Rücksicht hier Beachtung finden, nach welcher bei Nichthervorhebung jener Fragen nach dem Object und Ursprunge der Religion ein Dreifaches sich herausstellt: Naturalismus, welcher negativ Vernunftwidriges behauptet; Antinaturalismus, gewöhnlich Supernat. genannt, der positiv Vernunftwidriges festhält; und Rationalismus, der negativ jene beiden gleich weit von sich entfernt hält und positiv das Vernunftgemässe consequent geltend macht, also durch die Klippen des Unglaubens und Aberglaubens mitten hindurchgehend den Glauben sichert.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1833.

THEOLOGIE.

Halle, in d. Gebauer. Buchh.: *Institutiones theologiae Christianae dogmaticae — — scripsit Jul. Aug. Lud. Wegscheider* etc.

(*Beschluss von Nr. 4.*)

Der Rationalismus ist aber, nach der Auseinandersetzung in §. 11. dieser neuen Ausg., zunächst wieder ein allgemeiner, dessen Spuren nicht bloss von Anbeginn des Christenthums, sondern auch heutiges Tages bei denen, die für Supernaturalisten zu gelten begehren, sich zeigen: „Vernünftigkeit im Denken;" woraus dann der eigentlich so genannte und enger gefasste hervorgeht, als „*ea cogitandi ac sentiendi lex* (Maxime), *qua nullo alio modo a Deo religionem hominibus esse revelatam arbitrati nisi eo, qui et naturae rerum et rationi tanquam testi atque interpreti divinae providentiae vim suam declarantis plane conveniat, revelationis cuiusque opinatae supernaturalis argumentum examinandum ac iudicandum censemus ex ideis ad religionem moresque spectantibus, quas rationis ope animo informatas habemus, atque ex aliis rebus cognitis, quarum veritas intelligenti cuique ac docto existimatori perspicua est. Qua via ingressi ea tantum, quae hac re peracta probari posse apparet, vera agnoscimus et digna, quae ab omnibus omnino approbentur.*" Dann: „*Rationalismus, qui sensu obiectivo et materiali dicitur, systema quoddam complectitur sententiarum ad illam cogitandi normam compositum; summa igitur est sententiarum ad religionem pertinentium, quae ex religione aliqua positiva sive revelata proprie dicta repetitae ideis ad religionem moresque pertinentibus, quas rationis ope animo informatas habemus, aliisque rationis cogitationibus, quarum veritas ab intelligente quoque ac docto exsistimatore facile perspicitur, respondent vel historica expositione ac symbolis quibusdam apte eas adumbrant. Qua in re ideae religionis per se ipsae disiunguntur a verborum, quibus comprehendebantur, vestitu aetatis consuetudini accommodato et a symbolis, quae ad eas quasi oculis subiiciendas adhibebantur.*" Die Wichtigkeit dieser Sätze macht ihre vollständige Hersetzung nothwendig. Bei Anzeige weiterer Veränderungen müssen wir uns aber mit blossen Andeutungen begnügen. Die unbefangenen Leser werden sich nach Obigem hinlänglich aufgefordert sehen, die §§. 11 u. 12 selbst genauer zu vergleichen, namentlich S. 54. 60. 61. Nur etwa die Bestimmung des Ueber- und Wider-Vernünftigen (S. 51.) möchte etwas weiter zu begründen, sowie der zweite Grund in §. 12. (S. 58.) noch einer weitern Entwicklung bedürftig seyn. Auch war wohl die Anklage des *Hutterus redivivus*, „der Rationalismus beruhe auf einem *sittlichen Leichtsinne*" in ihrer argen Blösse weit bestimmter darzustellen, als S. 55 Note *c.* nur andeutend geschehen ist. Denn gerade der sog. alte Glaube entwürdigt ja den hohen Begriff der Sittlichkeit aufs schnödeste, da nach ihm das „Anerkennen der Forderung des Gewissens und der Tiefe der Sünde" in frommen Worten, Stossseufzern u. s. w. besteht und die ganze Schuld lieber auf Adam reducirt, die wahre Genügeleistung und Besserung aber — freilich bequem genug — auf einen Anderen geschoben und von ihm auf wunderhafte Weise herbeygeführt werden soll; wogegen der wahre Rationalist *dem heiligen Gotte gegenüber* seine Unwürdigkeit weit tiefer empfindet, da er zugleich seiner von Gott kommenden Kraft zum Guten sich lebendig bewusst ist und daher nach dem letztern eifrigst und freudig zu ringen als heiligste Pflicht erkennt. Jene Anklage ist also des lieben alten Glaubens sehr würdig, d. h. unhaltbar, ja famös. — Der 13. §. zeigt jetzt z. B. bestimmtere Fassung des Catholicismus als *orientalis* und *occidentalis*, dann Papismus; wodurch eine Lücke in der frühern Darstellung entfernt ist. In Hinsicht auf Kapp. 2 und 3 der Prolegg. sieht sich Rec. auf dem Grunde der genauesten Vergleichung zwar vollkommen im Stande, alle einzelnen zahlreichen Abweichungen vorliegender Ausg. von der frühern aufzuweisen, durch die Grenzen dieser Anzeige aber genöthigt, nur folgende zwei Stücke hervorzuheben. Die *Analogie des Glaubens* (S. 107) wird hier sehr würdig gefasst als „der Geist des Evangeliums Jesu selbst und der damit einstimmigen Apostellehre." Und auch die zur Entwickelung der Dogmen befolgte Methode wird jetzt richtiger und vollständiger bezeichnet (§. 31.). Aehnliche Beschränkung ist erforderlich in Rücksicht der Pars I. *de scr. s.* Daher weisen wir nur hin auf die richtigern Bemerkungen über den Canon des Eusebius (§. 34. Note *b.*), auf die Geltendmachung des „*usus vaticiniorum non tam dogmaticus quam teleologicus*" (S. 208), auf die ausführlichere und gänzlich schlagende Widerlegung der von Philo, den Montanisten, *Crusius* u. A. hergeholten wunderlichen Weissagungstheorie *Hengstenberg's* (S. 211 f.), u. s. w. Aber beim zweiten Theile wird etwas länger zu verweilen seyn, von welchem der Vf. ausdrücklich sagt (Vorr. S. VI.): „*prae ceteris locum de Deo eiusque attributis novis curis subieci.*" Allerdings nämlich ist hier das Meiste umgearbeitet, zum grossen Vortheil für das System, sofern diess hier-

hierin überhaupt die sicherste Grundlage hat. Zum Belege kann fast auf jede Seite von 221—404 verwiesen werden. Doch herauszustellen ist im 1. Kap. die Definition von *Deus* als „*spiritus absolute perfectus, totius mundi tanquam systematis rerum perfectissimi auctor moderatorque sanctissimus et sapientissimus*" (S. 222), sowie die Revision in etymologischer Rücksicht (S. 223. Note *d.*), die theilweise Umarbeitung des §. 53, worin (ausser umgeänderter Stellung und Fassung der Bemerkungen über *Jacobi* S. 228 f.) für das Daseyn Gottes nicht der Beweis im strengsten Sinne, sondern die „Nachweisung" in Anspruch genommen ist, so dafs in diesem ganzen Locus mehr und bestimmter, als vorher, auf *Glauben* gedrungen wird, welches Sache der Vernunft ist (vgl. S. 14.). Dessen ungeachtet sehen wir neuen Fleifs auf die Darstellung der gewöhnlichen Beweise verwandt, wo wieder völlige Umarbeitung augenfällig ist; denn was *Schleiermacher* in dieser Angelegenheit gesagt hat, ist schriftwidrig (S. 229. *d.*), und sodann (S. 227), „*ut accuratius denuo retractentur, haec ipsa actas nostra videtur postulare, quippe quae phantasiae et sensus efficacitati in religione colenda nimium indulgeat. Etiamsi vero non demonstrationis mathematicae, sed probationis tantum vim illis tribuere liceat, in iisdem tamen satis perspectis habemus, quo fides et persuasio de Deo in animis nostris excitetur et confirmetur.*" M. vgl. die §§. 54—56. Weiter ist bemerklich zu machen vervollständigte Erklärung des Atheismus (S. 238 f.), richtigere Bestimmung des Pantheismus als „*ea sententia, qua naturam divinam mundo supponunt et Deum ac mundum unum idemque esse statuunt*" (S. 240), auch Angabe des (freilich nichtigen) Unterschieds zwischen Deismus und Theismus (S. 244), u. A. Vor allem erscheint die Lehre von den göttlichen Eigenschaften umgestaltet, wobei auch Umordnung der §§. nöthig geworden ist. Schon anderwärts hat Rec. *Böhme's* betreffendes Buch als die beste Vorarbeit bezeichnet, deren geringe Benutzung von den Dogmatikern in der oft schwerfälligen Darstellung ihren Grund zu haben scheint. Am meisten mufs diefs bei dem darin kritisirten Hn. *von Ammon* befremden, der, wohl nur um Recht zu behalten, von jenem Vf. ohne Weiteres in der vierten Ausgabe seiner Summa S. 116 erklärte: „*Neque meliora nos docuit*"! Um so erfreulicher und dankenswerther ist es, dafs Hr. Dr. *W.* nun auf jenem Grunde selbstständig seine Lehre von den göttl. Eigenschaften umgestaltet hat. Zunächst ist (§. 60) die bekannte *via triplex* bestimmt zurückgewiesen und die *via duplex* in Schutz genommen: *altera negationis, altera caussalitatis* (S. 249), und, nach wissenschaftlicherer und sehr glücklich vervollständigter Darlegung der *divisio attributorum div.* (§. 61), durch die gewählte Eintheilung (ganz verschieden namentlich von der Schleiermacher'schen) dahin gearbeitet, „*ut attributa div. tanquam variae unius eiusdemque naturae manifestationes apte inter se iuncta uno quasi obtutu conspiciantur*" (S. 254. *m.*). Wird nun obiger Doppelweg zur Auffindung dieser Eigenschaften festgehalten und mufs man in letztern mit Recht Verhältnifsbegriffe anerkennen: so hat die Eintheilung in allgemeine und in besondere EE. den sichersten Grund, welchen es geben kann. Denn zunächst ist Gott zu betrachten nach seinem Verhältnifs zur Welt überhaupt, wo er nach seinem Wesen als durchaus verschieden von letzterer erkannt wird; daher die *via negationis* auf dem erspriefslichen Grunde der Kategorien zur Feststellung der allgemeinen EE. (*attr. generalia*) führt: *immensitas* (*infinitas*) und *spiritualitas pura h. e. absoluta* (§. 62.); *immutabilitas, independentia, παντανταρχεια* und *necessitas absoluta* (§. 63.). Man studire, was die Ausführung in Verbindung mit den *Addendis* (S. 697.) giebt, nehme dann die besondern Eigg. (§. 64—75.) dazu, und die Gottheit wird sich dem Unbefangenen in der ergreifendsten Erhabenheit veranschaulichen. Die *attr. Dei specialia* ergeben sich durch die *via caussalitatis*. Das Daseyn der Welt nach seiner physischen Seite sowohl als nach der moralischen Ordnung in derselben nöthigt uns zur Anerkennung bestimmter Eigenschaften in dem, welchen wir als den Urheber und Erhalter beider verehren: danach theilen sich die besondern EE. in *physica* und *moralia*. Zu jenen gehört mit Rücksicht auf Zeit und Raum die *aeternitas* (*sempiternitas* und *aeternitas* im engern Sinne) und die *omnipraesentia* (§. 64.), wozu die *Addenda* S. 697 f. nicht zu übersehen sind. Ferner führt der Begriff einer, der rein menschlichen analogen, Geistigkeit nach ihrer positiven Seite physisch betrachtet auf Verstand und Willen (denn mit Recht sagt *Böhme* a. a. O. S. 97: Gefühl ist von Gott auszuschliefsen"): Daher Gottes *omniscientia* (§. 65.) und *omnipotentia* (§. 67.). Wefshalb aber von Eigg. des göttlichen Verstandes und Willens nicht geredet werden könne, s. S. 261. In §. 66 wird dann, fortsetzungsweise zu §. 65, *de omniscientia Dei libertati hominis non repugnante* vortrefflich gesprochen. Weitere Darlegung von dem allen indefs ist an diesem Orte nicht verstattet: unsere Leser haben es nicht zu bereuen, wenn sie das Buch selbst zur Hand nehmen wollen. Ueberall wird sich wissenschaftliche Schärfe und strenge Sichtung des sonstigen dogmatischen Materials leicht zeigen, namentlich auch in Abweisung der anthropomorphistischen Definitionen und Theilungen; welches freylich zum Theil in der populären Bibelsprache seinen Grund hat, die aber für die Wissenschaft zur wissenschaftlichen Sprache verklärt werden mufs, um möglichst reine Begriffe zu gewinnen (woraus sich auch z. B. über Hn. *v. Ammon's* Erklärung, seine Eigenschaftslehre solle nur biblisch seyn, das nöthige Licht verbreitet). Als zweite Unterabtheilung der besondern göttl. EE. ergeben sich von selbst die moralischen, von welchen das eben Gesagte gleichermafsen gilt. Dahin gehören die *sanctitas* (§. 68.), *benignitas* (§§. 69. 70.), *iustitia* (§§. 71. 72.), *constantia et veracitas* (§. 73.). Indefs die letztgenannten, in §. 73. behandelten, sind, wie der Schlufs des §. auch zugiebt, in der Gerechtigkeit und Heiligkeit schon vollständig enthalten, streng genommen defshalb

halb in der Wissenschaft nicht besonders aufzustellen. Wegen ihrer Wichtigkeit für den Volksunterricht aber ist ihre gänzliche Ausscheidung nicht räthlich; wohl indeſs sollte der §. etwa die Ueberschrift „*Appendix*" haben und in demgemäſser anderer Form wiederholt seyn. Für die dritte Unterabtheilung bleiben die gemischten besondern EE. übrig: zuerst die *sapientia* (deren groſser Unterschied von der *omniscientia* bisher zu wenig erkannt ist) als „Inbegriff des gesammten absolut vollkommenen (auf dem Wissen beruhenden) göttlichen Handelns, wonach der der Welt gestellte Endzweck von dieser verwirklicht wird" (§. 74.). In eigenthümlicher Erhabenheit stellt sich sodann gegenüber die *beatitas*, welche als „die absolute Fülle der Rückwirkung der göttlichen Weisheit auf das Subject" mit der letztern „*Deum ut summum bonum in subiecto cogitatum omnino repraesentat*" (§. 75.). Rec. gesteht offenherzig, daſs ihm keine Lehre von den göttl. EE. bei den bekannten Dogmatikern in gleichem Grade geeignet erscheint, mit tiefer Ehrfurcht und inniger Liebe gegen Gott zu erfüllen, als die eben besprochene. Ihre Benutzung für den Volksunterricht setzt freilich einen gewissen Grad von Geschicklichkeit voraus, namentlich die wissenschaftliche Sprache entsprechend zu popularisiren, ist aber keineswegs allzuschwer. Hat die Schule die gewöhnliche Lehre von den gg. EE. gut begründet, so werden die Kinder in den auf den eigentlichen Confirmandenunterricht vorbereitenden Religionsstunden des Geistlichen leicht zu den reinern Begriffen zu führen seyn und den Segen gar bald verspüren. Erleichterung darin gewährt vorliegende Dogmatik auch durch stete Bezugnahme auf die gewöhnlichen Definitionen. Unter gar manchen sehr bemerkenswerthen Einzelheiten machen wir jetzt nur noch auf ein Beispiel, die allgemeinen EE. auf die besondern überzutragen, aufmerksam (S. 264.), ferner auf die durch ähnliche Uebertragung gewonnene Veranschaulichung des Unterschieds zwischen menschlicher Tugend und göttlicher Heiligkeit (S. 275. *b.*), auf die Anm. über die Persönlichkeit Gottes (S. 289. *a.*) u. s. w. Das Kap. über die Trinität hat auch, wie bereits bemerkt wurde, besonders an Uebersichtlichkeit gewonnen; die stärksten Zusätze und Aenderungen finden sich in den §§. *de filio Dei* und der Epikrise. Das frühere vierte und fünfte Kapitel des zweiten Theils sehen wir jetzt in eins verbunden mit der Ueberschrift *De Dei operibus*, und *De Deo creatore* und *De providentia* als *Particulae* bezeichnet, zugleich mehrfach umgearbeitet, z. B. §. 94. 96 u. a. Herauszustellen ist aber auch der Wink fürs Praktische in der Lehre vom Teufel (S. 384.): „*Atque etiam si Satanae, haud acrius defensa eius natura hypostatica, notione tanquam imagine utimur, qua complexio peccatorum et miseriarum, quas illa afferunt, inprimis quod foedum et horribile inest in peccatis gravioribus, hominibus quasi ob oculos ponitur, ut eo gravius excitentur ad malum quodvis fugiendum et oppugnandum, minime verendum est, ne operam perdamus apud intelligentiorem quemque.*" In der Lehre von der Vorsehung empfehlen wir besonders den wichtigen §. 111. „*De providentia div. cum libertate hominis concilianda*" zur Beachtung, welcher fast ganz neu gearbeitet ist, sowie auch die Theodicee (§. 112.) mehrfache Umgestaltung erfahren hat. Im Folgenden ist auszuzeichnen die Epikrise über die Erbsünde (§§. 117. 118.), wie der vollständiger und wissenschaftlicher gewordene §. 119. *De peccatorum statuumque peccatoris varietate.* In Absicht des Lehrstücks von der Person Christi sollte doch immer allgemeiner anerkannt werden, daſs moralische Würde und Erhabenheit allezeit höher steht, als eine physische, die immer erst durch eine Art von Künstelei herausgebracht wird. Die *Summa vitae* J. C. hat statt des früheren *parentibus Galilaeis* jetzt den Quellen entsprechender: „*Filius habitus primogenitus Mariae et Josephi*" (S. 441.), so wie ein der Miſsdeutung gleichfalls leicht ausgesetztes Stück des Schluſssatzes am Ende des §. 121. gestrichen ist; auch wird *Hase's* Meinung über den Plan Jesu nicht ganz unberücksichtigt gelassen (S. 444.). Der ganze §. indeſs scheint dem Rec. noch einer Erweiterung zu bedürfen, da er für das System zu wichtig ist. Uebrigens wird S. 442 a. E. den Verdiensten Jesu um das Menschengeschlecht auch der Tod Jesu, schon um der Consequenz willen, beizufügen seyn, vgl. §. 179. Sehr an Erleichterung der Einsicht in die Sache und dabei an Vollständigkeit hat unter Anderm auch der die schwierige *unio personalis* und *communio naturarum* behandelnde §. 126. gewonnen, ohne daſs die Treue der Darstellung gelitten hätte, wie dieſs zum Theil im *Hutt. rediv.* hier der Fall ist. Aehnliches gilt von der *communicatio idiomatum* §. 127. Und mit Recht wird dabei *Knapp's* Ausspruch hervorgehoben (S. 465): „Gelehrten ist die *historische* Kenntniſs hievon nützlich und nöthig. Aber in den Volks- und Jugendunterricht gehören alle subtile Untersuchungen und Bestimmungen der Sache nicht. Von *Melanchthon's* weisem Urtheil wich man noch in eben demselben sechzehnten Jahrh. in der Luth. Kirche sehr ab, man schrieb in der Concordienformel bestimmte Lehrtropen vor, und legte ihnen die gröſste Erheblichkeit bei." Weiter vgl. m. §. 129. 130. u. a., um den Unterschied der vorliegenden Ausg. von der sechsten zu erkennen. Auch fehlt nun der symbolische Beleg für die *intercessio* hier nicht mehr (S. 509. *a.*). M. s. ferner die genauern Angaben z. B. über die Universalisten (S. 516.), die Infralapsarii und den Jansenismus (S. 519.), den Syllogismus praedestinatorius (S. 523.), die gratia div. (§. 150. f.), die iustificatio (S. 537. 540. u. a.). Desgleichen in dem *ordo salutis* wird die bessernde Hand leicht erkannt, wie auch im *Locus de verbo Dei.* Nur scheint hier S. 563. der symbolische Beleg für das Evangelium, der Lex gegenüber, nicht bloſs citirt (s. *Addenda* S. 700.), sondern wörtlich gegeben werden zu müssen, nämlich in einer neuen Note zum Schlusse des §. 163, etwa so: Form. Conc. p. 592 s. 714: „*Ev. proprie doctrina est, quae docet, — quid miserrimus ille peccator* c r e d e r e *debeat, ut remissionem peccatorum apud Deum obtineat.*"

neat." *Cf. scriptores annot. s. l. b. laudati et* (*Hase*) l. l. 329 s. Diefs fordert auch die Ebenmäfsigkeit mit dem *wörtlichen* Belege für die Lex. Die Vergleichung der christl. Taufe und des h. Abendmahls sodann mit der jüdischen Beschneidung und dem Pasahmahle wird nicht mehr ganz gebilligt (S. 566.). Doch auf die Einzelheiten, worin diese Ausgabe von der sechsten sich unterscheidet, bei den Sacramenten auch nur andeutend einzugehen, verbietet der Raum; nur auf die gebesserte und vervollständigte Geschichte des h. Abendmahls mag im Allgemeinen noch hingewiesen seyn, da eben sie für Bildung und Begründung des richtigen Urtheils in den Unionangelegenheiten besonders von Wichtigkeit ist. Für diesen Zweck mufs übrigens der eben dazu gegebene §. 180 b. aufs neue zur treuen Beherzigung empfohlen werden. Aehnliches gilt von dem ganzen *Locus de ecclesia* für unsre auch kirchlich mehrfach bewegte Zeit. Die Lehre von den letzten Dingen endlich hat nach Form und Materie auch vielfältige Besserungen erfahren, s. bes. §. 189. 190. 191. 194. 195. 196. 199. 200.

In Absicht der Literatur ist darauf Bedacht genommen, dafs nicht nur neue Bücher, sondern zugleich übersehene ältere gute Bücher nachgetragen wurden, z. B. *Balguy's* Rechtfertigung der göttlichen Güte (S. 278. *e.*), Parisius über Confirmandenunterricht (S. 586. *a.*).

Die acht Seiten *Addenda et corrigenda* mögen ja nicht übersehen werden (S. 693 — 700.). Für eine neue Ausg. indefs wäre sorgfältigere Correctur recht wünschenswerth. Zu bemerken ist dort: S. 693. Z. 10 v. u. schr. 12 st. 16. S. 695. Z. 17. nach: Jesu. hinzu: 2. A. S. 700. Z. 9. schr. 68 ss. st. 69 ss. Daselbst Z. 1 v. u. mufs statt *ante* vielmehr *post* gelesen werden. Uebrigens fehlt noch z. B. dafs S. 269. Z. 1. §. 65 st. §. 66. zu schreiben, S. 303. Z. 8. statt (ein Comma zu setzen, S. 311. Z. 17. vor p. noch I. 1816. hinzuzusetzen, S. 530. Z. 25. st. 595 ss. vielmehr 615 ss. zu schreiben, S. 623. Z. 35 nach magis das Comma zu tilgen ist, u. s. w.

Die Indices zu den bekannten Dogmatiken neuerer Zeit scheinen dem Rec. ohne Ausnahme ungenügend. Ueber den ganz neu gegebenen zu vorliegender Ausg. wird anders geurtheilt werden können: er füllt viertehalb Bogen, der frühere machte nicht ganz fünf Seiten aus. Rec. könnte noch Einiges nachtragen, doch wird diefs auch für eine neue Ausg. nicht viel seyn. Dafs diese Ausführlichkeit von grofsem Nutzen sey, braucht ja wohl nicht erst bewiesen zu werden. Nebenbei wird dadurch der ungewöhnliche Reichthum des hier zu einer genauen Uebersicht zusammengestellten dogmatischen Materials desto anschaulicher.

SCHÖNE LITERATUR.

1) Altenburg, b. Schnuphase: *Lyrische Gedichte* von *Carl Heidler*. Nebst einem Anhange, Napoleonskränze enthaltend. 1831. VIII u. 254 S. 8. (1 Rthlr.)

2) Stuttgart, gedr. b. Munder: *Gedichte* von *Wilhelm Zimmermann*. — „Was glänzt ist für den Augenblick geboren, das Echte bleibt der Nachwelt unverloren" — Göthe. 1832. VI u. 263 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Zwei junge Dichter bieten uns hier ihre Erstlingsgaben, von denen einige bisher nur aus Tagblättern uns bekannt waren. Wir finden in beiden den Ton der Zeit und beide sind nicht leer an Gedanken; doch überwiegt darin der Letztere bedeutend den Ersten, so wie an innerer und äufserer Poesie. Besonders steht der Erstere zurück, sobald er sich ins Epische wagt, wozu sich ihm auch nur verbrauchte Stoffe, wie „Pyramus und Thisbe" — „Der Ring und der Rabe", darbieten. Auch fehlen bei ihm Reminiscenzen und besonders Schiller'sche Glockennoten nicht. Wir können auch nur einige wenige der lyrischen Gedichte als Ausdruck, — von Ausströmen ist nicht die Rede, — eines tiefern poetischen Gefühls auszeichnen. Das Zarte gelingt ihm besser, wie „An das Abendroth" — „Ewiges Lebewohl" — „Sängers Loos." — Wir würden auch gleich das zweite „An die Sonne bei ihrem Aufgange" angeführt haben, wenn nicht in den beiden letzten Strophen vier O! vorkämen. Es findet sich überhaupt bei ihm zuviel gemachte Poesie. — Weit reicher würde die Auswahl aus Nr. 2 ausfallen. Hier finden wir gleich die Zueignung — nicht so phrasenreich ausgeführt wie die von Nr. 1, aber geistreicher, und ein „Rheinlied" — „Hohenstaufen" — „Faust auf dem Alpenfeld" — „Der rothe Berg" (eine sinnige Feier der Königin Katharina von Würtemberg) — „Die singende Rose" — „Brutus Geist" — hat Nr. 1 nicht aufzuweisen, und noch weniger „Alhallil's Gebet" — „Kaiser Friedrich II und seine Geliebte" — „Kaiser Friedrichs II Tod" — „Der Ulmer Münster" (Sage) — „König Engio's Tod" — (die nichts sagende „Liebe bis in den Tod" wünschten wir hinweg, — so wie unter den Liedern S. 76 „Grabschrift" als unverständlich). — Beide Dichter haben auch *Zeitgedichte*, wie Nr. 1 „Nothruf an das jetzige Jahrhundert" — der ziemlich prosaisch lautet — „Napoleonskränze", in denen viele welke Blätter sind. Nr. 2 giebt Zornesblumen nicht ohne Duft und kräftiges Farbenspiel, wie gleich die erste „Die neue Zeit — und auch die zweite „Die verzauberte Riesin", vor allen aber „Auf den Tod Müllers" (geb. 1796 in Oberschwaben, starb im Aug. 1829 als Commandant des Palamidi zu Nauplia). Was Papier und Druck betrifft, so hat Nr. 1 den Vorrang.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1833.

JURISPRUDENZ.

Hanau, b. König: *Das interdictum uti possidetis und die novi operis nunciatio*, zwei civilistische Abhandlungen, von *L. H. Wiederhold*, Obergerichts-Assessor in Hanau. 1831. IV u. 118 S. gr. 8. (Geh. 12 gGr.)

In dem diesen beiden Abhandlungen vorangeschickten Vorworte wird vom Vf. gesagt, er dürfe bei der auffallenden Abweichung seiner Ansichten von herrschenden Meinungen sich im Voraus nicht verhehlen, dafs seinen Mittheilungen das Schicksal, entweder ignorirt, oder auf das Lebhafteste angefochten zu werden, bevorstehe. Die nachfolgende Anzeige wird ihn indessen überzeugen, dafs seine Mittheilungen weder ignorirt, noch auf das Lebhafteste angefochten, sondern ruhig mit Hinsicht auf die Foderungen der Wissenschaft geprüft worden sind.

Wir machen I. mit der Anzeige des *interdictum uti possidetis* den Anfang. Es ist nicht in Abrede zu stellen, dafs der Vf. bei Zusammentragung des Materials vielen Fleifs bewiesen hat. Mit Recht behauptet er, das *interdictum uti possidetis* leide auf die *servitutes rusticae* keine Anwendung. Allen Beifall verdient auch, was er am Ende dieser Abhandlung sagt: „man müsse wahrhaft über die mifsbräuchliche Anwendung des *interdictum uti possidetis* erschrecken, wenn man demselben eine Wirksamkeit, die weit über die gezogenen Grenzen sich verbreite, beigelegt und dasselbe auch in Fällen angewandt sehe, wo es sich um Schutz in der Ausübung neuerer dinglichen Rechte, als des Jagdrechts, des Fährrechts, des Beholzungsrechts u. s. w. handele." Da jedoch dies Alles bereits von Anderen erwähnt und zur Genüge dargethan worden ist, so gehen wir, ohne uns weiter dabei aufzuhalten, zu den *neuen* Ansichten über. Diese bestehen hauptsächlich darin: „Die Anwendbarkeit des *interdictum uti possidetis* setze zwei Personen voraus, welche sich wechselseitig als Civilbesitzer eines Grundstücks nicht anerkennen, d. h. beide auf Ausübung des Eigenthums Anspruch erheben. Civilbesitz hätte der *precario rogans* bei dem Mangel einer den *animus domini* rechtfertigenden *causa* nicht erworben; das römische Recht nehme indessen für ihn Civilbesitz an. Der *creditor pignoratitius* habe zwar das *interdictum de vi*, weil sein Gewaltverhältnifs zu der Sache als *possessio naturalis* anzuerkennen sey. Nirgends sey ihm aber das *interdictum uti possidetis* beigelegt worden. — Sobald die Störung der Eigenthumsübung rein unter den Gesichtspunkt falle, dafs der Gegner nur einen Bestandtheil des Eigenthums, eine Servitut an der Sache, ausüben, mithin diese nicht als eigene behandeln wolle, und unter Voraussetzung eines solchen Rechts die als Störung der Eigenthumsausübung bezeichnete Handlung gerechtfertigt seyn würde, könne vom *interdictum uti possidetis* kein Gebrauch gemacht werden. — Auf Ersatz eines zur Zeit der Anstellung des Interdicts bereits zugefügten Schadens sey dasselbe nicht gerichtet. — Es könne von einer analogen Anwendung des *interdictum uti possidetis* auf den Quasibesitz der *servitutes urbanae* schlechthin nicht die Rede seyn."

Man sieht hieraus, dafs die vom Verfasser angenommenen Begriffe von Civil- und Naturalbesitz der ganzen Abhandlung zu Grundbegriffen dienen. Wir müssen daher vor allen Dingen dieselben noch mehr herausheben und näher betrachten: „Nach dem Naturrecht, sagt der Vf., bestehe der zum Besitz erfoderliche *animus* in dem Willen, die Sache *für sich* zu haben; er könne nicht in dem Willen, die Sache als eigene (*animo domini*) behalten zu wollen, bestehen, weil nur das Civilrecht den Begriff von *dominium* kenne. Es scheine also völlig angemessen zu seyn, von Civilbesitz zu reden, wenn das bestimmte Wollen, welches zu der körperlichen Handlung, wodurch Besitz erworben wird, hinzukomme, darin bestehe, dafs man die Sache als eigene (*animo domini*) behandeln wolle, und als Naturalbesitz den Besitz zu bezeichnen, wo jenes Wollen, was zu der Apprehension hinzukommen müsse, um den Besitz zu begründen, darauf gerichtet sey, die Sache *für sich* zu behalten (*animus possidendi*). Dieser *animus possidendi* hänge allein von der Entschliefsung eines jeden ab, der überhaupt nur wollen könne. Wo zu der Apprehension dieser *animus possidendi* hinzukomme, sei Naturalbesitz begründet. Aber der *animus domini* hänge nicht blofs von der Entschliefsung desjenigen ab, der Besitz erwerben wolle. Um diesen *animus* zu fassen, müsse man einen Grund haben, der es, ihn zu fassen, nach Civilrecht möglich mache. Man müsse das Bewufstseyn haben, dafs die *causa*, aus der man sich in das physische Verhältnifs der Detention zu der Sache setze, den *animus domini* an und für sich rechtfertige. Auf die Ueberzeugung, dafs man nun Eigenthümer sey oder werde, auf die *bona fides*, deren Grundlage die *iusta causa* sey, komme dagegen nichts an."

Diese gleichsam das regressive Princip ausmachenden Begriffe von Civil- und Naturalbesitz können nun aber unmöglich den Beifall desjenigen gewinnen, welcher vorurtheillos die Quellen einer genauen Prüfung unterwirft. Das römische Recht federt, wie bekannt,

kannt, eine eigene Exegese und eine eigene historische Forschung, bei denen das Hauptaugenmerk darauf gerichtet seyn mufs, die oft ganz verschiedenen Bedeutungen, welche ein Wort nach den verschiedenen Entwickelungsperioden umfafst, gehörig zu entwickeln und aufzuklären. Wird dies nicht aus der Acht gelassen, so findet sich, dafs der Ausdruck „*possessio*" in der eigentlichen und engsten juristischen Bedeutung des Wortes einen abgesonderten, für sich bestehenden *factischen* Zustand bezeichnet, welcher vom Eigenthum unterschieden werden soll und mit dem an und für sich (also unter einstweiliger Abstrahirung von der Rechtmäfsigkeit desselben) rechtliche Folgen verknüpft sind, indem er vor der Eigenmacht Anderer sicher gestellt wird (*possessio ad interdicta*). Auch wird alsdann einleuchtend, dafs der Ausdruck „*possessio naturalis*" im römischen Rechte zwei ganz verschiedene Bedeutungen hat. Er bedeutet nämlich 1) die blofse Inhabung, *detentio*, welche noch gar nichts Juristisches ist, den blofs scheinbaren Besitz derjenigen, welche lediglich *in possessione* sind (l. 3. §. 3. 13. *D. de possess.*). Sodann bedeutet derselbe 2) auch denjenigen Besitz, welcher, obwohl juristischer Besitz an und für sich, dennoch aber nicht usucapionsfähig ist, und also dem Usucapionsbesitze oder der *possessio civilis* entgegensteht (l. 1. §. 9. 10. *D. de vi*). Die vom Vf. gebildeten Begriffe von Natural- und Civilbesitz stehen sonach mit den quellenmäfsigen Bedeutungen der Ausdrücke von *possessio* (im engsten juristischen Sinne) und von *possessio naturalis et civilis* in so grellem Widerspruche, dafs sie sich augenscheinlich als falsch darstellen. Da nun aber diese unrichtigen Begriffe der Abhandlung zu Grunde gelegt worden sind, so kann es nicht fehlen, dafs wir den Vf. sehr oft auf der Bahn finden, die bisherigen Lehren für irrig oder falsch zu erklären, blofs weil sie nicht in die Hypothese passen, die er nun einmal aufgestellt hat. Und so wird derselbe verleitet, viel Willkürliches und Gewagtes aufzunehmen und Scheingründe für wahre zu halten.

Fällt demnach das Fundament, worauf der Vf. gebauet hat, ganz zusammen, so wird Rec. einer ausführlichen Kritik des *Einzelnen* überhoben. Er beschränkt sich daher in dieser Hinsicht auf folgende Bemerkungen: „Der Vf. behauptet, das fragliche Interdict könne nur gegen den angestellt werden, der durch Worte oder Handlungen seinen Anspruch auf den Civilbesitz einer unbeweglichen Sache zu erkennen gebe; Besitzstörungen ohne den *animus domini* könnten die Anstellung des Interdicts nicht veranlassen." — Nach den Quellen ist aber dies Rechtsmittel offenbar gegen alle Eigenmacht, wodurch der Besitzer, als solcher, beschränkt wird, gerichtet, und zwar ohne Unterschied, ob der Störer gerade behauptet, ebenfalls Besitzer zu seyn oder nicht. l. 11. *D. de vi*, l. 8. §. 5. *D. si serv. vind.* l. 14. *D. de iniur.* l. 5. §. 10. *D. de nov. op. nunc.* l. 1. §. 4. *D. uti poss.* l. 1. §. 6. l. 3. §. 4. l. 3. §. 9 eod. Vergl. *Mühlenbruch doctrin. pandect.* edit. 3. §. 243. not. 10. Damit stimmen die neueren Gesetzbücher, z. B. das Preufs. Landr. Th. 1. Tit. 7. §. 150—154, und das Oesterreichische Gesetzbuch §. 339 überein; und mit Recht läfst sich behaupten, ein possessorischer Schutz dieser Art werde durch eine richtige Gesetzgebungspolitik geboten. Auch verfährt hienach die neuere deutsche Praxis, indem sie dem *interdictum uti possidetis* eine solche beschränkte Wirksamkeit, wie der Vf. annimmt, nicht beilegt, sondern den possessorischen Schutz gegen alle Besitzstörungen verleihet. So gewährt sie allerdings dem Besitzer eines Grundstücks possessorischen Schutz gegen denjenigen, welcher sich eine Servitut, z. B. die Hütungs- oder Wegegerechtigkeit darauf anmafsen will. Vgl. *Pfotenhauer* Abh. über das gerichtl. Verf. in Sachen, welche den neuesten Besitz betreffen §. 7. §. 12.

Wenn ferner der Vf. behauptet, das fragliche Interdict dürfe auf Ersatz eines zur Zeit der Anstellung desselben zugefügten Schadens nicht gerichtet werden, weil nur für den Fall der Nichtachtung des Interdicts (*post editum interdictum*) auf Erstattung des Interesses habe geklagt werden können: so erhellet das Gegentheil hievon schon aus der Edictsformel für das *interdictum uti possidetis*: *neque pluris quam quanti res erit* etc. (l. 1. *pr. D. uti possid.*). Denn unter dem Ausdrucke „*quanti ea res est*" wird das Interesse im allgemeinen Sinne verstanden. l. 3. §. ult. *D. uti possid.* in Vergleichung mit l. 1. §. 5. *D. ne vis fiat ei*. Die Stellen, auf welche der Vf. zur Unterstützung seiner Ansicht sich beruft, nämlich l. 3. *pr. D. de interd.* l. 3. §. 40. *D. de vi*, beweisen *nur*, dafs bei *solchen* Interdicten, wie das *interdictum de itinere*, *de precario* etc. sind, *id quod interest* erst *post editum interdictum* gefodert werden kann. Mit Nichten wird dadurch bewiesen, dafs das Nämliche auch beim *interdictum uti possidetis* eintrete. Es bleibt daher ausgemacht, dafs dieses Interdict hinsichtlich des Ersatzes eines zur Zeit der Anstellung desselben zugefügten Schadens dem *interdictum unde vi* ganz gleich steht. Diefs wird durch die Praxis, welcher man einen richtigen Tact nicht absprechen kann, gleichfalls bestätigt, da beim s. g. *possessorium summariissimum* dem geschützten Besitzer allerdings zugleich die verursachten erweislichen Schäden zuerkannt zu werden pflegen. Vergl. *Pfotenhauer* a. a. O. §. 24. Die Ausflucht, der Störer habe die im p. s. zuerkannten Schäden noch nicht ersetzt, befreit sogar den geschützten Besitzer in der Regel von der Einlassung auf das *possessorium ordinarium* oder *Petitorium*. *Pfotenhauer* a. a. O. §. 27. Warum sollte auch das *interdictum uti possidetis* in diesem Stücke dem *interdictum unde vi* nachstehen? Beide Rechtsmittel sind ja ganz homogen und dazu bestimmt, dem Besitzer wegen eigenmächtiger Verletzungen seines Besitzes die Staatshülfe zukommen zu lassen. Sie werden in den Gesetzen ausdrücklich zusammengestellt und unterscheiden sich, wie Ulpian l. 1. §. 4. *D. uti possid.* sagt, blofs darin: *illud* (*interdictum de vi*) *enim restituit vi amissam possessionem*, *hoc* (*interdictum uti possidetis*) *tuetur*, *ne amittatur possessio*; *illud quidem* in-

interdictum oppugnat possessorem, *hoc tuetur*. Vergl. *l. un. C. si de moment. poss. fuerit appell. l. un. C. ubi de poss. ag. opert.*

Wir wenden uns nun II. zu der Abhandlung von der *novi operis nunciatio*. Die *novi operis nunciatio*, sagt der Vf., sey ein gerichtliches, auf besondre Art von der Partei selbst zu eröffnendes *Verbot*, mit der Vollendung eines *novum opus* fortzufahren. Sie unterscheide sich von dem Privatverbote und sey neben diesem keinesweges überflüssig. — Hienächst handelt er von den Bedingungen der *n. o. n.*, von der Wahl zwischen der *n. o. n.* und dem Privatverbote, von der Frage, ob bei der zum Nachtheil zustehender Rechte begonnenen Errichtung eines *novum opus* bei *Verlust des Rechts* nunciirt oder ein Privatverbot eingelegt werden müsse, von den Wirkungen der *n. o. n.* und deren absoluter Dauer, von den Beschränkungen möglichen Mifsbrauchs der *n. o. n.* durch den von den Nuncianten abzuleistenden Eid vor Gefährde u. s. w., von der Frage, in wie fern noch gegenwärtig *n. o.* nunciirt werden könne? — Obgleich Rec. den Fleifs, welchen der Vf. auch bei dieser Abhandlung bewiesen hat, gern anerkennt, so mufs er doch erinnern, dafs mehrere in theoretischer und praktischer Beziehung wichtige Fragen hier ebenfalls nicht gründlich und vollständig erörtert und keinesweges zur Genüge gelöst worden sind. Dies gilt namentlich von der Annahme, nach welcher in Ansehung der *affirmativen* Servituten schlechterdings keine Nunciation Statt finde. — So ist auch der vom Vf. aufgestellte praktisch so wichtige Satz: „wer ein *ius prohibendi* gegen ein *novum opus* habe und in der Lage sey, dasselbe untersagen zu können, müsse *bei Verlust des Rechts* seinen der Errichtung des *n. o.* entgegenstehenden Willen erklären", nicht auf die erfoderliche Weise ausgeführt, insonderheit nicht mit Rücksicht auf die Behauptung Anderer näher bestimmt und von allen Seiten beleuchtet worden. Es hätten vor allen *Leyser* (*spec.* 426. *med.* 7.) und *Hommel* (*Rhaps. quaest. in for. quotid. obvenient. Obs.* 415) hiebei nicht unbeachtet bleiben sollen. Ersterer führt einen Fall an, wo nach bereits vollendetem Baue die *actio negatoria* allerdings noch für rechtlich begründet erklärt ward. Letzterer lehrt geradezu: *opere iam consummato interdictum quidem ex novi operis nunciatione cessare, sed Petitorio semper locum esse aut alio interdicto.* — So hätte ferner bei der Behauptung: „auch jetzt könne noch bei verändertem processualischen Verfahren ohne Wissen des Gerichts das prätorische Verbot auf die im römischen Rechte vorgeschriebene Weise eröffnet werden", die entgegenstehende Meinung achtungswerther theoretischer und praktischer Rechtslehrer nicht unberücksichtigt gelassen werden sollen. Siehe z. B. *Mühlenbruck's* angeführtes ausgezeichnetes Lehrbuch Vol. 2. §. 463 und die daselbst angeführten praktischen Rechtslehrer. Dort heifst es: *Caeterum privata haec novi operis nunciatio non magis hodie in usu est, quam lapilli iactus* etc., — so dafs der Vf. eine der bedeutendsten Autoritäten unsrer Zeit bei dieser Behauptung gegen sich hat.

Da die *novi operis nunciatio*, also ei[...] Gegenstand der Wissenschaft, besonders [...] ward, so durfte man mit Recht vorausse[...] derselbe nach allen Richtungen und Bezie[...] ganz im Detail betrachtet, namentlich die [...] zug habende Literatur gehörig berücksi[...] würde. Denn *nur unter diesen Voraussetz*[...] nen Monographien der Wissenschaft wahrh[...] lich und dem praktischen Juristen wahrhaf[...] lich seyn, weil dieser bei einem vorkomme[...] sich daraus von der einschlagenden Rechtsth[...] ständig unterrichten will, vorzüglich ab[...] meine Meinung und die in der Praxis vorh[...] Ansicht darin zu finden hofft. — Aus Alle[...] demnach, dafs beide hier angezeigten Abh[...] den Anfoderungen der Kritik nicht en[...] Haupterfodernisse einer solchen Schrift, [...] vorliegende ist, (welche überdiefs *nach dem* [...] ständige Monographien ankündigt), sind: [...] *keit*, *Gründlichkeit*, *Ordnung* und *Vollständi*[...] Ansehung dieser Punkte ist aber dem bish[...] führten zufolge bei beiden Abhandlungen vi[...] setzen, indem selbst die gehörige Consequen[...] dankenfolge und die lebendige Klarheit der [...] lung nicht selten in denselben vermifst werd[...]

Der Vf. möchte sowohl bei der ersten al[...] zweiten Abhandlung die Ansichten und M[...] seiner Vorgänger zu wenig beachtet, geprüf[...] nutzt haben. So lobenswerth das Bestreben [...] befangen und frei nach Wahrheit zu forsc[...] darf doch darüber eine sorgfältige Vergleic[...] ner Ansichten mit den Ansichten derjenigen [...] über den nämlichen Gegenstand bereits nac[...] haben, nicht verabsäumt werden. Denn s[...] trefflicher Prüfstein für die Objectivität un[...] griffe, indem sie zum schärferen Nachdenke[...] und die subjectiven Mängel derselben am s[...] zum Bewufstseyn bringt. Der Vf. sagt im V[...] „er sey durch literärische Hülfsmittel wenig [...] nicht unterstützt und zur Publikation der R[...] seiner Forschungen nur durch die Betracht[...] stimmt worden, dafs dieselben auf alle Fälle [...] *gründete Zweifel* an der Richtigkeit dieser od[...] Lehre erregen müfsten, mithin, da Zweifel zu[...] heit führe, schon als Anregung und Veranlas[...] gründlicheren und gelehrteren Untersuchung[...] ein Geschäftsmann sie anstellen könne, eini[...] merksamkeit verdienen dürften." Rec. erlau[...] in Betreff dieser Aeufserung, zu bemerken, d[...] welcher durch Schriften unterrichten will, s[...] Lehrer eines grofsen Theils der Menschen a[...] und also um der Wichtigkeit eines so er[...] Zweckes willen sich zuvor mit allem dazu N[...] ausrüsten, folglich auch vor allen Dingen sic[...] Besitz der nöthigen literärischen Hülfsmitte[...] mufs. Selbst um nur *wohlbegründete Zweife*[...] diese oder jene Lehre zu erregen und Veran[...] zu geben zu einem tieferen Eindringen in die[...] heit, ist wesentlich erfoderlich, die Schwäche [...] herigen Behauptung hervorzuheben und alle

darzulegen, die dazu dienen, unsre früher gewonnene Ansicht wankend zu machen und derselben den bisher geschenkten Beifall zu entziehen. Es können daher auch *dabei* die literärischen Hülfsmittel durchaus nicht entbehrt werden. *Albert.*

SCHÖNE LITERATUR.

Jena, in Comm. b. Frommann: *Das Hermannslied* von *A. W. Rugo*. 1832. XVI u. 126 S. 12. (16 gGr.)

Die ebenso meisterhafte als kurze Schilderung, welche uns Tacitus Ann. II. 88 von dem Leben und Thaten Armin's giebt, hat so Manchen schon angesprochen und gleichsam getrieben, den Armin auch in deutscher Zunge zu verherrlichen. Der Geschichtschreiber, so diefs versuchten, wird hier billig nicht gedacht; derer aber, so im Gebiete der Dichtkunst Armin's Verherrlichung sich zum Ziel ihres Strebens setzten, mufs Rec. hier Erwähnung thun. Aber nur Männer der letzten zwei Jahrhunderte kann Rec. als Verherrlicher Armin's in deutscher Sprache anführen; die alten Lieder vom Armin, deren Tacitus gedenkt, sind verloren. Im Romane, im Heldengedichte, im Schauspiele (*Bardit*), im Siegesgesange ward Armin's That gefeiert, und Lohenstein, Schönaich, Klopstock, Kretschmann sind die Namen der Männer, deren Rec. gedenken mufs. Wie sehr oder wie wenig allen diesen ihr Streben gelungen ist, weifs jeder, der unsere Literatur etwas mehr als oberflächlich kennt. Auf einem neuen Wege versuchte Hr. *Rugo* jetzt, Armin's Thaten seinen Zeitgenossen in die Erinnerung zurück zu rufen, und Rec. gesteht, dafs diefs auf eine würdige Weise geschehen ist. Die fragmentarische Ueberlieferung der Lebensereignisse Armin's fodert, wenn der geschichtliche Armin geschildert werden soll, eine ähnliche Behandlung der Schilderung. Es war daher eine verständige Wahl Hn. *R's*, wenn er die Thaten Armin's in *Liedern* feierte, und weder ein Drama noch ein Epos lieferte. Wir kennen das innere und häusliche Leben unserer Vorfahren in jener frühen Zeit in der That zu wenig, als dafs unsere Kenntnifs davon zu einem Epos oder Drama hinreichend seyn könnte. Wir würden nur einen phantastischen Armin des 19ten Jahrhunderts erblicken. Hn. *R's* Gedicht besteht aus einzelnen Liedern, die sich am füglichsten denen Bürger's in Hinsicht ihrer Art und Weise vergleichen lassen, nur dafs sie milder sind, aber auch dafür der gewaltigen Kraft entbehren, die Bürger seinen Liedern einzuhauchen wufste. Die Haltung der Lieder Hn. *R's* ist untadelhaft. Hr. *R.* versteht die Kunst, in der Einbildungskraft des Lesers dasjenige zu erwecken, was er will, dafs es vorzüglich in das Bewufstseyn des Lesers gefafst werden soll. Nur das Wichtige hebt er völlig in den Vordergrund, flüchtig und leicht berührt er das Minderwichtige; Störendes findet Rec. nirgends. Zweierlei aber würde Rec. anders wünschen, erstens den Charakter der Thusnelda (d. h. Riesenmaid), und dann den Tod Tumelico's. Ersterer ist unstreitig zu weich, ja zuweilen trägt er sentimentale Färbung. Was den zweiten Punkt, den Tod des Thumeliko, anbelangt, so handelt Hr. *R.* offenbar der Geschichte zuwider, wenn er ihn in einem Kampfe gegen die wilden Thiere des Circus umkommen läfst; er verstöfst aber auch wider die römischen Sitten, wenn er den Thumeliko *als ein schwaches Kind* den Kampf bestehen läfst. Wie konnte der Kampf eines schwachen Kindes gegen einen Tiger den zuschauenden Römern Genufs gewähren? Aber die Worte des Tacitus Ann. I. 58: „*Educatus Ravennae puer, quo mox ludibrio conflictatus sit, in tempore memorabo*" sagen deutlich, dafs Thumeliko sehr bald mit widrigen Schicksalen zu kämpfen gehabt habe, und zwar mit Schicksalen, würdig in den römischen Annalen aufgezeichnet zu werden. Ueberdiefs steht noch kurz vorher: „*Caesar liberis propinquisque eius* (*Segestis*) *incolumitatem pollicetur*", und die Römer waren gewohnt auch den Feinden Wort zu halten. Doch genug hievon. Das Gedicht verdient, dafs man diese beiden Verstöfse übersieht. Einfachheit, Leichtigkeit und Anmuth der Sprache gereichen diesem Hermannsliede sehr zur Empfehlung; nur wären hier und da reinere Reime zu wünschen. Das Ganze besteht aus XXVI einzelnen Liedern, deren Inhalt folgende Ueberschriften anzeigen. I. Hermanns Aufruf. II. Der Aufstand. III. Die Winfeldsschlacht. IV. Hermanns Mahnung (an die Deutschen, fest zusammen zu halten gegen die Unterdrücker). V. Roms Schrecken. VI. Thusnelde liebt. VII. Der Barde Hermanns vor König Marbod (diesen zu einem Bündnifs aufzufordern). VIII. Hermanns Bewerbung (um Thusnelde). IX. Entführung der Thusnelde. X. Hermann sitzt gefangen. XI. Hermann befreit. XII. Segests Verrath. XIII. Hermanns Racheruf. XIV. Des Priesters Fluch (über Segest). XV. Germanikus im Teutoburger Walde. XVI. Schlacht an der Lippe. XVII. Thusnelde in Ravenna. XVIII. Hermann und Flavius. XIX. Die Schlachten bei Idisfavisus. XX. Hermanns Trauer. XXI. Germanikus Triumph in Rom. XXII. Segest stirbt (— aus poetischer Gerechtigkeit in den Wogen des Rheins). XXIII. Marbodsschlacht. XXIV. Der Knabe Thumelich stirbt. XXV. Marbod wird gefangen. XXVI. Hermann stirbt. — Geschichtliche Nachweisungen und nöthige Erklärungen sind beigefügt. Zu den letztern fügt Rec. nur eine hinzu, die nämlich, dafs der Armin des Tacitus mit Unrecht zu einem Hermann gemacht wird. Armin gehört zum Stamme *airmin* (ahd. *ermun*, *irmin*), und ist Ableitung *-arm-in-*; Herman aber Zusammensetzung aus *Heri*, und *man*. Man vergl. darüber Grimm's Gram. II. 448 u. 459.

333.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1833.

JURISPRUDENZ.

STUTTGART, b. Steinkopf: *Die Usucapio und Praescriptio des Römischen Rechts*, von *C. F. Reinhardt*, Dr. 1832. XVI u. 302 S. 8. (1 Rthlr.)

Das Bestreben die Wissenschaft zu fördern, erfordert vor allen daſs man den Standpunkt derselben kenne. Wer die Resultate früherer Untersuchungen mit vornehmer Nichtachtung übergeht, beweist dadurch entweder, daſs er in verderblichem Eigendünkel befangen sich über die Leistungen einer früheren Zeit erheben zu können glaubt, oder daſs er überhaupt noch nicht die gehörige Reife erlangt hat, als wahrhafter Förderer der Wissenschaft aufzutreten. Wenn aber die Unkenntniſs des jedesmaligen Zustandes der Wissenschaft auf der einen Seite nicht ohne Gefahr ist, indem sie leicht eine Verwechselung des Standpunktes subjectiven Wissens mit der Wissenschaft erzeugt, so entspringt daraus auch auf der andern Seite eine Ungerechtigkeit und Undankbarkeit gegen frühere Forschungen, denen wir oft unbewuſst gerade das verdanken, was wir für das Ergebniſs eigener Untersuchung halten. Rec. giebt zwar zu, daſs bey dem gegenwärtigen Zustande auch der juristischen Literatur, die fast täglich durch zahllose kleine Abhandlungen mehr erweitert als gefördert wird, während gründliche gröſsere Werke immer seltener werden, es fast unmöglich ist alles das, was über einzelne, besonders beliebte Theile der Rechtswissenschaft geschrieben ist, zu kennen: allein *das* kann man von jedem der als Schriftsteller über irgend eine Materie auftritt, mit Recht verlangen, daſs wenigstens die vorzüglichsten bisherigen Untersuchungen darüber von ihm gekannt und mit gebührender Anerkennung behandelt werden.

In wiefern die vorliegende Schrift des Hn. *R.* dem Rec. zu diesen allgemeineren Bemerkungen Veranlassung gegeben habe, wird sich bey der näheren Betrachtung jener Schrift von selbst erweisen.

Hr. *R.* sagt uns in dem Vorworte zu seiner Abhandlung über die *Usucapio* und *Praescriptio* S. I., daſs diese Lehre „wenige klare Sätze ausgenommen, nichts als ein Aggregat von Controversen sey" und gleich darauf (S. II.) daſs „obgleich man längst eingesehen habe, daſs das Römische Recht überhaupt nur vom geschichtlichen Standpunkte aus gehörig aufgefaſst und gewürdigt werden könne, dennoch einer solchen Behandlung die *Sache* von der *Usucapio* und *Praescriptio* sich noch nicht zu erfreuen habe, und daſs nun in diese dunkle und verworrene Lehre an der Hand der Geschichte einzudringen, und somit aufzuklären, was *ihm* früher unklar war, seine Aufgabe gewesen." Wenn aber Hr. *R.* meint, daſs die Lehre, oder um mit ihm zu reden, die *Sache* von der *Usucapio* und *Praescriptio* bisher noch nicht vom *historischen* Standpunkte aus behandelt sey, so möchten wir ihn wohl fragen, zu welcher Methode er *Unterholzner's* „Darstellung der Lehre von der Verjährung durch fortgesetzten Besitz" so wie dessen „ausführliche Entwickelung der gesammten Verjährungslehre aus den gemeinen in Deutschland geltenden Rechten" zähle, und ob das Resultat selbst dieser Werke nichts als ein Aggregat von Controversen genannt werden könne? Oder sollten vielleicht Hn. *R.* die genannten *Unterholzner'schen* Schriften, die mit Recht den ausgezeichnetsten juristischen Monographieen eines *v. Savigny*, *Mühlenbruch* und *Hasse* an die Seite gesetzt werden, unbekannt geblieben seyn? Unmöglich; denn wenn man auch auf der einen Seite zu dieser Vermuthung wohl dadurch veranlaſst werden möchte, daſs in den ganzen dreihundert und zwei Seiten der Schrift des Hn. *R.* auch nicht mit einer Sylbe *Unterholzner's* gedacht wird, während doch andre, weit weniger ausgezeichnete Schriften erwähnt werden: so spricht doch auf der andern Seite die groſse Uebereinstimmung der Ansichten des Hn. *R.* mit denen *Unterholzner's* dafür, daſs Hr. *R.* dessen Schriften gekannt, und vielleicht nur deshalb anzuführen unterlassen hat, weil er in der That wenig von ihnen abweicht, mithin für jeden Paragraphen seines eigenen Werkes, einen entsprechenden aus *Unterholzner's* Darstellung hätte citiren müssen.

Die Hauptabweichungen, die uns zugleich den Uebergang zu der näheren Betrachtung der Schrift des Hn. *R.* geben mögen, finden sich in den ersten zwei Abschnitten. In dem ersten derselben, der den Titel „Einleitung" führt und 40 Seiten umfaſst, entwickelt der Vf. mit sehr vieler Umständlichkeit die einzelnen Erwerbungsarten des Eigenthums, nämlich die *occupatio*, *mancipatio*, *in iure cessio* und *traditio*, worauf eine eben so ausgedehnte Untersuchung über die *res mancipi* und *res nec mancipi*, so wie über den Unterschied des *dominium quiritarium* und *dominium bonitarium* folgt. Auf einzelne Punkte dieses Abschnittes werden wir weiter unten näher eingehen.

Wir nannten diesen Theil abweichend von *Unterholzner's* (zuerst erwähnter Schrift, denn diese wollen wir bei der Vergleichung besonders zu Grunde legen,

legen, da sich dieselbe, wie das Werk des Hn. *R.* ausschliefslich mit der Darstellung der römischen Rechtsgrundsätze über die *Usucapion* beschäftigt), weil er sich in dieser Weise wenigstens in *Unterholzner's* Werke nicht findet. Dagegen mufs der zweite Abschnitt der *Reinhardt'schen* Schrift als abweichend von *Unterholzner* bezeichnet werden, weil hier eine wirklich abweichende Ansicht ausgeführt wird. Hr. *R.* weist nämlich nach, wie er sich selbst im §. 36 seines Werks (S. 53) darüber ausdrückt, „dafs die *Usucapio* ursprünglich und nach dem Zwölf-Tafel-Gesetz nur den Zweck gehabt habe, die versäumte Form der *mancipatio* und *in iure cessio* zu ergänzen, indem sie demjenigen Rechte, welches, durch *mancipatio* oder *in iure cessio* hätte übertragen werden sollen, aber nur durch *traditio* erworben war, diejenige Gültigkeit ertheilte, welche gleich ursprünglich durch *mancipatio* oder *in iure cessio* demselben hätte ertheilt werden können, dafs mithin auch die *Usucapio* nur gegen den Tradirenden, nicht gegen einen dritten, wirkte."

Rec. gesteht, dafs ihm diese Ansicht des Vfs viel Wahrscheinlichkeit habe, dafs ihr aber auch keineswegs das Verdienst der Originalität gebühre. Schon vor mehreren Jahren nämlich hat Hr. Dr. *Engelbach* in einer eigenen kleinen Abhandlung, die unter dem Titel „über die *Usucapion* zur Zeit der zwölf Tafeln" Marburg 1828 erschien, aber freilich weniger bekannt geworden zu seyn scheint, als sie wohl verdiente, dieselbe Ansicht auf eine recht scharfsinnige Weise begründet. Sollte vielleicht dem Vf. diese Abhandlung gleichfalls unbekannt geblieben seyn? Wir würden es gern annehmen, und ihm dies gewifs eher verzeihen, als dafs er *Unterholzner's* Werk so gänzlich unberücksichtigt liefs, wenn uns Hr. *R.* nicht selbst den Beweis lieferte, dafs ihm die *Engelbach'sche* Schrift gar wohl bekannt sey, indem er sie selbst S. 155 seines Werkes anführt, um eine von *Engelbach* aufgestellte Ansicht zu widerlegen, worauf wir weiter unten zurückkommen werden. Hr. *R.* hat mithin die *Engelbach'sche* Arbeit nicht nur gekannt, sondern er hat sie auch zur eigentlichen Grundlage des ersten und zweiten Abschnittes seines Werks gemacht, wie sich aus einer Vergleichung leicht ergiebt. Wenn wir nun auch weit entfernt sind diese, von Seiten des Hn. *R.* geschehene Adoption der Ansicht *Engelbach's* als eine *fraudulosa rei alienae contrectatio* anzusehen, so halten wir doch dafür dafs Hr. *R.* wohl *Engelbach's*, als ersten Begründers dieser Ansicht hätte erwähnen sollen, wenn auch nur um sich von allem Verdacht zu rechtfertigen, als habe er sich selbst fremdes Verdienst aneignen wollen. Aufserdem würde Hr. *R.* dadurch den Vortheil gehabt haben, da wo er zu kurz gewesen (was ihm freilich nur selten zum Vorwurf gemacht werden kann) durch Verweisung auf die genannte *Engelbach'sche* Schrift, der Gefahr nicht gehörig verstanden zu werden, zu entgehen. So hätte z. B. der Vf. zur Erklärung des so bestrittenen Satzes *adversus hostem aeterna auctoritas*, auf dessen Erörterung dem Wortsinne nach er nicht näher eingeht, auf *Engelbach* l. l. p. 111 verweisen können, der recht sinnig das Wort *auctoritas*, als *Derivativum* von *augere*, durch „Ergänzung, Vollgültigmachung „übersetzt und somit S. 128 jenen bestrittenen Satz dahin *interpretirt*" den *Gebrauch* an einer durch *traditio* erworbenen mancipations-pflichtigen Sache kann ein *Peregrine* zwar haben, allein die Ergänzung der mangelnden Form der *mancipatio* ist immerwährend, und die unvollständige Veräufserung kann niemals durch den *usus* zur vollgültigen erhoben werden.

Vom dritten Abschnitte an bis zum eilften behandelt Hr. *R.* das vor-justinianische Recht der Ersitzung, oder, wie er es S. 54 nennt, die Lehre von der zweiten, der ursprünglichen durch die *Doctrin* nachgebildeten *Usucapion*; und zwar werden hier selbstständige Abschnitte den möglichen Objecten der *Usucapion* (nämlich Abschnitt 4), der *Usucapio* ohne guten Glauben, (Abschn. 5); der *Usureceptio* (Abschn. 6); der Verjährungsfrist und deren Berechnung (Abschn. 7); der *Accessio temporis* (Abschn. 8); der *Usurpatio* (Abschn. 9); und der *longi temporis praescriptio* (Abschn. 10) gewidmet. Diese einzelnen acht Abschnitte entsprechen also den drei ersten Abtheilungen des *Unterholzner'schen* Werkes, in denen gleichfalls die Lehre von dem vor-justinianeischen Rechte der Ersitzung erörtert wird.

Fragen wir nun aber, wie diese neueren Untersuchungen des Vfs, zu denen *Unterholzner's* sich verhalten, so überzeugt man sich leicht, dafs die letzteren keineswegs durch die erstern entbehrlich gemacht worden sind. Hr. *R.* hat zwar einzelne Punkte mit grofser Weitläuftigkeit erörtert, andre dagegen ganz unberührt gelassen, vermuthlich weil diese ihm schon umständlich genug von *Unterholzner* erläutert schienen. So erwähnt z. B. Hr. *R.* bei der Aufzählung der, der *Usucapion* entzogenen Sachen mit keiner Sylbe der Grenzstreifen, denen *Unterholzner* l. l. §. 14 einen eignen, 9 Seiten langen Paragraph widmet. Erst im 12ten Abschnitt, wo von der Klagenverjährung die Rede ist, wird auch gelegentlich der Streitfrage über die Verjährbarkeit oder Nichtverjährbarkeit der *controversia de fine* von Hn. *R.* gedacht.

Die Frage *wer* überhaupt *usucapiren* könne, fertigt Hr. *R.* sehr kurz im §. 47 durch die wenigen Worte der *L.* 4. §. 1 u. 2 *D. de usurpationibus et usucapionibus* (41, 3) ab, denen er hinsichtlich der Bestimmungen über die *Usucapion* durch einen Wahnsinnigen noch die Worte der *L.* 44. §. 6 *D. eod.* hinzufügt, ohne sich näher, (wie doch *Unterholzner* es für nöthig erachtet) auf die *Usucapion* durch Sclaven, durch Kriegsgefangene, durch *Peregrinen* und *Latinen* und durch *Corporationen* einzulassen. Weiterhin berührt Hr. *R.* in der Lehre von den gültigen Rechtstiteln der *Usucapion*, die Usucapions-Art aus dem Titel eines unbenannten Contracts (wohin von *Unterholzner* der Titel von Tausches wegen, und von wegen

wegen einer, durch Uebereinkunft geschlossenen Theilung gezählt wird), ingleichen den Titel *pro suo*, sehr kurz; und den Titel *pro soluto* erwähnt er gar nicht, während er andre, namentlich den Titel *pro donato* mit grofser Vorliebe und Ausführlichkeit behandelt. Eben so findet sich bey Hn. *R.* nirgends eine Erwähnung der *Usucapion* aus Titeln des prätorischen Rechts, von denen *Unterholzner* §. 29 handelt. Aus allen diesem ergiebt sich hinlänglich, dafs *Unterholzner's* Werk keineswegs durch die Arbeit des Hn. *R.* überflüssig gemacht ist. — Der siebente, achte und neunte Abschnitt im Werke des Hn. *R.* entsprechen dem vierten Hauptstück bei *Unterholzner*. Eigentliche Abweichungen finden sich auch hier nicht. Einzelne Punkte werden theils weitläuftiger, theils kürzer, als von *Unterholzner* geschehen, behandelt. — Im zehnten Abschnitt geht der Vf. sodann auf die *longi temporis praescriptio* über; wobei wir im Allgemeinen bemerken dafs dieselbe, wie doch in einer historischen Entwickelung der Lehre von der *Usucapion* mit Recht hätte geschehen sollen, zu wenig als eine besondere Stufe dieser Entwickelung hervorgehoben und bezeichnet ist. Der Vf. entwickelt zuerst in einem besondern Paragraphen (84) den Begriff der *Praescriptio* im Allgemeinen, und sagt von ihr S. 190 „sie war ein Sicherungsmittel für den Kläger, wodurch dieser sich durch genaue Bestimmung des Umfanges der von ihm angestellten Klage alle weiteren aus demselben Rechtsverhältnifs und Rechtsgrund entspringenden Klagen sicherte, deren Verlust sonst und ohne jenes Schutzmittel durch die *in ius deductio — consumtio* — und die hieraus abgeleitete *exceptio rei in iudicium deductae*, erfolgt wäre." Den auf diese Weise angegebenen Begriff der *Praescriptio* wendet dann der Vf. auf die *longi temporis praescriptio* an und meint, der *dominus* habe, wenn er den seine Sache Praescribirenden mit der *rei vindicatio* belangt, in diese als eine *Praescriptio* im oben angegebenen Sinne etwa die Formel „*ea res agatur, cuius longi temporis nondum est possessio*" aufgenommen, um dadurch der *exceptio rei in iudicium deductae* zu entgehen. Durch diese Erklärung erscheint aber die *Praescriptio* als ein Sicherungsmittel, dessen sich der Kläger, hier der *dominus rei*, bediente, da doch nach dem ganzen Wesen der *longi temporis praescriptio* anzunehmen ist, dafs dieselbe eher ein Sicherungsmittel des Beklagten, (also des Praescribirenden) gewesen, und den Charakter einer *exceptio* gegen die *rei vindicatio* von Seiten des *dominus* getragen habe.

Wenn dann Hr. *R.* im §. 86 sagt, obgleich es freilich an geschichtlichen Nachrichten über den Ursprung der *longi temporis praescriptio* fehle, so sey es ihm doch nicht unwahrscheinlich, dafs zunächst die *praedia provincialia*, die nicht usucapirt werden konnten, hiezu Veranlassung gegeben, indem sie zuerst bei diesen als etwas, sich der *Usucapion* Annäherndes eingeführt worden: so theilen wir hier gern seine Ueberzeugung, die aufserdem die Autorität *Unterholzner's* (l. l. §. 41. 2) für sich hat.

Der Umfang der *longi temporis praescriptio*, ihre Erfordernisse, die Dauer wie die Wirkung derselben werden von Hn. *R.* im zehnten Abschnitt, freilich weit weniger gründlich und umfassend als von *Unterholzner* geschehen, erörtert. Namentlich ist die Lehre von der Erwerbung der Servituten durch *l. t. praescriptio*, die von *Unterholzner* sehr gründlich erläutert wird, von Hn. *R.* etwas stiefmütterlich behandelt.

Die Lehre von der aufserordentlichen erwerbenden Ersitzung, die in *Unterholzner's* Werk einen eignen Abschnitt von §. 53 — 61 umfafst, wird von Hn. *R.* übergangen, und ihrer nur beiläufig im §. 119 u. §. 127 gedacht. — Im eilften Abschnitte kommt der Vf. auf die Verordnungen *Justinians* über die *Usucapion*, die der Reihe nach wörtlich angeführt und interpretirt werden. Dieser Abschnitt entspricht der vierten Abtheilung des *Unterholznerschen* Werkes. — Der zwölfte Abschnitt endlich umfafst die Lehre von der Klagenverjährung. Als erste Veranlassung derselben wird die, oben weitläufiger erörterte *Praescriptio* nachgewiesen, und als eigentlich gesetzlicher Begründer derselben *Theodosius II.* genannt. — Dann werden sämmtliche darüber erschienene Constitutionen gleichfalls wörtlich angeführt und der Reihe nach erläutert, wobei dann auch bei Gelegenheit der *L.* 1. *C. de annali exceptione Ital. contr. tollenda* (7, 40) der *exceptio contractus Italici* gedacht und von ihr (S. 286) gesagt wird: „sie war eigentlich nichts Anderes als die frühere *Usureceptio*, die man nachher misskannte, und dadurch dafs man in ihr nur diejenige Seite, wodurch sie sich der erlöschenden Verjährung näherte, hervorhob, auch nur als solche behandelte." Schliefslich werden auch die Nov. 9. c. 4; Nov. 111; Nov. 131. c. 6 u. Nov. 119. c. 7. ausführlich mitgetheilt.

Nachdem nun Rec. eine Uebersicht des Gesammtinhaltes des *Reinhardt'schen* Werkes gegeben, kann er nicht umhin, auf einzelne darin aufgestellte Behauptungen etwas näher einzugehen.

Bei der in der Einleitung vorausgeschickten Darstellung der Lehre von den Erwerbsarten des Eigenthums widmet der Vf. ganz besondre Aufmerksamkeit der *in iure cessio*. So behandelt er in besondern Paragraphen die *in iure cessio* des *ususfructus* (§. 12), die *in iure cessio* einer *haereditas* (§. 13), der *tutela legitima mulierum* (§. 14) und der *libertas* (?) (§. 15). — Bei der *in iure cessio* des *ususfructus* kommt der Vf. natürlich auch auf die beliebte Controverse über die Wirkung der, an einen *extraneus* geschehenen *in iure cessio* des *ususfructus*. Hier versichert derselbe bei Gelegenheit der Erklärung der, in *L.* 66 *D. de iure dotium* (23, 3) sich vorfindenden besonders bestrittenen Worte des *Pomponius* „*sed ad dominum proprietatis reversurum usumfructum*" es sey seine vollkommene Ueberzeugung, *Pomponius* habe damit eigentlich nichts sagen wollen, indem diese Worte weiter nichts als eine Wiederholung des vorangegangenen Satzes „*usumfructum a fructuario cedi*

cedi non posse, nisi domino proprietatis" seyen. Aber auf welche Gründe hin sollen wir diese vollkommene Ueberzeugung des Vfs zur unsrigen machen?

Im §. 14. S. 18, wo von der *in iure cessio* der *tutela legitima mulierum* die Rede ist, will der Vf. dieselbe auf die *tutela fiduciaria mulierum* beschränkt wissen, da zu *Gaius* und *Ulpians* Zeiten die *tutela legitima mulierum* bereits aufgehoben gewesen sey. Wir glauben aber dafs diese Beschränkung nicht ganz richtig und dafs vielmehr selbst zu *Gaius* und *Ulpians* Zeiten noch eine besondere Art der *tutela legitima feminarum* vorgekommen sey. Die s. g. *tutela cessitia* nämlich, die sich auf die *tutela legitima* gründete, konnte allerdings (wie *Gaius. I.* §. 168 und *Ulp. XI.* 8. berichten) nur bei *Frauen* vorkommen, aber nicht nur bei *Freigeborenen* sondern auch bei *Freigelassenen*, falls der Patron die ihm über seine *Liberta* zustehende *tutela legitima* einem dritten cedirte. Wenn nun auch die *Lex Claudia* die *tutela legitima mulierum* den Agnaten entzog, und dadurch diese eine Veranlassung der *tutela cessitia* wegfiel, so blieb doch immer noch die *tutela legitima* des *Patronus* über seine *Liberta* bestehen, und hier konnte mithin auch noch zu *Gaius* und *Ulpians* Zeiten eine *tutela cessitia feminarum* vorkommen, wie auch *Ulpian XI.* 8 ausdrücklich bestätigt. Aufserdem war es unter den Römischen Juristen selbst bestritten, ob die *tutela fiduciaria* (bei der der Vf. *allein* eine *in iure cessio tutelae* annimmt) überhaupt Gegenstand der *in iure cessio* seyn könne. *cf. Gaius I.* §. 172. — Mit dem Umstande, dafs also Hr. *R.* die *in iure cessio tutelae legitimae* des *Patrons* über seine Freigelassene übersehen, hängt dann ein zweiter Irrthum zusammen, der sich in dem gleich darauf folgenden §. 15. S. 18 findet. Hier nämlich spricht der Vf. von einer *in iure cessio* der *libertas*, und bezieht dieselbe auf den Fall, dafs ein *homo XX annis maior* sich habe verkaufen lassen *ad pretium participandum*. Aber einmal beruht diese ganze Annahme einer *in iure cessio* der *libertas* auf einer falschen Leseart, indem in der aus *Ulpian* zum Beweise angeführten Stelle XIX. 11. „*in iure cedi res etiam incorporales possunt, velut ususfructus et haereditas, et tutela legitima, et libertas*" für „*tutela legitima et libertas*" (wie schon *Cuiacius* bemerkte) richtiger zu lesen ist „*tutela legitima libertae*, welche Lesart auch der *Codex Vaticanus* hat. Denn dafs hier *Ulpian* als Gegenstand der *in iure cessio* nur die *tutela legitima libertae*, nicht die *tutela legitima mulierum* überhaupt erwähnt, erklärt sich daraus, dafs zu seiner Zeit, wie schon oben bemerkt, die *tutela legitima agnatorum* weggefallen war. Aufserdem aber läfst sich die *libertas* selbst als Gegenstand einer *in iure cessio* wohl schwerlich denken. Die Freilassungen der Sclaven, die man vielleicht hieher ziehen möchte, weil ihnen durch die Freilassung allerdings die Freiheit rechtlich übertragen wird, können durchaus nicht als eine *in iure cessio libertatis* angesehen werden, da bei der Freilassung eine Freiheit neu begründet wird, ohne dafs der Uebertragende (der *Manumissor*) die seinige aufgiebt, wie doch bei der *in iure cessio* geschehen müfste. Am allerwenigsten aber läfst sich eine *in iure cessio libertatis* in dem von Hn. *R.* angeführten Fall finden, dafs nämlich ein *homo XX annis maior* sich als Sclave verkaufen liefs; denn hier ist Gegenstand der *in iure cessio*, d. h. der Uebertragung an den Käufer, nicht die *Freiheit*, von der ja eben der Käufer nichts weifs, sondern vielmehr das *Eigenthumsrecht* über den Verkauften, mithin findet hier eine *in iure cessio dominii*, nicht, wie Hr. *R.* annimmt, eine *in iure cessio libertatis* statt, deren Existenz auf den Grund einer äusserst verdächtigen Lesart gewifs nicht anzunehmen ist, da weder *Gaius* noch sonst einer der alten Juristen ihrer erwähnt.

Auch an willkürlichen Emendationen der Quellen läfst der Vf. es nicht fehlen, wenn diese mit seinen vorgefafsten Ansichten nicht übereinstimmen. So wird z. B. S. 57 dem *Gaius* Schuld gegeben, dafs er in seinen Institutionen *L. II.* §. 45. irriger Weise eine Bestimmung der *Lex Atinia* dem Zwölf-Tafel-Gesetz zugeschrieben habe, und eben so soll derselbe *Gaius* l. l. §. 48 die *Lex XII tabularum* mit der *Lex Julia et Plautia* verwechselt haben. Für beide im Sinne des Vfs vorgenommenen Aenderungen spricht aber weder irgend eine äufsere Autorität, noch erscheinen sie durch eine innere Nothwendigkeit gerechtfertigt. Ja der Vf. geräth bei diesen Emendationen mit seinen eigenen Behauptungen in Widerspruch. Er sagt nämlich S. 61. man müsse streng die *res furtivae* und die *res surreptae* unterscheiden. Die *Usucapion* der ersteren, habe die *Lex XII tabularum*, die der letzteren die *Lex Atinia* verboten. Dennoch will Hr. *R.* in der angeführten Stelle des *Gaius II.* §. 49 statt „*quod ergo vulgo dicitur rerum furtivarum usucapionem per legem XII tabularum prohibitam esse*" gelesen wissen „*per legem Atiniam prohibitam esse*", da doch, wie er kurz vorher behauptete, die *Lex Atinia* gar nicht von *res furtivae*, sondern von *res surreptae* handelte.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1833.

JURISPRUDENZ.

Stuttgart, b. Steinkopf: *Die Usucapio und Praescriptio des Römischen Rechts*, von *C. F. Reinhardt* u. s. w.

(*Beschlufs von Nr. 7.*)

Eben so willkürlich und offenbar unrichtig ist die, S. 63 vorgenommene Aenderung in Gaius II. §. 49 statt „*per legem XII tabularum*" zu lesen „*per legem Juliam et Plautiam*;" denn dann hätte Gaius geschrieben „*quod ergo vulgo dicitur furtivarum rerum et vi possessarum usucapionem per legem Juliam et Plautiam prohibitam esse*" etc. da doch unsers Wissens die *Lex Julia et Plautia* nur von *res vi possessae*, nicht aber auch (wie aus den Worten *furtivarum et vi possessarum* folgen würde) von *res furtivae* handelte. Aber selbst abgesehen hievon, macht sich der Vf. durch diese zweite Emendation einer wunderlichen Inconsequenz schuldig, indem er in eine und dieselbe Stelle des Gaius für dieselben Worte „*per legem XII tabularum*" einmal (S. 59) die Worte „*per legem Atiniam*" und gleich darauf (S. 63) die Worte „*per legem Juliam et Plautiam*" setzt. Welche von beiden s. g. Emendationen soll nun nach des Vfs Ueberzeugung die richtigere seyn? Wir glauben, *keine* von beiden, indem wir der Ansicht sind, dafs die gewöhnliche Lesart unverändert beizubehalten sey. Dafs nämlich schon die XII Tafeln von den *res vi possessae* gesprochen, hat Rec. in einer eigenen Abhandlung nachzuweisen versucht *). Aber selbst wenn die vom Rec. aufgestellte Ansicht nicht gehörig begründet erscheinen sollte, läfst sich doch die Behauptung des Gaius „*furtivarum rerum et vi possessarum usucapionem per legem XII tabularum prohibitam esse*" noch auf andere Weise als vom Rec. a. a. O. geschehen ist, rechtfertigen. Wir wissen nämlich aus Gaius II. §. 51. und aus §. 7 J. *de usucapionibus* (II, 6), dafs in früherer Zeit auch an *unbeweglichen* Sachen die Möglichkeit eines Furtum angenommen wurde, und somit ging die Bestimmung der *Lex XII tabularum*, dafs *res furtivae* der Usucapion entzogen seyn sollten, auch auf unbewegliche Sachen. Als späterhin diese Ansicht sich änderte und das an einer *res immobilis* begangene Furtum als *vis* beurtheilt ward, schien es einer besondern Verordnung über die Usucapions-Unfähigkeit der *res immobiles*, falls sie *Furtivae*, d. h. nach der neuern Ansicht *vi possessae* wären, zu bedürfen, und eben diese Lücke sollte vielleicht die *Lex Julia et Plautia* ausfüllen. Mit Recht konnte also Gaius die *erste* Bestimmung über die Usucapions-Unfähigkeit einer *res immobilis Furtivae* (späterhin *res vi possessae*) dem Zwölf-Tafel-Gesetze zuschreiben.

S. 103 trägt der Vf. kein Bedenken in L. 15. §. 2 D. *de usurpationibus et usuc.* (41, 3) für „*emtor*" wie nach seinem eigenen Geständnifs alle Codices lesen, zu emendiren „*venditor*", obgleich sich auch das, freilich hier ungewöhnlichere „*emtor*" gar wohl vertheidigen läfst, wenn man berücksichtigt, dafs beim Rückkauf, wovon in der angeführten Stelle die Rede ist, der frühere Verkäufer zum Käufer wird, und somit ganz richtig „*emtor*" genannt werden kann. Die Gründe die der Vf. zur Rechtfertigung seiner Emendation anführt, sind auch keineswegs genügend. Denn wenn er sich 1) darauf beruft, dafs vom *emtor* nicht gesagt werden könne, die Sache werde *ihm* redhibirt, sondern nur er redhibire die Sache, so ist zu bemerken, dafs davon in den vorangehenden Worten der angeführten Stelle auch gar nicht die Rede ist, indem die Worte „*si eo tempore redhibeatur homo*" ganz allgemein, und ohne bestimmte Beziehung auf die Person des Käufers oder Verkäufers gesagt sind. Wenn dann 2) der Vf. sich darauf stützt, dafs die Basiliken dieselbe Verwechselung der Worte „*emtor*" und „*venditor*" auf eine ganz absurde Weise wiederholen, woraus sich die Nothwendigkeit der Emendation ergebe: so kann dieser Umstand theils nicht die Unrichtigkeit der Lesart in der angeführten Stelle Julians beweisen, da ja vielleicht auch die Basiliken, so wie der Vf., diese Stelle mifsverstanden: theils aber ist auch die den Basiliken vorgeworfene Absurdität nur eine eingebildete. Der Vf. nämlich, der sich wahrscheinlich nur an die hier ganz unrichtige lateinische Uebersetzung der Basiliken gehalten hat (deren Ungenauigkeit sich auch darin zeigt, dafs sie als Object des Satzes „ἢ εἰ ὃν ἐπώλησάς μοι ἀναδιδοὺς ᾔδειν ἀλλότριον" das Wort „*servus*" einschiebt, da doch vielmehr jenes „ὃν" auf das vorangehende „ἀγρὸν" zu beziehen ist), scheint übersehen zu haben, dafs der griechische Text der Basiliken (nicht aber auch die lateinische Uebersetzung) gleichfalls vom „*emtor*", nicht, wie Hr. *R.* meint, blofs vom „*venditor*" verstanden werden können, wenn man nur richtig interpungirend, das Pronomen μοί zum Participium ἀναδιδοὺς, nicht aber (wie die lateinische Uebersetzung gethan) zu dem unmittelbar vorangehen-

*) *Commentatio iuris Romani de vi publica et privata.* Halis. 1832. p. 15—18.

henden Zeitwort „ἐπώλησας" bezieht, und dann bedenkt, dafs das Verbum „πωλέω" sowohl vom *Käufer*, als vom *Verkäufer* gebraucht wird.

S. 115 tritt der Vf. gegen eine, von *Engelbach*, in der schon oben angeführten Schrift, aufgestellte Ansicht auf. *Engelbach* nämlich, der gleichfalls als Zweck der Usucapion zur Zeit der zwölf Tafeln die Ergänzung der versäumten Form der mancipatio oder *in iure cessio* angiebt, betrachtet S. 117 die usureceptio aus demselben Gesichtspunkte und meint dieselbe habe dazu gedient die unterlassene remancipatio oder *re in iure cessio* der *sub fiducia* veräufserten Sache, zu ersetzen. Die Richtigkeit dieser Ansicht bestreitet Hr. *R.*, aber mit Gründen, die, dem Rec. wenigstens keineswegs überzeugend scheinen. Denn wenn Hr. *R.* sagt „diese Ansicht stimmt nicht mit den Worten des Gaius „*si is, qui rem mancipavit vel in iure cessit eandem ipse possederit*" und den weiteren Worten desselben *debitor quoque, qui fiduciam detinet* überein; denn Gaius drückt ja hier gerade den Fall aus, dafs derjenige, welcher die Sache mancipirt oder *in iure cedirt* hatte, im Besitz derselben verblieb": so leuchtet nicht recht ein, wie (abgesehen davon, dafs die angeführten Worte des Gaius wenigstens in dieser Fassung sich nicht vorfinden), dadurch die Ansicht *Engelbach's* widerlegt werden könne; denn dafs auch *Engelbach* bei der usureceptio als nothwendige Bedingung ihrer Statthaftigkeit *Besitz* in der Hand dessen, der usurecipiren will, fordert, folgt schon daraus, dafs er meint die *usureceptio* habe die Stelle der *mancipatio* oder *in iure cessio* ersetzen sollen, wenn die Sache blofs *tradirt*, mithin doch im Besitz des *usurecipiens* sey. Wollte Hr. *R.* gegen die Ansicht *Engelbach's* auftreten, so hätte er, unserer Meinung nach, seinen Angriff auf den Punkt richten müssen, dafs streng genommen nach den Worten des Gaius die *usureptio* nur eintrete, wenn der *debitor* im *Besitz* der *sub fiducia* veräufserten Sache *geblieben*, da sie nach *Engelbach* statt findet, wenn die Sache dem *debitor* nicht remancipirt, sondern nur *tradirt*, der Besitz mithin erst an den neuen Eigenthümer übergegangen und nachher von ihm an den *debitor übertragen* war. Doch würde auch gegen diesen Einwand *Engelbach's* Ansicht sich dadurch vertheidigen lassen, dafs man annimmt, er habe bei dem Worte *traditio* an ein s. g. *constitutum possessorium* gedacht, wodurch sich seine Ansicht mit den Worten des Gaius gar wohl in Einklang bringen läfst. Wenn dann ferner Hr. *R.* die von *Engelbach* aufgestellte Ansicht dadurch zu widerlegen glaubt, dafs er behauptet, es lasse sich auf diese Weise nicht erklären, warum die *usureceptio* auch bei *res immobiles* nur eine *annua* gewesen, so verweisen wir zum Beweise der Unzulänglichkeit dieses zweiten Einwandes auf *das*, was *Engelbach* hierüber l. l. S. 117 zu seiner Vertheidigung anführt.

Doch es würde Rec. zu weit führen, wenn er in ähnlicher Weise auch die übrigen Abschnitte des vorliegenden Werkes einer näheren Prüfung zu unterwerfen versuchen wollte. Aus allem Bisherigen ergiebt sich hinlänglich, dafs es dem Vf. durch die von ihm angestellten Untersuchungen keineswegs gelungen ist, den in der Vorrede ausgesprochenen, schon oben erwähnten Zweck zu erreichen. Rec. wenigstens mufs bekennen, dafs ihm die Zweifel, die ihm etwa durch das Werk *Unterholzner's* ungelöst geblieben seyn möchten, auch durch das vorliegende Werk um nichts ihrer Lösung näher gerückt worden sind.

Einige wenige Bemerkungen mufs aber Rec. noch über die Art der Darstellung des Hn. *R.* hinzufügen. Ueberall drängt sich dem Leser die Ueberzeugung auf, dafs der Vf., statt seinen Stoff zu beherrschen, gänzlich von ihm beherrscht worden sey. Man möchte sagen, Hr. *R.* schwelge im Reichthum seines Wissens, denn keine Gelegenheit wird von ihm unbenutzt gelassen, sich selbst einen glänzenden Beweis seiner Kenntnisse, namentlich seiner Vielbelesenheit zu geben. Selbst Druckfehler in beiläufig citirten Schriften müssen dem Leser davon ein Zeugnifs geben. So rügt z. B. Hr. *R.* ganz besonders S. 65 den, bei *Brissonius de Verborum Significationibus*. Halae 1743. S. 1174 sich findenden Druckfehler, dafs statt Fr. 115 citirt sey Fr. 215 D. de. V. O. (45, 1), und schilt ihn, so unschuldig und leicht verzeihlich er gewifs ist, einen *ärgerlichen*. Möge der Leser des vorliegenden Werkes nicht gleiche Empfindlichkeit gegen Druckfehler hegen; denn wir möchten wohl fragen, ob weniger *ärgerlich* (um mit Hn. *R.* zu reden) der, in dessen Werke sich vorfindende Druckfehler sey, wenn S. 215 eine Constitution des Kaiser Justinian vom Novbr. 1830 angeführt wird.

Die Weitläufigkeit, mit welcher der Vf. seine Ansichten aus einander zu legen sich bemüht, theilt sich auch der Art und Weise mit, in welcher er die einzelnen Stellen der Quellen übersetzt, wovon wir nur ein Beispiel anführen wollen. Bei Gelegenheit der Frage, wann eine *res furtiva* als *in potestatem domini reversa* anzusehen sey, weist der Vf. nach, dafs es unter den Römischen Juristen streitig gewesen, ob eine *reversio in potestatem domini* anzunehmen sey, wenn der Schuldner seinem Pfandgläubiger die verpfändete Sache entwandt, und dieselbe weiter verkauft habe. Paulus hatte in L. 49 D. *de usurp. et usuc.* (41, 3) die Ansicht aufgestellt, die vom Schuldner entwandte verpfändete Sache sey als *res furtiva* zu betrachten, mithin der Usucapion entzogen und das *vitium usucapionis* erst gehoben, wenn die Sache zum Pfandgläubiger zurückgelangt sey. Dagegen spricht derselbe Paulus in L. 4. §. 21 D. l. l. die entgegengesetzte Ansicht aus, und Hr. *R.* der, wir wissen nicht aus welchem Grunde, die letztere Stelle als neuer ansieht, *übersetzt*, wie er es selbst (S. 84) nennt, in jener Stelle des Paulus die vier Worte „*et puto, rectius dici*" auf folgende Weise: „Ich erinnere mich nämlich gar wohl, dafs ich früher eine andere Ansicht und diese auch in meiner Schrift zu Labeo ausgedrückt hatte; ich habe sie aber jetzt geändert, und trete der Meinung des Cassius bei, welche ich für die richtigere halte." Ob wohl der in Worten und

und Gedanken so gedrängte Paulus mit ähnlicher Umständlichkeit gedacht haben mag?

Zuweilen verfällt der Vf. in einen scherzhaften Ton, der, Rec. wenigstens, unangenehm berührt hat. Als Beispiel genüge folgende Stelle, in der sich der Vf. über Justinian also äufsert. S. 222. „Allein all dieses machte dem *guten* Justinian in seiner unermüdeten Fürsorge für den verheiratheten Theil des schönen Geschlechts, dessen Fürsprecherin freilich seine Gemahlin Theodora war, keine Bedenklichkeit noch eine Ausnahme zu schaffen, wodurch der Anastasianischen Verordnung eine Nase gedreht werden könnte." Wenn es schon unpassend genannt werden mufs, den mündlichen akademischen Vortrag mit Wortspielen und scherhaft seyn sollenden Redensarten zu würzen, so geziemt sich solche Art der Darstellung gewifs noch weit weniger in wissenschaftlichen Werken, die der gesammten gelehrten Welt bestimmt sind.

Auch an einzelnen auffallenden Ausdrücken fehlt es in vorliegendem Werke nicht. So bedient sich der Vf. sehr häufig des durchaus unlateinischen Ausdrucks „*vitium furtivitatis*" z. B. S. 94, 129, 130, 131, 132, 134 u. s. w. Die neuere lateinische Juristensprache ist schon so reich an ganz unrömischen und barbarischen Wörtern, dafs doch billiger Weise jeder Bedenken tragen sollte, die Zahl derselben zu vermehren.

von Madai.

MEDICIN.

1) London, auf Kosten d. Vfs: *The eight books on medicine of Aurelius Cornelius Celsus*, with a literal and interlineal translation, on the principles of the Hamiltonian system, adapted for students in medicine. By *J. W. Underwood*, son-in-law and several years partner of the late Mr. Hamilton. Vol. I. 1830. 417 S. gr. 12. Vol. II. 534 S. gr. 12. Dazu noch ein besonderer Abdruck des Textes auf 276 S. gr. 12. (Das Ganze in 12 Heften, jedes zu 2 sh. 6 d.)

2) London, b. Wilson: *Lectiones Celsianae et Gregorianae*, or lessons in Celsus and Gregory, consisting of passages from those authors syntactically arranged, with copious observations explaining the difficulties of construction and a lexicon of the words. To which is added a succinct ad comprehensive grammar, written and adapted for the work. For the use of medical students. By *William Cross*, teacher of the classics and medical latin. 1831. VII u. 169 S. 12. (cartonnirt 5 sh.)

Nur als Warnung, damit nicht etwa ein deutscher Arzt oder Philolog sich durch die leider noch immer nicht getilgte Anglomanie in der deutschen Medicin zur Anschaffung dieser beiden Werke verleiten lasse, giebt Rec. diese Anzeige. Denn so tief steht doch in Deutschland auch der unwissendste Zögling nicht, dafs er solcher Hülfsmittel bedürfte oder gebrauchen könnte, als hier den *medical students* der Londoner Universität geboten werden. Welcher aber immer solcher Dinge bedarf, der lasse doch ja die Lectüre des Celsus und der Classiker ganz zur Seite liegen.

Nr. 1 zerfällt in zwei verschieden paginirte Abtheilungen. Die erste giebt in Einem Bande den Text des Celsus mit angegebener Quantität der vorletzten Sylbe, z. B. *corporĭbus*, *etĭam*, *vulnĕrum*; die Längen sind nicht bezeichnet, aber wie man sieht alle Kürzen der Penultima. Die zweite Abtheilung giebt in zwei Bänden den construirten Text des Celsus mit Interlinearerklärung der Worte, z. B.

Ut Agricultura promittit alimenta sanis corporibus
As Agriculture promises nourishments to healthy bodies
sic Medicina (*promittit*) *sanitatem aegris. Haec est*
so Medicine (*promises*) *health to the sick. This* u. s. w.

bis zu Ende. Hier schliefsen sich drei Seiten Noten an, welche die schwierigen Stellen erklären sollen; wenn überhaupt eine Erklärung des Celsus für solche Studenten möglich ist, so kann sie wenigstens auf drei Seiten nicht gegeben werden. Auch sind es nichts als einige naturhistorische Gegenstände, denen die neuern systematischen Namen dreist und ohne Kenntnifs beigefügt werden, so wird der Fisch *Lacertus* für *Lacerta vulgaris*, also für eine Eidechse erklärt, *Corvus* für *Trigla hirundo*, *Alcyonium* für eine schwammartige Pflanze an Seeufern oder für verhärteten Seeschaum, *Hypocistis* für die Wurzel des *Cistus* u. dgl. Das Andere dieser Noten ist eben so, z. B. dafs die Epilepsie deswegen *morbus comitialis* heifse, weil Personen, welche *crowded assemblies* besuchten, der Epilepsie vorzüglich unterworfen wären; *merum* sey Wein, welcher von dem reinen Safte der Trauben gemacht sey, u. dgl. Unsinn mehr. Die Hamiltonsche Methode mufs vielen Beifall in England finden, denn die beigegebenen Ankündigungen zeigen, dafs die Evangelien und mehrere Classiker (*Cornel*, *Sallust*, *Eutrop*, *Virgil*, *Phädrus*, *Caesar* u. s. w.) auf ähnliche Weise, wie dieser Celsus herausgegeben sind. Auch die Aphorismen des Hippokrates hat unser Hr. *Underwood* auf ähnliche Weise zerarbeitet, und hält über das Alles Vorlesungen für die Studenten der Medicin an der Universität zu London. Was mögen das für Studenten seyn! Welche *Cases* werden sie für die schnellfingerigen Uebersetzer dereinst liefern!

Nr. 2 giebt Viel auf wenig Seiten. Eine lateinische Grammatik, in welcher selbst das *Sum*, *I am*, *Es*, *thou art*, *Est he is* und alle Declinationen und Conjugationen des Breitern ausgelegt sind; eine Syntax mit Beispielen belegt, ein Lexicon über Celsus und über Gregory's Conspectus, und Lectiones aus diesen beiden Schriftstellern (z. B. *Ars est. Notitia est. Pars esset* u. s. w.) und Observations; diese letztern gehen so zu Werke: *Line 5*, *corpora*, *from corpus*, *ŏris*, sub. 3, 4.; *inculcâsse*, *for inculcavisse*, *by a figure called syncope* u. s. w. Und das Alles in einem kleinen Bändchen, was man sehr gut im Barbierbeutel herumtragen kann, weshalb es auch sehr

fest

fest und sauber in geglättete Leinwand cartonnirt ist. Dieses Werkchen dedicirt nun Hr. *Crofs*: *to the students attending the various medical Schools in the Metropolis*" und unterschreibt sich *most respectfully* als ihr „*very obedient and humble servant*", was allerdings auch zur Charakteristik des Buches gehört *).

Choulant.

SCHÖNE LITERATUR.

1) Aachen u. Leipzig, b. Mayer: *Eugen Aram*. Vom Verfasser des *Pelham*, *Devereux* u. s. w. Uebersetzt von *C. Richard*. — *Drei* Bände. 1832. (4 Rthlr. 12 gGr.)

2) Frankfurt a. M., b. Varrentrapp: *Eugene Aram*. A Tale. By the author of *Pelham*, *Devereux* etc. In three volumes. 1833. (2 Rthlr.)

Eine Gabe aus den Händen des Mannes, dem wir nach seinem Pelham, eine Reihe ausgezeichneter Romane verdanken, kann nicht anders als werthvoll seyn. Hr. *Bulwer* nimmt unter den neueren britischen Dichtern einen so bedeutenden Rang ein, dafs jetzt schon die blofse Ankündigung einer neuen Schöpfung seines Geistes das rege Interesse der Gebildeten diefs- und jenseits des atlantischen Oceans erregt. So haben wir denn auch den Eugen Aram mit gespannter Erwartung begrüfst, und diese Erwartung ist nicht getäuscht worden. Gewissermafsen gehört das Werk zu den historischen Romanen, insofern der Held ein geschichtliches Daseyn besitzt, und in den funfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in England durch seine gelehrte Bildung und seinen Procefs, der ihn auf das Schaffot führte, grofses Aufsehn erregt hat. Aber der Vf. hat sich wohl nur dieses Stoffes bemächtigt, um auf einen dunklen Grund die hellsten Strahlen des Geistes und die Regenbogenfarben der Gemüthswelt desto lebhafter fallen zu lassen. Wir wissen längst, wie sehr der Vf. bei aller seiner Vertrautheit mit der irdischen Welt, bei seiner seltenen Kenntnifs aller Höhen und Tiefen, aller Vornehmheit und Gemeinheit des Lebens, sich immer in geistiger Höhe schwebend erhält, von wo aus er den Glanz des Idealen über seine Schöpfungen verbreitet, und sie mit der milden Wärme des Echt-Sentimentalen durchströmt. Immer finden wir ihn gedankenreich, dem Zuge einer nicht stets heitern, aber lebendigen Phantasie mit männlicher Besonnenheit folgend, voll tiefen Gefühls, in dessen Schilderung er Meister ist, edel, wohlwollend, und den Schleier der sittlichen Grazie mit zarten Händen entfaltend; eins nur vermissen wir zuweilen, wo es beruhigend und versöhnend eingreifen müfste: den Anklang religiöser Ueberzeugung. Und so ist auch Eugen Aram, wenn schon dem Pelham nachstehend, ein würdiges Erzeugnifs des hochbegabten Vfs, und nichts weniger als eine gewöhnliche Criminalgeschichte im Geschmacke der Zeit. Von der ersten bis zur letzten Seite wird der Leser in zauberhafter Spannung erhalten, und abwechselnd erheitert, gerührt, erschüttert, versöhnt. Wir sind weit entfernt, hier etwas vom Inhalte des Buches verrathen zu wollen, doch müssen wir einiger trefflich gezeichneter Charaktere lobend gedenken. Und hier steht obenan der düstere Eugen Aram selbst, mit dem ganzen Adel seiner geheimnifsvollen, doch erhabenen Erscheinung, mit seinem gewaltigen Geiste und seiner bewölkten Seele, die eben am Feuer der Liebe sich reinigen will, als die Nemesis eingreift; die reizende, hingebende Madeline; der ehrliche Rowland Lester; und von der andern Seite der rohe Verbrecher Hauser, der steifleinene Korporal Bunting, der psalmodirende Wirth Dahltrupp, die Unglücksprophetin Schwarz (Dame Darkmans) u. s. w.

Hr. *Richard* hat seinen Beruf als Uebersetzer aus dem Englischen schon so vielfältig bewährt, dafs wir hier nichts weiter zu seinem Lobe zu sagen brauchen. In der That haben wir bei Vergleichung vieler schwieriger Stellen seiner Geschicklichkeit und Sprachkenntnifs Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen, zuweilen aber auch ihn auf kleinen Irrthümern ertappt. So z. B. übersetzt er *hearth-spelled urchin* durch: daheim buchstabirender Knabe (3, 58), da hier offenbar ein *spell*, ein Zauber am Heerde, ein Mährchenzauber, der das Kind am Heerde ergreift, gemeint ist; *starred tubes* durch *kalte* Schröhren (3, 121) statt Sternröhre u. s. m. Die Worte am Schlusse: *your tale is fairly done* übersetzt Hr. *R*. „Ihre Geschichte ist *angemessen erzählt*", da es vielmehr heifsen müfste, *redlich zu Ende gebracht*. Diese Bedeutung hat *fairly* sehr oft, und an dieser Stelle gewifs. Auch die Uebersetzung englischer Namen in deutsche ist nicht immer glücklich, z. B. Rasensink für Grassdale; Grafsthal wäre weniger pretiös gewesen.

Der englische Abdruck des *E. Aram* gehört unstreitig zu den besten, neuerdings in Deutschland gedruckten englischen Büchern. Die Correctheit ist musterhaft und wird nur sehr selten durch einen ausgelassenen oder verkehrten Buchstaben gestört. Wie die Schönheit des Drucks und Papiers die Wennersche Officin empfehlen, so verdient auch die Verlagshandlung für dieses Unternehmen und den so mäfsig gestellten Preis den Dank aller Freunde der englischen Literatur.

F.

---

*) In den grofsen Londoner Hospitälern findet man am Fenster des Portiers sehr häufig Ankündigungen von solchen *Teachers of medical Latin*, die sich den Pupils auf die unanständigste Weise empfehlen.

Anm. d. Red.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1833.

MEDICIN.

Stuttgart u. Tübingen, in d. Cotta'schen Buchh.: *Die medicinischen Systeme und Heilmethoden der neuesten Zeit*, in Beziehung auf die Fragen: ist die Heilkunst einer wissenschaftlichen Behandlung nach einem Princip fähig? in wie fern? und welches ist das in dieser Hinsicht aufzustellende Princip? kritisch bearbeitet und dargestellt von Dr. *J. Jodocus Reufs*, königl. bayer. Medicinal-Rathe in Aschaffenburg. 1831. VIII u. 488 S. 8. (2 Rthlr. 16 gGr.)

Die Zusammenstellung und kritische Prüfung der neueren medicinischen Systeme und Heilmethoden würde schon an sich, und abgesehen von den auf dem Titel dieser Schrift bemerkten, wichtigen Fragen, ein Gegenstand von mannigfaltigem Interesse seyn, wenn sie von einem, der Sache gewachsenen, den Stoff hinreichend beherrschenden Manne unternommen würde. Denn sollte sich auch am Ende der Betrachtung ergeben, dafs alle die verschiedenen Wege, die man eingeschlagen, um der Heilkunde eine wissenschaftliche Form zu geben, nicht zum Ziele geführt haben, so würde es doch schon belehrend seyn, zu erfahren, wie man dabei zu Werke gegangen, wie und wo man sich vom rechten Wege entfernt, wo man sich der Wahrheit genähert, welchen Irrwegen man bei künftigen ähnlichen Versuchen auszuweichen habe u. dgl. m. Aber zur Bearbeitung dieses Themas würde nicht allein eine vertraute Bekanntschaft mit diesen Systemen und Heilmethoden erforderlich seyn, sondern auch eine genaue Kenntnifs der Medicin im ganzen Umfange, verbunden mit geistigem Talente und philosophischer Bildung überhaupt.

Ohne dem Vf. dieser Schrift diese Erfordernisse geradehin absprechen zu wollen, will es uns doch bedünken, als wenn ihm gerade Das, was hier vor Allem noth thut, das Eingehen in den Ideengang Anderer und die Gabe der Kritik vorzüglich abgehe. Die Art und Weise schon, wie er seinen Gegenstand erfafst, indem er nämlich *sein* vermeintliches System an die Spitze der ganzen Untersuchung stellt, und von seinem Sitze (in *seiner* Meinung ein sehr hoher) aus, die Anderen rechts und links von ihren Stühlen wirft, drückt dem ganzen kritischen Theil des Buches das Gepräge der Einseitigkeit und Unvollkommenheit auf. Wer zu Beurtheilung anderer Werke nur den Maafsstab von seinem eigenen Bau anlegt, mufs erst beweisen, dafs dieser Bau selbst gut und tüchtig sey. Der Vf. würde daher besser gethan haben, sich vor der Hand auf eine Kritik anderer Systeme und Heilmethoden gar nicht einzulassen, sondern erst die seinige weiter zu entwickeln und fester zu begründen; dann aber vor Allem das Urtheil der Kunstgenossen darüber erst abzuwarten. Erst dann würde es sich ergeben haben, ob sein Standpunkt der richtige sey und ob er von ihm aus die Werke seiner Vorgänger zu beurtheilen vermöge.

Insofern nun der Vf. sein eigenes sogenanntes System zum Leitstern seiner kritischen Untersuchung gemacht hat, glauben wir uns zunächst auch nur an dieses halten zu müssen, um so mehr, da, bei näherer Betrachtung, alles Uebrige nur als untergeordnet und nur zur Verherrlichung desselben beigegeben worden zu seyn scheint. Wir dürfen uns dabei freilich nicht auf die von ihm gewählte Anordnung beschränken, denn wunderbarerweise hat er räumlich die Grundzüge dieses Systems auf zwei Flügel vertheilt und die Kritik der fremden Systeme in das Centrum gestellt, so wie denn überhaupt logische Ordnung nicht seine starke Seite zu seyn scheint, wie wir in mehreren Beispielen nachzuweisen im Stande seyn würden.

Zuvörderst wird die Frage aufgeworfen: ob die Heilkunde ihrer Natur nach als eine empirische, auf Erfahrung gegründete Kunst auch einer wissenschaftlichen Behandlung nach einem Princip fähig sey oder nicht, und in wiefern ersteres? welche Frage dem Vf. zufolge wieder von der Beantwortung der zweiten abhängt: ob ihre Lehre ein nach wissenschaftlichen Grundsätzen geordnetes Ganzes der Erkenntnifs, oder ein System sey? Offenbar aber ein ὕστερον πρότερον, denn um zu erfahren, ob die Medicin ein nach wissenschaftlichen Grundsätzen geordnetes Ganzes sey, müssen wir wohl erst fragen, ob sie einer wissenschaftlichen Behandlung nach einem Princip fähig sey, oder nicht. Die zweite Frage wird nun dahin beantwortet, dafs die Thatsachen, worauf die Heilkunde gegründet ist, blofs durch die Erfahrung gegebene seyen, und die Gesetze, nach denen sie, als nach ihrem ursachlichen Verhältnisse dem menschlichen Verstande begreiflich werden, wieder blofse Erfahrungs-Gesetze seyen, welche kein Bewufstseyn ihrer Nothwendigkeit mit sich führen (?), nicht apodiktisch gewifs seyen. Das Letztere hätte erst bewiesen werden müssen, denn giebt es nicht der Gesetze genug, die wir aus Erfahrung abstrahirt haben und welche dennoch apodiktisch gewifs sind? Wissen wir nicht z. B. gewifs, dafs alle metallische Körper die Wärme besser leiten, als Luft, Haare, Kohle u. s. w.? Ob nun gleich die Heilkunde, fährt der Vf. fort, ihrer

allgemeinen Natur nach keiner so streng wissenschaftlichen Behandlung nach einem obersten, allgemeinen Princip fähig sey, wie die reine Mathematik und speculative Philosophie, so müsse doch, um sie auch nur zu einer systematischen Kunst zu erheben, vorerst ein Princip ausgemittelt werden, nach dem die Erscheinungen des Lebens im gesunden und kranken Zustande dem menschlichen Verstande, als nach ihrem letzten erkennbaren ursachlichem Verhältnisse, begreiflich werden. Dieses Princip sey aber nur dadurch aufzufinden, dafs der menschliche Geist die Beobachtungen (wahrscheinlich hat der Vf.: Erscheinungen sagen wollen) über irgend einen Gegenstand der Medicin nach ihrer natürlichen Succession ordne, und dann ihr ursachliches Verhältnifs zu ergründen suche, und sich so nach und nach zu ihrem letzten, erkennbaren ursachlichen Verhältnisse erhebe.

Wir wären sehr begierig gewesen zu erfahren, wie es denn der Vf. anstelle, auf diesem Wege zur Ausmittelung des von ihm gesuchten Princips zu gelangen; allein anstatt uns dieses Kunststück mit ansehen zu lassen, spielt er uns lieber durch eine Art von Taschenspielerei sogleich dieses Princip selbst in die Hände. Es ist dieses kein anderes als die *Brown*'sche Erregbarkeit. Nur darin weicht unser Vf. von *Brown* ab, dafs er eine *specifische* Erregbarkeit als Princip für die gesammte Heilkunde aufstellt. Es heifst nämlich S. 10: „Die unendlich verschiedene Mannichfaltigkeit der Grundkräfte, als eben so verschiedener *Lebensprincipien* der unendlich verschiedenen belebten Wesen auf unserem Erdplaneten, giebt sich schon durch die unendliche Mannichfaltigkeit ihren Organismen oder leiblichen Gestalten zu erkennen. Das Merkwürdigste und Wichtigste in heilkundiger Beziehung aber ist: dafs eine und dieselbe Grundkraft, welche ein besonderes organisches Wesen als eine Individualität im Allgemeinen belebt, nach Verschiedenheit der organischen Gebilde, aus denen dieses besteht, sich in seinen Erscheinungen und Wirkungen auch eben so verschieden verhalte (verhält), als diese selbst in organischer Hinsicht (nach Mischung und Form) unter sich selbst verschieden sind; dafs diese gegen besondere erregende Potenzen der allgemeinen Natur, mit denen sie in eine so nahe Beziehung kommen, dafs diese auf sie einwirken können, auch ganz besonders empfänglich sind, und dafs sie dadurch zu einer ihnen allein eigenen Thätigkeit angeregt werden." Unsere Leser werden gleich uns Mühe haben, den Schlüssel zu diesen Räthseln zu finden. Hat jedes Individuum seine besondere Grundkraft, und giebt es solcher Grundkräfte so viele, als es Individuen giebt? Fast scheint es so. Und sind diese Grundkräfte ungeachtet ihrer Verschiedenheit doch identisch mit der Erregbarkeit, oder hat jedes organische Gebilde seine besondere Grundkraft? Das letztere gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man S. 11 damit vergleicht, wo es heifst: „Der Organism eines jeden belebten Wesens ist eine in sich geschlossene Einheit mannichfaltiger Thätigkeiten verschiedener organischer Gebilde, aus denen jener zusammengesetzt ist, dessen wirkliches und gesundes Leben oder Wohlbefinden nur dadurch bedingt ist, dafs erstens alle seine besonderen organischen Gebilde organisch gehörig beschaffen und belebt sind; und zweitens, dafs sie, durch die mit ihnen in einer besondern differenten Beziehung stehenden äufseren und auf sie einwirkenden Potenzen der allgemeinen Natur, zu einer harmonischen Thätigkeit angeregt, gemeinschaftlich zur Erhaltung und Vervollkommnung des Ganzen das Ihrige beitragen." Offenbar widerspricht sich hier der Vf. selbst, indem er oben *ein* Lebensprincip, hier aber mehrere Thätigkeiten zum Bestande des Organismus annimmt, ohne näher zu bestimmen, in wiefern die letzteren mit der allgemeinen Erregbarkeit identisch, oder qualitativ von ihr verschieden sind. Uebrigens müssen wir auch gegen ein solches Princip einer specifischen Erregbarkeit die auch schon gegen die *Brown*'sche Erregbarkeit erhobene Einwendung geltend machen, dafs sich wohl aus derselben im Allgemeinen die Empfänglichkeit gegen äufsere Reize, sowie das Vermögen auf diese Reize zu reagiren, keinesweges aber die Phänomene des organischen Bildens, des Wiederersatzes u. s. w. erklären lassen.

Das Unbestimmte und Vage des Begriffes einer specifischen Erregbarkeit, das der ganzen Darstellung des Vfs zum Grunde liegt, trägt sich denn auch auf die pathologische Seite derselben über. Um diese näher ins Auge zu fassen, müssen wir hier den ganzen polemischen Theil der Schrift vorläufig überspringen und uns zum *fünften* und *letzten* Abschnitte derselben wenden. Wie sehr sich auch hier der Vf. abmüht, es anschaulich zu machen, wie aus dem gesunden Zustande sich der kranke entwickele, so bleibt doch Alles in Dunkelheit gehüllt; denn dafs jener in diesen nur im Gefolge einer abnormen Erregung übergehe, wodurch die Function eines einzelnen besondern organischen Gebildes gehemmt, beschränkt, schmerzhaft oder ganz aufgehoben, oder die Einheit der organischen Thätigkeiten im ganzen Körper gestört werde, macht die Sache nicht klar: denn die abnorme Erregung ist ja schon Krankheit, und es mufs zuvörderst gezeigt werden, wie eine abnorme Erregung möglich werde. Zwar heifst es S. 400: „Untersuchen wir analytisch und synthetisch, wo? wie? Krankheiten ursprünglich zum Ausbruche kommen, so wird es sich ergeben, dafs fast alle Krankheiten in (m) Gefolg einer in Qualität oder Quantität abnorm reizenden Potenz, welche mit einem besondern organischen Gebilde oder Systeme in einer relativen Beziehung steht, erst örtlich zum Ausbruche kommen, und dafs nur dann erst der ganze übrige Organism in Mitleidenschaft gezogen, und die Krankheit allgemein werde, wenn die auf die oben angegebene Art bewirkte und unterhaltene abnorme Erregung entweder in- und extensiv so stark, oder die Function eines besondern Organs alterirt oder ganz aufgehoben ist, welche für das Ganze von grofser Wichtigkeit ist, so dafs die Indifferenz der organischen Thätigkeiten nicht mehr ferner bestehen kann. Wir erfahren

ren auf diese Art ferner, wie der Tod des Individuums entweder gleich unmittelbar, oder bald früher oder später unvermeidlich eintreten müsse, wenn ein einer wichtigen Lebensverrichtung vorstehendes Organ oder System, oder der Organism in seiner Totalität so heftig oder allgemein durch die Einwirkung einer abnorm reizenden Potenz, wie dieses bei Erstickungen, heftigen Erschütterungen u. s. w. der Fall ist, afficirt wird, daſs einige für das ganze (Ganze) wichtige, oder alle Lebensfunctionen plötzlich oder bald früher oder später erlöschen." Allein dieſs schiebt die Lösung der Aufgabe nun weiter hinaus, und wir müssen wieder fragen, was denn eine abnorm reizende Potenz sey, wie es komme, daſs sie *abnorm* reize, und daſs dadurch die Function eines besondern Organs alterirt oder ganz aufgehoben werde, abgesehen noch davon, daſs ja offenbar nicht alle äuſseren Potenzen reizende sind.

Den angeführten Grundsätzen zufolge werden die Krankheiten in drei Klassen getheilt. In die erste gehören die bloſs örtlichen und den ganzen Organism nicht in Mitleidenschaft ziehenden Krankheiten, deren ursachliches Verhältniſs ein dynamisches ist, als: die entzündeten Wunden, Beinbrüche, Verrenkungen, Geschwüre, eingeklemmte Brüche, Verblutungen, die verschiedenen Hautkrankheiten u. s. w.; in die zweite Klasse die Krankheiten, bei denen der ganze Organism abnorm afficirt ist und alle seine Functionen eine Alteration erleiden, insbesondere Entzündungen und Fieber; in die dritte Klasse endlich die bloſs örtlichen Bildungsfehler oder Miſsbildungen, welche entweder durch Schwäche oder Hemmungen, oder auf eine andere unbekannte Art entstanden (sind), und als bloſse organische Bildungsfehler nicht wohl oder selten zu beseitigen sind, und bei denen ein Individuum sich übrigens auch ganz wohl befinden kann, wie Leute mit Kröpfen, Brüchen, Buckeln, krummen Beinen, Wasserbrüchen, Muttervorfällen u. s. w. Die Krankheiten der zweiten Klasse zerfallen wieder nach Verschiedenheit: 1) ihres dynamischen ursachlichen Verhältnisses; 2) ihres allgemeinen Charakters, nach welchem die organische Thätigkeit im ganzen, in Mitleidenschaft gezogenen Organism sich a) entweder positiv-activ, b) negativ-passiv, oder c) zwischen diesen beiden Zuständen indifferent verhält; 3) ihres Ausganges und Sitzes; 4) ihres entfernten ursachlichen Verhältnisses, ob nämlich die abnorm reizende Potenz, welche den Ausbruch der Krankheit zufällig bewirkt hat, von einer mechanischen, chemischen oder dynamischen Beschaffenheit ist oder war; 5) ihrer besonderen Erscheinungen, und 6) ihrer Aus- und Uebergänge. — In der That eine so sonderbare Eintheilung, wie uns kaum je eine vorgekommen ist! An Unrichtigkeiten, Widersprüchen, Verstöſsen gegen die Logik u. s. w. in wenigen Zeilen ein Reichthum, der gegen die Armuth an Ideen und wissenschaftlicher Strenge auf eine merkwürdige Weise absticht! So z. B. ist es unrichtig, daſs bei Blutungen und Hautkrankheiten der *ganze* Organismus nicht in Mitleidenschaft gezogen werde; eben so unrichtig, daſs bei allen Entzündungen derselbe abnorm afficirt sey, so sollen die Krankheiten der dritten Klasse durch Schwäche und Hemmungen entstehen, während doch früher dazu die Einwirkung abnorm reizender Potenzen nöthig ist; so kommen die eingeklemmten Brüche in die erste Klasse, die Brüche überhaupt aber in die dritte zu stehen; so kommt der Ausgang der Krankheiten der zweiten Klasse unter 3) und nochmals unter 6) vor. Doch wozu bedürfte es mehr als eines Blickes, um die ganze Eintheilung unzweckmäſsig zu finden?

Ohne dem Vf. weiter in seiner Darstellung der dynamischen und nächsten ursachlichen Verhältnisse der Krankheiten zu folgen, gedenken wir nur noch seiner Ansichten von Fieber und Entzündung. Letztere spielt in seinem ganzen sogenannten Systeme eine groſse Rolle und mit ihrer Hülfe macht sie Alles leicht und wie von selbst. Fieber ist kein selbstständiger, für sich bestehender Krankheitszustand, sondern, und ohne Ausnahme, nur die Erscheinung einer irgendwo bestehenden Entzündung. Alle sogenannten Schleim-, Gallen-, gastrischen, Faul-, Nerven-, rheumatischen, katarrhalischen, rothlaufartigen Fieber u. s. w., so verschieden auch ihre Form, Beschaffenheit, Verlauf und besonderen Erscheinungen seyn mögen, sind wie jene, welche die Erscheinung einer reinen Herz-, Lungen-Entzündung, oder einer entzündeten Wunde sind, ebenfalls die Erscheinung einer irgendwo bestehenden Entzündung. Ja, der Vf. geht noch weiter in seiner Entzündungs-Jagd. Auch Apoplexie, Epilepsie, Katalepsie, Hypochondrie, Hysterie, Hydrophobie, Veitstanz, Krämpfe, Trismus, Tetanus, Opisthotonus, Emprosthotonus, die verschiedenen Arten Schmerzen, insonderheit der *Trismus faciei*, das halbseitige nervöse Kopfweh, die nervöse Gicht, der Mangel des Gesichts, Gehörs, wenn sie von einem Nervenleiden ausgehen, die Lähmungen, das *Asthma nervosum*, die nervösen Magen- und Darm-, und Urin- und Sexual-Beschwerden bei dem weiblichen Geschlechte, die Cholera, Ruhr, Lienterie, der *Fluxus coeliacus*, die Gelbsucht, Hämorrhoiden, verschiedene chronische Hautkrankheiten, die Gicht, Skropheln, die syphilitischen Krankheitsformen, die Evolutionskrankheiten in verschiedenen Lebensperioden, die Hämorrhagieen u. s. w. sind nur die Erscheinung einer irgendwo noch bestehenden oder bestandenen Entzündung und ihrer Metamorphosen. Nur mit den Gemüthskrankheiten und Verstandes-Verwirrungen wissen wir nicht, wie wir daran sind. Dem Wahnsinn soll nämlich mehr die entzündliche, dem Trübsinn dagegen mehr die nervöse oder asthenische Krankheits-Diathesis entsprechen; der Blödsinn endlich ist die Paralyse von beiden. Sonderbar, daſs gerade die Verstandesverwirrungen sich dieser Entzündungstheorie nicht besonders fügen wollen, da sich doch sonst manche nähere Beziehungen zwischen beiden nachweisen lassen dürften!

Daſs

Dafs das einem solchen nosologischen Systeme entsprechende therapeutische die Lösung keiner besonderen Schwierigkeiten zur Aufgabe habe, läfst sich leicht einsehen. Da das äufsere, materielle ursachliche Moment einer Krankheit sich nicht auf eine direkte oder indirekte Art beseitigen oder unwirksamer machen lasse, so müsse man seine Aufmerksamkeit auf das innere formelle Moment derselben richten, und sehen, wie und womit man: 1) eine, über das Normalverhältnifs, entweder positiv gesteigerte oder unter dasselbe negativ gesunkene oder scheinbar erloschene, abnorme Erregung in Gefolg einer abnorm reizenden Potenz, positiver oder negativer Art, in einem einzelnen, besondern organischen Gebilde, Systeme oder im ganzen in Mitleidenschaft gezogenen Organism eines kranken Individuums von Seite einer relativ zum Normalverhältnisse positiv gesteigerten oder negativ gesunkenen Erregbarkeit auf das Normalverhältnifs wieder zurückbringen, und 2) so lange auf demselben erhalten könne, bis 3) auch alle Folgen jener abnormen Erregung verschwunden oder ausgeglichen seyen, und 4) die Autokratie der organischen Natur soviel Zeit und an Kraft gewonnen habe, um jene Differenzen in den Funktionen auszugleichen und den Indifferenzzustand unter denselben wieder zu befestigen. Als Mittel, welche den aufgestellten Indicationen auf eine direkte und indirekte Art entsprechen, werden folgende und in nächstfolgender Ordnung ihrer Wirksamkeit bezeichnet: 1) Kälte. Der Vf. hält ihr auch hier wieder eine grofse Lobrede, und verschmäht es sogar nicht, sich Hn. Prof. *Oertel* als Secundanten zuzugesellen. Er gebraucht sie als potenzirendes und als depotenzirendes Mittel, ja selbst dann, wenn acute Krankheiten aus einem sthenischen in einen asthenischen Zustand überzugehen drohen, und selbst ein starker Schweifs zum Ausbruche gekommen ist; (!!) 2) Blutentziehungen; 3) Diätetische Vorschriften; 4) Brech- und kühlende Laxir-Mittel; 5) sogenannte Revulsiv- oder contrastimulistisch wirkende Mittel; 6) sogenannte *Specifica*; 7) die organische Thätigkeit im Allgemeinen oder in einem besondern Organe und organischen Gebilde in der Sensibilität oder Irritabilität positiv aufstimmende Arznei- und diätetische Mittel. — Unsere Leser werden sich wundern, hier auf einmal von Mitteln zu hören, welche auf Sensibilität und Irritabilität wirken, während von diesen organischen Vermögen im nosologischen Theile kaum einmal im Vorbeigehen die Rede, noch weniger ihres Verhältnisses zur allgemeinen Erregbarkeit mit einer Sylbe gedacht worden war. Welcher Unterschied zwischen den Mitteln des sechsten und siebenten Ranges statt finde, läfst sich gleichfalls nicht absehen.

Wir sollten nun noch von der bei weitem gröfsten Partie des Buches handeln, welche der kritischen Betrachtung der verschiedenen medicinischen Systeme, namentlich des *Brown*'schen, *Broussais*'schen, contrastimulistischen und homöopathischen, gewidmet ist; allein theils würde uns diefs zu Erörterungen führen, welche die Grenzen einer Recension weit überstiegen, theils würden wir dem Vf. auch hier wieder auf demselben einseitigen Pfade begegnen, auf dem wir ihn so eben verlassen haben; denn so wenig wir einem der genannten Systeme huldigen möchten, so würden wir uns nothgedrungen und mit Ausnahme des dem gesunden Menschenverstande geradezu Hohn sprechenden homöopathischen, doch lieber noch jedem andern in die Arme werfen, als dem des Vfs.

Hbm.

NATURGESCHICHTE.

Gotha, in d. Becker. Buchh.: *Naturgeschichte der Säugethiere* nach *Cuviers* Systeme bearbeitet von Dr. *Herold Othmar Lenz*, Lehrer an der Erziehungs-Anstalt zu Schnepfenthal. 1831. 324 S. gr. 8. (1 Rthlr. od. 1 Fl. 48 Kr. Rhein.)

Schon längst wünschte man, um einen billigen Preis, ein Werk, welches sich nicht blofs über diesen Gegenstand verbreite, sondern auch alle diejenigen Klippen vermeide, welche für besorgte Aeltern und vorsichtige Lehrer zu Steinen des Anstofses werden. Der Vf. hat dieses mit Klugheit und Decenz bewirkt, so dafs dieses Werk unbedenklich Jedem, der darin Belehrung finden, oder angenehme Unterhaltung suchen will, in die Hände gegeben werden kann.

Wie schon der Titel sagt, hat der Vf. *Cuvier's* System befolgt. Mehrere neuere, bisher, wo nicht gänzlich unbekannte, wenigstens nicht ausführlich entwickelte Gegenstände, wovon wir nur beispielsweise der Bemerkungen über den Igel gedenken, fesseln des Lesers Aufmerksamkeit, und die aus der Erfahrung geschöpften Beobachtungen werden gewifs einem Jeden genügen. Selbst für den Weidmann von Profession bietet dieses Lehrbuch eine belehrende Lecture dar, und enthält Mehreres, was dem angehenden Jäger von so manchem Lehrherrn, entweder aus Mifsgunst, oder Unkunde verhehlt wird. So vollständig die eingänglich mitgetheilte Literatur ist, so vermifst man doch in selbiger den wackern *Döbel*, *Büchting*, *Göchhausen*, *Jester*, *Flemming*, *Leonhardi* und *Heink*. Uebrigens bedauert man, dafs dieses Werk nicht mit Kupfern — wären es auch nur blofse Umrisse — verziert ist. Diese scheinen uns unumgänglich nöthig, indem Anfänger in der Naturgeschichte sich von der Gestalt der Thiere, die sie noch nicht erblickt haben, ganz andere Vorstellungen machen.

Im Allgemeinen betrachtet, ist es ein mit Umsicht, Erfahrung, Sachkenntnifs, wissenschaftlicher Bildung, in einem schönen und fafslichen Stile geschriebenes Werk, welches gewifs Niemand unbefriedigt aus den Händen legen wird, und recht sehr zu wünschen ist es, dafs der Vf. ihm bald die Naturgeschichte der Vögel, Amphibien und Fische, mit der ihm eigenen Sachkenntnifs und Genauigkeit dargestellt, nachfolgen lasse.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1833.

MEDICIN.

Würzburg, b. Strecker: *Versuch einer Literärgeschichte der Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten.* Von den ältesten Zeiten bis zum neunzehnten Jahrhundert. Von Dr. *J. B. Friedreich*, Prof. der Medicin zu Würzburg, Mitglied der Akademie zu Neapel u. s. w. 1830. VIII u. 655 S. 8. (3 Rthlr. 8 gGr.)

Billig kann man an den Vf. einer neuen Schrift die Forderung stellen, dafs er, bevor er an die Ausarbeitung derselben geht, sich zuerst klar mache, was er denn zu geben gedenkt, dafs er sich einen bestimmten Plan vorzeichne, und dafs er dann in der Ausführung selbst diesem Plan treu bleibe. Obwohl sich nun die vorliegende Schrift selbst nur als einen Versuch ankündigt, so können wir doch ihren Vf. von einer solchen Forderung nicht entbinden, wir müssen fragen, was er sich denn eigentlich für ein Ziel vorgesteckt, was er denn unter dem Namen einer Literärgeschichte der Pathol. und Therap. der psych. Krankheiten habe geben wollen? Verstand er darunter eine Angabe der Schriften und Schriftsteller über diesen Gegenstand von den ältesten Zeiten bis zum neunzehnten Jahrhundert, oder meinte er damit eine historische Entwicklung dieses Zweiges der Heilkunde aus den literarischen Documenten dieses Zeitraums? Rec. gesteht, dafs er sich, als er das Buch in die Hände nahm, eine geheime Hoffnung auf eine geschichtliche Darstellung im letzteren Sinne gemacht hatte. Er hoffte, der Vf. werde uns zeigen, wie sich allmählig unter den verschiedenen Umgestaltungen, denen die Medicin in dem bemerkten Zeitraum sowohl von theoretischer als praktischer Seite unterworfen gewesen, derjenige besondere Zweig der Heilkunde, den wir jetzt mit dem Namen der psychischen bezeichnen, entwickelt, und wie der Geist der Medicin, je nach den verschiedenen, in dieser Zeit herrschend gewesenen Systemen, Theorieen und Ansichten, seinen Einflufs auch auf diesen Zweig der Heilkunde geltend gemacht habe. Unstreitig würde eine solche Untersuchung von mannichfaltigem Interesse und einer blofsen summarischen Aufzählung der Schriftsteller, und der einzelnen Stellen aus ihren Werken, welche auf die Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten Bezug haben, weit vorzuziehen gewesen seyn. Indessen halten wir uns strenge an den Titel der Schrift, so verspricht er freilich nichts mehr als eine geschichtliche Darstellung im letzteren Sinne, und wir müssen, unsere Ansprüche, wie wir sie an eine Geschichte der psychischen Heilkunde zu machen hätten, aufgebend, uns lediglich an diesen halten.

Allein der Vf. hat selbst die Grenzen, die er sich auf solche Weise vorgezeichnet, vielfältig übersprungen, er hat nicht allein an mehreren Stellen seines Werkes Andeutungen über den Geist der Medicin, wie er in besonderen Epochen der Geschichte der Medicin und in einzelnen ausgezeichneten Meistern der Kunst hervortritt, sondern auch kritische Bemerkungen über ihre Werke und Ansichten, einfliefsen lassen; diese Andeutungen und Bemerkungen sind jedoch so dürftig, so wenig den Gegenstand, um den es sich hier handelt, umfassend, dafs Jemand, der nicht mit der Geschichte der Medicin überhaupt vertraut ist, sich darin wohl schwerlich zurechte finden, noch weniger aber eine richtige Ansicht von dem Geiste dieser Wissenschaft in verschiedenen Zeit-Perioden gewinnen dürfte. Ohnehin läfst sich die geistige Evolution eines besonderen Zweiges einer Wissenschaft, wie die Psychiatrie, nur schwer darstellen, ohne dafs man zugleich den Geist der ganzen Wissenschaft auf ihren verschiedenen Entwicklungsstufen mit darstelle. Mit blofsen Auszügen einzelner Stellen, in denen einmal von Krankheiten, die in das Gebiet der Seelenstörungen gehören, oder von solchen Kranken die Rede ist, kann es freilich hier nicht gethan seyn.

So dürfte man denn von dieser Schrift sagen können, sie sey nicht Fisch, nicht Fleisch. Als Geschichte der psychischen Medicin betrachtet, giebt sie bei weitem zu wenig, als Geschichte der Literatur dieses Gegenstandes zwar mehr, als der Titel verspricht, von der andern Seite aber auch wieder zu wenig. Denn wollte der Vf., wie er an mehreren Orten gethan, jede auf diesen Theil der Heilkunde sich beziehende Stelle aus den dahin einschlagenden Schriften in *extenso* anführen, so hätte er ungleich mehr geben müssen, als er gegeben hat. Er scheint sich in dieser Hinsicht die Sache ziemlich leicht gemacht zu haben, und bei einem oberflächlichen Blättern in den verschiedenen älteren und neueren Werken zuweilen Alles und bei weitem mehr als nöthig, zuweilen nur das ausgezogen zu haben, was ihm eben gut dünkte; Anderes dagegen, was ihm eben nicht zur Hand war, ganz übergangen zu haben. Bei dem Allen können wir ihm jedoch das Zeugnifs nicht versagen, dafs er auf seinen Streifzügen durch das Gebiet der älteren und neueren Literatur *Vieles*, was auf die Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten Bezug hat, zusammenge-

getragen, und so für einen künftigen Historiographen der psychischen Medicin eine nützliche Vorarbeit geliefert habe.

Das ganze Werk zerfällt in sechs Kapitel. Das *erste* behandelt die älteste Geschichte, und namentlich folgende Gegenstände: Urkunden der Hebräer. Saul. Nebucadnezar. David. Schriften des neuen Testaments. Die Besessenen. Griechische Mythen. Homer's Gesänge. Eurydice. Herkules. Ajax. Orest. Athamas. Alkmäon. Lycanthropie. Melampus. Wahnsinn der Töchter des Prötus. Ueber Helleborismus der Alten. Wahnsinn der Scythen. Polybius. Aelianus. Das II. Kapitel handelt von den Schriften und Lehren der Aerzte und Philosophen von den ältesten Zeiten bis zum vierzehnten Jahrhundert. *A.* Aerzte: Asclepiades. Hippocrates. Excerpte aus den, dem Hippocrates fälschlich zugeschriebenen Schriften. Erasistratus. Diokles von Karystos. Philotimus. A. Cornel. Celsus. Aretäus. Caelius Aurelianus. Claudius Galenus. Marcellus Sidetes. Oribasius. Aetius, Alexander von Tralles. Paul von Aegina. Constantinus Africanus. Bakhtischwah. Rhazes. Ebn Sina. Ali Abbas. Avenzoar. — Nachlese. Aeskulap. Nikander. Rufus. Archigenes. Posidonius. — *B.* Philosophen: Pythagoras. Socrates. Plato. Cicero. Das III. Kapitel umfaſst das vierzehnte und funfzehnte Jahrhundert. Hier sind nur drei Schriftsteller genannt, nämlich: Arnold Bachuone, oder Arnoldus Villanovanus, Anton Guainerius und Mich. Savonarola. IV. Kapitel. Sechszehntes Jahrhundert. Es werden hier aufgeführt: Theophrastus Paracelsus. Joh. Bapt. Montanus. Benedict Vettori. Jo. Fernelius. Jodocus Lommius. Victor. Trincavella. Wilh. Rondelet. Franz Valleriola. Franz Vallesius. Hieronymus Capivacius. Nicolaus Piso. Peter Forest. Joh. Schenk. Hieronymus Mercurialis. Felix Plater. Prosper Alpinus. Walther Bruel. Die Hexen und Besessenen des sechszehnten Jahrhunderts. Ferner: Wyer. Porta. Scribonius. Erastus. Pictorius. Cardanus. Durastante. Zacchias. Paré. Lemius. Auch werden noch einige zur Literatur des sechszehnten Jahrhunderts gehörige Schriften angeführt. V. Kapitel. Siebenzehntes Jahrhundert. Hier kommen folgende Schriftsteller vor: Curtius Marinellus. Kentmann. Wilh. Fabricius. Gregor Horst. Daniel Sennert. Zacutus Lusitanus. J. B. v. Helmont. Arnold Weikard. Lazarus Riverius. Nic. Tulpius. Wolfg. Höfer. Thomas Willis. J. Johnston. H. Regius. Broen. M. Ettmüller. Th. Sydenham. Joh. Jacob Waldschmidt. Theoph. Bonnet. L. Bellini. Joh. Floyer. Luc. Tozzi. Alex. Pascoli. G. W. Wedel. Eberh. Gockel. Der Vf. erwähnt hier auch noch die Transfusion an Irren und führt noch mehrere kleine Monographieen und Dissertationen an. VI. Kapitel. Achtzehntes Jahrhundert. Der Vf. schickt hier vorläufige einleitende Bemerkungen über die in diesem Jahrhundert zuerst ausführlich bearbeitete Lehre von dem Wechselverhältnisse zwischen Leib und Seele voraus, und zwar handelt derselbe: *a*) von den wechselseitigen Beziehungen zwischen den Erscheinungen des psychischen und somatischen Lebens. *b*) Meinungen über das Fortbestehen des Lebens in den abgeschlagenen Köpfen unmittelbar nach der Enthauptung. *c*) Wechselverhältniſs zwischen Leib und Seele durch den Einfluſs der Leidenschaften dargestellt. Hermann. Flörken. Wick. Felix. Weltzien. Gesenius. Corp. Christoph Struve. Kleefeld. Scheidemantel. Falkoner. Tissot. Niemeyer. Ruland u. m. A. *d*) Einfluſs der Leidenschaften und Affecte auf körperliche Krankheiten. Bath. Moreau. Hargens. Herz. Petit. *e*) Betrachtung der Wechselbeziehung, in welcher wirkliche Seelenkrankheiten zu den körperlichen stehen. Schmidtmann. Kortum. Mead. Hierauf geht der Vf. zu den Leistungen dieses Jahrhunderts über das kranke Seelenleben und seine Behandlung über. Der Reichhaltigkeit des Stoffes wegen, theilt er denselben in drey verschiedene Segmente. I. Segment. Stellung der psychischen Krankheiten in den vorzüglichsten nosologischen Systemen. R. A. Vogel. David Macbride. B. de Sauvages. G. W. Plouquet. Mich. de Valenzi. II. Segment. Sammlung der in verschiedenen Schriften zerstreut vorkommenden Beobachtungen, Erfahrungen u. s. w. *A.* Mittheilungen aus den vorzüglichsten pathologisch-therapeutischen Werken. Barchusen. Allen, Lanzoni. L. Wucherer. El. Camerarius. Stahl's System. G. Ph. Nenter. H. Boerhaave. Fr. Hoffmann. Zach. Platner. Brendel. Joh. v. Gorter. Locher. Ludwig. Joh. Fr. Carthenser. Zückert. Brown. Salomon Th. de Meza. Richand Temple. John Ferriar. Joh. D. Metzger. Herz. Sprengel. Dreyssig. *B.* Darstellung interessanter Ansichten und Beobachtungen über einzelne psychische Krankheitsformen. 1) Blödsinn der Cretinen. Haller. Malacarne. Ackermann. Fodere. 2) *Amentia partialis.* Kortum. 3) Stillstand der intellectuellen und sensoriellen Thätigkeit. Taxe. 4) Melancholie. Camper. Truckenmiller. 5) Nostalgie. Verhovitz. 6) Trieb zum Selbstmorde. Ackermann. Müller. Cheyne. 7) Ueber die durch Liebe erzeugten psychischen Krankheiten. Vetter. 8) Nymphomanie. Bienville. 9) Seelenkrankheiten der Kindbetterinnen. Rascher. Planchon. Abrahamson. Rademacher. Schönheider. 10) Tobsucht. Schönheider. Friborg. Fordyce. Sibbern. Saunders. 11) Thilenius Beobachtungen über Melancholische und Tobsüchtige. 12) Psychische Krankheiten durch Gastricismus veranlaſst. 13) Ueber periodisches Irrseyn. Schim. Pinel. Goritz. Teichmann. Medicus. 14) Irrseyn bei Kindern. Perfect. Bonnaterre. *C*) Resultate der Leichenöffnungen. Hofrichter. Morgagni. v. Haller. Büttner. Harmes. Le Cat. Wiedemann. Jones. Boeneken. Platner. Fahner. Metzger. Hunauld. Troien. Malacarne. Meckel. Günz. Soemmerring. Röderer. Büttner. Peyronie. Barrere. Forlani. Simmons. Hopfengärtner. Zimmermann. Walter. *D*) Erfahrungen über einzelne Mittel. III. Segment. Darstellung der selbstständigen psychologischen Schriften. *A.* Italiener. Cernachini. Arrigoni. Rodigues de Payva. Chia-

Chiarugi. *B*) Franzosen. Lorry. Le Camus. Dufour. Daquin. Pinel. Kleinere Schriften. *C*) Engländer. Battie. Monro. Fawcett. Cullen. Arnold. Perfect. Harper. Faulkner. Pargeter. Haslam. Crichton. Simes. Nachtrag zur englischen Literatur. *D*) Holländer. Einige Dissertationen. *E*) Deutsche. Ch. Ph. Schmidt. Bolten. Nicolai. Klockhof. Greding. Hasseberg. Fischer. Weickard. Voſs. Erhard. Masius. Langermann. J. J. Schmidt. Thomann. Kant. Anonymus. Schmid. Dissertationen.

Nach dieser kurzen Uebersicht des Inhaltes erlauben wir uns noch zur Bestätigung unseres oben im Allgemeinen ausgesprochenen Urtheils auf einige Mängel des Werkes aufmerksam zu machen. Dabei müssen wir jedoch bemerken, daſs sich unsere Bemerkungen keinesweges auf eine genaue Vergleichung der Originalwerke mit den Angaben des Vfs gründen; wir haben vielmehr nur an einigen zeigen wollen, wie viel hier noch zur Vollständigkeit abgeht, und zweifeln nicht, daſs bey einer sorgsameren Prüfung, als uns für jetzt möglich gewesen, unsere Nachlese bei weitem reichlicher ausgefallen seyn würde.

Wie wenig genau der Vf. in Angabe der Stellen, welche sich auf den hier behandelten Gegenstand beziehen, gewesen ist, mögen folgende Bemerkungen beweisen: Bei Asclepiades sind dessen Ansichten von der Natur des menschlichen Geistes, worauf sich doch zunächst seine psychische Behandlung gründete, insbesondere seine Ansichten von der Beziehung der Sinnesthätigkeit zu den Seelenvermögen, ganz übergangen. Man sehe: *Sext. Empiric. adv. Logic. I.* S. 201. 2. S. 412; desgleichen: *Cael. Aurel. acut. Lib. I. c.* 14. — Was die Hippocratischen Schriften betrifft, so ist, mit Ausnahme der Aphorismen, auf die übrigen wenig oder gar keine Rücksicht genommen worden, obschon insbesondere die *libri praedict.*, *praenot.* und *Coacae praenot.* vieles hierher Gehörende, ja zum Theil nicht Unwichtiges, enthalten; so z. B. *Coac.* 94. *Praedict.* 1. 54. *Coac.* 51; *Praedict.* 1. 44. *Coac.* 47; *Coac.* 233; *Praenot.* 31; *Praedict.* 1. 18; 1. 22; 1. 25; 1. 27; 1. 32; 1. 4; 1. 10; 1. 11; 1. 51; 1. 34; 1. 35; 1. 37; 1. 97; 1. 38; *Coac.* 176; *Praedict.* 1. 123; *Coac.* 497; 119; *Praenot.* 13; *Coac.* 235; *Praenot.* 15; *Coac.* 351; *Praedict.* 1. 17; 1. 19; 1. 1; 1. 16; 1. 73; 1. 124; 2. 85; *Coac.* 485; u. s. w. S. 46 führt der Vf. *aphor. III.* 20 an, wo es heiſst, im Frühlinge beobachte man vorzüglich Rasereien, Melancholien, Fallsuchten u. s. w. Mit demselben Rechte hätte er aber auch den kurz darauf folgenden anführen müssen, in welchem es heiſst: *Autumno vero etiam aestivi multi et quartanae febres atque erraticae, lienes, aquae inter cutem, tabes, urinae stillicidia, intestinorum levitates et difficultates, coxendicum dolores, anginae, crebri anhelitus, volvuli, comitiales, insaniae et melancholiae.* (*Vid. Hippocrat. Opp. Ed. Kühn. T. III. p.* 724.) — Bei *Celsus* fehlt die Stelle, *lib. II. cap.* 7: *Ergo protinus insania timenda est, ubi expeditior alicuius, quam sani fuit, sermo est, subitaque loquacitas orta est, et haec ipsa solito audacior: aut ulli raro quis et vehementer spirat, venasque concitatas habet, praecordiis duris et tumentibus.* — Bei *Aretaeus* fehlt das ganze Kapitel von den *Satyriasis* (*de caus. et sign. acut. morb. Lib. II. cap.* 12. Ferner die Kur der Phrenitis (*de curatione acut. morb. Lib. I. cap.* 1.), wo brauchbare, sich auf die somatische und psychische Kur beziehende, diätetische Vorschriften zu finden sind; auch des Begieſsens mit kaltem Wasser, besonders während der Anfälle, gedacht wird. — Bei *Paracelsus* ist das ganze Kapitel *de mania* (*Vid. Opp. med. chimic. sive paradox. Tom. IV. pag.* 112. Francofort. 1603) unbenutzt geblieben. — Auch das Wenige, was von *Prosper Alpinus* angeführt wird, reicht nicht hin. So z. B. unterscheidet derselbe mehrere Arten des *Deliriums*, je nachdem mehr die Urtheilskraft, oder die Einbildungskraft leidet; führt manches nicht Unbedeutende über die Bedeutung desselben in Bezug auf guten oder übeln Ausgang an, u. s. w. — In *Riverius observationibus med. Delphis.* 1651 befindet sich eine Beobachtung von *Dion. Pomaret*, *Chir.* zu Montpellier, wo ein Bauer auf psychische Weise von einer Geisteszerrüttung geheilt wurde. — Bei *Sydenham Tom.* 1. 279 wird von der *Mania puerperalis* gesagt, daſs sie oft tödlich werde, oft aber auch in lebenslängliche Manie übergehe. — Von *Mead* wird nur eine Krankengeschichte angeführt, dessen ganzes Kapitel *de insania* dagegen übergangen.

Mehrere zum Theil bedeutende Schriftsteller und ihre Werke hat der Vf. gar nicht erwähnt; so z. B. Titus Aufidius, ein Nachfolger des Asclepiades, der Binden und Schlagen der Wahnsinnigen anrieth (*Vid. Cael. Aurel. L.* 1. *c.* 5. *p.* 339.); Aristoteles, der wenn auch nicht für die Psychiatrie, doch gewiſs für die Seelenlehre so viel geleistet, daſs er wohl der Erwähnung werth gewesen wäre; Nemesius, der schon verschiedenen Theilen des Gehirns verschiedene Vermögen anwies; Johannes Actuarius; *Seneca* (*de tranquillitate animi*); Musgrave, in dessen *Diss. de arthritide symptomatica* ein eigenes Kapitel von der *Arthritis melancholica*, und in dessen *Diss. de arthritide anomala* eines dergleichen von der *Melancholia arthritica* zu finden ist; Baglivi, dessen wichtige Abhandlung *de medendis animi morbis et instituenda eorundem historia* eine besondere Berücksichtigung verdient; Sagarius (*system. morb. symptomat. Cl. XIII. ord. III. gen. XX.*); Burserius (*institut. med. pract. Vol. III. cap. VII.*); Krüger (*de variis deliriis* in dessen Versuch einer Experimental-Seelenlehre); Selle; Stoll. Ferner fehlen, bei der Nostalgie: J. Jac. Scheuzer *de nostalgia*, in *Comm. acad. instit. Bonon. T.* 1. und Pellegrinus *de nostalgia brevis tractatio*; bei der Melancholie: Engelmann *diss. de melancholia. Argent.* 1754.; bei der *Daemonomania*: Baldinger, in: Arzneien, eine Monatsschrift. B. II. Langens. u. s. w. Von der wichtigen Beziehung der psychischen Heilkunde zu der gerichtlichen Medicin kommt in dem ganzen Buche kein Wort vor.

Ob

Ob die Worte: eingeschaltet statt: eingeschaltet; stöhren st. stören; tretten st. treten; erlähmen st. erlahmen, Schreib- oder Druckfehler sind, müssen wir dahin gestellt seyn lassen.

bm.

Wien, gedr. b. Schmid: *Liber fundamentorum pharmacologiae* auctore *Abu Mansur Mowafik ben Ali al herui*. Epitome codicis manuscripti persici Bibl. Caes. reg. Vienn. inediti. Primus Latio donavit *Romeo Seligmann*. 1830. XII u. 90 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Diese auch mit einem zweiten Titel: *Dissert. inaug. pharmacologico-historica de re medica Persarum*, und angehängten medicinischen Streitsätzen versehene Schrift enthält Bruchstücke einer Uebersetzung, welche der Vf. unter *Joseph von Hammer's* Beistand später vollständig zu liefern gedenkt. Das Original ist eine Persische Handschrift vom Jahre der Hedschra 447 oder nach Christus 1055, welche zu Wien sich befindet, noch nie benutzt, aber von Hn. *v. Hammer* in seiner Aufzählung der arabischen, persischen und türkischen Handschriften der k. k. Bibliothek (Vindob. 1820. pag. 10, n. 83) beschrieben worden ist. Der Vf. ist ابو منصور موفق بن علي الهروي *Abu Mansor Mowaffik ben Ali al Herevi*; der Inhalt des Werkes ist eine nach den Buchstaben des persischen Alphabets geordnete Beschreibung der Arzneimittel, wobei indess, den hier gegebenen Auszügen nach, meistens nur auf die medicinischen Wirkungen, bisweilen auch auf den Ort der Herkunft gesehen ist. Hier sind nur die Buchstaben ا bis د gegeben, es ist aber nicht bemerkt, ob sie vollständig übersetzt sind oder nicht.

Der persische Vf. bemerkt in seiner Vorrede, dass es nicht mehr als vier Grade der Aufsendinge gebe, nämlich im ersten Grade stehen die Nahrungsmittel, im zweyten Nahrungsmittel und Arzneien, im dritten Arzneien allein, im vierten Gifte. Er sey übrigens mehr den Indischen als Römischen Aerzten gefolgt, weil Indien alle diejenigen Arzneien zusammen hervorbringe, welche die andern Gegenden nur einzeln haben; hiervon seyen nur drey Arzneien ausgenommen, die Indien nicht hat, aber durch Surrogate ersetzt, nämlich Siegelerde, für welche der Gangesschlamm, Balsamöl, für welches *Ol. pandani* zu nehmen sey, und Ud-esselib (*Paeonia?*), welche der Stein von Benares ersetze. Seine vorzüglichsten Quellen scheinen Dioskorides und Avicenna zu seyn, nächst ihnen Rhazes (denn das ist doch wohl der *Mohammed Ben Zekeria*, der im Agaricus und an andern Orten citirt wird) und *Paulus Aegineta*, doch werden noch manche andere, meistens unbekannte, zum Theil Indische Namen erwähnt. Uebrigens werden Arzneimittel aus allen drei Reichen aufgeführt und jedem der arabische und der persische Name beigefügt. Die Namen selbst sind sehr häufig die verdorbenen griechischen und römischen, z. B. افسنتين, *absinthium*, اسقيل, *scilla*, anderswo die orientalischen, z. B. بطم, *butm*, was der Vf. fälschlich mit *Therebinthina* übersetzt, da doch die zwei angeführten Arten offenbar Mastix und Pistacien sind; تين, *tin*, die Feige; تمر, *tamr*, die Dattel, ارز, *ors*, Reiss, das Stammwort von *Oryza*, u. a. m.

Bedenkt man, dass der persische Vf. im XI. Jahrhunderte, bald nach Avicenna schrieb und die gesammte Nahrungs- und Heilmittellehre umfasst, und dabei eben so wohl östliche als westliche Quellen mit einer, wie es scheint, ziemlich ausgebreiteten Gelehrsamkeit umfasste, so kann man nicht anders als die Uebersetzung und Bearbeitung des gesammten Werkes wünschen. Die grosse Lücke zwischen Rhazes und dem jüngern Mesue, welche durch den Systematiker Avicenna nicht ausgefüllt wird, erhielte durch unsern Abu Mansur eine willkommene Erleuchtung, und die Geschichte manches Medicamentes liesse sich dann von Dioskorides bis auf die spätern Araber fortführen. Der deutsche Bearbeiter muss aber auf das bereits in diesen Dingen geleistete mehr Rücksicht nehmen, als hier geschehen ist, und namentlich eine Vergleichung mit den Angaben von Dioskorides und Galen, eben so mit den bei Avicenna vorkommenden Arzneinamen nicht scheuen; manches lässt sich wohl aus den Uebersetzungen des jüngern Serapion, Alkindi und Mesue abnehmen, da uns der Originaltext derselben nun einmal nicht zugängig ist. Möchte ihm die zu einer solchen Arbeit nöthige Musse nicht fehlen! Möchte vielleicht auch der so manches erleichternde Steindruck es möglich machen, auch den Originaltext, durch den Bearbeiter auf Stein geschrieben, wohlfeiler zu erhalten, als es durch den Druck möglich ist!

Cht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1833.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Paris, b. Didot: *Longi Pastoralia* e codd. mss. duobus Italicis primum graece integra edidit *P. L. Courier*. Exemplar Romanum emendatius et auctius typis recudendum curavit *G. R. Lud. de Sinner*. 1829. LXII u. 212 S. gr. 8.

Die Seltenheit und anerkannte Trefflichkeit des *Longus* von *Courier* bewog Hn. *von Sinner* diese neue Ausgabe desselben bei Firm. Didot zu veranstalten, welche er auch mit sehr schätzbaren Verbesserungen und Zusätzen, theils von seiner Hand, theils von andern Gelehrten versehen hat. Er hatte, wie er in der Vorrede selbst sagt, lange gehofft, dafs entweder Schäfer, oder Passow einen neuen Longus liefern würden, und, was Schäfer betrifft, hatte ihm auch Courier selbst im Jahre 1824 mitgetheilt, dafs dieser eine neue Ausgabe beabsichtige. Da aber beide mit andern Arbeiten beschäftigt der erotischen griechischen Literatur ihre Bemühungen entzogen, entschlofs sich Hr. *v. Sinner* zu diesem neuen vermehrten und verbesserten Abdruck des Longus von Courier, der nun freilich keine neue Recension des Textes ist, wie sie *Sinner* von Schäfer und Passow erwarten zu müssen glaubte. Die Schicksale des P. L. Courier, der wie seine Landsleute Paulmier und Brunck mit dem Stande des Kriegers, als echter Jünger Minervens, eine brennende Liebe zur klassischen, besonders griechischen Literatur verband, und nach der Restauration auch als politischer Schriftsteller durch Flugschriften, die den vortrefflichsten ihrer Gattung angehören, auf seine Zeit nicht unbedeutend wirkte, sein Streit mit Furia und sein beklagenswerthes Ende, sichern Allem, was von dem Manne ausgegangen ist, die lebhafteste Theilnahme zu, welche noch neuerdings durch Wachlers geistreichen Versuch, Courier im Verhältnifs zu seiner Zeit zu würdigen, sehr gesteigert worden ist. Da es aber vor Allem der Longus ist, welchem der Philolog Courier, als Uebersetzer, wie als Herausgeber seine Celebrität verdankt, so kann sich diese neue Ausgabe um so mehr eine günstige Aufnahme versprechen und hat sie vielleicht schon gefunden. Hr. *von Sinner*, der sich schon durch die Herausgabe des C. Bondelmont über die Inseln des Archipelagus vortheilhaft bekannt gemacht hatte, und durch seine thätige Theilnahme an der neuen Ausgabe des Stephanus sich den Dank aller Freunde der griechischen Literatur verdient, konnte dem Andenken Courier's kein würdigeres Denkmal stiften, als diesen erneuerten Longus, dessen äufsere Eleganz ihn noch ganz besonders geeignet macht, einem so schönen und edlen Zwecke zu dienen. Da uns eine Vergleichung dieser Ausgabe mit der Römischen, von der nur 52 Exemplare abgezogen und an Freunde vertheilt wurden, nicht vergönnt ist, so halten wir uns zunächst an das, was Hr. *v. Sinner* selbst angiebt als von ihm verbessert und hinzugethan. Diefs beschränkt sich nun nicht blofs darauf, dafs er sich bestrebte alle Druckfehler der ersten Ausgabe zu berichtigen, die Stellen griechischer Schriftsteller nachzuweisen, die *Courier* nach Art der Scholiasten und der Philologen des 15ten und 16ten Jahrhunderts fast nur dem Namen nach in seinen griechisch geschriebenen Noten citirt hatte, die nachträglichen Noten der römischen Ausgabe S. 189—192 an den gehörigen Stellen einzuschalten, sondern er verlieh seiner Ausgabe durch Zusätze mancherlei Art noch einen besondern Werth.

Nachdem Hr. *v. Sinner* nämlich in der Vorrede seine Bemühungen um das Buch namhaft gemacht hat, giebt er eine vollständige *notitia litteraria* der Ausgaben, Uebersetzungen und Erläuterungsschriften des Longus, worunter besondere Aufmerksamkeit verdient die Nachweisung Alles dessen, was über den bekannten Dintenklecks geschrieben ist, wozu der Vollständigkeit halber das hinzugefügt werden kann, was *G. Jacob* in der Allgemeinen Schulzeitung 1829. II. Abtheil. Nr. 96 darüber geschrieben hat, der sich, jedoch mehr aus moralischer Ueberzeugung, für Couriers Unschuld entscheidet. *Sinner* weicht einer Erörterung der Sache aus und auch wir lassen uns darauf nicht ein. Hierauf geht Hr. *v. Sinner* über zu einer Uebersicht über die neuere und neueste griechische Romanen-Literatur, für deren Behandlung die Ausgaben der *Disciplina clericalis* des *Pet. Alphons* von *Schmidt*, und der *Syntipas* von *Boissonade* ihm mit Recht Muster sind. Er giebt über dieselbe vollständige literarische Nachweisungen, die nicht blofs bibliographischer Art sind, und ihn als einen mit diesem Fache der Literatur sehr vertrauten Gelehrten vielfältig beurkunden. An jene obigen Werke reiht er an das Fabelbuch des Bidpai, das Buch Barlaam und Iosaphat, dessen griechische Uebersetzung noch nicht gedruckt ist, obgleich in der Pariser Bibliothek 17 Handschriften desselben sind: (die deutsche Bearbeitung von *Rudolph von Hohen-Ems*, herausgegeben von *K. Köpke*. Königsb. 1818. 8. hätte hier eine Erwähnung verdient) und den Pseudo-Kallisthenes, dessen lateinischer Uebersetzer *Julius Valerius*, für Kunstgeschichte nicht ganz unwichtig, wie *F. Osann* gezeigt hat im Tübinger Kunstblatt 1830. Nr. 84, von *Mai*

Mai herausgegeben, Mediol. 1817, und dessen neugriechische Uebersetzung von *Demetrius Gobdelas*, Venedig 1810 erschien. Hr. *v. Sinner* theilt ferner mit, dafs ein Pariser Gelehrter, *Julius Berger de Xivrey*, den griechischen Originaltext, welchen schon *La Porte du Theil* herauszugeben beabsichtigte, in Kurzem herausgeben wird, so wie auch Hoffnung vorhanden ist, dafs *Neumann* eine armenische Uebersetzung desselben Buchs, die ihm in das 6te Jahrhundert zu gehören scheint, bekannt machen wird. Für die Kritik der Sagen über Alexander den Grofsen wird jene Herausgabe gewifs von Nutzen seyn. Zu den von *v. Sinner* gegebenen Andeutungen, wie weit verzweigt die fabelhafte Behandlung der Geschichte Alexanders war, bemerken wir, dafs aufser dem, was *Ebert's* bibliograph. Lexicon s. h. v. und die Hallesche Encyklopädie an Nachweisungen über lateinische, französische, holländische und italienische Bearbeitungen darbieten, auch *Vossius de hist. lat.* S. 136 und *Leyser* in seiner wenig beachteten *historia poëtarum medii aevi* zu vergleichen sind. Ueber deutsche Bearbeitungen aufser *Hagen* und *Büsching*, Grundrifs S. 233 u. 544, *Docen's* Miscellaneen II, S. 138, noch *Schreiber*, *commentatio de Germanorum vetustissima quam Lambertus Clericus scripsit Alexandreide*. Freiburg 1828. 4. *Wilh. Grimm*, die deutsche Heldensage. Göttingen 1829. a. m. St. und was *Mafsmann* in seinen Beiträgen auszugsweise mitgetheilt hat. Spanische Bearbeitungen, namentlich die des *Gonzalez de Berceo*, führt *Wachler* an im Lehrbuch der Litt. Geschichte. S. 215. Ueber einige Notizen aus *Vincentius Bellovacensis* und dem Lobgesang auf *Anno* giebt *A. W. v. Schlegel* in dem Kalender der Preufs. Kalenderdeputation. 1829. Indien in seinen Hauptbeziehungen S. 82.

Als das Resultat seiner Untersuchungen über die Handschriften des Longus theilt Hr. *v. Sinner* mit, dafs wenigstens aus Pariser Handschrr. nichts mehr für den Text zu gewinnen sey. Mit Ausnahme des einzigen Florentiner Codex scheinen alle übrigen zu *einer* Familie zu gehören. *S.* liefs ferner die *Lettre circulaire de P. L. Courier sur les prétendues variantes du Manuscrit de Florence communiquées à M. Ciampi par M. del Furia* wieder abdrucken, welche Courier nach Herausgabe des ganzen Longus in Paris erscheinen liefs. Ciampi hatte in seiner italienischen Uebersetzung des Longus behauptet, dafs Courier an mehreren Stellen des bekannten Supplements falsch gelesen habe, worauf ihn Furia aufmerksam gemacht. Courier nahm anfangs darauf keine Rücksicht, als er aber sah, dafs sein ganzer Kredit in Bezug auf die neuentdeckte Stelle dadurch leide, ging er mit einem jungen Griechen *Téséo* nach Florenz und verschaffte sich eine nochmalige Ansicht des von ihm früher beschmutzten Manuscripts, welche ihn in den Stand setzte, in jenem Schreiben die Anschuldigungen der Italiener zu vernichten. Er führt gegen dieselben eine scharfe Sprache und macht ihnen sogar den Vorwurf, Aenderungen im Manuscript vorgenommen zu haben. Man sieht aus dem Allen, dafs die Dinte doch den Text nicht ganz verlöscht hat. In dem *auctarium animadversionum* S. 167—207 giebt Hr. *v. Sinner* genau an, welchen Gelehrten Courier die einzelnen Emendationen verdankt, da Courier Vieles in den Text aufgenommen hatte, ohne den jedesmaligen Kritiker zu nennen, von welchem die Lesart herrühre. Ferner ist Alles nachgetragen, was Courier selbst in seiner Schrift: *La Luciade ou l'ane de Lucius de Patras*. Paris 1818. und in den Noten zur Uebersetzung des Longus in Bezug auf den Text bemerkt hatte. So hat man nun Courier's Noten zum Longus vollständig beisammen. Es sind aber auch die Varianten der Koray'schen Ausgabe, die aus Boissonade's Commentaren gesammelten gelegentlichen Noten zu Longus, Wyttenbach's Bemerkungen aus seiner Recension der Villoison'schen Ausgabe in der Bibl. Crit. IV, 71—82, die zerstreuten Noten anderer Gelehrten, wie von *Bast*, *Blomfield*, *Valckenaer*, und namentlich die Noten von *Beck*, *Chardon de la Rochette* und *Eichstädt* zu dem bekannten Supplement, auf das Vollständigste gesammelt und gehörigen Orts beigebracht. Ein sehr wichtiger Beitrag, auf welchen Hr. *v. Sinner* mit Recht grofsen Werth legt, sind ferner mitgetheilte Bemerkungen *Brunck's* über die Ausgabe Villoison's. Sie sind unter den Brunckschen Manuscripten auf der Pariser Bibliothek, und füllen 26 Seiten in 4. Da die Polemik gegen Villoison zuweilen zu heftig und beifsend wird, fühlte sich Hr. *v. Sinner* bewogen, die derbsten Stellen wegzulassen. Sie beurkunden Brunck's Emendirsucht in einem hohen Grade. So ist ihm z. B. S. 6 *χορεία ἦν ὀρχουμένων* corrupt, und das kurz darauf folgende *ἦ ὠὰ τοῦ ἄντρου* eine ganz incurable Stelle. S. 26. (Cap. 21.) will Brunck *οἷα* statt *οἶα*, und selbst in Eurip. Heracl. 632 (Elmsl.) ändert er *οἶα*; allein *Sinner* hat sich mit Recht dagegen erklärt, und den Gebrauch dieses *οἶα* mit vieler Belesenheit erläutert. Ingeniös ist die Emendation der so vielfach bestrittenen Stelle am Ende des 1sten Kapitels: *προσέκλυζεν ἠϊόνος ἐκτεταμένης ψάμμῳ μαλθακῇ*. Die Hdschr. *A.* bei Courier giebt *ἠϊόνος ἐκτεταμένης ψάμμῳ μαλθακῆς*. Das daneben geschriebene *ι* konnte leicht für einen Consonanten gelesen werden. Gegen das Ende des Buchs werden die Bemerkungen Brunck's immer seltener und unbedeutender. Hr. *v. Sinner* fügt häufig bei Meinungsverschiedenheiten sein Urtheil hinzu; da er jedoch auf eine umfassende und durchgreifende Verarbeitung des zusammengetragenen Materials seinem Plane nach nicht eingehen wollte, ist diefs im Ganzen selten geschehen. Wir heben nur Einzelnes heraus, zumal da die uns vor Kurzem zugekommene Recension von Fr. *Osann* in der Allgem. Schulzeitung gerade diese Seite des Buches genauer würdigt. So entscheidet sich Hr. *v. Sinner* S. 168 mit Brunck gegen Villoison's *ὁρᾶν*, giebt S. 169 eine gute Bemerkung über die Schreibart des Wortes *οἶς*, ferner S. 173 über das doppelte *σ* in *προατάς*, S. 186 über *γάρ* und *ἦμην*, und zeigt sich überhaupt als einen sehr besonnenen und gründlichen Grammatiker.

D. K.

ALT-

ALTNORDISCHE LITERATUR.

STRALSUND, b. Trinius: *Die Saga von Fridthjof dem Starken.* Aus dem Isländischen (übersetzt) von *Gottl. Christ. Friedr. Mohnike*, Th. u. Ph. Dr., Königl. Preuſs. Consistorial- und Schulrath u. s. w. Mit einer Karte vom südlichen Norwegen und von einem Theil des Sognefjords. 1830. VI u. 97 S. 8. (14 gGr.)

Die Sage von Fridthjof dem Starken ist, nach *Esaias Tegnér's* meisterhafter Bearbeitung, durch ganz Deutschland so bekannt und beliebt geworden, daſs eine Uebersetzung der altnordischen Urschrift dieser Sage gewiſs nur erwünscht seyn kann. Unleugbar aber war zu solchem Werke Niemand geeigneter, als derjenige, dem wir auch die beste Uebersetzung des *Tegnér*'schen Gedichtes verdanken, da er in ihr eine groſse und tiefe Kenntniſs des alten Nordens beurkundete. Er unterzog sich auch dieser Mühe, und verpflichtete seine Landsleute so sich zwiefach; denn nun erst sind die meisten derselben im Stande zu erkennen, was *Tegnér* vorfand, und was Blüthe seines eigenen Geistes ist.

Die vor ihm liegende Uebersetzung der altnordischen Sage von Fridthjof darf Rec. mit Recht meisterhaft nennen. Die Würde und Einfachheit der Sprache kommt jener der Urschrift gleich; ein Umstand, den wir nicht bei allen Uebersetzungen antreffen. So genau aber auch Hr. *M.* der Urschrift sich anschloſs, so sehr er auch sich bestrebte, seiner Uebersetzung im Einzelnen wie im Ganzen die Färbung der Urschrift zu geben: nirgends wird seine Sprache geschraubt oder ungeberdig. Rec. muſs sich aber, da das Werk keinen Auszug verstattet, mit diesem allgemeinen Urtheile begnügen; die beigegebenen Anmerkungen jedoch glaubt er etwas näher besprechen zu dürfen; zugleich will er auf einige Stellen aufmerksam machen, welche wohl, in gleichem Grade wie andere, einiger Erklärung würdig waren.

Die Gründe, welche der Vf. für seine Bestimmung des Zeitalters Fridthjofs (gegen das Jahr 800) beibringt, sind überzeugend. Auch gegen die angenommene Zeit der Abfassung dieser Sage läſst sich etwas Begründetes nicht wohl anführen. Mit Recht wird die Einfachheit der Begebenheiten für ein Zeichen der früheren Zeit (1250 — 1300) angesehen. Auch die im Ganzen milde Ansicht von dem Heidenthum, kann in dieser Hinsicht als ein Merkmal dienen. Daſs diese Abfassung der Fridthjofs-Saga übrigens von einem Christen herrührt, beweist die Darstellung der heidnischen Gebräuche (Cap. IX.), welcher es an einer gewissen Schalkheit keineswegs mangelt. Aber auch einzelne Ausdrücke beweisen die Autorschaft eines Christen, z. B. gleich Cap. I. „Die heidnischen Männer bewiesen eine so groſse Ehrfurcht gegen diesen Ort, daſs u. s. w." —; es ist hier nämlich von einem besonders befriedeten Ort (*gridhastadhr*) die Rede, dergleichen bei den heidnischen Nordmannen so groſser Verehrung und Scheu genossen, daſs daselbst weder Menschen noch Vieh Leid geschehen durfte. Selbst nach Asgard verlegte der Glaube der alten Nordmannen eine solche Friedestätte, denn die Dœmisögur erzählen Cap. 43 „Die Asen hätten Balders Ermordung nicht rächen dürfen, weil der Ort, wo diese vorfiel, ein groſser Friedeort gewesen sey. Bei der von der Sitte gebotenen Blutrache waren in Skandinavien allerdings dergleichen Oerter wichtig und nothwendig.

Die Worte des ersten Cap. „Helge, Bele's Sohn, ward bald ein groſser Opfermann" erklärt Hr. *M.* dadurch S. 83, daſs er sagt: „Es wird darauf hingedeutet, daſs er den Kriegsthaten weniger oblag." Rec. gesteht jedoch, daſs er diese Erklärung nicht genügend findet. Einmal wird Halfdan, Helges Bruder, eben auch nicht als ein so ausgezeichneter Kriegsmann geschildert, daſs Helge einen Gegensatz bildete; dann aber schlieſst das Wort Opfermann (*blôtmadr*) auch keineswegs die Kriegsfertigkeit aus. Rec. meint daher, daſs der Verfasser der Sage nur andeuten will, daſs Helge ein strenger Anhänger des Heidenthums war, im Gegensatz zum Fridthjof, welcher sich nicht lange bedachte, der Götter Zorn zu wagen (vgl. Cap. IV.). Diese Ansicht bestätigt auch das fünfte Cap., wo Helge sagt, er wundere sich, daſs Balder dem Fridthjof jede Verhöhnung hingehen lieſse.

Bei der Stelle des ersten Cap., wo *Thorstein* sagt: „Ich will mich gerade gegenüber von König Beles Hügel begraben lassen; — — — da ist es uns leicht von den Dingen, die da kommen werden, zu reden" hätte Hr. *M.* wohl anmerken sollen, daſs daselbst von der Heimfahrt der Helden die Rede sey. Die heidnischen Nordmannen glaubten nämlich, daſs den abgeschiedenen Helden es vergönnt sey, während der Nacht ihren Hügel zu besuchen, um von den Zeitläuften Kunde einzuziehen. Ein Beispiel solcher Heimfahrt erwähnt die andere Helgisaga, wo wir lesen: „*Ambôtt Sigrûnar gecc um aptan hiâ havgi Helga oc sâ, at Helgi reidh til havgsins medh marga menn* — Die Magd der Sigrun gieng am Abend zum Hügel Helgi's und sah, daſs Helgi ritt zu seinem Hügel mit vielen Männern." Als die Magd nach dem Grunde der Erscheinung forscht, entgegnet der Todte (Str. 40.):

„Er-a that svic ein, er thû siâ thicciz,
Ne aldar-rof, thôttu oss lîtir,
Thôtt vêr jôi ora oddom keyrim;
Enn er hildingom heimfor gefin."

„Nicht ist das Trug einzig, was Du zu sehen meinest, noch Weltende, obgleich Du uns siehst, obgleich wir unsere Rosse mit Stacheln treiben; aber den Helden ist Heimfahrt gegeben."

Zu Cap. IV. „— Alles war mit feinem Zeuge und kostbaren Geweben überkleidet" bemerkt Rec., daſs Rafn's „*med Atlask*" dem „*pellum*" der Urschrift näher kommt als das „feine Zeug" Hn. *M.* Das „pell" ist das mittelhochdeutsche *pfelle*, worüber man in *v. d. Hagens* Wörterbuch zu dem Nibelungen-Liede nachlesen kann.

Zum

Zum Befremden des Rec. braucht der sprachkundige Hr. *M.* im Cap. VI, Stroph. r. die tonlose Conjunction „wenn" zum Reimband, und noch obendrein zum Hauptstaben.

Lebt wohl, schöne Bräute!
Wohlseyn wünschet ihr uns,
Wenn auch Ellide sinket

übersetzt er, da doch der bessere Vers „wälzt auch Ellid' abwärts," nahe lag. So scheinen auch die letzten zwei Zeilen der folgenden Strophe nicht sehr gelungen, wenn wir da lesen

Vor den Wellenweibern
Wird die Insel schützen.

Die wörtliche Uebersetzung von *Lâtum Sôlundir seggium svellvîfadhar klîfa* — lassen wir die Solundar den Männern die Wogenweiber abwehren — pafst freilich nicht wohl in einen Vers. Wie jedoch das Reimband in der Urschrift die Hauptwörter: *Sôlundir*, — *seggium*, — *svellvîfadhar*, verbindet, so mufste diefs auch in der Uebersetzung statt finden, z. B.

| Uns vor | Aegir's Töchtern
Wird das | Eiland schützen.

Zweifelhaft ist Rec., ob in der folgenden Strophe: *Lâta lètt undan lângdŷr klaupa*, welches Hr. *M.* durch „Laufe, du Seethier, Leicht auf den Wogen" giebt, indem er Rafn's Verbesserung „*Lavgdŷr*" aufnahm, ob dennoch nicht „*Lângdŷr*" die richtige Lesart seyn dürfte. Es ist bekannt, dafs gerade die Orlogschiffe der nordischen Völker „lange Schiffe" genannt werden, z. B. *Helga-quidha* I, 24. „*lânghavfdhudh scip*" und 28 „*kilir lângir*", und oft in der Chron. Sax. „*mid langum scipum.*" Uebrigens weifs Rec. wohl, dafs auch die andere Bezeichnung „Seethier" (*Lavgdŷr*, *Brimdŷr*, *Gialfr-dŷr* u. s. w.) nicht ungebräuchlich ist.

In demselben Cap. S. 19, wo Fridthjof unter seine Genossen Gold austheilt, weil er glaubt, dafs einige untergehn werden, und „weil es rathsam sey, dafs jeder etwas Gold deshalb bei sich habe", wäre anzuführen gewesen, dafs auf eben diesem Glauben der Skandinavier ihre Sitte beruhe, Gold und Kleinode mit den Todten zu verbrennen, und denen Gold zuzutheilen, welche, um ihren Herren zu folgen, sich selbst umbringen würden. Verg. *Qvidha Sigurdhar.* 45, 48, 51. S. 20. Sind die Worte der Urschrift: „*Ek skall medh lurkum berja thessi ôvætti*" durch „Ich aber will mit Knitteln diese Ungeheuer prügeln" gegeben, wobei in einer Anmerkung gesagt ist: „*vætt*, *vættr*, Geist, Dämon — *ôvættr*, böser Geist. Wir haben das Wort auch in *Wetterhexe*, *Potz Wetter*." Diefs ist unrichtig; das alte nordische *vættr* entspricht dem deutschen *wikt*, und *ôvættr* dem *unwikt*. Das deutsche „*ht*" geht im altnordischen in „*tt*" über (*ætt*, — *aht*, vgl. *Grimm's* Gramm. I. 318, 288). Das deutsche „Wetter" aber lautet altnordisch „*vedr.*" Uebrigens wäre allerdings in der Uebersetzung „Wetterhexe" dem „Ungeheuer" vorzuziehen gewesen. Ebenso verdient auch in der letzten Strophe des VI. Cap. die Lesart „*hafsmeyju*" den Vorzug vor der Lesart „*hafsmegu*"; sie ist offenbar dichterischer.

Cap. X. S. 30 hätte wohl bei: „Wolf im Tempel wird man, weifs ich, nun mich heifsen" das „Wolf im Tempel" erklärt werden dürfen. Es bedeutet so viel als Wüterich, Verräther. Vgl. *Helga-quidha* II. r.

Bei den vielen, sämmtlich mit „*Thjof*" zusammengesetzten Namen, welche S. 34 Fridthjof sich beilegt, ist das deutsche „Dieb" mit dem nordischen *thjof* zusammengestellt. Allein das deutsche „Dieb" entspricht dem „*thjof*" nicht in der Bedeutung. „Dieb" als „*thiup*" hatte ehedem gleich *Skalc* weitere Bedeutung: „*minister*, *vir*", und diese hat auch „*thjof*" in allen diesen Namen.

Doch genug der Bemerkungen über Einzelnes. Rec. gesteht, dafs ihm diefs gediegene, und mit vieler und gründlicher Gelehrsamkeit ausgestattete Werk wahrhaft Freude gemacht hat, und da diefs auch ohne Zweifel bei Andern der Fall seyn wird, so darf er mit um so besserm Grunde den Wunsch aussprechen, dafs Hr. *M.* sich noch mehr durch Uebertragung anderer Nordlands-Sagen um deutsche Leser verdient machen möge.

333.

JUGENDSCHRIFTEN.

ELBERFELD, in Comm. b. Becker: *Altes und Neues.* Blätter für die Jugend, zur Beförderung wahrer Verstandes- und Herzensbildung. Herausgegeben von *W. Wetzel*, Direktor der höhern Stadtschule zu Bremen. Der Ertrag ist zu wohlthätigen Zwecken bestimmt. 4 Quartalhefte zusammen 420 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Diese Zeitschrift wird den Zweck des Herausgebers noch mehr erfüllen und die Jugend noch mehr erfreuen, wenn derselbe in den einzelnen Aufsätzen noch mehr den Ton vermeidet, der an die besondere christliche Schule erinnert, zu welcher er sich augenfällig zu bekennen scheint. Es ist nothwendig, dafs die Jugend als eine christliche betrachtet und fromm erzogen werde, aber nicht allen Bäumen soll einerley Rinde wachsen, und so kann es nur nachtheiligen Einflufs haben, wenn die Kinder *auf das neue Herz warten*, das ihnen von oben werden soll und nicht täglich sich selbst erneuern; wenn sie für ihre Gebete immer unmittelbar Erhörung hoffen, und nicht selbstthätig für die Begründung ihrer Wohlfahrt arbeiten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1833.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Nürnberg, b. Stein: *C. Sallusti Crispi* opera. Mit Anmerkungen von Dr. *Ernst Wilh. Fabri*, K. B. Prof. am Gymnas. zu Nürnberg. 1831. *Erster* Band XX u. 179 S. *Zweiter* Band VIII u. 360 S. gr. 8. (Beide Theile 2 Rthlr.)

2) München, b. Lindauer: *C. Salusti Crispi opera*. Grammatisch und historisch erklärt von *Anton Jaumann*, Director der königl. Erziehungs-Anstalt und Rector des Gymnasiums in Neuburg an d. Donau. 1831. X u. 338 S. gr. 8. (22 gGr.)

3) Leipzig, b. Cnobloch: *C. Sallustii Crispi* opera, cum fragmentis potioribus et Epp. ad Caesarem de ordin. rep. Recensuit, animadversiones et integram lectionis in editt. Aldina et Ingolstadiensi varietatem indicemque adiecit *Car. Herrm. Weise*. 1831. VIII u. 276 S. kl. 8. (18 gGr.)

4) Basel, in d. Schweighäuser. Buchh.: *Cai Salusti Crispi* Catilina, Iugurtha et historiarum fragmenta. Ad fidem optimorum codd. Bas. Paris. Einsied. Leid. Vaticc. Tur. denuo recensuit atque accuratius auctiusque edidit *F. D. Gerlach*. 1832. XLII u. 258 S. 8. (1 Rthlr.)

5) Zürich, b. Orelli u. Comp.: *C. Crispi Salusti* orationes et epistolae ex historiarum libris deperditis. Ad fidem codicum Vaticanorum recensuit atque in scholarum usum edidit *Jo. Casp. Orellius*. 1831. 55 S. gr. 8. (8 gGr.)

6) Zürich, b. Orelli et Comp.: *Historia critica* eclogarum ex Salustii historiarum libris. Scripsit *Jo. Casp. Orellius*. 1833. 36 S. gr. 8. (6 gGr.)

7) Augsburg, in d. Kollmann. Buchh.: *Lectionum Sallustianarum* decades tres, quibus ad Gymnasii regii Augustani confessioni augustanae addicti tertia saecularia d. V. December MDCCCXXXI. celebranda invitat *Chrn. Fr. Georg. Christoph. Selling*, Philos. Dr. et Gymn. Professor. 36 S. gr. 4. (9 gGr.)

Nachdem der kritischen Textverbesserung des *Sallustius* seit etlichen Jahren von mehrern Seiten her einige Aufmerksamkeit war gewidmet worden, hat das Jahr 1831 ziemlich gleichzeitig drei Ausgaben des Geschichtschreibers gebracht, welche mehr der Erklärung dienen und eine nützliche und erfolgreiche Lectüre desselben für Schulen vermitteln sollen. Diese Bestrebungen können nur erfreulich seyn, da vielleicht unter allen römischen Autoren keiner ist, welcher sowohl durch das Interessante des Stoffes, als auch durch die Geistesfrische und Kraft der Darstellung und durch die Originalität der Sprache jugendliche Gemüther mehr zu fesseln und zu sorgfältigerer Lectüre anzuregen vermag, als gerade *Sallustius*. Aber eben darum ist es auch von Wichtigkeit, dafs die Jugend mit demselben durch eine zweckmäfsige und gründlich bearbeitete Ausgabe bekannt werde, welche nicht nur den richtigen Weg zum Verständnifs des Autors selbst zeigt, sondern auch gediegene Sprachkenntnisse befördert und überhaupt den Sinn für ein ernstes Studium des Alterthums belebt und anregt. Es würde Rec. freuen, wenn er diefs von sämmtlichen vorliegenden Ausgaben rühmen könnte; allein leider kann er seine volle Zustimmung nur der unter Nr. 1. angegebenen Bearbeitung schenken, über deren Eigenthümlichkeit und innern Werth er zuvörderst kurz berichten will. Die Durchsicht weniger Seiten gewährt dem aufmerksamen Leser die Ueberzeugung, dafs der Herausgeber, nicht, wie es so häufig geschieht, ohne inneren Beruf und Kraft oder ohne Vorbereitung an das Werk ging, sondern dafs er vollkommen befähigt war, mit Glück eine neue Ausg. zu versuchen, indem er nichts von dem vermissen läfst, was mit Recht und unerläfslich von einem Herausgeber eines alten Autors gefordert werden mufs. Hieher gehört vor allen Dingen eine umfassende, gründliche und nicht oben hin zusammengeraffte Kenntnifs der Sprache, die wir Hn. *Fabri* unbedingt zugestehen müssen, da seine sprachlichen Bemerkungen durchweg den Beweis geben, dafs er der Latinität eifrige Studien zugewandt hat und sich mit den Ergebnissen der neueren Forschungen vollkommen vertraut zeigt. Eben so angelegentlich hat er sich um die Ermittelung und Nachweisung des dem *Sallustius* eigenthümlichen Sprachgebrauchs bemüht, was wir als einen ganz besondern Vorzug seiner Ausg. vor allen früheren rühmen müssen, hauptsächlich der *Gerlachischen*, welche in diesem Punkte, wie in vielen anderen weit hinter der gegenwärtigen zurückgeblieben ist. Denn während dort häufig nur ganz unbestimmt die Aeufserung hingeworfen wird, dafs eine Structur, ein Ausdruck, eine Wendung noch mehrere Mal bei *Sallustius* vorkomme, was der Leser natürlich auf Treu und Glauben hinnehmen, oder sich selbst mit dem Aufsuchen der fraglichen Stellen befassen mufs, hat Hr. *Fabri* mit lobenswerther Genauigkeit und Sorgfalt überall, wo entweder

weder der Sinn einer Stelle durch Vergleichung anderer gesichert und in das rechte Licht gestellt wird, oder ein besonderer Sprachgebrauch seine Begründung erhalten soll, die analogen Beispiele zusammengestellt und eine anschauliche Uebersicht derselben vermittelt. Wenn ferner Schärfe und Sicherheit des Urtheils, Klarheit und Bestimmtheit der Erläuterungen und Geschmack in der ganzen Behandlung nothwendige Bedingungen einer beifallswerthen Ausgabe sind, so müssen wir auch hier bekennen, dafs Hr. *Fabri* denselben entsprochen habe. Zugleich zeigt er sich als denkenden und erfahrenen Schulmann, der die Bedürfnisse der Schüler wohl kennt, und den richtigen Weg einzuschlagen weifs, um zu einem gedeihlichen Studium der lat. Sprache hinzuführen. Wir müssen hier besonders dies hervorheben, dafs der Vf. den Fehler vieler Herausgeber vermieden hat, welche den Schülern einen Dienst zu erzeigen glauben, wenn sie ihnen Alles so leicht als möglich machen, und statt zum selbstständigen Denken anzuregen und dasselbe zu beleben, es vielmehr ertödten und träger Gedankenlosigkeit Vorschub leisten. Demgemäfs hat Hr. *Fabri* nicht darein seine Aufgabe gesetzt, überall das fertige Resultat positiv hinzustellen, womit sich der bequeme Schüler begnügen möchte, sondern häufig beschränkt er sich sehr zweckmäfsig darauf, die zur Erklärung des Sinnes oder zur Erläuterung des Sprachgebrauchs nöthigen Momente anzudeuten, den Weg, der zum richtigen Ziele führt, vorzuziehen, und das *Material*, aus welchem für die Erklärung oder Sprachkenntnifs ein Resultat zu gewinnen ist, vollständig, klar und übersichtlich zusammenzustellen. Indem er hierbei auf die Grammatiken von *Ramshorn* und *Zumpt* verweist, aus welchen die Angabe des Grundes entnommen werden soll, erhält der Schüler eben sowohl Gelegenheit, diese Ausg. mit Erfolg zu seinen Privatstudien zu benutzen, als auch sich auf die Lehrstunden in der Schule vorzubereiten. Dem Lehrer aber ist auf diese Art keinesweges die Gelegenheit zu einer gründlichen und anregenden Behandlung des Autors weggenommen; vielmehr sind wir ganz der Meinung des Herausg., wenn er in der Vorrede zum *Iug.* p. VI. sagt, dafs derselbe gerade in der angegebenen Eigenthümlichkeit der Anmerkungen Veranlassung genug finde, theils die gegebenen Bemerkungen weiter auszuführen und vollständig zu begründen, theils neue an sie anzuknüpfen, ohne darum in ermüdende, unfruchtbare Weitschweifigkeit, oder leere Wiederholung dessen, was schon im Buche steht, zu verfallen. — Was den *Inhalt* der gegebenen Anmerkungen anlangt, so wird man aus dem bezeichneten Zweck der Ausg. leicht ermessen, dafs es der Vf. nicht darauf absehen konnte, durch eine Menge neuer Ansichten, ins Einzelne gehender Untersuchungen und weitläuftiger Erörterung noch unentschiedener Punkte dem Buche einen kritischen Charakter zu geben. Näher lag die Aufgabe, welche er auch mit Erfolg gelöst hat, dasjenige, was bisher für *Sallustius* gethan war, zu sichten, das viele Unhaltbare auszuscheiden, und das Probehaltige und den reinen Gewinn früherer Bestrebungen zu sicherem Gebrauch darzulegen; und wie Gediegenes der Vf. auf diese Weise geleistet habe, ergiebt sich aufs Deutlichste, wenn man seine Ausg. mit denen von *Kunhardt*, *Lange*, *Müller* und *Gerlach* vergleicht, in welchen lang verjährter Irrthum mit Bereitwilligkeit und ohne das geringste Bedenken erneut und aufgewärmt wird, während manches Gute, was schon frühere Herausgeber fanden, der Vergessenheit überlassen bleibt. Ein nicht unwesentliches Verdienst von Hn. *Fabri* besteht daher darin, das vorhandene Richtige nicht verkannt sondern anerkannt zu haben, und wenn auch vieles Bekannte und schon von Anderen Gesagte sich bei ihm wiederfindet, so zeigt er sich doch stets als ein Mann von freiem Urtheil und hellem Blick, der mit selbstständiger Prüfung seine Vorgänger benutzt und sich von blinder Nachbeterei fern hält. Doch möge niemand dieses eben ausgesprochene Lob so deuten, als ob Hr. *Fabri* blos die Resultate vorhandener Leistungen sich geschickt anzueignen und auf eine fördersame Weise weiter zu verbreiten wisse. Vielmehr wird der aufmerksame Leser bald wahrnehmen, dafs der Herausg. gar manches Neue und Eigenthümliche giebt, dafs er viele Stellen richtiger gefafst hat, als seine Vorgänger, dafs er veraltete und unhaltbare grammatische Ansichten stillschweigend beseitigt, und dafür die Ergebnisse der neueren gründlicheren Sprachforschung mittheilt, dafs er schiefen oder nur halbwahren Bemerkungen Anderer die gehörige Gestalt giebt, und überhaupt mit sicherem Tact und feiner Beobachtung häufig da Veranlassung zu guten Erläuterungen findet, wo die früheren mit Stillschweigen vorübergegangen waren. Was den Text anlangt, den Hr. *Fabri* seiner Ausg. zu Grunde gelegt hat, so ist es im allgemeinen der *Gerlach'sche*. Eine durchgreifende Revision desselben lag nicht in den Zwecken des Vfs, wie er denn überhaupt der Kritik nur eine untergeordnete Stelle eingeräumt hat. Doch schliefst er sich nicht unbedingt an *Gerlach* an, sondern folgt in einzelnen wichtigeren Punkten seinem eigenen richtigen Urtheil. Hin und wieder benutzt er auch die kritische Erörterung einer Stelle, um eine sichere Grundlage für die Erklärung zu gewinnen, die Auseinandersetzung eines Sprachgebrauchs daran zu knüpfen, oder überhaupt das Nachdenken und den Scharfsinn der Schüler zu üben, was wir nur billigen können. — Die Belege zu dem obigen allgemeinen Urtheil über den Werth dieser Ausg. hier mitzutheilen, und an mehreren Beispielen die beifallswerthen Leistungen Hn. *Fabri's* aufzuzeigen versagt Rec. sich sehr ungern. Indessen nöthigt ihn die Pflicht, auch über die übrigen Bearbeitungen des *Sall.* zu berichten, zu dieser Beschränkung, und er glaubt um so eher hier mit der allgemeinen Charakteristik des Buches sich begnügen zu können, da die gleichmäfsig durchgeführte Behandlung

lung es gewissermaſsen schwer macht Einzelheiten herauszuheben, um damit den Geist des Ganzen anschaulich zu machen, den Rec. seiner vollen Ueberzeugung gemäſs als löblich bezeichnet hat. — Druck und Papier ist nicht übel; doch scheint es uns, als ob letzteres im zweiten Bande etwas grauer sey, als im ersten. Vollständige Register über die Anmerkungen geben der Ausg. noch mehr Brauchbarkeit, nur ist es etwas beschwerlich, daſs jeder Theil sein eigenes Register hat; besser würde nach unser Meinung ein auf *Catil.* und *Iug.* bezügliches am Ende des zweiten Theils gewesen seyn.

Die unter Nr. 2 bemerkte Bearbeitung des *Sall.* giebt sich ausdrücklich für eine Schulausgabe, und ist demnach für denselben Kreis von Lesern berechnet, welche auch Hr. *Fabri* im Auge hatte. Dennoch findet zwischen beiden Ausgaben eine groſse Verschiedenheit statt. Denn während die letztere mehr darauf ausgeht, durch ein zweckmäſsig zusammengestelltes Material dem Schüler zur Auffindung des Resultats mittelst eigenen Nachdenkens Anleitung zu geben, auf mehrfache Weise dessen Selbstthätigkeit anzuregen, und ihm die entschiedene Richtung zu geben, beim Sprachstudium sich nicht mit Aeuſserlichkeiten zu begnügen, sondern stets nach dem inneren Wesen und dem Grunde der Spracherscheinungen zu forschen, finden wir in der ersteren gerade das entgegengesetzte Princip festgehalten. Hn. *Jaumann's* Bearbeitung macht nämlich keine anderen Ansprüche, als dem Schüler in sofern zu dienen, daſs sie ihm kurz und bündig dasjenige darreicht, was er etwa braucht, um ohne groſse Mühe und vieles Nachdenken das Verständniſs des Autors zu gewinnen. Ohne sich viel um das wie? und *warum* zu kümmern, wird ihm das positive Ergebniſs, die fertige Erklärung hingestellt, mit kurzen Bemerkungen der Sinn angegeben, und gesagt, eine Construction sey dieſs oder jenes, womit er sich dann zu begnügen hat. Selten begegnet man daher einer genauen und auf die Gründe eingehenden Nachweisung und Entwickelung des Sprachgebrauchs, und eben so selten findet sich eine scharfe Begriffsbestimmung einzelner Wörter, oder eine Angabe des wesentlichen Unterschiedes sinnverwandter Ausdrücke. Dagegen trägt der gröſste Theil der Anmerkungen einen solchen Charakter, daſs man sieht, der Herausg. habe besonders dem *Gedächtniſs* zu williger Aufnahme in die Hand arbeiten wollen. Daſs auf diesem Wege manches Nützliche angelernt werden könne, läſst sich nicht leugnen, vorausgesetzt, daſs die gegebenen Bemerkungen ihrem Inhalte nach alle richtig sind, und der Schüler angehalten wird, ernstlichen und anhaltenden Fleiſs anzuwenden, um sich mit denselben völlig vertraut zu machen. Allein auch unter diesen Bedingungen möchte sich noch Manches gegen die Zweckmäſsigkeit dieser Methode einwenden lassen. Rec. unterläſst es jedoch in eine nähere Erörterung der Sache einzugehen, da Hr. *Jaumann* blos den von ihm selbst festgehaltenen Standpunkt seinem Beurtheiler einräumt, indem er in der Vorrede p. V. sagt: „Uebrigens will ich noch zur Vermeidung jeder schiefen Beurtheilung dieser Arbeit hiemit erklären, daſs mein Plan nur der gewesen sey, eine taugliche Schulausgabe des *Salustius* nach den Foderungen *der neuen Schulordnung für mein Vaterland* zu besorgen. Daher werde ich alle hämischen Angriffe, die auf meine Arbeit von einem anderen Gesichtspunkte aus gemacht werden, verachten." Billigerweise stellen wir es den Lesern anheim, über diese etwas sonderbar klingende Expectoration, die zugleich eine Verwahrung seyn soll, ihre eigenen Betrachtungen anzustellen. Uns genügt es, da wir nun wissen, daſs der Vf. blos für *Baiern* geschrieben haben will, und seinen geistigen und pädagogischen Standpunkt für andere Länder entweder für zu gut, oder vielleicht auch für nicht ausreichend hält, aus dem Buche selbst nachzuweisen, was der Vf. geleistet, und wie er dabei verfahren sey. In Bezug hierauf sagt er selbst Vorr. p. V. „Daſs ich die vorzüglichsten Bearbeitungen des *Salustius* genau geprüft und für meinen Zweck benützt habe, glaube ich nicht anführen zu dürfen, da ich in den Anmerkungen ohnehin die um den *Salustius* verdiendesten Männer genannt, und *wie weit* ich einem jeden gefolgt sey, angezeigt habe." — Man würde irren, wenn man die letztere Aeuſserung so verstehen wollte, wie sie nach philologischem Herkommen verstanden werden muſs, als ob Hr. *Jaum.* einer jeden Anmerkung, die er von einem früheren Herausgeber entlehnt hat, den Namen ihres Urhebers beigesetzt habe, so daſs man alles dasjenige, wo keine Angabe eines fremden Namens steht, für Eigenthum des Vfs halten müſste. Vielmehr findet sich, mit einigen seltenen Ausnahmen im Catilina, durch den ganzen Iugurtha hindurch nicht eine einzige Spur von dem in der Vorr. angegebenen Verfahren. Hiervon ist der Grund nicht etwa, weil der Vf., seinen ausgesprochenen Grundsätzen ungetreu, sich gar nicht um andere Herausgeber bekümmert hat, sondern weil er so viel aus anderen Ausgaben entnommen hat, daſs er eigentlich jede Note mit dem Namen eines früheren Editors hätte bezeichnen müssen. Es ergiebt sich nämlich, daſs Hr. *Jaum.* durchaus nicht auf eigenen Füſsen steht, sondern sich unbedingt fremden Autoritäten hingegeben hat, indem bei weitem der gröſste Theil seiner Anmerkungen blos in wörtlichen Wiederholungen oder Auszügen besteht, die er aus *Gerlach's* groſser, ihm sehr imponirender Ausgabe entnommen hat. Der Beweis für diese Behauptung führt sich von selbst, wenn man sich die Mühe nehmen will, einige Kapitel vergleichend zu gehen. Wir machen die Leser vorläufig auf die bei *Gerlach* und *Jaumann* gleichlautenden Anmerkungen zu folgenden Stellen aufmerksam: *Iug. II*, 1. über *animus* und *anima*; ebendas. über *sequuntur*; §. 3. über *omniaque orta*; §. 4. über *claritudo*; *III*, 1. über *ius*; §. 2. über *delicta corrigas*; ebendas. über *importunum*, *portendant*, — *extremae demen-*

dementiae est; §. 3. über *decus*; §. 4. über *gratificari*; *IV*, 1. über *memoria*; §. 5. über *Q. Maxumum*; §. 6. über *scilicet*; §. 8. über *sustinent*; *V*, 1. über *atrox*; über *obviam ire*; §. 5. über *voluit*; *VI*, 3. über *mediocris*; *VII*, 5. über *inprimis*; über *bonus consilio*; §. 6. über *frustra esse*; *VIII*, 2. über *pro concione*; über *venturum*; über *properantius pergeret*; *IX*, 3. über *vincere*; §. 4. über *verba habuisse*; *X*, 1. über *si genuissem*; über *falsum habere*; §. 2. über *egregia tua*; §. 8. über *colite*, *observate*; über *sumsisse*; über *liberos*; *XI*, 1. über *pro tempore*; §. 3. *minumus*; §. 4. über *tranductus*; §. 5. über *iacit*; §. 6. über *tribus his proxumis*; *XII*, 5. über *mulieris ancillae*; *XIII*, 8. über *postquam potiebatur*; §. 1. über *bello meliores*. Weitere Belege anzuführen möchte unnöthig seyn, da es in dieser Art durch das ganze Buch fortgeht, so dafs zur Gnüge ersichtlich wird, dafs Hr. *Jaumann* es sich sehr bequem gemacht hat und eigene Prüfung und Untersuchung eben nicht für sehr nöthig erachtet. Wie sorglos er sich nämlich auf *Gerlach* verläfst, ergiebt sich aus mehreren auffallenden Beispielen; wo er, ohne nur den geringsten Zweifel zu hegen, die lächerlichsten Irrthümer demselben nachschreibt, oder Nachlässigkeiten, in Bezug auf Citate, wiederholt. Zu der Stelle *Iug. IV*, 5. „*Saepe ego audivi Q. Maxumum, P. Scipionem — ita dicere*" etc. bemerkt *Gerlach* mit gewohnter Confidenz: „*non cunctatorem significat, cuius praenomen Publius fuit*", und bleibt natürlich den Beweis dafür schuldig, denn αὐτὸς ἔφα. Mag es immerhin bei *Cic. de Off. I*, 24, 84. heifsen: „*Quanto. Q. Maximus melius! de quo Ennius: Unus homo nobis cunctando restituit rem*", und ebendas. *I*, 30, 108. „*Callidum Hannibalem ex Poenorum, ex nostris ducibus Q. Maximum*", oder bei *Liv. XXII*, 9, 7. „*Q. Fab. Maximus dictator iterum*" etc., und eben so an vielen anderen Stellen; Hr. *Jaumann* ist so fest von der Infallibilität *Gerlach's* überzeugt, dafs er in seiner für *Schüler* bestimmten Ausgabe Folgendes äufsert: „Welche Männer hier verstanden seyen, läfst sich nicht leicht entscheiden; dieser *Maximus* kann aber auf keinen Fall der bekannte *Fabius Maximus Cunctator* seyn, *da dieser Publius hiefs*."! — Ans fabelhafte grenzt es aber, dafs er, um dieser, seinem ingeniösen Gewährsmanne abgeborgten, Notiz einiges Gewicht zu geben, *ex propriis* hinzufügt: „s. *Ernesti Clav. Cic.*" Da in diesem Werke aber nicht eine Spur davon zu finden ist, Hr. *Jaumann* also seine Angabe auch nicht darin gefunden haben kann, so mufs es wahrscheinlich heifsen: s. *Ballhornii Clav. Cic.* — Um *c. XI*, 6. in den Worten „*his tribus proxumis annis*" das *his* zu rechtfertigen, was in vielen *codd.* fehlt, in anderen seine Stellung ändert, beruft sich *Gerlach* auf *Cic. Lael.* 2, 7. „*his proxumis Nonis tu non adfuisti.*" Hr. *Jaumann* schreibt ihm diefs gleich nach, ungeachtet dort auch die Handschr. schwanken, und *Gernhard* sowohl als *Beier* das Pronomen gar nicht im Texte haben. — Bei *Gerlach* finden wir zu *Iug. V*, 7. aus *Cicero* das Citat *Verr.* 7, 27., desgleichen zu *c. XIV*, 1. *Cic. Verr.* 7, 28. Diese ganz unstatthafte Art die Verrinen zu citiren, sollte billig Hn. *Gerlach* allein überlassen bleiben; denn wenn nach dieser Analogie z. B. *Verr.* 4, 8. oder *Verr.* 5, 12 u. s. w. angeführt wird, so kann es nur Confusion geben, indem alle diejenigen, welche an die gewöhnliche und vernünftige Bezeichnung gewöhnt sind, unter 4 oder 5 das vierte oder fünfte Buch der *actio secunda* verstehen müssen, während nach *Gerlach* das zweite oder dritte gemeint seyn soll. Wenn also Hr. *Jaumann* dergleichen blindlings aus *Gerlach's* Ausg. abschreibt, so ist ihm entweder das Verwirrende solcher Citate gar nicht eingefallen, oder er hält eine genaue und sorgfältige Angabe der Belege für eine Schulausgabe nicht für nöthig, oder er kennt überhaupt die Eintheilung und Bezeichnung der Verrinen nicht. —

(Die Fortsetzung folgt.)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Glogau, in d. neuen Günther. Buchh.: *Das christliche Kirchenjahr, dargestellt in Festpredigten nach den gewöhnlichen Perikopen* von *Gustav Siegmund Köhler*, Superint. und Pastor zu Prachwitz. 1832. VI u. 297 S. 8. (1 Rthlr. 4 gGr.)

Der würdige Vf. giebt in dieser Predigtsammlung zwanzig Vorträge, von welchen zwei den Anfang des Kirchenjahrs, zwei das Neujahrsfest, zwei das Todtenfest, die übrigen aber die christlichen Hauptfeste zum Gegenstande haben. Der Vf. predigt einfach und biblisch, wie er soll, und deshalb werden auch die Worte, die bei ihm von Herzen kommen, wieder zum Herzen gehen. Warnen wollen wir nur, dafs die Einfachheit nicht zur Einförmigkeit werde, und die stete Anhänglichkeit an die Bibel nicht mehr den Buchstaben als den Geist betreffe. In der letztern Rücksicht müssen wir die Stelle S. 121, wo mit den Wunden Jesu rhetorisch gespielt wird, höchlich misbilligen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1833.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Nürnberg, b. Stein: *C. Sallusti Crispi* Opera — von Dr. *E. W. Fabri* u. s. w.

2) München, b. Lindauer: *C. Salusti Crispi* Opera — von *A. Jaumann* u. s. w.

3) Leipzig, b. Cnobloch: *C. Sallustii Crispi* Opera — Recensuit *C. H. Weise* etc.

4) Basel, in d. Schweighäuser. Buchh.: *C. Salusti Crispi* Catilina, Iugurtha — — edidit *F. D. Gerlach* etc.

5) Zürich, b. Orelli: *C. Crispi Salusti* Orationes et epistolae — — edidit *J. C. Orellius* etc.

6) *Ebendas.*: *Historia critica* eclogorum ex Salustii hist. libris. Scr. *J. C. Orellius* etc.

7) Augsburg, in d. Kollmann. Buchh.: *Lectionum Sallustianarum* decades tres — — Scr. *Chrn. F. G. Chrph. Selling* etc.

(*Fortsetzung von Nr. 12.*)

Der nachtheilige Einfluſs, den *Gerlach's* Autorität auf die gegenwärtige Bearbeitung des *Sall.* geäuſsert hat, zeigt sich ganz besonders in einer Menge unwahrer und ungründlicher grammatischer Ansichten und Erklärungen, welche Hr. *Jaumann* aus der groſsen Baseler Ausgabe in die seinige übertragen hat, und vor welchen er sich, wenn er anders seinen Zweck, Schüler gründlich zu unterweisen, erreichen wollte, um so mehr hüten muſste, da in seinem Vorbild der Mangel an gediegener Sprachkenntniſs auf eine entschiedene Weise hervortritt, weshalb junge Leute vor dem Gebrauch der *Gerl.* Ausg. nur zu warnen sind. So lehrt *Gerlach* zu Iug. VII, 5. *inprimis* stehe daselbst nach seltenem Gebrauch als Adverbium *um den Superlativ zu steigern*, während es gewöhnlich dem Positivus beigegeben werde. Doch finde es sich auch so bei Cic. Verr. 2, 27. Dieſs wiederholt nun Hr. *Jaum.* wörtlich, und schreibt selbst das falsche Citat, welches *Verr.* 3, 27. heiſsen muſs, mit ab, ohne im geringsten über die Sache nachzudenken. Denn daſs *inprimis* eine unmittelbare Steigerung des Superlativus enthalte, ist eben so falsch, als wenn man *valde, admodum* oder *maxime* in demselben Sinne damit verbinden wollte, gegen welches Letztere sich auch *Ruhnken.* zu Vellei. II, 27, 1. erklärt. Gesteigert wird der Superl. nur durch *multo* und *longe*, insofern durch diese Wörter das Maaſs des Hervortretens vor einem anderen Gegenstande besonders hervorgehoben wird, und durch *quam* und *vel*, insofern dadurch dem subjectiven Ermessen eines jeden überlassen wird, sich den beliebig höchsten Grad zu denken. Daher ist *in primis*, wenn es in Beziehung zu einem Superlativus vorkömmt, durchaus substantivisch zu fassen, und der Sinn der fraglichen Worte „*quod difficillumum in primis est*", ist zunächst kein anderer als dieser: *quod inter ea quae prima, i. e. gravia sunt, difficillimum est.* Es wird also nicht etwa die Superlativform hierdurch geschärft, wohl aber der Gedanke anschaulicher dargestellt, etwa auf ähnliche Weise, wie man im Deutschen den Superlativ mit seinem eigenen substantivisch gebrauchten Positivus in Beziehung bringt, z. B. der Kleinen Kleinster, der Reichen Reichster, u. s. f. — Die Worte Iug. XIV, 9. „*quem tu parem cum liberis tuis regnique participem fecisti*", welche sich im cod. Ven. 1. ohne *cum*, und im cod. *Eichhof.* ohne *que* finden, geben *Gerlach* Gelegenheit zu der unnützen Coniectur: *quem tu parem liberis regni participem fecisti*, und auf den Grund dieser ganz verkehrten Vermuthung bemerkt nun Hr. *Jaumann*: „Wahrscheinlich ist *cum* durch ein Glossem in den Text gekommen, da *par*, wie ὅμοιος mit dem Dativ construirt wird." Bei etwas mehr Sinn für Auffassung des wirklichen Wesens der Spracherscheinungen konnte die Structur *par cum aliquo* nicht auffallen, da das *cum* sich nicht nur aus dem Begriffe von *par* herleiten, sondern auch durch Beispiele und die Analogie rechtfertigen läſst. Denn da der Begriff der Gleichheit sich als eine innige *Verbindung* der gleichen Gegenstände denken läſst, indem eine verschiedene Richtung derselben nicht möglich ist, so kann, dieser Vorstellungsweise zufolge, statt *par alicui* auch *par cum aliquo* gesagt werden. In Bezug auf die zwei Personen gleichmäſsig zukommenden *Prädikate* finden wir bei Cic. Brut. 59, 215. „*Erant ei quaedam ex his paria cum Crasso.*" Von der Gleichheit zweier *Personen* gebraucht das *cum*, gerade wie hier *Sallust*, auch Cic. Philipp. I, 14, 34. „*Illa erat vita* (sc. Antonius), *libertate esse parem cum omnibus, principem dignitate.*" Und nicht verschieden ist das eben so vorkommende *idem cum aliquo*; vgl. Liv. XXX, 12, 15. „*Numidae atque in eadem mecum Africa geniti fidem experiri mallem.*" Tacit. Ann. XV, 2. „*Hunc ego eodem mecum patre genitum in possessionem Armeniae deduxi.*" — Cap. XIV, 11. lehrt Hr. *Jaumann*, nach *Gerlach's* Vorgange, die daselbst befindlichen Worte „*me, sicuti videtis, extorrem patria, domo, inopem et coopertum miseriis effecit,*" seyen eine *poetische* Umschreibung für *expulit*, etc. Zum Beweis wird angeführt Cic. ad Div.

Div. VIII, 8. (soll heifsen *Coelius* ap. Cic. ad Div. VIII, 5. extr.) „*Neque adhuc frequentem senatum efficere potuit*", und Caes. B. C. (die genaue Angabe der Stelle, nämlich B. C. III, 84, 3., fehlt auch bei *Gerlach*) „*quae res in dies confirmatiorem eius exercitum efficiebat.*" Dergleichen Bemerkungen über poetischen Ausdruck, der keiner ist, dienen aber offenbar dazu, das Urtheil der jungen Leute ganz zu verwirren, und zeugen nur von der Oberflächlichkeit der Verfasser, die jedenfalls besser gethan hätten, den eigenthümlichen Begriff von *efficere* zu entwickeln, wie es *Herzog* zu Sall. Cat. XIV, 3. S. 72 that. — Ganz verfehlt ist ferner die zu c. XVIII, 3. „*Herculis exercitus, multis sibi quisque imperium petentibus, brevi dilabitur*", gegebene, von *Gerlach* entlehnte, Erklärung, *quisque* sey Ablativ statt *quibusque*, wofür natürlich der Beweis nicht geliefert worden ist, und auch nicht geliefert werden konnte. Denn schwerlich möchte *quisque* als Nebenform von *quibusque* sich nachweisen lassen; und wenn diefs auch der Fall wäre, so würde der Plural überhaupt dem Sprachgebrauch ganz zuwider seyn, da *quisque*, wenn es gebraucht wird, die in einem vorausgehenden Plural zusammengefafsten *Einzelheiten* als solche zur Vorstellung zu bringen, stets im Singularis steht. Indem es nun dem *Sinne* nach Apposition zu dem vorausstehenden Subject ist, erscheint es der *Structur* nach unabhängig von dem Hauptsatze, zu dem es sich, in Bezug auf die äufsere Form, wie ein Einschiebsel mit absoluter Construction verhält, z. B. Iug. LVIII, 2. „*At nostri sibi quisque pro moribus consulunt.*" Etwas freier ist nun von *Sall.* an unserer Stelle das *quisque* so in Ablativi absoluti eingeschoben worden, als wenn statt derselben die oratio recta vorhanden wäre; denn wenn es hiefs: „*quum multi sibi quisque imperium peterent*", so würde gar nichts Auffallendes darin seyn. Allerdings wäre *quoque* regelmäfsiger gewesen; allein es unterliegt keinen Zweifel, dafs *Sall.*, um die sich aufdrängende Verwechselung mit der Partikel *quoque* zu vermeiden, die etwas härtere und kühnere Ausdrucksweise wählte, welche sich aus demselben Grunde auch bei Iustin findet XXIX, 1, 8. „*Iis regibus pueris, etsi nulli senioris aetatis rectores erant, tamen in suorum quisque maiorum vestigia nitentibus, magna indoles virtutis enituit.*" — Wenn es Iug. XXI, 2. heifst: „*lumine etiam tum incerto milites castra invadunt*", so behauptet *Gerlach lumine* sey poetisch für *luce* gesagt, und beweist es mit zwei Dichterstellen, in welchen *lumen* vorkommt. Die Schärfe dieses Beweises fühlend wiederholt Hr. *Jaum.* die *Gerlach*'sche Bemerkung, und fügt zum Nutz und Frommen der lieben Schuljugend hinzu: „Für *lumen* hat die Prosa *lux.*" Rec. kann hierbei nur ausrufen: o des Lichtes! und verweist auf *Döderlein's* latein. Synonym. Bd. II. S. 66 fg. — Eins der kläglichsten Mifsverständnisse *Gerlach's* hat Hr. *Jaum.* zu Iug. XXXIV, 1. in seine Ausgabe übergetragen. Dort nämlich will *Gerl.* in den Worten: „*multitudo terrebat eum omnibus, quae ira fieri amat*", mit aller Gewalt einen Gräcismus finden, indem er *ira* als Ablativ fafst, und *quae* als Nominat. Plural. mit *amat* verbindet; so dafs also, gleich dem Griech. ἃ *φιλεῖ*, das im *Singular* stehende *Verbum* mit dem *Plural des Subjects* zusammengehören soll. Naiv genug gesteht er, dafs in der ganzen Latinität kein ähnliches Beispiel vorkomme; diefs hindert ihn aber nicht, gleich selbst noch eins zu machen, und es dem *Sallust* aufzubürden, indem er die Stelle Quintilians IX, 3, 17. „*Ex Graeco translata Sallustii plurima, quale est: vulgus amat fieri*", sinnreich also emendirt: „*quae in vulgus amat fieri!* Diesen schrecklichen Unsinn fand aber Hr. *Jaumann* so schön, dafs er nicht unterliefs, Alles Wort für Wort abzuschreiben, sogar die Coniectur, mit der Quintilian, oder vielmehr *Sallust* gemifshandelt wird. Was die Sache selbst anlangt, so begnügt sich Rec. zu bemerken, dafs der in Frage stehende Gräcismus dieser Stelle nicht in dem eigenthümlichen Verhältnifs des *Numerus* zwischen Subject und Prädikat enthalten ist, sondern in der *Bedeutung* und dem *Sinne* des Verbums *amare*, welches *Sallust* und mit ihm auch Andere gerade so wie die Griechen ihr *φιλεῖν* nicht blofs von Personen, sondern auch von Sachen oder leblosen Gegenständen gebrauchen, um einen davon abhängigen Zustand oder eine Handlung *als vorherrschend*, *als häufig*, *leicht oder gern statt findend* zu bezeichnen. Sonach ist der Sinn der Worte *quae ira fieri amat* dieser: was der Zorn *gern* geschehen *läfst*, indem *quae fieri als abhängiger* Accusativsatz von *ira amat* erscheint. — Diese aus einem sehr kleinen Theile des Buches entnommenen Beispiele werden hinlänglich dargethan haben, wie Hr. *Jaumann* sich in eine nicht beifallswerthe Abhängigkeit von *Gerlach* gestellt hat, und wie er durch blinde Nachbeterei der ungründlichen Bemerkungen des genannten Herausgebers seinem Buche mehr Schaden als Nutzen gebracht hat. Aber noch ein anderer Nachtheil ist aus dem nicht durch Prüfung geleiteten Vertrauen auf *Gerlach's* Trefflichkeit hervorgegangen. Wollte Hr. *Jaumann* nämlich seine Aufgabe, eine gute Schulausgabe zu liefern, genügend lösen, so mufste er bei der Abfassung der Anmerkungen ganz besonders auf solche Stellen des Textes Rücksicht nehmen, welche theils an sich einer Erklärung bedürfen, um verstanden zu werden, theils geeignet sind, junge Leute auf bemerkenswerthe Eigenheiten und in den gewöhnlichen Grammatiken nicht berührte Feinheiten der lat. Sprache aufmerksam zu machen. Da der Vf. aber, statt sich selbstständig zu zeigen, nur compilatorisch und excerpirend verfuhr, so hat diefs zur Folge gehabt, dafs er meistentheils da, wo *Gerlach* Stillschweigen beobachtete, ebenfalls schwieg, und somit die Gelegenheit unbenutzt liefs, seinen Schülern zweckmäfsige Fingerzeige zu geben. Rec. verweist, um diesen Tadel zu begründen, nur auf einige Fälle, die sich in dem ersten besten Abschnitt finden, z. B. Iug. c. XIX, 1. auf das Verhältnifs der Nominative *Phoenices*, *alii* — *alii*; §. 2. auf *nam*, welches sich auf einen ausgelassenen Gedanken bezieht; §. 3. auf die Schwierig-

rigkeit, welche in der Angabe der Lage der *Philaenon arae* enthalten ist; §. 6. auf den Gebrauch des *igitur*; §. 7. auf die Stellung der Worte *rex Bocchus*; c. XX, 1. auf den Unterschied zwischen *decedere* und *discedere*; c. XXI, 2. auf den Ausdruck *plerumque noctis processit*; c. XXV, 3. auf *bonum publicum*, u. s. w. — Dafs sich in der Sinn- und Worterklärung in demselben Verhältnifs viele Unrichtigkeiten, schiefe und ungründliche Ansichten finden, wird Niemanden wundern, da hier dieselben Ursachen, nämlich gläubiges Vertrauen auf einen unzuverlässigen Vorgänger und Mangel an selbstständigem Urtheil, einem erfreulichen Resultate hinderlich waren. Doch kann Rec. um diefs nachzuweisen, nicht weiter ins Einzelne gehen, da er der Beurtheilung dieser Ausg. fast schon zuviel Raum gewidmet hat, und ihr Werth aus dem Gesagten sich hinlänglich ergiebt. Inwiefern nun den Baierschen Schulen mit Hn. *Jaumann's* Leistungen gedient seyn möge, wagt Rec. nicht zu entscheiden; dafs aber ein tüchtiger Lehrer eines preufsischen Gymnasiums diese Schulausgabe ungenügend und unzweckmäfsig finden müsse, diefs glaubt er unbedenklich aussprechen zu können.

Den Werth der Ausg. Nr. 3. hat *Orelli* in der Vorrede des unter Nr. 5. anzuzeigenden Werkchens S. 4. aufs wahrste und treffendste also bezeichnet: „*Nuperrima Weisii editio, ultra quam credibile est, mendosa ac paene dixerim fatua. Quanto melius is fecisset, si vel Cortii vel Gerlachii textum simpliciter repetendam curasset! Nunc vero ingenti errorum cuiusque generis atque interpolationum numero reducto, adolescentulis, quibus curam a se elaboratam destinavit, misere imposuit, viros doctos perquam ridicule ludificatus est.*" Rec. kann daher weiter nichts thun, als dieses harte Urtheil des einsichtsvollen und, wenn es nur irgend angeht, milden *Orelli* bestätigen, und den Beweis liefern, dafs diese Ausgabe das elendeste Machwerk ist, was er seit langer Zeit gesehen hat. Es ist schwer zu begreifen, was Hr. *Weise* sich eigentlich gedacht hat, als er sich vornahm, den kritischen Helden an *Sall.* zu spielen, und mit Hülfe einiger unbedeutender und für die Kritik durchaus unwichtiger Ausgaben die Integrität des Textes herzustellen, welche bei ihm darin besteht, dafs die verschiedenen Fehler der Abschreiber, deren Interpolationen, so wie die eigenmächtigen Aenderungen der Herausgeber, welche früher in mehrern Ausgaben zerstreut sich fanden, nunmehr zusammen vereinigt sind, und uns in der *Weise*'schen Rec. des *Sall.* ein wahres Ideal vollendeter Corruptheit erblicken lassen. Sehen wir, wie der Vf. sich in der Vorrede, und hin und wieder auch in den Noten das Ansehen giebt, als wolle er den Text nur auf die sichere Grundlage der durch gute Codd. beglaubigten Lesarten basiren, und vergleichen damit die grenzenlose Willkür, mit welcher er in der Ausgabe selbst die elendesten Lesarten aufnimmt und gleichsam allen Handschriften zum Trotz und Hohne der Ed. Gryphiana mai. und min., der Putsch. und Ingolstad. die unbeschränkteste Autorität einräumt, so werden wir fast genöthigt mit *Orelli* anzunehmen, dafs Hr. *Weise* sich blofs einen Spafs erlaubt habe und die Freunde des *Sallust* zum Besten zu haben beabsichtigte. Da jedoch eine solche Ironie nicht nur völlig platt, sondern rein unvernünftig seyn würde, so bleibt uns nur übrig die absolute Untauglichkeit vorliegender Leistung aus dem unglaublichen kritischen Unvermögen des Herausgebers und seiner gänzlichen Unbekanntschaft mit den ersten Regeln der Kritik zu erklären. Denn indem er, seinem eigenen Geständnisse zu Folge Praef. S. III., sein Studium des *Sallust* hauptsächlich auf die dürftigen Ausgaben von *Harles*, *Lange* und die *ed. Gryphiana* a. 1584 gründete, so gelang es ihm dennoch, mit deren Hülfe folgendes Resultat zu gewinnen, von dem er Praef. S. IV. sagt: „*Facile equidem vidi, et plura adhuc restare, quae necessario essent emendanda, et in longe pluribus, quam a Gerlachio factum, codicum antiquarumque editionum vel lectionem vel verborum collocationem esse revocandam, quo simplex et genuina vereque Romana et Sallustiana oratio restitueretur.*" — Es liegt am Tage, dafs diese gerühmte Einsicht nur durch die genaueste Prüfung der handschriftlichen Lesarten erreicht werden kann. Da aber mit der Zahl der verglichenen Codd. auch die Zahl der Varianten wächst, so wird in demselben Maafse das Geschäft, die richtige Lesart auszumitteln, schwieriger, und es gestaltet sich daher von selbst die Aufgabe, besonders die *guten Codd.* herauszufinden, um auf diese Grundlage gestützt, durch die mannigfaltigsten Combinationen aus dem Gewirre der Varianten zur Wahrheit hindurchzudringen. Sind nun der Codd. so viele, wie zu *Sallust*, verglichen (die Zahl geht über hundert), so kann ein einzelner, selbst nicht schlechter Cod., nur von geringem Gewicht für die Kritik im Ganzen seyn, noch weniger aber kann einer *Ausgabe*, und wäre sie auch unmittelbar aus einem Cod. geflossen, ein bedeutender Einflufs auf die Gestaltung des Textes eingeräumt werden. Wenn es nun schon völlig verkehrt ist, eine Textrecension blofs nach *einem* Cod. oder einer ed. pr. liefern zu wollen, so mufs das Unterfangen des Hn. *Weise*, mit Hülfe der Ausgaben von *Gryphius*, 1535 und 1584, von *Putschius* 1602, von *Aldus* 1521, einer *Ingolstadiensis* 1607, und der genannten von *Harles* und *Lange*, welche seinen Apparat ausmachten, den *ursprünglichen*, *reinen echt sallustischen* Text herzustellen, als ein ganz sinnloses erscheinen. Da er von dem *Gerlach*'schen Texte ausgieng, scheint er sich's zum Grundsatz gemacht zu haben, wenn eine seiner Ausgaben eine abweichende Lesart bot, diese alsbald für die richtige anzunehmen, wobei er sich, höchst inconsequent, zum Theil mit auf die Autorität der Codd. im Allgemeinen, oder auf ein Citat eines Grammatikers beruft, zum Theil diese gar nicht erwähnt, und blofs seinen alten Ausgaben folgt. Was nun auf diesem Wege für *Sallust* geschehen ist, wollen wir ganz kurz an den ersten 20 Capp. des Catilina zeigen, indem wir die von Hn. *Weise* vorgenommenen Textesänderungen namhaft machen. Cap. I, 1. schreibt Hr. *W. animantibus* aus der Aldina, Gryph. mai.

mai. und min., einigen interpolirten Codd. und dem aus dem Gedächtnifs diese Stelle anführenden Nonius IV, 367. statt *animalibus*; ebendas. *transigant* aus der Gryph. min. und einigen Codd. statt *transeant*; §. 2. *alterum commune cum belluis est*, blofs aus seinen Ausgaben statt *alt. cum belluis commune est*, wie sämmtliche Codd. haben; — Cap. II, 2. *tum vero* blofs aus Non. IV, 351., statt *tum demum*; §. 8. *horum ego vitam* blofs aus Prisc. XIV, 3, S. 601., statt *eorum ego vit.* — C. III, 3. *a studio* aus interpolirten Codd. und Ausgg. statt *studio*. — C. V, 9. *pulcherrima et optima*, welche zwei letzteren Worte blofs in interpolirten Handschrr. stehen. — C. VI, 1. *in initio* statt *initio*, wie fast alle Codd. haben. — C. IX, 2. *discordias, iras*, welches letztere Wort fast aller handschriftlichen Autorität entbehrt; §. 5. *in pace vero*, mit Auslassung des durchaus nöthigen und von allen Codd. bestätigten *quod*, welches nur in Hn. *Weifse's* edd. antiqq. fehlt. — C. XI, 5. *quem ductaverat in Asia*, statt *quem in As. ductaverat*, welche Wortfolge alle Codd. haben. — C. XIII, 2. *ludibrio videntur*, statt der richtigen Ordnung *videntur ludibrio*; — ebendas. *per turpitudinem abuti* statt *abuti p. turp.*, wie die Handschrr. haben. — C. XIV, 1. *flagitiosorum atque facinerosorum*, aus interpolirten Handschrr. und Ausgg., statt *flagitiorum atque facinorum*; §. 2. *alea*, was nur Glosse zu *manu* ist, und in den besten Codd. fehlt. — C. XV, *conscientia mentem vexabat*, aus interpolirten Codd. statt *vastabat*. — C. XVI, 5. *consulatum petundi*, was zwar in vielen Codd. steht, aber falsch ist, statt *petenti*, wie schon *Gerlach* richtig schrieb. — C. XVII, 7. *se principem fore*, statt *principem se fore*. — C. XVIII, 3. *prohibitus erat petere consulatum*, statt *prohibitus erat consulatum petere*. — C. XIX, 1. *inimicum*, was ganz richtig ist, gegen alle Codd. als Glosse eingeklammert. — C. XX, 6. *vindicemus* gegen die besseren Handschrr.; §. 7. *potentum* statt *potentium*. — Da schon aus dieser kurzen Uebersicht hervorgeht, dafs nicht leicht ein Kapitel zu finden ist, in welchem Hr. *Weise* nicht wenigstens einmal, gewöhnlich aber noch öfter die richtige Lesart verdrängt, und dafür aus seinen verlegenen Ausgaben die gröbsten Unrichtigkeiten eingeschwärzt hat; so möchte eine weitere Aufzählung ähnlicher Verunstaltungen eben so unnöthig scheinen, als sie für Rec. unangenehm ist. Um jedoch den völlig dissoluten Charakter dieser Ausgabe noch genauer bemerklich zu machen, mufs Rec. noch der Inconsequenz gedenken, deren sich der Herausgeber schuldig macht. Denn da er sich zur Aufgabe gemacht hatte, die bisherige Gestalt des Sallust'schen Textes umzustofsen, indem er die Abweichungen seiner mehrgenannten schlechten Ausgaben von der *Gerlach*'schen Recension als die richtige Lesart geltend machen will, so mufste er diefs auch durchweg thun, und nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Allein obgleich er in den meisten der von uns angeführten Beispiele blofs der Gryphiana oder einer ähnlichen Ausgabe zu Liebe die guten Lesarten verdrängte, ohne irgend einen andern Grund zu haben, so thut er dasselbe in völlig gleichen Fällen, ebenfalls wieder ohne allen Grund, nicht. So bemerkt er zu III, 1. dafs statt *vel pace vel bello* die Ingolst. lese *pace vel bello*; zu IV, 1. dafs in den edd. antiqq. statt *servilibus officiis* stehe *servilibusve officiis*; zu VI, 2. dafs die Gryph. statt *sedibus incertis* habe *incertis sedibus*; zu VI, 6. dafs die edd. antiqq. für *curae similitudine* geben *similitudine curae*; zu X, 1. dafs dieselben Ausgaben statt *saevire fortuna* die umgekehrte Ordnung haben; zu XI, 5. dafs die Gryph. min. statt *quo sibi fidum faceret* habe *quo sibi fidem faceret*; zu XIV, 2. dafs die Ald. und Gryph. für *laceraverat* lese *dissipaverat*; zu XVI, 5. dafs die Gryph. nach *opportuna Catilinae* noch hinzufüge *videbantur*. Da diese Lesarten nicht um ein Haar schlechter sind, als die aufgenommenen, so mufsten sie, bei einiger Consequenz, eben so gut wie jene ihre Stelle im Texte finden, oder jene mufsten, wie diese, zurückgewiesen werden. Eben so änderte Hr. *Weise* manche Stellen gegen die Codd. blofs nach einem Citate eines Grammatikers, z. B. II, 2. *demum* in *vero*, nach Non. IV, 351; II, 8. *eorum* in *horum*; nach Prisc. XIV, 3. S. 601. Kr. Dagegen erwähnt er blofs in den Noten, z. B. zu II, 9. *is demum mihi — vivere videtur*, dafs Nonius IV, 202. dafür habe *ii demum mihi vivere videntur*; zu IV, 2. dafs Nonius statt *carptim perscribere* gebe *strictim perscribere*; zu VI, 3. dafs bei Augustinus de Civ. D. statt *civibus* stehe *legibus*, ohne weder an diesen, noch an anderen Stellen die in dem Citat enthaltene Variante in den Text aufzunehmen, was er, wenn er sich gleich bleiben wollte, thun mufste. Wie befremdend nun aber auch dieses Schwanken in Anwendung der angenommenen Grundsätze seyn mag, so giebt uns doch Hr. *Weise* selbst den genügendsten Aufschlufs gleich zu Anfange des Buches, indem er Cat. I, 1. zu den Worten *ne vitam silentio transigant* folgendes bemerkt: „*Recentiores omnes, atque etiam Aldina, habent: ne vitam silentio transeant. Sed liber manuscriptus Rivii et Beroaldinus codex Tegernseensisque habuerunt: transigant, idque recepit Gryphiana minor; quam nos h. l. sequi voluimus.*" — Also nicht, weil ihn äufsere Zeugnisse und innere Gründe *nöthigten*, oder weil Sinn, Sprach- und Sachverhältnisse es *foderten*, sondern weil *er* es gerade *so wollte*, *darum* ist die aufgenommene Lesart die richtige. Klar ist es, dafs diese kritische Laune ihn durch das ganze Buch nicht verliefs, und wenn wir sehen, wie er in einem fort aus seinen Ausgaben den Text bald ändert, bald nicht ändert, die Citate der Grammatiker bald beachtet, bald nicht beachtet, ohne irgend einen Grund anzugeben, so werden wir, auch ohne jedesmal durch eine Note erinnert zu werden, leicht inne werden, dafs die unzähligen Fehler blofs daher kommen, weil es dem Herausg. *beliebte*, den Sall. so oder so reden zu lassen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1833.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Nürnberg, b. Stein: *C. Sallusti Crispi* Opera — von *D. E. W. Fabri* u. s. w.

2) München, b. Lindauer: *C. Salusti Crispi* Opera — von *A. Jaumann* u. s. w.

3) Leipzig, b. Cnobloch: *C. Sallustii Crispi* Opera — Recensuit *C. H. Weise* etc.

4) Basel, in d. Schweighäuser. Buchh.: *C. Salusti Crispi* Catilina, Iugurtha — — edidit *F. D. Gerlach* etc.

5) Zürich, b. Orelli: *C. Crispi Salusti* Orationes et epistolae — — edidit *J. C. Orellius* etc.

6) *Ebendas.*: *Historia critica* eclogarum ex Salustii hist. libris. Scr. *J. C. Orellius* etc.

7) Augsburg, in d. Kollmann. Buchh.: *Lectionum Sallustianarum* decades tres — — Scr. *Chrn. F. G. Chrph. Selling* etc.

(*Fortsetzung von Nr. 13.*)

Wenn das bisher Gesagte nur dazu dienen sollte, zu zeigen, wie oft Hr. *Weise* den von *Gerlach* richtig gegebenen Text verunstaltet habe, so wird man auch ohne unser Erinnern leicht einsehen, dafs die von ihm befolgte Methode eben nicht geeignet ist, die noch vorhandenen falschen Lesarten bei *Gerlach* mit den richtigen zu vertauschen. So finden wir z. B. Cat. III, 2. *tametsi haud quaquam par gloria sequatur*, statt *sequitur*; ebendas. §. 5. *quum ab reliquorum malis moribus dissentirem*, statt *reliquis*; XI, 2. *in amicos fideles erant*, statt *in amicis*; XIX, 3. *Piso in provinciam occisus est*, statt *in provincia*; XXIII, 1. *quem Censores senatu amoverant*, statt *moverant*; XXV, 3. *lubido sic accensa*, st. *lubidine*, u. s. w., an welchen Stellen Hr. *W.* nicht den geringsten Anstofs nahm, da sie ja auch in seinen alten Ausgaben so standen. Wenn nun unter diesen Umständen auch hin und wieder der Fall eintritt, dafs wir bei Hn. *W.* der richtigen Lesart begegnen, während *Gerlach* eine falsche im Texte hat (man sehe z. B. Cat. VII, 7. VIII, 4. XI, 8. XII, 5. XIX, 5.), so ist diefs eine Sache, an welcher das Urtheil des Herausgebers gar keinen Antheil hat; denn hätte der Zufall gewollt, dafs die Gryph. Ald. etc. dergleichen Stellen verderbt enthielten, so würde Hr. *W.* ihnen unbedingt gefolgt seyn. — Unter den Anmerkungen, insofern sie sich auf Erklärung des Sinnes beziehen, sind einzelne, die, ungeachtet ihrer Kürze, nicht übel zu nennen sind. Indessen ist auch in dieser Beziehung kein fester Plan befolgt; denn oft sind die schwierigsten Stellen ganz ohne alle Erklärung gelassen, während minder wichtige einer Erläuterung für bedürftig gehalten wurden, so dafs auch hier ein gewisses launenhaftes Verfahren des Vfs nicht zu verkennen ist. Ganz ungenügend sind aber einige grammatische Bemerkungen, zu welchen der Vf. sich mitunter versteigt, und die er besser unterdrückt hätte. Denn Noten, wie zu Cat. II, 9: „*aliquo negotio intentus, ablativo pro dativo posito, quasi in al. neg. intentus. Sic passim assuescere, diffidere et similia cum ablativo construuntur*"; oder zu c. XVI, 5: „*ipsi consulatum petundi magna spes. Petundi apte dictum pro adipiscendi, metonymiâ antecedentis pro consequente*"; oder zu c. XIX, 3: „*in provinciam. Accusativus pro ablativo, ἀρχαϊκῶς*," sind nur Beweise der mangelhaftesten grammatischen Bildung. Rec. kann daher vor dieser völlig unnützen Ausg. nur warnen. Im Uebrigen ist der Druck correkt und die Lettern zum Text von angenehmer Gestalt; weil jedoch der Herr Verleger zu dieser Ausgabe gar zu dünnes Papier hergegeben hat, durch welches jeder Buchstabe der Rückseite durchschimmert, so ist selbst der typographische Eindruck fürs Auge ein unangenehmer.

Die Beurtheilung von Nr. 4. macht ein etwas anderes Verfahren, als Rec. bei den drei vorgenannten befolgte, nöthig. Diese Ausg. steht nämlich nicht für sich allein da, sondern erscheint in dem engsten Verhältnifs mit der von demselben Vf. besorgten gröfseren in drei Quartbänden, deren letzter erst im verflossenen Jahre herauskam. Wer mit dem Zweck und der ganzen Beschaffenheit dieser frühern Bearbeitung bekannt ist, und weifs, wie Hr. *Gerlach* schon beim ersten Bande mit Hülfe eines gröfsern kritischen Apparates, als je einem Herausgeber zu Gebote stand, die völlige Umgestaltung, Reinigung und feste Begründung des Textes durch die Autorität der Handschriften und nach den erprobtesten Grundsätzen der Kritik sich zur Aufgabe gemacht hatte, wie er ferner im zweiten Theile, gestützt auf die von ihm verglichenen äufserst zahlreichen italischen Handschriften, den schon constituirten Text einer nochmaligen Revision unterwarf und einzelne Lesarten zurücknehmend, andere entschieden vertheidigend, den angefangenen Bau unerschütterlich fest zu machen schien, wie er endlich die Kritik und Erklärung mit einer Zuversicht und einem Selbstvertrauen

trauen übte, welches dem Gläubigen gar nicht zweifeln liefs, dafs nunmehr für Sallust fast nichts zu thun übrig sey, — wer diefs aus der gröfsern Ausgabe ersehen hat, den mufs es schier befremden, dafs Hr. *G.* unmittelbar nach Vollendung derselben mit einer neuen, abermals kritischen Ausgabe hervortritt. Dafs er so schnell seine Ansichten über sein eigenes Werk geändert habe, weil er selbst die Unzulänglichkeit desselben fand, läfst sich kaum denken; wenigstens sollte man meinen, woran man mindestens zehn Jahre gearbeitet hat, das müfste man doch noch im eilften anerkennen. Daher scheint es uns, als ob Hr. *G.* nicht durch eine im eigenen Busen entsprungene Selbsterkenntnifs veranlafst worden sey, gleich nach dem Schlufs seiner grofsen Ausg. zu einer Umgestaltung des endlich gewonnenen, und mit wahrer Verbissenheit im dritten Theile vertheidigten Resultats zu schreiten, sondern dafs die nachdrücklichen und scharfen Zurechtweisungen, welche dem Buche von Seiten der Kritik zu Theil wurden, die Bloslegung der zahlreichen und bedeutenden Fehler desselben, und die Rüge der Oberflächlichkeit und Ungründlichkeit, welche gar zu häufig hervortreten, den Vf. nicht blofs bewogen, sondern nöthigten, den Forderungen der Zeit und der Wissenschaft mehr zu genügen, und die auf der ersten Ausg. mit vollem Rechte lastenden Vorwürfe durch eine neue sorgfältigere Bearbeitung wo möglich zu entfernen. Dem gemäfs führt er dieselbe auch mit der bestimmten Bemerkung ein „*accuratius edidit*", welches Geständnifs früherer Unvollkommenheit Recensenten zugleich rechtfertiget, wenn er gegenwärtige Beurtheilung nicht ohne Rückblicke auf die gröfsere Ausg. ausführen zu können glaubt.

Eine theilweise Verbesserung ist nun allerdings hinsichtlich der Orthographie zu bemerken, wiewohl Hr. *Gerl.*, indem er sich von alten Irrthümern losmacht, neue nicht ganz vermieden hat. Richtig schreibt er jetzt *quom*, wovon sich fast in allen codd. mehr oder weniger Spuren erhalten haben; den Genitiv der Substantive auf *ius* und *ium* findet man durchweg mit einem *i*, ja sogar den Accusativus plural. der dritten Declination bei den Wörtern, deren Genitivus *ium* hat, consequent *is*; die Endung *us* mit vorhergehendem *v* erscheint stets als *os*, und nicht zu kühn schien es Hn. *G.*, statt *cuius* überall *quoius* zu schreiben. In allen diesen Punkten gründet sich das Verfahren auf *einzelne* Andeutungen der codd., welche Hr. *G.* zur Norm machte für das ganze Werk, und Rec. stimmt ganz mit der Ansicht überein, dafs in Sachen der Orthographie Gleichmäfsigkeit statt finden müsse, und dafs dieselbe, da sie nicht aus den Handschriften genommen werden kann, ein Werk des Herausgebers seyn müsse, indem er die mit Sicherheit ermittelten Reste antiker Schreibung als Regel für gleiche und analoge Fälle benutzt. Da Hr. *G.* diefs in den oben genannten Beispielen that, so macht er sich in anderen durch Nichtbeachtung dieser Grundsätze einer auffallenden Inconsequenz oder einer groben Nachlässigkeit schuldig. So schreibt er z. B. *reliquus*, obgleich die anerkannt ältere und richtigere Form *relicuus* in mehreren codd. sich erhalten hat; den Genitiv des Wortes *senatus*, welchen Sallust nach den Zeugnissen vieler Grammatiker *senati* bildete, und wovon ebenfalls noch Spuren in den codd. sind, schreibt er *senatus*, ungeachtet er selbst in der gröfsern Ausg. *senati* beibehielt; neben dem Genitiv *quoius* schreibt er den Dativ seltsam genug *cui*; als Neuerung erscheint *Sufox* statt *Syphox*, und gleichwohl finden wir *Phoenices*, was natürlich dann auch *Fenices* heifsen müfste, wie der cod. Paris. 6. zu Iug. XIX, 1. hat; eben so wenig ist die Form *secuntur*, die er im Commentar der gr. Ausg. zu Iug. II, 1. als die ältere und richtigere rühmte, in der kleinern aufgenommen. Ein noch gröfseres Schwanken zeigt sich in der Schreibung der mit Präpositionen zusammengesetzten Wörtern, indem Hr. G. Praef. p. VII. erklärt, dafs er das Princip der Assimilation durchaus verwerfe und es dennoch häufig beobachtet, z. B. in *accusare*, *accipere*, *componere*, *corrigere*, *accendere*, *corrumpere*, *occidere*, *imperare*, *commutare*, *opprimere*, *oppugnare*, so wie in vielen andern Wörtern, die bald so, bald anders geschrieben vorkommen. Es ist daher unmöglich, zu sagen, dafs ein bestimmtes orthographisches System befolgt sey, und es scheint demnach ausgemacht, dafs Hr. *G.* in diesem Punkte gar nicht weifs, was er will und was er soll. Aber leider gilt diefs auch von der Haupttendenz der ganzen Ausg., von der *kritischen* Revision des Textes. Nachdem der Vf. jedenfalls nicht ohne Kosten, sicher aber mit vielem Aufwand von Zeit und Mühe für seine gr. Ausg. eine bedeutende Anzahl codd. verglichen hatte, um mit Hülfe der vermehrten Varianten den Text fester zu constituiren, fand er hinterher, dafs gerade dieses grofse kritische Material die Ursache war, warum er so häufig sich von dem Wahren verirrte. Indem er daher verzweifelte aus so vielen abweichenden Lesarten stets die richtige herauszufinden, legte er mit seltener Resignation seinen mühsam zusammengebrachten Apparat bei Seite, und nahm sich vor, *blofs* mit Benutzung von *fünf* Handschrr., die er für die besten hielt, einen neuen Text zu bilden, welcher von den Mängeln der ersten Recension frei seyn sollte. Diese codd. sind der Basil. I., Einsiedelensis, Turicensis I., Leid. L., Paris. 7, und aufserdem für die vorkommenden Reden der Vatic. A., und es läfst sich nicht leugnen, dafs diese Handschriften zu den vorzüglicheren gehören. Dessen ungeachtet ist es ein verkehrtes Beginnen, den Text blofs aus Lesarten, welche diese 5 codd. enthalten, bilden zu wollen. Denn wie verschieden auch der Werth der codd. seyn mag, so sind doch die guten weder absolut gut, noch die schlechteren absolut schlecht, und wenn auch die ersteren mit Recht die Grundlage des Textes bilden, so können doch oft genug Fälle eintreten, wo sie sämmtlich verdorben sind, während die weniger guten entweder die richtige Lesart geradezu haben, oder doch sicher auf dieselbe hinweisen. Wie diefs möglich sey, ist hinlänglich bekannt, und braucht hier nicht gezeigt

zeigt zu werden; genug, jeder vorsichtige Kritiker wird einsehen, wie wichtig es ist, zur Begründung des Textes eine Uebersicht recht vieler Varianten zu haben, weil erst so eine richtige Combination verschiedener Momente die Erkenntnifs der Wahrheit vermittelt. Ueberdiefs ist es ein grofser Irrthum, zu glauben, jede Lesart sey richtig, welche für sich betrachtet keinen Anstofs giebt und durch einige gute Handschrr. bestätigt wird, da die Vergleichung der Varianten häufig eine ganz andere als echt und ursprünglich nachweist. Wäre Hn. G. nur das erste Kapitel aus *Wolfs* Prolegomenen bekannt gewesen, so hätten ihm diefs nicht entgehen können. Allein er verkannte die Richtigkeit dieser Grundsätze gänzlich, und was der Erfolg hievon gewesen sey, wollen wir nunmehr an einigen aus dem *Iugurtha* entlehnten Beispielen zeigen, die wir der leichtern Uebersicht wegen in fünf Klassen theilen. Vergleichen wir nämlich diese „*accuratius*" edirte Ausgabe mit dem früheren Texte und dem dazu gehörigen Commentare, so finden wir 1) Stellen, die im frühern Text sowohl, als im Comm. falsch waren, und jetzt wirklich verbessert sind; 2) solche, welche im Text zwar richtig waren, aber darauf im Commentar als falsch verworfen wurden, und jetzt abermals wieder als richtig anerkannt sind; 3) solche, wo die Fehler der ersten Ausg. stillschweigend wiederholt sind; 4) solche, welche zwar im Texte fehlerhaft standen, allein im Commentar berichtigt wurden, und nun dennoch wieder corrumpirt erscheinen; endlich 5) solche, welche aus richtigen in falsche umgeändert worden sind, und zwar alle nach der Autorität der 5 codices. Zu der unter I. bezeichneten Klasse gehört Iug. V, 4. „*Masinissa in amicitiam receptus a P. Scipione*," wofür erst stand: „*in amicitia receptus*", mit der Bemerkung im Commentar: „*quam lectionem meliores libri confirmant, ea quoque tuentur, quae supra de permutatione accusativi et ablativi dicta sunt.*" — VII, 6. „*magisque eum in dies amplecti.*" Da *eum* nur in 5 codd. fehlt, und an und für sich nichts Befremdendes hat, so widerruft Hr. *G.* jetzt dessen Auslassung mit Recht, die er ohne hinreichenden Grund vorgenommen hatte. — XI, 6. hat er *his* vor *tribus proxumis annis* eingeklammert, und damit die Nichtigkeit seiner im Comm. p. 229 geführten Vertheidigung dieses hier sprachwidrigen Einschiebsels wenigstens geahnet. — XVII, 5. steht jetzt richtig „*ager arbore infecundus*", nach Arus. Mess. Ed. Lindem. p. 230. In der gr. Ausg. war *arbori*, wie auch die 5 codd. lesen, und dazu im Comment. p. 241 die Bemerkung: „*aut arboris, aut arbori verum.*" — XVIII, 7. „*Persae semet ipsi Nomadas adpellavere*", welche evidente Verbesserung aus cod. Paris. 7 entnommen ist. Denn dafs die gewöhnliche Lesart *Numidas* falsch ist, ersieht man aus den weiter unten folgenden Worten: „*Persae postea nomine Numidae digressi possidere ea loca, quae Numidia appellatur.*" — Schon etwas zweideutiger Art und nicht sehr empfehlend für den sichern kritischen Takt des Herausgebers sind die zu II. gehörenden Stellen, in welchen er, gleichsam als ein doppelter kritischer Renegat, die in der gr. Ausgabe richtig gegebene Lesart im Comment. verleugnete, und nun, die Negation wieder negirend, zum ersten Glauben zurückkehrt. So stand früher Iug. II, 3. richtig: „*omniaque orta occidunt*"; im Comment. p. 216 hiefs es: „*que om. Vat.* 1. *recte, quia hoc explanationis causa additum est*"; jetzt wieder *omniaque*. — c. VII, 2. ist richtige Lesart: „*facile eum occasurum.*" Weil aber 7 ital. Handschrr. *eum* nicht haben, so schrieb Hr. G. im Comment. p. 224: *tot librorum consensui cedo.*" Jetzt hat er abermals einer geringern Zahl nachgegeben. — IX, 1. schrieb er richtig: „*cum litteris eum dimisit.*" Allein im Comment. p. 225. will er *eum* gestrichen wissen, indem er sagt: „*pronomen om. Ven.* 3. *qui cum ex melioribus libris sit, eius auctoritatem sequor.*" Diese *auctoritas* war aber von kurzer Dauer. — XIV, 1. schrieb er wie der Sinn nothwendig fordert: „*ius et imperium eius.*" Nichts destoweniger sagt er im Comment. p. 232: „*eius, quod Vat.* 5. *om. et Barber.* 6. *tanquam spurium notavit, iam et ipse delendum esse censeo.*" Glücklicher Weise trat auch hier Reue ein. Doch deren bedurfte es nicht bei solchen Stellen, die wir unter III zählen, wo die neue Ausg. mit den Fehlern der alten prangt. So steht in beiden falsch I, 2. *invenias* statt *invenies*, zu dessen Aufnahme Hr. G. nicht einmal durch die Autorität eines seiner auserwählten codd., des Tur. 1., bewogen werden konnte. — Ebendas. §. 3. *quippe probitatem* statt *q. quae prob.* — Ebendas. §. 4. *diffluxere* statt *defluxere.* — C. X, 1. finden wir wiederum das sinnwidrige *liberis* vor *si genuissem*, welche abgeschmackte Interpolation nicht durch das Ansehen sämmtlicher Handschrr. zu halten ist. — XIV, 1. ist abermals die corrupte Lesart: *vos mihi cognatorum, vos in adfinium locum ducerem*", gegeben, statt „*vos m. cogn., vos affinium loco ducerem*", wie der treffliche Vatic. A. buchstäblich liest. — Ebendas. §. 3. „*secundum ea, si desideranda erant,*" statt: *secundum, ea si desid. erant.* — XXI, 2. „*diei*", statt *die*, welche ältere Genitivform in 2 codd. sich erhalten hat. — Als Beispiele der Gattung Nr. IV., wie nämlich Hr. G. zu Fehlern, die er früher im Texte liefs, aber nachher im Commentar corrigirte, absichtlich zurückkehrt, führen wir an IV, 4. „*qui si reputaverint et quibus ego temporibus magistratum adeptus sum, et qualis viri idem adsequi nequiverint.*" Dafs hier viele codd. *sim* haben, ist gar nicht zu verwundern, und Hr. G. nahm dieses auch in der gr. Ausg. auf. Im Comment. aber fand er den richtigen Gesichtspunkt, aus welchem *sum*, die unstreitig echte Lesart, gefafst werden mufs, indem er p. 219 sagt: „*Sallustius quod ad ipsum pertinuit, firmissime asseveravit, cetera incertiora posuit.*" Nichts destoweniger haben wir jetzt wieder das interpolirte *sim.*" XVI, 3 schrieb Hr. G. ehemals sinn- und sprachwidrig: „*Opimium Iugurtha tametsi Romae in amicis habuerat, tamen adcuratissime recepit.*" Wiewohl er nun im Comment. p. 239 sah, dafs *inimi-*

micis die allein richtige Lesart sey, und ausdrücklich erklärt, *quare ita, corrigendum esse statuo*; so kehrt er dennoch neuerdings zu dem *amicis* zurück, bloſs weil die 5 codd. dieſs haben. — Aehnlich verfuhr er XVIII, 2. „*Libyes vagi palantes quas nox coëgerat sedes habebant*;" er erkannte das Unpassende des *quas*, sah daſs es sich hier um die Bestimmung des Ortes handele, daſs demnach *qua* zu schreiben sey, und er schrieb — *quas*. Wird es bei dieser Neigung des Herausg., zum Falschen zurückzugehen, wohl auffallend seyn, wenn er die „*accuratius*" besorgte Ausg. auch mit *neuen* Fehlern versieht, d. h. mit solchen, die in der gröſsern, so wie im Commentare, nicht zu bemerken sind? Wir glauben nicht, und wollen auch von dieser V. Klasse einige Beispiele geben. So lesen wir jetzt c. I, 4. „*suam quisque culpam actores ad negotia transferunt*", statt *auctores*, was der Sinn durchaus verlangt. — VIII, 1. „*si imperio potiretur*", statt *imperii*, denn der Ablat. ist unstreitig Aenderung der Abschreiber, und nicht umgekehrt. — XIII, 6. „*Romam legatos mittit, quis praecipit*", statt *praecepit*, was die Abschreiber nur wegen *mittit* ins Präs. verwandelten. — XIV, 9. „*quem tu parem cum liberis* (*tuis*) *fecisti*", wo *tuis* ganz ohne Grund eingeklammert ist. — XVI, 3. „*perfecit, uti famae, fide commodum regis anteferret*", st. *fama*, wie auch von den 5 codd. 4 haben. — XVII, 3. „*plerique in parte tertia Africam posuere*", st. *in partem tertiam*. — XXII, 2. „*sibi neque maius quicquam — auctoritate senatus esse*," wo *esse* wegen groſser Verschiedenheit seiner Stellung, und weil es in vielen codd. fehlt, als ein Einschiebsel der Abschreiber sich erweist. — XXIV, 10. „*me ex manibus impiis eripite*", wo *ex*, weil es in sehr vielen und guten Handschrr. fehlt, in andern dafür *a*, *ab*, *de* steht, ebenfalls als unecht zu betrachten ist. — Doch Rec. muſs abbrechen, um nicht zu weitläuftig zu werden, weſshalb er sich auch bisher schon nur mit einer bloſsen Angabe der Fehler begnügen muſste, ohne in speciellere Erörterungen derselben einzugehen. Aus demselben Grunde muſs er sich auch versagen, die Fragmente jetzt einer genauern Prüfung zu unterwerfen, wiewohl sie kein anderes Resultat gewähren, als dasjenige ist, welches wir aus der Betrachtung des Iug. so eben gewonnen haben. Da nun die von uns angeführten Proben dieser neuen Ausgabe nicht etwa aus dem ganzen Werke zusammengesucht sind, sondern sich in einem sehr kleinen Raum von selbst dargeboten haben, so liegt es am Tage, daſs bei dem sich gleichbleibenden Verhältniſs durchs ganze Buch durch einige hundert Fehler herauskommen, und wir überlassen es daher dem Urtheile unserer Leser, ob sie die gegenwärtige Bearbeitung für eine Verbesserung oder eine Verschlechterung des sallustischen Textes ansehen wollen. Ist jedoch jemand der bestimmten Meinung, daſs diese Ausgabe eben so verfehlt in ihrer ursprünglichen Anlage, als verunglückt in der Ausführung sey, so kann Rec. nicht umhin, aus voller Ueberzeugung beizustimmen.

(*Der Beschluſs folgt.*)

JUGENDSCHRIFTEN.

1) Neustadt a. d. O., b. Wagner: *Unterhaltende Erzählungen* zur Begründung der Tugend und Gottesfurcht in jugendlichen Herzen von *Adolph Broma*. Mit 1 Kpfr. 1831. 164 S. 12. (12 gGr.)

2) *Ebendas.*, b. Ebendems.: *Tagebuch des kleinen Melzer*. Für Kinder reifern Alters, von *C. V.* Mit Kpfrn. Ohne Jahrzahl. 230 S. 8. (1 Rthlr. 6 gGr.)

3) Stralsund, b. Struck: *Klims und Gullivers wunderbare Reisen*. In einem Auszuge für Jung und Alt. Herausg. von *Karl Lappe*. 1832. 157 S. 8. (12 gGr.)

Hr. *Broma* in Nr. 1 ist schon als gern gehörter Jugenderzähler bekannt und auch die beiden hier dargebotenen Geschichten sind eine erfreuliche Gabe für Kinder, wie Rec., der diese immer bei seiner Beurtheilung von Jugendschriften in so fern zu Rathe zieht, als er den Eindruck derselben auf sie beobachtet, aus Erfahrung weiſs.

Nr. 2 ist ganz besonders empfehlenswerth. Einzelne Schilderungen aus dem Tagebuche des braven, fleiſsigen und bescheidenen kleinen Melzer werden von unverdorbenen Kindern mit tiefer Rührung und Bewegung gelesen werden.

Der Abdruck von *Klims* und *Gullivers* Reisen in Nr. 3 kann Rec. nur für zweckmäſsig erachten. Gewiſs werden die Wanderungen der beiden ehrlichen Abenteurer im Lande der Bäume, unter den Liliputern und den Pferdemenschen ihres ergetzlichen und belehrenden Einflusses nicht verfehlen. Auch können schon Kinder manchen satyrischen Geiſselhieb darin wohl fühlen und zu ihrer Bildung benutzen, wenn sie durch einen verständigen Lehrer oder Vater darauf aufmerksam gemacht werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1833.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Nürnberg, b. Stein: *C. Sallusti Crispi* Opera — von *D. E. W. Fabri* u. s. w.

2) München, b. Lindauer: *C. Salusti Crispi* Opera — von *A. Jaumann* u. s. w.

3) Leipzig, b. Cnobloch: *C. Sallustii Crispi* Opera — Recensuit *C. H. Weise* etc.

4) Basel, in d. Schweighäuser. Buchh.: *C. Salusti Crispi* Catilina, Iugurtha — — edidit *F. D. Gerlach* etc.

5) Zürich, b. Orelli: *C. Crispi Salusti* Orationes et epistolae — — edidit *J. C. Orellius* etc.

6) *Ebendas.*: *Historia critica* eclogarum ex Salustii hist. libris. Scr. *J. C. Orellius* etc.

7) Augsburg, in d. Kollmann. Buchh.: *Lectionum Sallustianarum* decades tres — — Scr. *Chrn. F. G. Chrph. Selling* etc.

(Beschlufs von Nr. 14.)

Etwas Wohlthuendes hat es, uns nun zu der unter Nr. 5. angegebenen Ausgabe der Reden, welche aus den Historien des Sallustius noch übrig sind, wenden zu können, da sie von einem Herausgeber herrührt, der in eben dem Maafse durch Sprachkenntnifs, Umsicht und Sorgfalt ausgezeichnet ist, als Hr. *Gerl.* diese Eigenschaften vermissen läfst. Ohne dafs in dieser Bearbeitung der kritische Gesichtspunkt vorherrscht, ist dennoch in der richtigen Gestaltung des Textes Bedeutendes geleistet, indem Hr. *Orelli* auf eine vollständigere Weise die Lesarten der Vat. codd. benutzte, als es von seinem Vorgänger geschehen war. Der Hauptzweck des verdienten Herausg. war jedoch mehr ein praktischer, zu dessen Bezeichnung wir uns seiner eignen Worte, Praef. p. 4, bedienen wollen: „*Ego vero ita hoc opusculo uti decrevi, modo ut in scholis publicis expositurus sim, modo discipulos longius ceteris provectos has eclogas accurate perlegere iubeam, dein domi meae experiar, quam recte quaeque intellexerint, quam scite dubia in Quaestionibus proposita nec soluta expedire vel ipsi vel scholiorum ope potuerint, eo quidem consilio, ut huiuscemodi inceptis incitati atque exercitati deinceps ad maiora etiam difficilioraque alacri animo pergant.*" Rec. ist mit Hn. *O.* über die Nützlichkeit dieses Planes, den Scharfsinn junger fähiger Leute zu üben, eben so einverstanden, als er bekennen mufs, dafs der Vf. zur Erreichung seines Zieles einen sehr zweckmäfsigen Weg eingeschlagen hat. Statt nämlich etwas Positives hinzustellen, hat er mit richtigem und geübtem Takt die Stellen, welche die Thätigkeit des Erklärers oder Kritikers in Anspruch nehmen, blofs bemerklich gemacht, und durch bestimmt gestellte Fragen, welche sich auf die Würdigung der Lesarten, auf die Entstehung der Corruptelen, auf die Entwickelung des Zusammenhanges, auf Worterklärung, auf synonymische Unterschiede, auf grammatische Formen oder Constructionen, oder endlich auf den dem lateinischen entsprechenden griechischen Ausdruck beziehen, das Nachdenken der jungen Leute auf den gehörigen Punkt geleitet, und ihrer Selbstthätigkeit den erforderlichen Spielraum gegeben, ohne dafs sie Gefahr laufen sich auf Abwegen zu verlieren. So enthalten also diese an sich trefflichen Reden aus Sallusts Geschichtswerke in der eigenthümlichen Bearbeitung des Hn. *O.* eine Menge gröfserer und kleinerer philologischer Aufgaben, deren Lösung der Schüler unter der Leitung eines erfahrenen Lehrers gewifs mit dem gröfsten Nutzen versuchen wird. Unter dem Namen von Scholien sind in einem Anhange von p. 35 — 55 die nöthigsten historischen und sachlichen Nachweisungen gegeben, theils im Auszuge aus den Commentaren früherer Herausgeber, theils in eigenen Bemerkungen von *Orelli*, wodurch die Brauchbarkeit des Büchleins nicht wenig vermehrt wird, dem wir seiner Trefflichkeit wegen eine grofse Verbreitung und eifrige Benutzung wünschen.

Nr. 6, die *historia critica eclogarum ex Sall. libris* von demselben Vf., verdankt ihre Entstehung der durch Hn. *Orelli* unschuldiger Weise verletzten Eitelkeit des Hn. *Gerlach*. In der eben angezeigten Schulausgabe nämlich äufsert Hr. *O.*, dafs er den *Corte*'schen Text wenigstens an hundert Stellen verbessert habe. Dafs der vermeinten grofsen Verdienste *Gerlachs* um diese Fragmente nicht gedacht wurde, nahm dieser sehr übel, und äufsert daher in der Vorrede seiner neusten Ausg., obgleich sie den Anstrich grofser Ergebenheit und dankbarer Verehrung für *Orelli* zeigt, seine Empfindlichkeit auf eine solche Weise, dafs letzterer, weil er seinen guten Namen gefährdet sah, glaubte zu seiner Vertheidigung antworten zu müssen. Er that diefs nicht mit Redensarten, sondern indem er die Sache selbst sprechen liefs, und in vorliegenden Bogen, nach vorausgeschickter Charakteristik der codd. und alten Ausgaben, an der Rede des Lepidus aus dem ersten Buche der Historien zeigte, wie ungenau *Gerlach* in der Benutzung seiner kritischen Hülfsmittel gewesen war, und wie manches in seiner Ausg. noch zu bessern übrig

übrig sey. Diefs besonders hervorzuheben hatte Hr. O. in der Schulausgabe aus Schonung gegen *Gerl.* unterlassen, und um ihn nicht blos zu stellen, nicht *Gerlach's*, sondern *Corte's* fehlerhafte Recension zur Grundlage für die neuen Verbesserungen gemacht. Hoffentlich wird nun Hr. G. mit der in der *hist. critica clogarum* gegebenen Erklärung zufrieden gestellt seyn.

Der Vf. von Nr. 7 hat einen sehr schätzens- und beachtenswerthen Beitrag zur Kritik der sallustischen Schriften geliefert. Mit guter Auswahl behandelt er lauter solche Stellen, die bedeutende Schwierigkeiten sowohl hinsichtlich der Lesarten selbst, als auch der Erklärung enthalten, und von den frühern Herausgebern noch nicht so evident erläutert und festgestellt worden sind, dafs erneuerte Versuche unnöthig gemacht würden. Rec. mufs Hn. *Selling* zugestehen, dafs er hierbei nicht ohne Scharfsinn und Gewandheit zu Werke gegangen ist, dafs er bei seinen Untersuchungen Gründlichkeit und Umsicht zeigt, und fast immer einen neuen Gesichtspunkt aufgefunden hat, von welchem aus ein eigenthümliches Licht über die jedesmalige zur Untersuchung gewählte Stelle verbreitet wird. In mehrern Punkten sind wir daher vollkommen der Meinung, dafs er das Richtige gefunden und wohl erwiesen hat. Wenn wir dagegen in anderen seinen Ansichten nicht beitreten können, so wollen wir hiermit keinen Tadel ausdrücken. Denn wo auch das Resultat verfehlt oder wenigstens unsicher scheinen mag, so hat Hr. S. doch das Verdienst, die Unhaltbarkeit der bisherigen Erklärungen beleuchtet und gehörig nachgewiesen zu haben, wodurch einem künftigen Herausgeber kein unwesentlicher Dienst geleistet ist, und das Auffinden der Wahrheit sehr erleichtert wird. Dem Vf. ins Einzelne zu folgen, und die Gründe zu entwickeln, wefshalb wir hie und da mit ihm nicht übereinstimmen, verbietet uns jetzt der Raum dieser Beurtheilung. Doch können wir den Wunsch nicht unterdrücken, dafs diefs nicht die letzte Probe seyn möge, welche Hr. *S.* dem gelehrten Publikum von seinen gediegenen Beschäftigungen mit Sallustius vorlegt. Indem wir ihn daher zur Fortsetzung derselben ermuntern, erlauben wir uns den Wunsch auszusprechen, er möge Zeit und Neigung haben, die p. 6 angekündigte Vergleichung der zu München befindlichen 17 codd. des Sallust wirklich auszuführen, und zwar mit möglichster Sorgfalt und Genauigkeit, so dafs auch die Orthographie berücksichtiget würde, und selbst die offenbarsten Schreibfehler nicht unbemerkt blieben. Dieser so gewonnene kritische Apparat in Verbindung mit den Lesarten zweier Augsburgischen codd., welche Hr. *S.* schon verglichen hat, würde an sich schon ein höchst dankenswerthes Geschenk für alle diejenigen seyn, welche dem Sallustius ein genaueres Studium widmen. Noch mehr Werth würde aber diese Mittheilung gewinnen, wenn Hr. *S.* etwa in der Art, wie *Wunder* die vorzüglicheren Lesarten des Erfurter *codex Cicer.* zu gehaltreichen kritischen Untersuchungen benutzte, die wichtigste Ausbeute aus diesen Collationen selbst verarbeitete, und so zu einer recht gründlichen und durchgreifenden Textverbesserung einen gewifs sehr förderlichen Beitrag liefern wollte.

REISEBESCHREIBUNG.

Heidelberg, b. Engelmann: *Handbuch für Reisende am Rhein*, von seinen Quellen bis Holland in die schönsten anliegenden Gegenden und die dortigen Heilquellen. Von *Aloys Schreiber*, Grofsh. Bad. Hofrath und Historiographen. *Vierte*, verbesserte und stark vermehrte Aufl. 1832. Mit drei neuen Karten, gezeichnet von *Fr. Streit*, K. P. Major a. D.

Auch unter dem Titel:

Anleitung, auf die nützlichste und genufsvollste Art den Rhein von seinen Quellen bis Holland, die Mosel von Koblenz bis Trier, in die Bäder am Taunus, so wie Aachen und Spaa zu bereisen. Mit den besondern Routen: I. Von Strafsburg nach Baden, in das Murgthal und auf den Schwarzwald. II. Von Mannheim nach Rheinbayern, Rheinhessen, Kreuznach, in das Nahethal u. s. w. III. Ueber Heidelberg die Bergstrafse, nach Darmstadt und Frankfurt. IV. Von Trier bis Metz. Nebst einer kurzen Schilderung des Mosellaufs von den Quellen an bis Trier. V. Von Trier durch die Eifel nach Aachen. VI. Von Aachen nach Lüttich, Löwen, Mastricht, Brüssel, Antwerpen und Rotterdam. VII. Ueber Nymwegen nach Utrecht, Amsterdam, Haarlem, Leyden, Haag und Rotterdam. VIII. Von Elberfeld nach Arnsberg, und den interessantesten Sagen aus den Gegenden des Rheins, des Taunus u. s. w. Nebst einem Anhange. Von *A. Schreiber* u. s. w. Mit Dedication (an S. Königl. Hoheit den Kronprinzen von Preufsen), Vorrede und Register. XXII u. 648 S. 8. (Die drei Karten stellen dar: 1) die gesammte Schweiz; 2) das mittlere Rheingebiet, Baden, Rheinbayern, Rheinhessen; 3) ganz Rheinpreufsen, nebst Belgien und Holland.) (3 Rthlr. 8 gGr.)

Es kann der Zweck dieser Anzeige durchaus nicht seyn, ein Buch einführen zu wollen, dessen Brauchbarkeit längst anerkannt, und das ungeachtet einer zahlreichen Concurrenz mit ähnlichen Beschreibungen der Rheingegenden durch seinen innern Gehalt den früher schon gewonnenen Beifall zu erhalten gewufst, auch in *drei* Auflagen bereits bewährt hat; die *vierte* vorliegende Ausgabe des *Schreiber*'schen *Handbuchs* verdiente aber darum einer besondern Erwähnung, weil sie nicht blofs durch zahlreiche Berichtigungen, Verbesserungen oder Zusätze an einzelnen Stellen die Sorgfalt beweist, welche Verleger und Verfasser dem Werke fortwährend gewidmet haben, und wodurch es ihnen gelungen ist, eine bei einem Werke der Art seltene Vollständigkeit in den einzelnen Angaben und Notizen zu erreichen, sondern

dern auch durch bedeutende Erweiterungen in einigen neu hinzugekommenen Abschnitten (die sich zum Theil auf dem längern, von uns defshalb auch oben wörtlich abgeschriebenen Titel des Ganzen angedeutet finden) dem Werke, das zunächst blofs für die Rheingegenden und die Rheinreise bestimmt war, und nun neben einem grofsen Theil der Schweiz Alles umfafst, was die westlichen Striche deutschen Vaterlandes Merkwürdiges und Sehenswerthes darbieten, bald in näherer, bald in entfernterer Berührung mit den Rheingegenden stehend, die immer die Grundlage des Ganzen bilden, eine fast ganz neue Gestalt gegeben hat; wie denn nicht leicht ein ähnliches Werk sich finden dürfte, welches in einem solchen Raume so Vieles und in einer vollständigen Darstellung zusammengedrängt enthielte.

Wir wollen uns hier nicht auf Nachweisung der zahlreichen Zusätze oder Berichtigungen zu den schon in den frühern Auflagen beschriebenen Punkten einlassen, weil fast jede Seite davon zeugt und der oberflächlichste Blick diefs einem Jeden zur Genüge lehren kann, wir wollen nur auf einige neue Abschnitte, die wir als charakteristisch bezeichnen zu können glauben, aufmerksam machen, und damit einige Winke zur Vervollständigung des Ganzen für Verfasser und Verleger verbinden. Neu hinzugekommen ist gleich am Anfang die Schilderung Graubündten's und der übrigen Schweizercantone, welche der Lauf des Rheins von seinen Quellen an berührt, und es liefse sich daran vielleicht für die Folge eine Reihe von Excursionen in einige andere der beliebtesten und sehenswerthesten Punkte des vielbereisten Schweizerlandes knüpfen, zumal als Abstecher von diesen Theilen des Rheins aus eben so leicht sich machen lassen, als diefs bei dem unteren Stromgebiete der Fall ist, und namentlich in diesem Buch Veranlassung zu einigen höchst interessanten Abstechern (wie z. B. der in das Mosel-, in das Nahe-, in das Ruhr-Thal u. s. w.) gegeben hat. Der Reisende wird gern einer solchen Anleitung folgen, wofür sich ihm sonst keine Belehrungen darbieten, wenn man das zu solchen Zwecken viel zu umfassende Reisewerk von *Ebel* und die alphabetisch eingerichteten Reisebücher von *Glutz-Blotzheim* (in der neuesten *sechsten* Aufl. — immer noch das unter den vorhandenen das brauchbarste), *Lutz* u. A. abrechnet. Dann sind in unserm Reisebuch insbesondere die zur rechten Rheinseite gelegenen, noch nicht so, wie sie es verdienten, besuchten Gegenden des Schwarzwaldes, worüber wir hier die befriedigendsten Aufschlüsse erhalten, geschildert und in ihren Hauptpunkten, mit besonderer Berücksichtigung der zahlreichen Heilquellen und Badeorte, welche in diesen reizenden Gebirgsgegenden sich finden, nachgewiesen. Von der überrheinischen Pfalz (dem jetzigen Rheinbaiern und Rheinhessen) war zwar schon theilweise in den früheren Ausgaben des Werks die Rede gewesen; in der *vierten* erscheint diefs Alles bedeutend erweitert und vervollständigt, mit mehreren neuen Reiserouten und Abstechern in diefs von der Natur mit Allem so reichlich begabte Land ausgestattet, wie z. B. die Route über den Westrich oder nach dem Anweiler Thal oder über Zweibrücken der Saar entlang nach Trier u. s. w. In gleicher Weise sind die Moselgegenden behandelt, so wie die auf dem rechten Rheinufer gelegenen viel besuchten Badeorte des Nassauischen Gebiets. Kehren wir auf die andere Seite des Rheins zurück, wie ganz anders erscheint jetzt das an Merkwürdigkeiten des Alterthums (die hier aufs sorgfältigste beschrieben werden) wie an Schönheiten der Natur so reiche Trier, dieser alte Sitz Römischer Imperatoren! Eine in den früheren Ausgaben gänzlich vermifste Schilderung der in geognostischer Beziehung so merkwürdigen Eifel, durch einen der Gegend und der Geschichte wohlkundigen Gelehrten, den Hn. Landrath *Bärsch* zu Prüm, abgefafst, schliefst sich an Trier an. Ein früherer Abschnitt über das liebliche Nahethal (von Hn. Reg. Referendar *Engelmann*) ist ebenfalls neu hinzugekommen, und so möchten wir noch den Wunsch beifügen, dafs bei einer neuen Bearbeitung auch der Hundsrück näher berücksichtigt werde, obwohl einzelne Punkte desselben bereits in der Schilderung der Rhein-, Nahe- und Moselgegenden bemerkt und beschrieben sind. Bei dem weiteren Lauf des Rheins ist es besonders Cölln, dessen Bau- und Kunstdenkmale zunächst eine weit umfassendere und sorgfältigere Behandlung erfahren haben; dasselbe gilt in besonderem Grade von den berühmten Badeorten Aachen, Burtscheid, Spaa und Malmedy, die ganz neu umgearbeitet sind mit steter Benutzung der neuesten Hülfsmittel und der an Ort und Stelle selber sorgfältig eingezogenen Erkundigungen und Berichtigungen. Einige Abstecher, von der rechten Rheinseite ausgehend, führen uns in die gewerbfleifsigen und industriereichen Gegenden des ehemal. Grofsherzogthums Berg und der Grafschaft Mark, zumal als auch von Seiten der Natur ein Besuch derselben nach der hier gegebenen, bis nach Westphalen hinein sich erstreckenden Anleitung sehr lohnend ist. Der Abschnitt über Holland und Belgien ist freilich geschrieben vor der unseligen Revolution, die über das letzte der beiden genannten Länder so viel Unheil und Unglück gebracht und demselben eine, nach den Berichten aller Augenzeugen von der früheren ganz verschiedene Gestalt leider gegeben hat. In vorliegendem Reisebuch erblicken wir noch das Land in der Blüthe und in dem Reichthum, den dieses Land vor andern Ländern Europa's entfaltete, ehe die zerstörende Brandfackel der Revolution es betraf. Jetzt ist noch ein Schimmer davon vorhanden. Zu einer Vergleichung, die wir Andern überlassen wollen, bietet die hier gegebene authentische Darstellung die beste Gelegenheit. Auch wird, wenn Ordnung zurückgekehrt und das Schicksal des Landes entschieden ist, *) der Verleger (das wünschen wir wenigstens, und dazu möchten wir ihn auffordern) in einem Nachtrag die Veränderungen angeben können. Der Anhang ist reich an allen den für

*) Die Recension war bereits im August vorigen Jahres eingegangen. *Anm. d. Red.*

für Reisende erforderlichen Vorschriften und Notizen, wie sie zum Theil schon die früheren Ausgaben lieferten. Vor diesen hat die vierte auch in dieser Beziehung gröfsere Vollständigkeit voraus, insbesondere ist die Einrichtung zweckmäfsig, dafs aufser den im Anhang verzeichneten Reiserouten in dem Werke selbst nach jedem einzelnen Orte, alle weiteren Reisegelegenheiten und Reiserouten nach näheren und entferntern Orten, zu Wasser wie zu Lande, aufs sorgfältigste, mit kleiner Schrift zur Ersparnifs des Raums, aufgeführt sind, selbst mit Angabe der Preise. Dafs insbesondere hier *Dampfschiffe* und *Eilwagen* berücksichtigt worden, bedarf wohl kaum einer besondern Erinnerung. Für reisende Geologen und Naturforscher ist in einem eigenen Abschnitt gesorgt. Die beliebten Volkssagen, mit mehreren neuen vermehrt, bilden, wie bei den früheren Ausgaben, den Beschlufs des Ganzen. Den drei Karten gebührt das Lob einer höchst sorgfältigen Ausführung.

HOMILETIK.

Leipzig, b. Cnobloch: *Handbuch für den geregelten mündlichen Vortrag geistlicher Reden, mit einer erläuternden Beispielsammlung.* Von Dr. *Heinrich August Kerndörffer*. 1832. VIII u. 418 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Den gröfsten Theil dieser Anleitung zur körperlichen Beredtsamkeit nimmt die homiletische Beispielsammlung ein, deren Stücke aus den besten deutschen Kanzelreden gewählt sind. Gewifs hat der Prediger, der auf sein Auditorium Eindruck machen will, auf den zweckmäfsigen Vortrag seiner Reden zu sehen, und ein Theil seiner Wirksamkeit hängt davon ab. Nur hüte er sich auch hier vor dem *Zuviel*. Nur nichts eigentlich Declamatorisches in den Kanzel- oder gar Altar-Vortrag! Rec. sollte meinen: wo das Herz wahrhaft spräche, wenn nur überhaupt die Sprache geübt, und der Geist gebildet ist, da müfste man den rechten Ton treffen. Damit soll den von dem Vf., der selbst ein guter Declamator ist, in vorliegender Schrift angegebenen Regeln des mündlichen Vortrags und der Geberdensprache kein Abbruch gethan werden. Rec. findet vielmehr darin recht viel Zweckmäfsiges und Anwendbares.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Braunschweig, b. Vieweg: *Das Christenthum in Braunschweig gegen Herrn Dr. Geibel zu Lübeck und die evangel. Kirchenzeitung vertheidigt* von Dr. *Victor Friedrich Lebrecht Petri*, Professor u. s. w. 1832. 84 S. 8.

2) Lübeck, b. Aschenfeldt: *Das Christenthum im Kampfe mit dem Unglauben. Eine Erwiederung auf die Schrift des Herrn Professor Dr. Petri zu* Braunschweig: *Das Christenthum* u. s. w., von Dr. *Johannes Geibel*, Pastor der evang. ref. Gemeinde zu Lübeck. 1832. 104 S. 8.

Den Lesern der Kirchenzeitungen kann nicht unbekannt seyn, welche Veranlassung diese Schriften herbeigeführt hat. In Braunschweig, wo die verderbliche neuevangelische Pietisterei und Sectirerei bisher vergebens sich einzuschleichen versucht hatte, war der würdige und verehrte Prediger der reformirten Gemeinde, Past. *Petri*, welcher zwar Offenbarungsgläubiger, aber *mit* Vernunft, war, nach langjähriger ruhmwürdiger Amtsführung verstorben. Die Gemeinde wählt einen Nachfolger, welcher, zwar nicht in der Wahlpredigt, aber späterhin, auch als Offenbarungsgläubiger, aber *ohne* Vernunft, erscheint, indem er die dunkelsten, bei den gebildeten Mitgliedern der Gemeine längst antiquirten, meistens dem Pietismus zusagenden, Lehren in seinen Vorträgen vorzugsweise hervorhebt und insbesondre die Lehre von der Erlösung und die von den Dämonen auf eine höchst crasse Weise darstellt. Darüber trauert der Sohn des früheren Seelsorgers, der selbst an dem Wohle der Gemeinde thätig mitarbeitet, sucht durch Vorstellungen u. s. w. den neuen Prediger auf einen andern Weg zu leiten, — es gelingt nicht, — der letztere giebt sich eines Geistlichen höchst unwürdige Blöfsen, — die Gemeinde wird unruhig; endlich bringt man die Sache durch eine Klageschrift vor die Synode, welche erklärt: es sey nothwendig, dafs das Band des Predigers mit seiner Gemeinde gelöset werde. — Eine sehr angemessene Erklärung, welcher jeder Unbefangene seine Zustimmung geben mufs, und durch deren baldigste Realisirung unter Mitwirkung einer erleuchteten Regierung allein der so unerwartet gestörte Kirchenfriede wiederhergestellt werden kann.

Diese unangenehme und beklagenswerthe Angelegenheit hat mehrere Schriften veranlafst. Nr. 1. ist durch eine ziemlich heftige Schrift des Vfs von Nr. 2 entstanden (dieser hat also den öffentlichen Streit begonnen), und enthält eine kräftige, freilich auch (wie die Natur der Sache mit sich brachte) von Persönlichkeiten nicht ganz freie, Abweisung gemachter Vorwürfe, so wie eine Vertheidigung des vernunftgemäfsen Offenbarungsglaubens.

Nr. 2 ist eine Gegenschrift gegen Nr. 1, welche wir nicht ohne grofses Bedauern gelesen haben. Denn wer könnte wohl die groben, lieblosen und gemeinen Ausfälle, welche sie gegen einen achtbaren Gelehrten und geachteten Lehrer enthält, billigen, Ausfälle, die aus der Feder eines *Predigers des Evangeliums* kommen? Wir verweisen nur auf S. 5. 8. 9. 10. 28. 32. (hier heifst es sehr wahr: „so sind auch Glaube und Hoffnung *nichts ohne die Liebe*", was der Vf. sich bei der Abfassung seiner Schrift hätte jeden Augenblick vorhalten sollen;) 66. 70. 77. u. s. w. Durch solche unchristliche Aeufserungen, in welchen sich die pietistischen Zeloten unserer Zeit vorzugsweise gefallen, wird die beste Sache eine schlechte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1833.

KLASSISCHE BIBLIOGRAPHIE.

1) Leipzig, b. Fleischer: *Handbuch der classischen Bibliographie* von *F. L. A. Schweiger*. — *Erster* Theil: Griechische Schriftsteller. 1830. VIII u. 364 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

2) *Ebendas.*, b. Nauck: *Bibliographisches Lexicon der gesammten Litteratur der Griechen und Römer*. Von *S. W. F. Hoffmann*. — *Erster* Theil: Griechen. *Erste* Lieferung. 1830. XXII u. 1 — 336 S. gr. 8. *Zweite* Abtheilung (b. *Hartmann*). 1833. S. 325 — 576. (2 Rthlr.)

3) *Ebendas.*, b. Weigel: *Lexicon bibliographicum s. index editionum et interpretationum scriptorum Graec. tum sacrorum tum profanorum*. Cura et studio *S. F. G. Hoffmann*. Tom. I. 1832. VIII u. 550 S. Lexiconformat. (2 Rthlr. 16 gGr.)

Der Vf. des ersten dieser Werke, die in einer Art von Progressionsverhältnifs zu einander stehen, hatte nicht nöthig, sein Vorwort mit einer Entschuldigung über das abermalige Erscheinen einer bibliographischen Arbeit über klassische Literatur zu beginnen. Ein nicht allzumäfsigen Ansprüchen genügendes Handbuch war bei den mannichfaltigen Unbequemlichkeiten und der Unvollständigkeit des *Krebsschen* Buches längst so sehr Bedürfnifs der philologischen Welt und aller, die in einem engern oder weitern Verbande mit ihr stehen, dafs vielmehr der bisherige Mangel eines solchen zu verwundern gewesen wäre, wenn nicht vollständiger Besitz ausgedehnter literarischer Hülfsmittel, freier Gebrauch reicher Bibliotheken, jahrelange Mufse, unverwüstliche Geduld und Peinlichkeit bei oft banausischer Geschäftigkeit, Erfordernisse wären, die von zehn Menschen begreiflicher Weise allemal neun zur Verzweiflung bringen. Unerlafsliche Erfordernisse sind diefs aber, wenn die Arbeit einestheils sich über eine unfruchtbare Nomenclatur erheben und doch auf der andern Seite Vollständigkeit des Materials erreichen will. Beide Ziele haben denn auch beide Vff. vor Augen gehabt, und diese Identität des Planes im Allgemeinen macht eine gemeinsame Beurtheilung nicht allein möglich sondern wünschenswerth, indem eine Vergleichung der beiderseitigen Leistungen das Eigenthümliche derselben wechselsweise ins Licht setzen wird.

Hr. *Schweiger*, dessen Buch nur einige Wochen früher herauskam, als das erste *Hoffmann'sche*, hat auf 364 Seiten die gesammte griechische Literatur umfafst; mit Einschlufs der spätesten byzantinischen Grammatiker, Historiker, selbst auch Aerzte und Juristen, dagegen mit Ausschlufs der Kirchenscribenten. Dafs diese letztern in die *Hoffmannischen* Lexica mit aufgenommen sind, gewährt ihnen nun einen sehr entschiedenen Vorzug: da es dem Philologen bei der immer mehr in die Breite gehenden Literatur seiner Wissenschaft sehr dankenswerth seyn mufs, für die seinem Bereich zwar ferner aber nicht fern liegende Literatur der Kirchenscribenten sich nicht wieder aus besondern Hülfsquellen Rath erholen zu müssen. Im Uebrigen ist der Plan beider Vff. und die Einrichtung ihrer Lexica bis auf Unwesentliches ziemlich dieselbe. Unter den 3 Rubriken: *Textausgaben*, *Uebersetzungen* und *Erläuterungsschriften* werden die den jedesmaligen Schriftsteller betreffenden Büchertitel aufgezählt und zwar unter den beiden ersten Rubriken in chronologischer Folge, unter der letzten in alphabetischer nach den Namen der Vff.; nur dafs bei *Hoffmann* noch im Einzelnen mehr Unterabtheilungen gemacht und consequenter durchgeführt sind, indem die Ausgaben des ganzen Schriftstellers und einzelner Theile desselben, desgleichen die Uebersetzungen in verschiedenen Sprachen durch besondere Absätze und Ueberschriften geschieden sind. Auch dient es zu gröfserer Uebersichtlichkeit, dafs hier bei Aufzählung der Titel überall die Jahrszahlen vorweg gestellt sind; aufserdem ist unter dem Namen eines jeden Schriftstellers eine Verweisung auf *Fabricii Bibl. Gr.*, alte und neue Ausgabe, zu finden, die das Buch noch nutzbarer macht. Warum aber ist verschiedene Male die Angabe des entsprechenden Ortes der alten Ausgabe ganz unterlassen? z. B. S. 16. bei *Aeschines* dem Sokratiker, S. 18. bei *Aeschylus*, S. 31. bei *Aesopus* u. A. Die Consequenz forderte das Gegentheil, obgleich es niemand schwer fallen wird, diese Artikel im 1sten Bande des alten *Fabricius* zu finden. — Am Schlufs des *Schweiger'schen* Werkes dagegen ist von S. 350 — 364 ein Verzeichnifs von Sammelwerken, die eine Mehrzahl griechischer Schriftsteller enthalten, hinzugefügt; der Gedanke ist lobenswerth, zumal da in der ähnlichen Sammlung bei *Schoell* Griech. Litt. Gesch. I, S. XVII ff. alle diejenigen Werke fehlen, die nicht den Namen ihres Besorgers oder Herausg. an der Stirn tragen, die Ausführung zu beurtheilen etwa aus dem Beispiele: „*Grammatiker*", unter welchem Titel wirklich nichts steht als die *Aldischen Horti Adonidis* und *Dindorf's Grammatici*, während S. 363 seltsamer Weise noch eine besondere Rubrik „*Anecdota* oder *Inedita*" nachfolgt.

Während nun Hr. *Schw.* auf einem mäſsigen Raume die ganze griechische Literatur umfaſst hat, ist die Anlage der *Hoffmann'schen* Lexica freilich viel weitschichtiger: die zwei ersten Lieferungen des deutschen Buches gehen nur erst bis auf *Euclides*, und die Versicherung, die auf dem Umschlage der ersten Lieferung, so wie auch des lateinischen Werkes gegeben wird, daſs man ja nicht aus der Stärke des ersten Heftes auf den Umfang des Ganzen schlieſsen wolle, und am zweiten Orte, daſs die griechische Literatur nur aus 3 Bänden bestehen solle, klingt sehr wenig glaubhaft. An dieser Ausgedehntheit ist aber einestheils das anzuerkennende Streben nach Vollständigkeit, anderntheils eine gewisse Breite in den Relationen über den Werth einzelner Ausgaben Schuld. Beide Vff. haben sich nämlich das Ziel gesteckt, neben der rein bibliographischen Aufzählung auch zugleich kurze Andeutungen über das in jeder oder doch jeder wichtigern Ausgabe Geleistete zu geben, worin sie natürlich den bewährtesten fremden Urtheilen zu folgen sich vornahmen. In Betreff dieses Punktes verhalten sich nun beide Vff. gerade so zu einander, wie in der Erreichung bibliographischer Vollständigkeit überhaupt. *Schweiger's* Werk, zum groſsen Theil basirt auf *Ebert's* meisterhafte Arbeiten, war in dem Augenblick, als es erschien, das reichhaltigste in seinem speciellen Fache, was existirte; es sollte aber diesen Ruhm nicht lange behaupten, denn sobald *Hoffmann*, der offenbar seine Sammlungen länger vorbereitet hatte, hervortrat, wurde es durch ihn ausgestochen. Während aber *Schw.* einen Vorsprung hatte durch die Vollendung einer ganzen Literatur *), konnte seine Vorrede, in der er sich S. (III.) über die unbillige Höhe der *Weigel'schen* Preisansätze im *Apparatus litterarius* beschwerte, noch in den Vorerinnerungen zu *Hoffmann's* erstem Hefte berücksichtigt werden, woselbst denn ein Aufsatz von Hn. *Weigel* selbst eingerückt worden *„über den sogenannten antiquarischen Buchhandel und die verschiedenen Arten desselben: zur Berichtigung der Urtheile einiger Herausgeber bibliographischer Handbücher und zur Bewahrung gegen Nachbeterei."* Gleichwohl konnte es Hn. *Hoffm.* schwerlich entgehen, daſs trotz der gröſsern Reichhaltigkeit seines Lexicons doch auch, wie natürlich, mancherlei ihm fehlende Angaben bei *Schw.* zu finden seyen, und dieſs scheint die Veranlassung gewesen zu seyn, weshalb nun auf einmal sehr unerwartet der erste Theil eines lateinischen Lexicons erschien, und zwar bei *Weigel* erschien, welcher nicht viel mehr Artikel enthielt als vorher die erste Lieferung des deutschen, übrigens aber sich von diesem nur durch die lateinische Sprache und etwas weiter gesteckte Grenzen des Planes unterscheidet: worüber weiter unten. Wie sich nun aber zwei in Tendenz und Einrichtung so fast ganz zusammenfallende Unternehmungen eines und desselben Vfs neben einander behaupten sollen, ist schwer zu begreifen, und besonders abzuwarten, wie nun das erstgeborne Kindlein gegen den Nachgebornen wegkommen mag. Besonders merkwürdig ist für ersteres noch der Umstand, daſs die zweite Lieferung nicht etwa da fortfährt, wo die erste stehen geblieben war, sondern den letzten Bogen der ersten (*Basinus — Callimachus*) noch einmal bringt S. 323 — 337; ferner daſs mit der zweiten Lieferung, die bei *Hartmann* erschien, die erste jetzt noch einmal mit versendet wird, und zwar mit neuem Titel versehen und mit der Etiquette desselben *Hartmann'schen* Verlages, während sie das erstemal mit dem Namen der *Nauck'schen* Buchhandlung herumgeschickt wurde.

Doch verlassen wir diese mehr buchhändlerischen Interessen, und wenden uns zu einer Vergleichung der vorliegenden Werke im Einzelnen, wobei sich verschiedene Beobachtungen werden anknüpfen lassen, die das eine oder andere näher charakterisiren. Im Allgemeinen läſst sich bemerken, daſs, besonders bei *Hoffmann*, mancherlei Irrthümer oder doch Wunderlichkeiten unterlaufen, die es bezeugen, daſs der Vf. nicht eigentlich Philolog vom Fach ist, sondern eben nur Bibliograph. Indeſs wird Versehen dieser Art, so sehr man sie auch wegwünscht, kein Billiger allzustreng rügen, da doch diese Gattung von Büchern einmal nöthig ist, und Philologen, die entweder durch eigene Studien und Autopsie in der philologischen Büchergeschichte orientirt sind oder doch durch einen erworbenen Takt vor gewissen Fehlschüssen immer gesichert seyn werden, in der That andere Dinge zu thun haben, als bibliographische Handbücher zu schreiben. — So heiſst es z. B. S. 143, die vermeintlichen *Inedita* des *Philemon in Villoisons Apollonius Sophista* seyen schon *am* Lexicon des *Phavorinus* herausgegeben gewesen, während doch *Phav.* selbst den Philemon seinem *Dictionarium* zerstreut einverleibte. Der griechische Arzt *Paullus Aegineta* wird S. 6 unter *Aegineta* eingetragen, statt unter *Paullus*. *Abresch's Animadversiones* zum *Aeschylus* muſs der Vf. nie gesehen haben, sonst würde er nicht S. 26 folgende lächerlich falsche Angaben gemacht haben: *„Animadv. ad Aeschylum et N. T. II. III. Medioburgi* 1733. *Das 3te Buch enthält: Dilucidatt. Thucydidear. auctarium, lib. I. Wiedergedruckt Zwollae,* 1763", worin fast so viele Fehler als Worte sind. — Vom Anfang des Buchstaben *A* nun fehlt bei *Schw.* sogleich die Einleitungsschrift des *Achilles Tatius* zum *Aratus* gänzlich; bei *H.* fehlt die Ausgabe derselben in *Petavii Uranologium*, zugleich aber hätte diese Schrift jedenfalls geschieden werden müssen von dem erotischen Roman, mit dessen Ausgaben sie ganz in eins zusammengeworfen ist, selbst die Identität der Vff. zugegeben, die doch zwei-

*) So eben erscheint auch schon der zweite Theil seines Handbuchs in der ersten Abtheilung, umfassend auf 581 S. die lateinischen Schriftsteller von *A — L*, welcher dem Anschein nach bei weitem gröſsern Anspruch auf Vollständigkeit machen kann als der erste.

selhaft genug ist. In der Angabe der Uebersetzungen hat *H.* Einiges genauer als *S.*, die Erläuterungsschriften aber z. *A. T.* sind, wie fast überall ohne Ausnahme, bei *H.* bei Weitem vollständiger. Selten einmal hat hier *S.* etwas mehr, z. B. beim *Aesopus* S. 18, *Aëtius* S. 19. — Der Artikel *Adagia* bei *H.* fehlt b. *S.* und wird auch durch keinen andern (*Proverbia*, *Paroemiographi*) ersetzt. Das Verzeichnifs von Sammelwerken giebt S. 363 nur die Sammlungen von *Schott* und *Scaliger*, welche letztere bei *H.* fehlt. — Weiterhin fehlt b. *S.* der *Aeneas* von *Gaza* neben dem Taktiker ganz, so wie bei *Aeschines* dem Sokratiker sämmtliche Erläuterungsschriften, und unter den Ausgaben der „*Simon*" *Socraticus* von Böckh, den *H.* nicht übersehen, *S.* aber auch nicht unter *S* erwähnt hat. Auf der andern Seite kennt *H.* S. 59 nur 1 Ausgabe des *Agatharchides*, S. 60 ebenfalls nur 1 des *Agathemer*, wo *S.* vollständiger ist; die Epigrammensammlung des *Archias* fehlt b. *H.* ganz, unvollständig ist bey ihm der Artikel *Anacharsis*, desgleichen *Ammonius* S. 74; reichhaltiger ist *S.* auch in *Alexander Aphrodisiensis*, während andere dieses Namens ganz bei ihm fehlen. Höchst dürftig dagegen ist *S.* über *Alcman* (während er bei *Archilochus* wieder mehr hat, als *H.*); namentlich waren bei diesem und andern Lyrikern nothwendig immer die Sammlungen von *Stephanus*, *Ursinus*, *Frobenius*, *Brunck*, *Gaisford*, *Boissonade* anzuführen, was mit grofser Inconsequenz bald geschehen bald nicht geschehen ist. Eine solche Durchmusterung liefse sich leicht ins Unendliche vermehren; doch kann damit weder jemand etwas gedient seyn, und anderseits müfste man selbst in bibliographischer Beschäftigung Befriedigung finden, um dabei nicht todtmüde zu werden. Wem es um recht genaue anschauliche Kenntnifs der beiderseitigen Leistungen zu thun ist, wird eine Vergleichung am füglichsten anstellen mit einem Artikel, der an sich zu den reichhaltigern gehört, z. B. *Aeschylus*, oder *Aristophanes* und dergl. Auch in dem spätern Theile des *Schw.'schen* Werkes fehlt es nicht an Auslassungen sowohl als Unrichtigkeiten mancherlei Art. Erstaunlich mangelhaft ist der Artikel *Psellus*; ganz fehlt *Urbicius*, *Syngelus* (*Syncellus*) der Syntaktiker, die wir nur eben bei flüchtigem Blättern vermissen; der Artikel *Moschopulus* giebt äufserst ungenügende Notizen; beim *Phrynichus* fehlt die *Aldina a.* 1524, und wenn es von der römischen Ausgabe heifst „Auch am *Thom. Mag.* Paris 1532", so sieht man nicht ein, warum letztere nicht als eine ganz legitime Ausg. in der Reihe der übrigen mit aufgezählt ist. Eben so verhält sichs mit der Erwähnung der *Aldinen* des *Harpocration* S. 131, woselbst auch der Ausdruck „1503 *oder* 1527" curios ist, da es zwei verschiedene Edd. sind. Ebendaselbst ist es auch unrichtig, dafs *Gronov's* Ausgabe „nach 2 Mscrr. und 1 collationirten Exemplare" gemacht sey, wie denn überhaupt die Relationen über das Verhältnifs der kritischen Textesrecensionen, meistentheils aus den Vorreden gezogen, aber keinesweges immer mit der gehörigen Genauigkeit, sehr Vieles zu wünschen übrig lassen. Wir machen uns anheischig, auf jeder Seite des *Schw.'schen* Buches einen oder den andern der gerügten Mängel nachzuweisen, und Hr. *Schw.* wird bey einer neuen Auflage, die sein Handbuch wahrscheinlich erleben wird, sehr viel nachzubessern und zu ergänzen haben. Befremden mufs es bei einem bibliographischen Schriftsteller auch, dafs häufig falsche Schreibung der Namen vorkommt, z. B. *Göss*, *Westrik*, *Welker*, *Meyer* (statt *Meier* S. 50), bei *H.* selbst *Herrmann* S. 28. Nicht selten waren übrigens auch Abkürzungen möglich, und Raumersparnifs ist für Arbeiten dieser Art immer ein nicht unwichtiger Gesichtspunkt. Statt z. B. S. 319. 320. konnte es in unzähligen Fällen S. 319 f. heifsen, und die Herausgeber alter Schriftsteller würden es Hn. *Schw.* gewifs nicht übel nehmen, wenn sie statt mit ihren Ehrentiteln und Wohnorten, z. B. „Hr. Prof. *Göttling* in Jena", schlechtweg bei ihrem ehrlichen Namen genannt wären, und dadurch vielleicht obendrein das Buch noch um ein Paar Groschen wohlfeiler erhielten.

Dem *Hoffmann'schen* Lexicon, zu dem wir zurückkehren, wollen wir, ehe wir zur Hauptsache kommen, sogleich, um es nicht zu vergessen, ein Lob und einen Tadel vorweg ertheilen. Das Lob verdient die Nachweisung älterer Drucke, die sich auf den Leipziger öffentlichen Bibliotheken befinden, die manchem auswärtigen Gelehrten von Werth seyn kann; der Tadel trifft die uns hie und da vorgekommene verkehrte Einrichtung, dafs einzelne Namen unter Collectivrubriken aufgezählt werden, wohin sie zwar sachlich nicht unrichtig gestellt sind, wo sie aber niemand sucht und folglich auch nicht, aufser zufällig, findet. So stehen z. B. die Epigramme des *Meleagros*, *Leonidas*, *Straton*, selbst die *Ilgen'schen* Skolien (Σκολια gedruckt) unter der Rubrik *Anthologia*. So wird S. 118 unter den Erläuterungsschriften zum *Antimachus* angeführt *F. Jacobs in Porsoni Adversariis* Leipz. Ausg., und an diesem Orte bemerkt, ebendaselbst befänden sich auch *Animadv.* und *Emendd.* zu *Achilles Tatius*, *Gorgias*, *Aelian*, *Themistius* (*Themestius* verdruckt), *Alciphron*, *Libanius*: bei welchen Schriftstellern man doch die *Jacobs'schen* Emendd. eher sucht, als beim *Antimachus*. — Die Hauptsache nannten wir aber die schon oben angedeutete Weitschweifigkeit in den Relationen über Inhalt oder Werth einzelner Schriften, häufiger noch Schriftchen. Viel zu umständlich wird z. B. S. 142 erzählt, was man in *Weichert's* Schrift über *d. Leben* und *Gedicht des Apollonius* finde, was alles schon im Titel hinlänglich angedeutet lag. Bei Gelegenheit der Hemsterhuisischen Anekdota wird gar S. 142 bemerkt, dafs daselbst Pag. 309. *die Homer'ische* (sic) *Formel* „*ει δ' ἄγε*" *behandelt, und mit Nikanor keine Auslassung angenommen werde, sondern es sey so viel als* „*εἶα δὴ ἄγε*" (sic). Auf diese Manier würden 100 Folianten nicht

nicht ausreichen für ein bibliograph. Lexicon. So erschrecklich ausführlich wird z. B. S. 160 über die *Hermann'sche* Lösung des Archimedischen Räthsels, und unter den *Aeschyleïschen* Erläuterungsschriften referirt über *Siebelis diatr. de Pers.*, desgleichen über *Heinrich's*, *Heeren's*, *Ahlwardt's* Dissertationen, während dagegen Bücher, über die viel mehr zu sagen war, wie *Welcker's Trilogie*, oder *Reisig's Coniectanea z. Aristophanes*, ganz unverhältnissmässig kurz weggekommen sind. Wie durchaus nichtssagend ist z. B. S. 29, was über *Hermann de Danaidibus* beigebracht wird: „*Der Vf. sucht den vermuthlichen Inhalt des genannten Stücks aus den Fragmenten und der Geschichte zu ermitteln; weshalb denn die vorzüglichsten Zeugnisse aus den sie berührenden Schriftstellern von p. 1 — 3 zusammengestellt werden, und daraus das Resultat gezogen.*" Ist darin wohl Eine Silbe, die (mit Ausnahme der Seitenzahlen) auf 20 andere Dissertationen nicht eben so gut passte? — Wir müssen uns aber in Betreff der Erläuterungsschriften sogar gegen die Aufnahme einer ganzen Klasse von Namen überhaupt erklären. Es ist schon eine missliche Sache um die Anführung solcher Schriften, die ihre Beziehung auf den Schriftsteller, zu dem sie angeführt werden, nicht auf dem Titel tragen: denn das scheint uns das einzige Kriterium für die Grenze der Bibliographie, weil sonst consequenter Weise am Ende bei jedem Autor *Matthiaes* Grammatik und *Passow's* Lexicon mit anzuführen wären. Doch geben wir hier gern gewisse Unterschiede zu, die ein natürlich richtiger Takt besser finden als ein allgemeines Gesetz bestimmen wird; leider wird es aber einem Nichtphilologen ganz unmöglich fallen, alsdann Vollständigkeit zu erreichen, da man von dem Bibliographen nicht verlangen kann, dass er die Bücher selbst gelesen hat. Fehlen doch in jener Beziehung selbst Titel, deren Berücksichtigung man auch von dem Bibliographen erwarten durfte; z. B. wenn *Matthiaes Obss. in quaed. poet. Gr. loca* unter *Aeschylus* vorkommt, und eben daselbst *Lobeck de usu apostrophi*, so konnte man doch wahrlich die Erwähnung der *Porson'schen Adversaria* erwarten; wenn *Lachmann de chor. syst. trag.* dasteht, warum fehlt desselben Schrift *de mensura trag.*, die gerade so viel Recht oder Unrecht hat, genannt zu werden? warum neben *Lessing's* philologischem Nachlass desselben *Dramaturgie*? neben *Schlegel's Vorlesungen über dramat. Kunst und Litt.* z. B. *Genelli's* Buch über *das Theater* z. Athen, worin gar Vieles vom *Aeschylus* vorkömmt? Zwei Fälle aber sind es, in welchen auf die Anführung durchaus verzichtet werden musste. Erstlich, wenn eine oder die andere Stelle irgend eines Schriftstellers irgendwo vereinzelt behandelt ist (d. h. nicht in einer eigenen Schrift); wie seltsam nimmt sich z. B. S. 26 aus: *Boissonade: Aeschylus tentatus in Persis* —? denn von dieser Art versichern wir Hn. *H.* unfehlbar noch ganze Hunderte von Büchertiteln, in denen *Aesch.* behandelt ist, nachweisen zu können. Dieser Klasse gerade gegenüber steht eine zweite, betreffend Anführungen solcher Werke, in denen vermöge ihres Zwecks und Inhalts jeder Autor ohne Ausnahme nothwendig vorkommen muss, das sind die allgemeinen literarhistorischen. Mit Vorliebe wird besonders möglichst oft *Clinton* in d. *fastis Hellenicis* citirt, zuweilen *Brucker's hist. phil. crit.*, zuweilen *Vossius de histor.* oder sonst wo, selbst die *Allg. Encyclopaedie* von *Ersch* und *Gruber* u. s. w. Wo soll hier das Ende seyn? Es war vollkommen genug, dass zu Anfang jedes Artikels auf *Fabricius* verwiesen wird; denn sonst können wir mit demselben Rechte verlangen, dass z. B. bei jeglichem griechischen Dichter *Gyraldus*, *Vossius*, *Harless*, *Groddek*, *Mohnike*, *Schoell*, *Petersen*, oft *F. Schlegel* u. s. w. ausführlich nach Seitenzahl citirt werden und eine eigene Stelle unter den Erläuterungsschriften einnehmen.

(*Der Beschluss folgt.*)

MEDICIN.

Leipzig, b. Hartmann: *Recepte der besten Aerzte aller Zeiten*, für die verschiedenen Krankheiten des menschlichen Organismus, nebst einleitendem Formulare und einem Anhange über die Behandlung bei Scheintodten und Vergifteten von *M. J. Schmidt*, der Med. und Chir. Doctor u. s. w. 1831. IV u. 558 S. gr. 12. (2 Rthlr.)

Eine für Praktiker geschriebene Eselsbrücke! Ein Formulare und eine Posologie gehen der Fluth von Recepten voran und sollen wahrscheinlich dem Buche einen wissenschaftlichen Anstrich geben, damit man das Nicht wissenschaftliche im Innern nicht bemerkt. Die sogenannten Praktiker können mit dieser Schrift in der Tasche getrost auf ihre Wandrung gehen; haben sie endlich nur den Namen der Krankheit — und diesen finden sie ja so leicht, — so wird der geheime Rath befragt und dieser bringt für den Namen der Krankheit Mittel der berühmtesten Aerzte (ohne Namen ist kein Mittel aufgenommen, weil man sonst keine Auctorität angeben könnte!) in grosser Auswahl. So sind z. B. gegen *Hydrops* 95, gegen *Paralysis* 60, gegen *Tussis convulsiva* 41 u. s. w. Recepte aufgenommen, und eins davon ist gewiss das rechte, das der sogen. praktische Takt, den so viele Aerzte vorschieben, wenn mit Gründen gegen sie gestritten wird, schon heraus finden wird! Es ist ein trauriges Zeichen für unsre Wissenschaft, dass dergleichen Bücher noch gedruckt werden, — denn sie müssen doch gekauft und benutzt werden? —

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1833.

KLASSISCHE BIBLIOGRAPHIE.

1) Leipzig, b. Fleischer: *Handbuch der klassischen Bibliographie* von *F. L. A. Schweiger* u. s. w.

2) *Ebendas.*, b. Nauck: *Bibliographisches Lexicon der gesammten Litteratur der Griechen und Römer.* Von *S. W. F. Hoffmann* u. s. w.

3) *Ebendas.*, b. Weigel: *Lexicon bibliographicum* — — Cura et studio *S. F. G. Hoffmann* u. s. w.

(*Beschlufs von Nr.* 16.)

Viel mehr noch ist nun in diesen Beziehungen das Mafs überschritten in dem lateinischen Werke, über welches wir kurz seyn können, da es die Vorzüge und Mängel des deutschen theilt, nur in vergröfsertem Mafsstabe. An Vollständigkeit steht es dem frühern weit voran, wie man schon aus der oben angedeuteten Entstehungsgeschichte abnehmen kann, dergestalt dafs eigentlich das deutsche wieder ganz darin aufgenommen und somit vollkommen entbehrlich gemacht ist. Kaum, dafs es sich dadurch einigermafsen halten wird, dafs es durch das Erscheinen des zweiten Heftes einen chronologischen Vorsprung vor dem gröfsern Werke, welches in dem vorliegenden Bande *A*—*C* umfafst, gewonnen hat und wahrscheinlich berechneter Weise behaupten wird. Aufser den Erläuterungsschriften hat nun dieses letztere nach unserer Ueberzeugung die Grenzen und die Befugnifs einer bibliographischen Arbeit auch in der Vermehrung der Autornamen selbst überschritten. Schon in dem deutschen Lexicon war ein Anfang gemacht, „neben den bedeutendern, durch ihre übrig gebliebenen Werke literatur-historisch bekannten Personen der Griechen auch die aufzuführen, von deren Werken entweder nur Bruchstücke oder auch nichts auf unsere Zeiten gekommen ist, die aber schriftstellerisch behandelt worden" (Vorr. S. IX.). Doch hatte sich der Vf. dort meistentheils auf solche Autoren der genannten Art beschränkt, die als Gegenstand eigener Monographien *ex professo* waren behandelt worden. In dem neuen Werke ist der Plan viel weiter gesteckt; hier erscheinen selbst Schriftsteller, über die eine monographische Arbeit mit nichten existirt, sondern von denen nur einzelne Fragmente hie und da grammatisch oder kritisch besprochen sind, und oft, wo selbst kein Fragment erhalten ist, auch das nicht einmal. Diefs müssen wir nun, wie gesagt, für durchaus verfehlt halten, einmal weil Vollständigkeit darin kaum von den Philologen von Fach durch die angestrengteste Sammlung zu erreichen, und dann, weil wirkliche Vollständigkeit mit dem Umfange eines auch recht dickleibigen Handbuches gar nicht zu vereinigen ist. Man sehe z. B. gleich zu Anfang den Artikel *Achaeus*, unter welchem nach Grotii Excerpten *Casaubonus d. sat. poes.*, *Clinton*, *Jacobs Add. anim. ad Ath.*, *Meineke cur. crit.*, *Mongitor bibl. Sic.* (!!), *Saxe Onom.*, *Toup Ep. crit.*, *Weston Hermes.* aufgezählt werden. Glaubt denn der Vf. damit einer erschöpfenden Aufzählung derer, die über Achaeus und Fragmente von ihm gehandelt haben, auch nur von Weitem nahe gekommen zu seyn? Wir versichern ihm, dafs die sechsfache Zahl kaum ausreicht. Sodann aber, wie in aller Welt soll man sich die Inconsequenz erklären, dafs unter des Vfs Gesichtspunkte, um ihn einmal gelten zu lassen, nicht wenigstens *alle* Autorennamen der griechischen Literatur ihre Stelle gefunden haben, von denen nur Fragmente oder Notizen vorhanden sind? Etwa weil nicht „schriftstellerisch über sie gehandelt ist"? Ueber welchen Autor wäre das nicht geschehen? Hr. *H.* hätte beispielshalber nur etwa das *Pinder*'sche Register zu *Schöll's* Literaturgeschichte vorzunehmen brauchen, um zu sehen, wie viele Namen noch *vor* Achaeus in der griechischen Literatur vorkommen, und zwar — was das Aergste ist — darunter solche, unter deren Namen sogar noch ganze Schriftwerke auf uns gekommen sind.

Trotz dieser Ausstellungen, die ja ohnediefs nicht den Unfleifs des Vfs, sondern vielmehr ein Uebermafs von Fleifs treffen, müssen wir das gröfsere bibliographische Lexicon des Hn. *H.* für eine wahre Bereicherung der philologischen Literatur erklären und sehen seiner Fortsetzung und möglichst baldigen (wenn auch nicht in 3 Bänden zu erreichenden) Vollendung mit Verlangen entgegen. Die Latinität des Vfs ist zwar greulich: indefs setzt man sich darüber bei einem bibliographischen Lexicon wohl noch am ersten weg. Auch mit den griechischen Accenten scheint er sehr über den Fufs gespannt zu seyn, und hat sie drum lieber ganz weggelassen. Die äufsere Ausstattung ist fast zu splendid, ohne Zweifel weil das Buch vorzugsweise mit auf das Ausland berechnet seyn mag. — Was wir aber an den *Hoffmann*'schen Arbeiten als ein *nimium* ansehen mufsten, was die gebührenden Grenzen überschreitend in ein fremdes Gebiet übergriffe, das gehört ganz eigentlich in den Plan eines Werkes, über das wir

wir bei dieser Gelegenheit einen kurzen Bericht anfügen:

Essen, b. Bädeker: *Repertorium der klassischen Alterthumswissenschaft.* Herausgeg. von *C. F. Weber* zu Darmstadt. Band I.: Literatur des Jahres 1826. XXXVI u. 331 S. 1832. gr. 8.

Diefs Repertorium, um es mit des Vfs eigenen Worten auszugsweise anzugeben, beabsichtigt ein Doppeltes: erstens so viel als möglich vollständige Angabe des zum Gebiet der Philologie Gehörigen, was in den verschiedenen Ländern Europas von Jahr zu Jahr erschienen ist; natürlich mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands; Wichtiges und Unwichtiges, was nur an Büchern, selbständigen Abhandlungen, Programmen, Aufsätzen und einzelnen Bemerkungen in periodischen Blättern, Journalen und kritischen Zeitschriften aller Art, an Kunstwerken und Landkarten herausgekommen ist; die griechische Literatur bis 1453, die römische bis 476 gerechnet (diese Grenzbestimmung, wenn sie streng festgehalten werden sollte, geht offenbar nicht weit genug), mit Ausschlufs der Kirchen*väter* (Kirchenscribenten?), des ägyptischen und orientalischen Alterthums: in welcher letzterer Beziehung jedoch mancher (leicht einzusehenden) Inconsequenzen wegen der Plan künftig etwas erweitert werden soll. *Zweitens* aber soll das Repertorium eine Uebersicht der Anzeigen und Urtheile verschaffen, welche *über* Bücher und Aufsätze in kritischen und ähnlichen Blättern bekannt geworden sind, theils durch einfache Nachweisung der Anzeigen, theils durch Angaben eines aus den Kritiken gezogenen Gesammturtheils: wozu 65 lateinische, deutsche, französische, englische und italienische Zeitschriften benutzt worden. Zu diesem Behuf ist die gesammte Alterthumswissenschaft in 4 Fachwerke vertheilt worden (denen jedoch noch die Rubrik: Literatur der Alterthumswissenschaft vorangeht), über deren Aufstellung wir hier nicht mit dem Vf. rechten mögen: 1) Kunde der schriftlichen Ueberreste, 2) Sprachkunde, 3) Kritik und Hermeneutik, 4) Sachkunde. Unter diesen beliebten Titel fallen wieder 1) Literatur- und Kunstgeschichte, 2) Geographie und Ethnographie, 3) Chronologie, 4) Politische Geschichte, 5) Alterthümer, 6) Mythologie und Symbolik, 7) Naturkunde, 8) Philosophie, 9) Rhetorik und Stilistik, 10) Musik, 11) Archäologie. Mag man an solcher Klassification noch so Vieles auszusetzen haben: das ist bei einem bibliographischen Repertorium, was sich doch niemals als eine eigentlich wissenschaftliche Arbeit, sondern nur als gelehrtes Rüst- und Handwerkszeug geltend macht, ziemlich gleichgültig, wenn nur Bequemlichkeit und Leichtigkeit des Gebrauchs erreicht wird. Wir müssen aber bezweifeln, dafs diefs durch die unendlichen Unterabtheilungen geschehe, in die jene Fachwerke wiederum zerspalten sind, innerhalb derer die Anordnung der Büchertitel eine mit jeder neuen Abtheilung wieder von vorn beginnende alphabetische ist. So hat z. B. die *besondere Sprachkunde* 8 besondere Rubriken: 1) Werth und Methode, 2) Palaeographie, 3) Orthographie, 4) Wörterbücher, 5) Synonymik, 6) Grammatiken, 7) Schriften über einzelne Theile der Grammatik (als wenn nicht auch Orthographie u. s. w. ein einzelner Theil der Grammatik wäre!), 8) Uebungsbücher. Viel statthafter würde eine solche Zersplitterung dann seyn, wenn das unter die einzelnen Fächer fallende Material gröfser wäre, d. h. wenn überhaupt die ganze Anlage des Werkes eine etwas modificirte Gestalt erhalten hätte. Wir sind nämlich der Meinung, dafs die Berechnung eines solchen Repertoriums auf einzelne Jahrgänge kein glücklicher Gedanke ist. Welche Unbequemlichkeit mufs es mit sich führen, wenn man sich vor einer Reihe von nur etwa 10 solchen Jahrgängen stehend denkt, und erst durch zehnmaliges Nachschlagen entweder die Literatur über einen Gegenstand zusammenbringen oder eine bestimmte Notiz auffinden kann! Und in welchem Rückstande der Zeit nach mufs der Vf., wenn er jedes Jahr einen solchen Band erscheinen lassen will, immerdar in Vergleich zur Gegenwart durch die Differenz von 6 Jahren bleiben, die doch bei den *jetzigen* Fortschritten der Wissenschaft wahrhaftig *keine* kleine ist! Es hätte daher vielmehr immer *ein* Complex von etwa *drei* auf einander folgenden Jahren sollen zusammengenommen und die philologische Literatur dieser 3 Jahre in einen Band *vereinigt* werden. Die ersten Bände (denen man auch einen frühern Beginn als von 1826 an wünschen möchte) konnten dann in willkürlichen Terminen erscheinen; später, wenn die Sache erst in Gang gekommen und der Gegenwart näher gerückt seyn würde, wäre es eben am zweckmäfsigsten gewesen, wenn alle 3 Jahre einmal die Literatur *der* vergangenen 3 Jahre in einem Bande zusammengefafst worden wäre, über deren literarische Erscheinungen die Kritik im Ganzen abgeschlossen hätte. Dadurch wäre auch eine sehr beträchtliche Raumersparnifs gewonnen worden, weil alle die einzelnen Ueberschriften und Namen, die nach der jetzigen Einrichtung in 3 Jahren 3mal gleichmäfsig wiederholt werden müssen, für gleich viel Zeit nur *ein*mal vorzukommen brauchten. Doch Wünsche machen nichts anders. Wie das Werk vor uns liegt, ist es in seiner Ausführung das Erzeugnifs des allermühseligsten, in seiner Sphäre nicht genug zu rühmenden Fleifses und kann auf das Lob einer fast beispiellosen Vollständigkeit Anspruch machen. Zwar wird mancher in dem ganzen Unternehmen eine verderbliche Nahrung für die ohnediefs in unsern Tagen allzusehr um sich greifende Indices-Weisheit finden, wodurch die löbliche alte Sitte des Adversarienhaltens immer mehr in den Hintergrund treten und das eigene Lesen der erscheinenden Bücher theilweise entbehrlich gemacht werden könne. Aber wer da bedenkt, unter wie viel Mausedreck man heut zu Tage den Pfeffer heraussuchen mufs, und wer die Aufgabe unserer Zeit, die auf organische Gestaltung der philologischen, wie aller Wissenschaft unabweislich hin-

hindrängt, erkannt hat, der wird gewiss in die Worte des Vfs einstimmen: „Es wird somit in diesem Repertorium die Grundlage unentbehrlicher Adversarien dargeboten, welche bis zu einer gewissen Vollständigkeit gesteigert werden könnten, wenn sich jemand zur Nachweisung der in den Ausgaben, Uebersetzungen, Erläuterungsschriften u. s. w. der Klassiker jährlich niedergelegten Bemerkungen entschliessen wollte. Diess wäre aber um so wünschenswerther, je mehr sich dann der jetzt vielfach in Anspruch genommene Gelehrte concentriren und einer oft nur mechanischen Arbeit, die Jeder immer wieder von Neuem beginnen muss, entheben könnte. — Zweierlei wünschten wir noch bei künftigen Jahrgängen abgestellt. Das erste betrifft die „subjectiven Ansichten über den Werth eines Buches, die sich der Herausgeber da erlaubt hat, wo ihm in der Beurtheilung desselben (von andern) entweder einseitig entschieden oder unwürdig verfahren zu seyn schien." Damit ist niemand etwas gedient; als Bibliograph überschreitet er seine Befugniss, als Philolog kömmt er seiner Verpflichtung durch solche vereinzelte Gerechtigkeitsacte, die dabei eben weil sie nur subjectiv sind, eine sehr schwankende Gewähr haben, gar unvollkommen nach. Das zweite ist die unverhältnissmässige Ausführlichkeit, mit der die Kritiken über manche Bücher ausgezogen sind, z. B. S. 278. f. über *Ritter's* Gesch. der Pythag. Philosophie auf fast einer ganzen Seite, über *Wachsmuth's* Hellen. Alterthumskunde S. 255., über *Schlosser's* Weltgeschichte, *Bröndsted's* Reisen und viele andere. Für Philologen — und für sie ist doch das Buch bestimmt — hätte überhaupt die Nachweisung des Ortes, wo sich die betreffenden Recensionen finden, ausgereicht, höchstens etwa mit Beifügung der Zeichen und Buchstaben, die zur Bezeichnung des Werthes des Buches sowohl als des Charakters der Recension schon anderweitig recipirt sind. Denn was helfen einem so allgemeine Excerpte (und auf detaillirte kann sich natürlich das Repertorium nicht einlassen), wie z. B. S. 2. über *Ebert's* Ueberlieferungen (und an vielen andern Stellen) wirklich spasshaft vorkommen: „Der Stil ist anziehend, weil der Vf. jeder Sache eine interessante Seite abzugewinnen weiss", „zeugt von rastlosem Fleisse und regsamem Geiste", „enthält viel Interessantes, doch auch manche Lückenbüsser", „wenig interessant", „das Unbedeutende wird hoffentlich mehr schwinden." Damit ist doch eben so wenig das Buch als die Recensionen darüber charakterisirt. — Als Einleitung hat der Vf. von S. XV — XXXVI den Anfang einer historischen Darstellung des Studiums des Alterthums vorangeschickt, der aber nur 2 Perioden, die der *Tradition* (476 — 1304) und des *Erwachens* (1304 — 1453) in sich schliesst, und in zu gehäuften Einzelheiten, Namen und Jahrzahlen sich bewegt. Wie sich das *Manuel Chrysoloras* „tüchtige Lehrgabe" in seiner griechischen Grammatik, den *Erotematis*, irgendwie besonders zeigen soll (S. XXXV.), ist uns nicht recht klar. — Weisses Papier und scharfe Typen machen das Buch zum Handgebrauch recht geeignet: das Namenregister aber über die neuern Schriftsteller ist unvollständig.

38.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) MAGDEBURG, b. Heinrichshofen: *Festpredigten und Casualreden*, gehalten von Dr. *Franz Bogislaus Westermeier*, weil. Evang. Bischofe, General-Super. der Prov. Sachsen, Cons. Rath, erstem Dompr. zu Magdeburg, Ritter d. r. A. O. und nach dessen Tode zum Druck befördert. 1832. XXII u. 320 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

2) BERLIN, b. Duncker u. Humblot: *Zeugnisse von Christo in einer bewegten Zeit. Predigten, in den Jahren* 1830, 1831 *und* 1832 gehalten von Dr. *Franz Theremin*, Königl. Preuss. Hof- und Dompred. und Ober-Cons.-Rath. 1832. VIII u. 279 S. 8. (1 Rthr. 8 gGr.)

Diejenigen, welche jeden Theologen und Prediger, dessen Geisteserzeugnisse sie beurtheilen, gleich in ein bestimmtes Glaubenssystem ordnen, und mit Genauigkeit ihn zu einer abgeschlossenen Klasse von *Isten* und *Anern* zählen, sind sehr in Gefahr, sich zu irren und thun meistentheils dem so Klassificirten keinen Gefallen. Die Mannigfaltigkeit der Geistesrichtungen und der Situationen des Lebens ist so gross, dass man mit dem anzulegenden Massstabe in der Regel zu kurz kömmt, und man könnte eher Hundert verschiedene Glaubensbekenntnisse annehmen, als deren drei oder vier, wie gewöhnlich geschieht. Diese Bemerkung drängt sich uns auch, wie schon oft, bei den vorgenannten beiden Rednern auf, von welchen der Erstere bereits dahin gelangt ist, wo der Glaube in das Schauen verwandelt wird. Beide werden von den Meisten, die ihre Predigten lesen, zu der Schule der biblischen Theologen gezählt werden, und doch welch' eine Verschiedenheit ist bei ihnen in der Auffassung und Darstellung der biblischen Wahrheit! Eine Verschiedenheit, die keineswegs in der blossen Form liegt, sondern in der Tiefe des Geistes.

Der verstorbene *Westermeier* ist als ein ausgezeichneter Redner bekannt, der besonders als Gelegenheitsprediger Vorzügliches geleistet hat, und an heiliger Stätte auch unter ausserordentlichen Verhältnissen und Umständen, das Passende und Rechte zu sagen verstand. Ein schöner Vorzug seiner Predigten und Reden ist eine blühende Diction, die nicht in das Blümelnde ausartete, und dem schönen Numerus seiner Perioden gab ein gefälliger, hinreissender äusserer Vortrag Leben und Würde, doch diess war nur das äussere Gewand. Der Inhalt athmete gleicherweise Licht und Wärme, wie es in christlichen Vorträgen immer seyn soll. Geistesklarheit und Herzenstiefe gingen mit einander Hand in Hand. Diess zeigt sich auch da, wo er sein persönliches Verhältniss berührend, nach einer längern Gesundheitsreise ein grosses Welt- und Lebensbild in seine

Be-

Betrachtung zieht (Casualpredigt S. 309) und zugleich ein Zeugniſs von seiner Liebe zu seinem Vaterlande und zu der Stätte seines amtlichen Wirkens ablegt. So werden die zahlreichen und begierigen Leser dieser Sammlung (das Subscribentenverzeichniſs enthält über 1100 Namen) ihn in den darin mitgetheilten Predigten und Reden gern und zu eigenem Segen hören und wiederhören. Auf das Einzelne derselben gehen wir um so weniger ein, als der Redner jetzt vor einem höhern Richterstuhle steht. Es sey nur bemerkt, daſs die Vorträge geschickt ausgewählt sind, um die einzelnen Christenfeste durch ansprechende Hauptsätze zu verherrlichen. So hören wir zu Weihnachten die erfreuliche Kunde: *Der Retter ist da!* So fühlen wir am Charfreitage: „Schmerz mit Wonne gemischt, an dem Kreuze des Mittlers!" So wird am *Osterfeste* vor uns „der Stein vom Grabe, — ein Stein von unserm Herzen" gewälzt. So vergieſsen wir „Thränen am Tage der Buſse und des Gebets." So verkündigt sich uns am Pfingsttage „der Friede in der Kirche Jesu auf Erden" und so stellen wir am Todtenfeste ein „Gespräch an über das Scheiden von der Erde!" — Von Casualreden sind mitgetheilt, eine Taufrede, eine Confirmationsrede, eine Beichtrede, eine Trauerrede, eine Ordinationsrede, eine Investiturrede, eine Kirchenvisitationsrede.

Wir wenden uns nun zu Nr. 2, welche Sammlung 12 Vorträge enthält, die sämmtlich Casualpredigten genannt werden können, da sie theils durch christliche Feste, theils durch Umstände der Zeit veranlaſst wurden, früher auch in Beziehung auf diese Umstände einzeln gedruckt waren. Der Vf. ist nicht bloſs unter denen, die überall mit ihm übereinstimmen, als ein Prediger bekannt, dem die Beredtsamkeit für eine Tugend gilt; und wer die Tiefe des religiösen Gefühls in seinen Vorträgen zu würdigen weiſs, wer den groſsen Reichthum an ergreifenden Bildern in seinem besonders nach französischen Mustern gebildeten Kanzelstil betrachtet, und wer durch die Lebhaftigkeit seiner Deklamation und Aktion hingerissen wurde, kann ihm den Ruhm zu den geachteten Rednern der Zeit zu gehören, nicht versagen. Dennoch wird er sehr Viele nicht durchaus befriedigen, da das Weiche, Trübe, Erschlaffende, was in seiner Ansicht vom Christenthume liegt, unmöglich überall widerklingen kann. Das werden die Leser dieser Sammlung in ihr und durch sie bestätigt finden, mag sie nun auf die Feier des Festes der Augsburgischen Confession, oder auf die Bewegungen der Völker, oder auf die Cholerazeit Rücksicht nehmen. Eine unbegrenzte Liebe zu dem Welterlöser bildet den Grundton zu allen Predigten des Vfs, und was könnte rühmenswerther seyn; allein diese Liebe spricht sich manchmal nicht würdig genug, sondern zu tändelnd und zu spielend aus. Er dringt auf das Versinken in dem Bewuſstseyn eigener schwerer Schuld, und was ist zweckmäſsiger und nothwendiger für den Christen, allein er entflammt nicht lebendig genug zur Erhebung aus der Tiefe. Er geht passend in die menschlichen Verhältnisse ein, und läſst oft wunderbare Lichtblicke in das Herz und in das Leben fallen, und wie sollte nicht dieſs gerade ein Hauptaugenmerk christlicher Kanzelreden seyn; allein er verliert sich dabei oft in Schilderungen, welche des Ueberflüssigen, zuweilen ästhetisch Anstöſsigen, viel enthalten. Eine der schönsten Predigten in der Sammlung, die über Joh. 16, 23, „*vom Gebet im Namen Christi*", zweckmäſsig am Sonntage *Rogate* gehalten, ist besonders reich an Individualisirungen, leidet aber auch an dem eben erwähnten Gebrechen. Der Redner verlangt mit Recht: Wir sollen im Namen Christi beten, d. h. unser Beten, so wie unser ganzes äuſseres und inneres Leben soll eine Wirkung und ein Ausfluſs der Gemeinschaft seyn, in welcher wir uns mit Christo befinden, und weiset dieſs insbesondere für das *Gebet der Freude*, *das Gebet der Noth*, *das Gebet der Liebe* (also Danksagung, Bitte, Fürbitte) nach. Ganz natürlich stützt sich das erste auf das Bewuſstseyn, das wir durch Christus von der Vaterhuld Gottes haben. Wir können ihm nur durch Christus recht danken, da wir ihn nur durch Christus recht kennen. Trefflich ist die Schilderung der Wohlthaten Gottes in den häuslichen Verhältnissen. S. 98 u. 99, doch ist manches darin fast zu speciell berührt. Im zweiten Theile macht die Schilderung des häuslichen Glücks der der häuslichen Noth, — Krankheit und Tod des Hausvaters — Platz und auch hier sind höchst ergreifende Beziehungen; warum aber muſs da, wo der Gegenwart des Erlösers in dem Trauerhause, als einer Quelle des Trostes gedacht wird, wenn dieſs auch mit Hinblick auf den Tod desselben geschieht, dieſs in solchen Bildern geschehen, wie S. 105? „Auch jetzt kommt er zu den Leidenden leidend, mit der Blässe des Grabes, mit dem Todeszug im Angesichte, mit offenen blutenden Wunden." Das muſs ja eher Grauen erwecken, wie manche alte aus Holz geschnitzte Heilandsbilder in den Kirchen. Wäre es nicht passender, den freundlichen, liebevollen Christus zu schildern, wie er an dem Grabe des Lazarus und an der Bahre des Jünglings zu Nain erscheint? — Herrlich gedacht ist am Schlusse der Predigt das Gleichniſs S. 110, und zugleich ein Muster einer schönen Kanzelsprache.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1833.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

London, b. Murray: *Arabic Proverbs*, or the manners and customs of the modern Egyptians, illustrated from their proverbial sayings current at Cairo, translated and explained by the late *John Lewis Burckhardt*. 1830. VIII u. 232 S. gr. 4.

Es war ein glücklicher Gedanke *B's*, diese Sammlung von Sprichwörtern zu veranstalten, da sich in solchen, zumal bei den Arabern, die dergleichen Kernsprüche ungemein lieben und in grofser Menge producirt haben, Denkart, Sitten und Gebräuche des Volkes auf eine naive und pikante Weise kund thun. Wenn die ältern Sammlungen mit den gelehrten Commentaren *Abu-Obeida's*, *Meidani's* u. A. eine reiche Ausbeute für die Kenntnifs der Sprache, Geschichte, Sage und Sitte der Araber in ihrer Blüthezeit gewähren, so hat dagegen die vorliegende ein hohes Interesse für die Meinungen und Ansichten der modernen Araber in der Hauptstadt Aegyptens und enthält nebenbei manche erwünschte Notiz über die Färbungen und Eigenthümlichkeiten der arabischen Vulgärsprache, wie sie in jenem Mittelpunkte Aegyptens in der neuern Zeit üblich ist. *B.* legte die Original-Sammlung des *Scheref-ed-din ibn-Asad*, eines gebornen Kahirenser's des vorigen Jahrhunderts zu Grunde, jedoch nur nach Auswahl und so, dafs er diejenigen Sprüche, die heutzutage aufser Cours sind, mit einem Sternchen bezeichnete. Zu diesen fügte er dann noch einige hundert hinzu, die er selbst im gemeinen Leben und in den Bazar's hörte. Das Ganze sollte 999 Numern enthalten; doch hatte *B.* (im J. 1817, wo die Vorrede geschrieben ist) diese Summe noch nicht aufgestapelt, und der Herausgeber, *William Ouseley*, giebt nach *B's* Handschrift nur 782 Numern. Jedoch befafst manche Numer zwei analoge Sprüche, deren einer zur Erläuterung des andern dient, z. B. Nr. 108. 111. 126. 268 u. s. w. Sie sind von *B.* wörtlich übersetzt und fast alle noch aufserdem sprachlich und sachlich erläutert. Diese Erläuterungen sind wohl meist eingebornen Arabern abgefragt, sie fallen aber öfter etwas dürftig und ungenügend aus. Namentlich wird ein mit der arabischen Schriftsprache gehörig vertrauter Gelehrter leicht eine Menge wichtiger Beobachtungen über die Natur der vulgären Formen und über den geschichtlichen Fortgang der Sprache aller Orten anknüpfen können, wo *Burckhardt*, der nicht eigentlicher Sprachkenner war, *carte blanche* gelassen. Wir wollen unsern Lesern vorerst eine kleine Auswahl sprichwörtlicher Redensarten aus dieser Sammlung in treuer Uebersetzung vorlegen, um zu zeigen, was sie von der Lectüre des Ganzen sich versprechen dürfen. Nr. 11. „Wenn unser Herrgott den Untergang einer Ameise will, so läfst er ihr Flügel wachsen." D. i. Hochmuth kommt vor dem Fall. Nr. 27. „Wenn das Wasser wie eine Sündfluth kommt, so lege deinen Sohn unter deine Füfse." D. i. Opfere das Theuerste, wenn es gilt, dich selbst zu salviren: ein Egoismus, wie er, nach *B.*, im Orient ganz allgemein ist. Nr. 37. „Scherze mit dem Sclaven, er wird dir bald den Hintern zeigen." Nr. 67. „Der Teufel wird sein eigen Haus nicht zerstören." Nr. 79. „Tausend Galans, nur kein *Mostehill*." Wenn ein Weib von ihrem Manne einmal geschieden ist — und das ist sie, wenn er auch nur im Zank طلقتك (du bist entlassen!) zu ihr sagt — so kann er sie nicht eher wieder zu sich nehmen, bis sie wenigstens Eine Nacht mit einem andern ehelich hingebracht und dieser sie wieder entlassen hat. Oft geschieht es daher, dafs der Mann, um seine Uebereilung gut zu machen, den ersten den besten von der Strafse aufrafft, damit er eine Nacht über bei der Frau bleibe. Und ein solcher *temporary husband* heifst مستحل. Nr. 80. „Was die Ameise in einem Jahre zusammenbringt, frifst die Maus in einer Nacht auf." Nr. 87. „Wo der Affe regiert, tanze vor ihm" Nr. 92. „Die Wände haben Ohren." Nr. 93. „Wer sich zwischen die Zwiebel und ihre Schale drängt, trägt den Gestank davon." D. i. Wer Pech angreift u. s. w. Nr. 123. „Wirf ihn in den Nil, er kömmt wieder heraus und hat dazu einen Fisch im Munde." Von einem Glückskinde gesagt. Nr. 144. „Sie riecht aus dem Munde, und drängt sich zum Kufs." Von Leuten ungehöriger Prätension. Nr. 145. „Ein schlechter Tausch, ein Bauer für einen Läufer" (بيس البديل بيدق بفيل). Vom Schachspiel hergenommen. Nr. 161. „Jetzt ist's ein Feuer, morgen wird's doch Asche." D. i. Die tollste Leidenschaft legt sich. Nr. 166. „Sie legt runde Eier, und wartet auf junge Truthühner." Von unverständigen Hoffnungen. Truthühnereier sind länglich, Taubeneier rund. Nr. 172. „Dem Stier, der arbeitet, soll man den Maulkorb nicht anlegen." = Du sollst dem Ochsen, der da drischet, das Maul nicht verbinden. Nr. 174. „Sein Kleid ist durchlöchert; wo er Lust hat, steckt er die Hand durch."

durch." D. i. Die Armuth läſst oft freie Hand, hat keinen Zwang. Nr. 195. „Ein Paradies, wo Schweine weiden." Von einer schönen Frau gesagt, die einen häſslichen Mann hat. Nr. 225. „Die Katze träumt von nichts als Mäusen." Nr. 325. „Man hat die Schlüssel zum Taubenhaus der Katze übergeben" d. i. den Bock zum Gärtner bestellt. Nr. 448. „Die Gewohnheit ist die Zwillingsschwester der Natur." Nr. 474. „Er flieht vor dem Regen, und setzt sich unter die Traufe." Nr. 478. „Junge Enten sind Schwimmer." Nr. 549. „Eine Handvoll Verstand ist besser, als eine Metze voll Geld." Nr. 557. „Alles Verbotene ist süſs." Nr. 580. „Wenn sein Mund schwiege, so würde sein Hinterer reden" von einem Schwätzer. Nr. 585. „Dem Löwen gehört, was seine Tatze erreicht." Nr. 615. „Nicht jede Frau, die (in's Feuer) blasen kann, kann auch kochen." Nr. 746. „Er schwimmt auf einer Spanne Wasser." D. i. Er weiſs sich in seine Lage zu schicken.

Man sieht, daſs gar Manches mit abendländischen Redeweisen übereinkommt, und dessen ist im Verlauf des Ganzen nicht wenig. Mehrere der aufgeführten Sprüche stammen aus alter Zeit und finden sich schon bei früheren Schriftstellern, z. B. Nr. 97. 307. 571. 752 u. a. Man erstaunt über die Indecenz, die in so vielen dieser doch auch in sonst honetter Gesellschaft gebrauchten Sprüche sich offen kund giebt, und die *B.* in der Uebersetzung häufig gemildert oder ganz verwischt hat. Und doch hat er eine groſse Menge von Sprüchen, die ihm in dieser Hinsicht zu stark schienen, ganz weggelassen, auch der Herausgeber noch einiges von solchem Caliber getilgt! Ueberhaupt offenbart sich in diesen Witzfunken, die so reichlich am Heerde des arabischen Gemeinlebens aufsprühen, viel Abscheulichkeit der Gesinnung, und *B.* konnte in seinen Bemerkungen aus seiner eignen Erfahrung nur bestätigen und versichern, daſs das alles in der grellsten Wirklichkeit und in gröſster Allgemeinheit existire. Namentlich tritt ein unbegrenzter Egoismus in allen Verhältnissen des Lebens auf. Man sehe z. B. Nr. 377. 419. und über die ausgearteten Beduinen in Aegypten Nr. 176 („Lieber die Grausamkeit der Türken, als die Gerechtigkeit der Beduinen!") 177. 386 („Bewirthe den Beduinen, er wird dir die Kleider stehlen"). Dies traurige und abschreckende Bild, dessen Grundzüge aus den Sprüchen selbst hervortreten, wird von *B.*, der sich sonst überall unbefangen und gerecht zeigt, weiter ausgemalt. Aber auch lichtere Seiten der arabischen Sitte in Aegypten hat *B.* mit gewohntem Fleiſs gezeichnet. Vorzüglich gehören hieher einige gröſsere Digressionen, namentlich die über die Hochzeitgebräuche in Kairo S. 113 — 118, die wir nirgends so im Detail beschrieben gefunden, über das Ackermaaſs فدّان und den Ackerbau in Aegypten überhaupt in Bezug auf die Verwaltung S. 132 — 138, über die Gastfreundschaft S. 219, über die castenartige Innung von öffentlichen Weibern, die man *Ghawasi* (غوازى) nennt S. 145 — 148. Auch sind die Bemerkungen über die Pflanze *Beschnin* (بشنين) zu beachten S. 220 fg. Es ist dies der Lotus der alten Aegypter, der mit dem Steigen des Nil's zur Blüthe kommt und mit dessen Falle abstirbt: was ein erwünschtes Licht auf die hieroglyphische Bedeutung der Pflanze wirft. Hiezu kommt noch eine groſse Menge sprachlicher Notizen über die Vulgärsprache Aegyptens und Syriens.

Die Uebersetzung der Sprüche ist fast durchgängig genau, wenn auch hin und wieder etwas frey. Doch lassen sich einige Ausstellungen machen. Nr. 155. تركك الذنب ولا طلب المغفرة wird von *B.* so übersetzt: *He left off sinning, but never asked forgiveness.* Er findet darin den Sinn: Viele halten es für hinreichend, ihre Sünden aufzugeben, denken aber nicht daran, um Vergebung zu bitten. Der Spruch hat aber einen höheren Sinn, nämlich den: Man muſs das sündige Wesen ablegen, nicht bloſs um Vergebung bitten. تركك und طلب sind als *Nomina actionis* zu fassen und das Ganze als Aufforderung, wie in Nr. 120. 77. 61 u. a. Auch in Nr. 344 ist die Construction von *B.* nicht richtig angegeben und hiernach die Erklärung schief ausgefallen. Der Druck ist ziemlich correct. Einige Fehler hat Hr. *Ouseley* verzeichnet; doch stöſst man noch auſserdem auf manchen, z. B. Nr. 32 lies اشتهته für الشتهته, Nr. 173 l. اتقوا f. انتقوا.

Dies ist nun das letzte Werk aus dem Nachlasse des unvergeſslichen *Burckhardt*. Möge unter seinen Nachfolgern bald ein ihm ähnlicher erstehen! Denn noch thut Vieles Noth in der Erforschung des Morgenlandes.

GESCHICHTE.

KÖNIGSBERG, b. Unzer: *Die historischen Schuldisciplinen als Repetitionsbuch zunächst für die obern Klassen gelehrter Schulen, so wie für jeden Freund der Geschichte, der in kurzer Uebersicht mit dem Wichtigsten des bezeichneten Gegenstandes sich bekannt zu machen geneigt ist*, nach den Quellen und vorzüglichsten Hülfsschriften entworfen von Dr. *Karl Friedr. Merleker*, Oberlehrer am k. Friedrichscoll. u. Privatdoc. an d. Univ. zu Königsberg in Pr. 1831. *Erster* Theil. XVI u. 423 S. 8. (2 Rthlr.)

Der Name des Vfs ist nicht ganz unbekannt in der historischen Literatur; synchronistische Tabellen (1830) und die Geschichte des ätolisch-achäischen Bundesgenossenkrieges nach den Quellen dargestellt (1831) haben bereits günstige Beurtheilungen gefunden, und schon vermutheten wir den Vf. mit seinem gröſsern Werke: *res Achaeorum* beschäftigt, dem wir auch wegen der Wahl des Gegenstandes mit groſsem Verlangen entgegensehen, als auf einmal diese Arbeit

beit, die auf mehrere Bände berechnet ist, dazwischen zu treten scheint. — Dem Vorwurfe, die ungeheure Zahl historischer Lehrbücher mit gegenwärtigem noch vermehrt zu haben, sucht der Vf. durch die runde und nette Erklärung zu begegnen, dafs „es bis jetzt kein geeignetes geschichtliches Schulbuch gebe, das auf alle Forderungen Rücksicht nehmend, allen Ansprüchen genügend, dennoch nur *so viel* enthielte, dafs der Schüler ohne den Lehrer nichts damit zu machen d. h. mit dem Gegebenen gar nicht zu Rechte zu kommen, im Stande wäre und das die Zahl von 10 höchstens 12 Druckbogen durchaus nicht überschritte. Die meisten dieser Handbücher geben *zu wenig*, namentlich für die alte Geschichte; sie berühren weder die Chronologie noch die Quellenkunde und ihre geographischen Notizen, dehnen sich höchstens über Italien und Griechenland aus; mit einem Worte: es ist fast nichts als Kriegsgeschichte vorhanden; oder sie geben *zu viel*, jedenfalls zu viel für die mittlere und neuere Geschichte; ein Uebelstand, der aus dem Vorhergegangenen: zu wenig unfehlbar erwachsen mufste und von der höchsten Unterrichtsbehörde des preufsischen Staates vielfach gerügt worden ist." Wenn nun auch *Heeren's* Autorität, ja sogar die des Hn. Directors *D. Gotthold* dafür angeführt wird, so wäre Rec. allerdings beschwichtigt, wenn er überhaupt sich durch Autoritäten so leicht beschwichtigen liefse. Rec. zweifelt, dafs der Vf. die ganze Literatur der historischen Lehrbücher kenne; Rec. wüfste mehrere historische Schulbücher zu nennen, welche auch Geographie, und Chronologie und Literatur enthalten, und ihm nicht unpassend zum Schulunterrichte scheinen; indefs würde keines den Vf. schon darum befriedigt haben, weil er in der That mehr zu verlangen scheint, als in dem kleinen Umfange eines Schulbuches möglich und für den Bedarf der Schüler nothwendig erscheint. Doch der Vf. gegenwärtigen Buches verspricht ein solches mit der Zeit zu liefern, und Rec. ist begierig, wie Hr. *M.* sein Problem lösen wird.

Bei vorliegendem Buche fafst Hr. *M.* das Bedürfnifs und die Vorschriften für die kön. preufs. Gymnasien ins Auge und sucht mit ihm die Frage der Schüler vor dem Abgangsexamen zu beantworten, nach welchem Buche man die Geschichte studiren oder wiederholen solle; wozu ihm bisher kein einziges Buch empfehlenswerth erschienen sey. Denn gerade zu diesem Behufe, um nicht viel zu weitläufige und ermüdende Werke vorschlagen zu müssen, schrieb der Vf. sein vorliegendes Repetitionsbuch, wovon jetzt nur der erste Band erschienen ist. Die Vorrede dazu enthält aufser dem schon angeführten und dem Plane, nach welchem in dem Königsberger Friedrichscollegium die Geschichte vorgetragen wird, welcher dem Rec. sehr verständig scheint, auch noch eine Anzahl historischer Themata zu Aufsätzen für Abiturienten auf die Universität, von denen manche in der That nicht leicht zu nennen sind, z. B. Bildung der Nobilitas in Rom; die Religionen des Alterthums im Verhältnifs zum Christenthume, Ausbildung und Sinken der Hierarchie; Lehnwesen mit den Belegen aus der Geschichte der einzelnen Völker. Auch scheint uns mehrmals das Wort *Gründe* mit dem Worte *Ursachen* vertauscht werden zu müssen, z. B. Aeufsere *Gründe* zum Verfall der griechischen Staaten; *Gründe* zum peloponnesischen Kriege u. s. w.

Da Hr. *M.* am Schlusse verspricht über Plan und Anordnung des Buches erst im nächsten Bande sich auszulassen (was allerdings vor dem ersten Bande weit wünschenswerther gewesen wäre), so will Rec. in so weit dem Wunsche des Vfs nachkommen, die öffentliche Beurtheilung noch aufzuschieben, und beschränkt sich mehr auf eine vorläufige Inhaltsanzeige, um auch seines Theils zum Bekanntwerden des Unternehmens beizuwirken.

Die *Erste* der 6 Abtheilungen (S. 1 — 220) ist überschrieben: *Propädeutik des historischen Studiums* und zerfällt wieder in 6 Kapitel 1) Allgemeine Einleitung; 2) Chronologie; 3) Geographie (alte, mittlere und neuere); 4) Uebersicht der griechischen und römischen Literatur- und Kunstgeschichte; 5) Quellen für die alte, Hülfsschriften für mittlere und neue Geschichte [*a*) Chronologische Folge der Schriftsteller für die alte Geschichte; *b*) die Schriftsteller für die Specialgeschichte der einzelnen Völker und Staaten; *c*) Schriften für mittlere Geschichte; *d*) Schriften für neuere Geschichte]; 6) Perioden. *Zweite* Abtheilung (221 — 265) Chronologisch-ethnographische Uebersicht der Regenten; *Dritte* (265 — 297): Römische Bischöfe oder Päpste und kirchengeschichtliche Notizen; *Vierte* (S. 297 — 369): die wichtigsten Kriege; *a*, *b*, *c* der alten, mittleren und neueren Zeit; *Fünfte* (S. 369 — 400): Genealogische Tafeln; *Sechste* Abth.: Vergleichende Tabelle der wichtigsten Aeren (S. 401 — 423). —

In der Allgemeinen Einleitung wird der Begriff der Geschichte entwickelt und dieselbe in die allgemeine Geschichte für die Vergangenheit und in die Staatenkunde (Statistik) für die Gegenwart getheilt. Wir überlassen es dem Vf. diese allerdings auffallende Eintheilung der Geschichte (also des Geschehenen) in Vergangenheit und Gegenwart in dem zweiten Bande zu rechtfertigen, weil wir der Meinung sind, dafs die Statistik eine ganz für sich bestehende, nur auf historischen *Grundlagen* ruhende Wissenschaft sey, und mit Recht auch in neuerer Zeit als solche betrachtet wird; wenn es auch nützlich seyn kann, an die Geschichte jedes neuern Staates der neuen Geschichte eine statistische Darstellung anzureihen und man nicht unpassend die Geschichte eine in Bewegung gesetzte Statistik genannt hat. Gegen die weitere Eintheilung der Geschichte nach äufsern und innern Gründen, z. B. Geschichte des einen einzelnen Menschen, Geschlechts, Volks (hätte hinzugesetzt werden können auch einzelner Zeitabschnitte) oder nach den verschiedenen Rich-

Richtungen menschlicher Thätigkeit z. B. Mechanisch, Politisch, Aesthetisch, Scientifisch, Religiös, Moralisch, haben wir nichts einzuwenden, als dafs nicht die mechanische Richtung zugleich mit der politischen von dem Begriffe der Culturgeschichte ausgeschlossen wird, unter welchem die übrigen Ww. auch zusammengefafst werden.

Zu den historischen Hülfswissenschaften rechnet der Vf. 1) Sprachkunde, 2) Philosophie, 3) Staatswissenschaften; zu den histor. Grund- und Elementar Ww. die Chronologie; Erdkunde (reine und historische); Ethnologie nach den 5 oder wahrscheinlicher drei verschiedenen Urstämmen; Genealogie und Heraldik als Hülfswissenschaft der Vorigen. Unter der Rubrik: historische Forschung und Kritik führt der Vf. die Münzkunde, Epigraphik, Medaillenkunde, Diplomatik und Schriftstellerkunde auf. Noch behandelt endlich der Vf. in der Einleitung: die historische Darstellung oder Kunst und die allgemeine Geschichte des historischen Studiums. Bei den Quellen der alten Geschichte hätte der Begriff Quelle nicht zu eng genommen werden sollen, da für die alte Geschichte eigentlich *Alles* Quelle ist, was von jener auf unsere Zeit herabgekommen. Nicht leicht fafslich ist S. 4 der historische Gebrauch der Philosophie auf folgende 3 Momente beschränkt: *a*) auf die Methode und Beurtheilung der Geschichtsforschung, wofür die Regeln von ihr gegeben werden; *b*) auf die Beurtheilung und praktische Anwendung: was beides aufserhalb dem Gebiete des Historikers liegt; *c*) auf die innere moralische Bildung desselben.

Ob gleich sich Rec. noch eine Anzahl anderer Bemerkungen niedergeschrieben hatte, so beschränkt er sich doch *vorläufig* auf die einzige, dafs, wenn dieses Buch der Maafsstab dessen seyn soll, was man von einem Abiturienten zur Universität an historischen Kenntnissen verlangt, diese Forderung wahrlich eher zu hoch als zu niedrig gestellt ist, und wenig Lehrer das Glück haben möchten, ohne Vernachlässigung anderer gelehrten Wissens ihre Schüler so weit zu bringen. Auf jeden Fall ist aber dies Buch ein tüchtiger Zeuge für Hn. *M's* Kenntnisse, Methode, und Eifer, und verdient auch aufser der Schule als ein Buch zum Nachschlagen und schneller Belehrung in einzelnen Vergessenheitsfällen empfohlen zu werden. Druck, Papier und Preis (bei dem vielen Tabellensatz) sind lobenswerth, Druckfehler wie *Sago* (st. *Sako*) *Zinneisen* (st. *Zinkeisen*) *Boyola*, auch in den Zahlen, leider sehr häufig und nur zum geringsten Theil angezeigt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Jena, b. Bran: *Henr. Caroli Abr. Eichstadii* Th. et Phil. D. Ord. Sax. Wim. Falc. Alb. Eq. M. Ducis Sax. a consil. aul. int. eloq. poes. et litt. antiqu. P. P. O. Acad. Jen. Sen. *Oratio Goethii Memoriae dicata*, in panegyri ac. renunciandis certaminum litterarior. victoribus novisque certationum argumentis proponendis dicta ipsis Cal. Octob. a MDCCCXXXII. VI u. 40 S. 4. (10 gGr.)

Der verewigte Dichterfürst, welchem Deutschlands Sprache und Literatur so viel für ihre Klassicität verdanken, verdiente es vor Andern, auch in der am weitesten verbreiteten Sprache des classischen Alterthums gefeiert zu werden, und von wem hätte diefs mit gröfserem Erfolge erwartet werden dürfen, als von dem berühmten Vf. vorliegender Schrift, da bei seiner Meisterschaft in classischer Rede sein näheres Verhältnifs zu dem Verewigten vorzugsweise zu einer solchen Leistung berief. Die Rede, welcher eine Zueignungsepistel an den Hn. Canzler *Müller* in Weimar voraufgeschickt ist, dem wir ebenfalls eine des Gegenstandes höchst würdige *Denkschrift* auf *Göthe* verdanken, hebt auf eine *sehr interessante* originale Weise insbesondere die *Eigenthümlichkeit G's* hervor, dafs er als Kenner und gleichsam Repräsentant der griechischen Literatur in seiner schriftstellerischen Thätigkeit eine dreifache Periode durchlaufen habe, wie sich eine solche in der literarischen und ästhetischen Ausbildung der Griechen überhaupt nachweisen lasse. Die geistreiche Durchführung dieses Gegenstandes, in welcher wir dem Vf. hier nicht weiter folgen können, ist mit interessanten Andeutungen aus *G's* Seyn und Wirken überhaupt, aus seinem Verhältnisse zu dem verewigten G. H. *Karl August* und dessen erhabenem Fürstenhause, zu der Universität Jena, einzelnen Gelehrten, insbesondere dem Vf. selbst, durchwebt, und schliefst mit dem Ausdruck innigster Dankbarkeit gegen den grofsen Mann, dessen Ruhm durch unwürdige Schmähungen, welche die neueste Zeit hin und wieder hervorgebracht hat, nicht verdunkelt werden kann. „*Hoc videlicet* (sagt der Vf., leider sehr wahr, S. 13) *ingens est probrum et dedecus patriae vel certe aetatis nostrae, quod semper reperiuntur, qui ex sua summa indignitate labem magnorum virorum dignitati adspergant.*" — Wir glauben genug gesagt zu haben, um die keines Auszuges fähige, in Form und Gehalt gleich ausgezeichnete Rede jedem Verehrer *Göthe's* zu eigener Lectüre zu empfehlen, und bemerken nur noch, dafs in den sonst sehr correcten Druck sich ein Fehler S. 14. Z. 4. v. u. eingeschlichen hat, wo statt *cogitaret* zu lesen ist *cogitarit*.

LLGEMEINE LITERATUR - ZEITU

Januar 1833.

SPRACHKUNDE.

Frankfurt, b. Engelhardt: *Handbuch der französischen Sprache nach einer neuen systematischen Darstellung derselben.* Eine Encyklopädie aller Regeln dieser Sprache, sowohl für Lehrer zur Erleichterung des Vortrags, als für diejenigen, welche sich in dieser Sprache noch völlig ausbilden wollen, entworfen von *Aug. Barthel. Erster* Theil. *Vierte*, durchaus umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Aufl. 1831. XXVIII u. 323 S. 8. (1 Rthlr. 6 gGr.)

Titel und Vorrede zu der *vierten* Auflage dieses andbuches der französischen Sprache erregen Erartungen, welche der Inhalt desselben durchaus icht befriedigt. Sogleich die Lehre von der Ausprache ist bei weitem weniger zweckmäfsig, gründich und vollständig behandelt, wie in der Grammaik von *Rod*, welche in dieser, wie in mancher anern Rücksicht, musterhaft genannt werden kann. Varum folgen die Verfasser französischer Sprachehren nicht einem so tüchtigen, praktischen Vorgänger? Die Furcht, eines Plagiates bezüchtigt zu verden, hielt sie unmöglich ab, dies zu thun, indem ie sich nicht verhehlen können, dafs in der Regel hre ganze Arbeit nicht viel mehr als ein Plagiat ist. Auch in der Behandlung der einzelnen Redetheile hat Hr. *B.* nirgends einen Beweis geliefert, dafs er sich nit den Fortschritten, welche man, in Hinsicht auf Behandlung dieses Lehrzweigs, so wie auf Sprachvissenschaft selbst, der neuern Zeit verdankt, alleitig vertraut gemacht hat. Die Lehre von den Fürvörtern ist jedoch mit Umsicht und Sachkenntnifs earbeitet; das Beste aber, was das Handbuch des Hn. *Barthel* bietet, ist die Lehre von der Wortfügung S. 253 ff.), welche einfach und naturgemäfs entwikkelt ist. Die Erscheinung des *zweiten* Theils wird ıns Gelegenheit geben, die Methode des Vfs und die einzelnen Lehren mehr im Detail zu entwickeln. Der Druck ist sehr bequem.

Meissen, b. Gödsche: *Praktisches Lehr- u. Uebungsbuch zur gleichzeitigen Erlernung der Englischen und Französischen Sprache.* Eine Sammlung von Gesprächen, Anekdoten und Uebungsaufgaben, nach einer die Fortschritte des Anfängers schnell und gründlich fördernden Lehrmethode zusammengestellt und herausgegeben von Dr. ...*rius.* 1831. VI u. 149 S. 8. (20 gGr.)

Der Herausg. dieses Uebungsbuches sch... dem richtigen Grundsatze ausgegangen zu se... bei dem Sprachunterrichte lediglich die zweck... Verbindung von Theorie und Praxis den Le... zu fördern im Stande sey. Je mehr man in ... Zeit sich zu den Extremen kehrt, und bal... starren, todten Masse von Regeln, bald in ... chanischen Uebungen das Heil des Sprachun... tes zu finden glaubt; desto erfreulicher ist es ... Handbuch zu stofsen, das bestrebt ist, die ... in die Praxis einzuführen und durch diese st... der auf jene zurückzuleiten, um sie dem Gei... anzueignen. Nur auf diese Weise lernt man ... genthümlichkeit einer Sprache kennen und wi... der in ein Ganzes sich verschmelzenden Einzel... Die Methode des Hn. *S.* fordert aber einen tü... geistvollen Lehrer, der den todten Stoff zu l... den jungen Geist stets rege zu erhalten und d... mittler zwischen dem Einzelnen und Allge... der äufseren und inneren Welt, dem Körper ... Seele — denn dies ist die Theorie, der Pr... genüber — zu machen weifs. Die Ausspra... Englischen betreffend, so hätte der Herausg... gethan, alles dem mündlichen Unterrichte zu ... sen oder sorgfältiger in der Angabe des La... Worte zu verfahren. Wenige Beispiele wer... reichen, darzuthun, dafs er in dieser Hins... Schüler nicht auf den rechten Weg führt. S. ... lehrt er, die Wörter *polite*, *just*, *wise*, *f*... *dumb*, *blue* sollen wie *pollnith*, *dgöst*, *ua*... *fahfshfoll*, *dommb*, *bluh* klingen, eine Aus... die kein Engländer billigen wird. In dem D... lerverzeichnifs ist zwar die Aussprache einig... Wörter verbessert angegeben, allein einersei... die fehlerhafte Aussprache der zwei letzten ... stehen, andrerseits sollten in Büchern dieser ... ähnliche Druckfehler gar nicht finden, da jung... selten nach dem Erraten - Verzeichnisse sich u... Die Wahl der Uebungsstücke zeigt einen ... praktischen Blick und bietet in mannigfaltigen ... Ansprechendes und Belehrendes genug dar, ... Lernenden in die Umgangssprache des täglic... bens einzuführen und ihn auf die Aehnlichkei... Verschiedenheiten der Ausdrucksweise in ... Sprachen aufmerksam zu machen. Verglei... dieser Art erregen und fördern ungemein, ...

in dieser Hinsicht ist uns das Werkchen des Hn. *S.* eine willkommene Erscheinung, die gewifs zu ähnlichen, tiefer eindringenden Arbeiten Veranlassung geben wird.

München, b. Palm: *Theorie des französischen Artikels.* Von *E. J. Hauschild.* 1830. XII u. 116 S. 8. (14 gGr.)

Man klagt seit längerer Zeit in Deutschland mit Recht über das Handwerksmäfsige, Einseitige und Unzusammenhängende, welches die Mehrzahl der französischen Grammatiken charakterisirt. Die Franzosen selbst sehen allmälig ein, dafs ihrer Sprachlehre eine wissenschaftliche Behandlung Noth thue und dafs die oberflächlich zusammen gerafften und sich oft widersprechenden Notizen der Grammatiker nur geeignet sind, den Mangel eines tüchtigen Fundamentes recht sichtbar zu machen. Den Grund, warum die Versuche, diesem Uebel abzuhelfen, bisher mifslangen, mufs man darin suchen, dafs die französischen Grammatiker theils der philosophischen Bildung ermangeln, theils nur eine beschränkte Sprachenkenntnifs besitzen und in der Geschichte der Entwickelung ihrer Muttersprache wahrhaft unmündig sind. Was von der durch *Marle* gestifteten grammatischen Gesellschaft in den letzten fünf bis sechs Jahren geleistet worden, giebt leider nur einen Beleg zu dem Gesagten ab. Es ist sonach erfreulich, von andern Seiten her, wenn auch nur über einzelne Theile der Sprachlehre, gründlichen Erörterungen zu begegnen. Das vorliegende Schriftchen, so wie *Bärmann's* Monographie über das Geschlecht und die Plural-Bildung der französ. Hauptwörter, sind in dieser Hinsicht dankenswerthe Gaben. Hr. *Hauschild* hat seinen Gegenstand mit Ernst, Fleifs und Gründlichkeit allseitig beleuchtet und durch das wissenschaftliche Eingehen in die Frage über den Gebrauch des Artikels nicht nur dargethan, wie unhaltbar alle bisherigen Theorieen über diesen Vorwurf gewesen sind, sondern auch diese Lehre mit wissenschaftlichem Geist entwickelt. Einverstanden mit dem von ihm aufgestellten Princip für den Gebrauch des Artikels (dafs nämlich der Artikel *le*, *la* nur bei den Gattungsbegriffen stehen könne, dann aber immer verlange, dafs sie anderweit bestimmt werden oder bestimmt worden sind), so wie mit den daraus fliefsenden oder sich daran knüpfenden Lehren und dem methodischen Gang des Vortrags, wollen wir nur einiges Einzelne andeuten, das uns verfehlt scheint. S. 53 heifst es: „Die französ. Sprache ist mit dem Gebrauche ihrer Verneinungspartikeln durchaus nicht sparsam. Sie gebraucht in den meisten Fällen zu einer einfachen Verneinung zwei Verneinungspartikeln. Diese Verneinungspartikeln sind: *ne*, *non*, *pas*, *point*. Das zuerst genannte *ne* reicht selten im Französischen hin; man setzt vielmehr in den bei weitem häufigsten Fällen *zum Ueberflusse* noch *pas* oder *point* dazu, z. B. *je ne l'ai pas vu*; wie man wiederum *ne* allen an sich schon verneinenden (negativen) Begriffen *zum Ueberflusse* noch beifügt, z. B. *je n'ai pas d'argent*" u. s. w. Die Ansicht des Vfs von den sogenannten Verneinungspartikeln *pas*, *point*, *rien*, *jamais* etc. ist die aller französischen Grammatiker und Lexicographen, die Anfertiger des *Dictionnaire de l'Académie* nicht ausgenommen; sie verkennen sämmtlich die Natur dieser Wörter, welche ursprünglich *bejahend* sind, wie ihre Etymologie (*passus*, *punctum*, *res*, *ium magis*) hinreichend ausweist. Eben so unrichtig ist es, wenn man angiebt, sie ständen jemals zum Ueberflusse oder sie verstärkten die Verneinung, wie *Laveaux* sich ausdrückt; ihrer Natur nach *modificiren* sie blos die Verneinungspartikel, wie schon aus den einfachen Sätzen: *je ne veux pas*, *je ne veux point*, hervorgeht, und wir bedürfen oft einer Umschreibung, wenn wir die Nuancen ausdrücken wollen, welche der Franzose einem verneinenden Satze dadurch giebt, dafs er das erstere oder letztere Wörtchen wählt. — S. 109 heifst es, bei den Namen berühmter Schauspielerinnen und Sängerinnen, z. B. *la Catalani*, lasse der Sprachgebrauch den Artikel in einer vollkommen ehrenvollen Bedeutung zu. Die Art von *public characters* weiblichen Geschlechts, deren Namen man ehedem den Artikel vorsetzte, ist bekannt; man gesellte ihnen ohne weiteres, und in der Regel mit Recht, die Schauspielerinnen bei. Dies hat sich jedoch geändert und niemand von gutem Tone sagt jetzt „*la Mars*", „*la Malibran*", „*la Catalani*" etc. Wenn Hr. *H.* a. a. O. von *italienischen* Malern und Dichtern spricht, deren Namen man den Artikel vorzusetzen pflegt, so ist diese Annahme zu beschränkt, sintemal man ja auch *le Poussin* sagt und schreibt. — Möge Hr. *H.* die verdiente Aufmunterung finden, andere Lehren der französischen Grammatik in dem Geiste der von dem Artikel zu bearbeiten; er dürfte des Danks aller Freunde der Sprachkunde gewifs seyn.

Trier, b. Gall: *Französische Grammatik für Gymnasien, Divisions- und Real-Schulen*, von Dr. *P. J. Leloup.* *Zweite* Auflage. 1832. X u. 340 S. 8. (1 Rthlr.)

Im Allgemeinen müssen wir bei Anzeige dieser Grammatik auf unser früheres Urtheil in diesen Blättern (Jahrg. 1828. Nr. 250) verweisen, da der Vf. keine wesentlichen Aenderungen mit seiner Arbeit vornahm. Im Einzelnen sind wir auf viele Verbesserungen gestofsen, welche die Sorgfalt des Hn. *L.* beweisen, auf dem betretenen Wege folgerecht fortzuschreiten, so wie sie von seinem guten Willen zeugen, seinem Buche den möglichsten Grad der Vollkommenheit zu geben. Alle von uns gemachten Bemerkungen sind in dieser neuen Auflage berücksichtigt und unsere Anstände beseitigt worden, mit Ausnahme der Lehre von der Syntax des *participe passé*, welche immer noch wesentlicher Berichtigungen bedarf; auch die Lehre vom Gebrauche des Artikels dürfte

dürfte nach den in dem Werkchen des Hn. *Hauschild* niedergelegten Forschungen durchweg umzuarbeiten seyn. Der Druck dieser neuen Auflage ist bei weitem sorgfältiger als es der der früheren war.

Wien, b. Gerold: *Theoretischer und praktischer Cursus zur Erlernung der französischen Sprache* von *F. L. Rammstein. Dritter* Band. 1831. XX u. 495 S. 8. (1 Rthlr. 6 gGr.)

Der *dritte* Band des Werkes des Hn. *R.* führt uns in die Wortfügung ein und behandelt die Syntax der Substantive und Adjective. Der Gang des Buches ist ganz dem des *ersten* und *zweiten* Bandes gemäfs, und verweisen wir in dieser Hinsicht auf unsere frühern Beurtheilungen in diesen Blättern. Der Fleifs, den Hr. *R.* auf die Ausarbeitung dieses verhältnifsmäfsig wichtigeren Theils seines Werkes verwendete, verdient unsere Anerkennung, so wie wir nie ungeneigt gewesen sind, das Hervorheben des praktischen Momentes, welches das *R.*'sche Werk charakterisirt, die gute Wahl der Beispiele und den Reichthum derselben anzuerkennen. Schon die Ausführlichkeit, welche wir der Besprechung der zwei ersten Bände dieses Cursus widmeten, war ein Beweis, dafs wir dieses Werk nicht zu den alltäglichen Erscheinungen in unserm Fache zählten, und wenn wir uns da und dort starker Ausdrücke gegen einzelne Entwicklungen und Erörterungen des Hn. *R.* bedienten, so hatte dies lediglich seinen Grund darin, dafs wir echte Wissenschaftlichkeit gegen Afterphilosophie, seichte Absprecherei und Oberflächlichkeit der französischen Grammatiker, denen Hr. *R.* ein zu unbedingtes Gewicht beilegte, zu vertheidigen uns berufen und verpflichtet erachteten. Wo wir die Kraft, etwas Tüchtiges zu leisten, gewahren und sie auf Ab- und Irrwegen finden, wodurch jene gelähmt oder vernichtet wird, werden wir uns stets um so nachdrücklicher aussprechen, je anmafsender sich der Irrthum geberdet, je hartnäckiger er sich schon eingefressen hat und je ausgedehnter uns der Kreis scheint, in welchen er sich festzusetzen das Ansehen gewinnt. Ueberhaupt ist es der Vorwurf der Kritik, zu bessern; die sogenannte humane Kritik, d. h. die beliebte und bequeme breiweiche Lobhudelei erschlafft und stumpft ab. Dies unsere Antwort auf das, was Hr. *R.* in dem Anhange zu diesem Bande in Bezug auf unsere Beurtheilungen der zwei ersten Bände geäufsert hat.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Belisaire par Marmontel.* Mit grammatikalischen Erläuterungen und einem Wörterbuche. Zum Schul- u. Privat-Gebrauch. 1832. 170 S. 8. (12 gGr.)

Wohlfeile und correcte Abdrücke solcher Schriften sind stets willkommen. Die Erläuterungen sind unbedeutend und wären besser weggeblieben, da niemand, der *solcher* Erläuterungen bedarf, dergleichen Bücher mit Nutzen in die Hand nimmt. Das Wörterbuch ist ziemlich vollständig, Druck und Papier lobenswerth.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Lettres et epitres amoureuses d'Heloïse et d'Abailard précédées de leur vie.* Mit grammatischen und erläuternden Noten, Hinweisungen auf die Sprachlehren von *Frings*, *Hirzel*, *Mozin* und *Sanguin* und einem Wörterbuche. 1832. IV u. 194 S. 12. (12 gGr.)

Ein sehr eleganter und correcter Abdruck der berühmten Briefe von *Abailard* und *Heloise*, deren Biographie eine dankenswerthe Zugabe bildet. Die Anmerkungen sind mit vielem Fleifse zusammengetragen und erleichtern für minder Belesene den Gebrauch dieses anziehenden Büchleins.

GESCHICHTE.

St. Gallen, b. Wegelin u. Wartmann: *Verdienstvolle Männer der Stadt Sanct Gallen*, in Bildnissen und kurzen Lebensnachrichten. Ein Taschenbüchlein von *Joh. Jacob Bernet.* 1830. VIII u. 142 S. 12. (16 gGr.)

Nicht unpassend vergleicht das Vorwort dies Büchelchen mit jenen Silhouetten, die man, zur Zeit des gröfsten Rufes der *Lavater*'schen physiognomischen Versuche, auf Uhrenschlüsseln, Dosen und Stockknöpfen trug; doch mufs Rec. zur Steuer der Wahrheit hinzufügen, dafs er diese Vergleichung überall nur rücksichtlich der zwölf beigefügten Bilder kann gelten lassen, deren bewährte Originale S. 141 nachgewiesen sind, indem der Text selbst einen werthvollen und wahrhaft verdienstlichen Beitrag zur St. Galler Biographie liefert. Dieses unser Urtheil bezieht sich sowohl auf die gefällige und, bei aller Gedrängtheit, doch gründliche Darstellung als auf die reichhaltigen Quellen, von denen wissentlich keine unbenutzt blieb und wovon eine nicht geringe Anzahl nur handschriftlich in den Archiven oder in Privatsammlungen vorhanden ist. Anlangend die Auswahl, so leidet es wohl keinen Zweifel, dafs es dem Vf. leicht geworden wäre, eine gröfsere Anzahl von verdienstvollen Landsleuten zu schildern. Dies läfst hoffen, er werde noch einen *zweiten* Band seinem Taschenbuche beifügen. Auf dieser Fall empfehlen wir eine unparteiische Würdigung des aus St. Gallen gebürtigen *Caspar Kunz* (den die Franzosen *Cuenz* nennen) und seiner philosophischen Schriften. Dieser, namentlich in Deutschland, vielfach und noch neuerdings von *Krug* verkannte Denker fehlt in dem Taschenbüchlein des Hn. *Bernet*, das nur nachstehende verdienstvolle St. Galler biographisch schildert, als 1. *Christoph Schappeler* (*Sertorius*), Doctor der Theologie, geboren 1472, gestorben den 25sten August 1556. Ein bis zur Unruhe eif-

· und selbst anmafsender Kirchen-Reformator
Gallen und Memmingen. Von ihm ist noch
29 gedruckte theologische Schrift vorhanden. —
onymus Schurff, eigentlich *Schürpf*, geb. am
April 1480, gest. den 6ten Januar 1551. Ein
g der Hochschulen Basel, Tübingen und Wit-
;, in welcher letzten Stadt er Doctor beider
, Professor und wirklicher kurfürstlich-säch-
Appellationsrath ward. Während er diese
bekleidete, begleitete er seinen Freund Luther
ı Reichstag nach Worms 1521, und leistete
rch seine Besonnenheit im ersten Verhöre be-
ch einen wesentlichen Dienst. Nachdem er
re lang das genannte Amt inne gehabt hatte,
er eine Professur der Rechte in Frankfurt an
er und wurde, wie der Vf. sagt, „zugleich
tor der Kirchen am Saalkreise." Hier ver-
Rec. eine unrichtige Angabe, vermag indes-
diesem Augenblicke nicht, sie zu verbessern.
ı vorgerückten Alters lehnte er die Ernennung
litgliede des damaligen Reichs-Kammer-Ge-
ab. Wie er im juristischen Fache, so war
uder *Augustin Schurff* im medicinischen Schrift-
. Den Letzten, der 1546 dem Leichenbegäng-
Luthers als *Rector magnificus* in Wittenberg
nte, zählt *Haller* unter die Wiederhersteller
atomie. — 3. *Joachim von Watt* (*Vadianus*),
n 31sten December 1484, gest. den 6ten April
Einer der gröfsten Männer, deren sich die
iz rühmen darf, der Freund von Hutten, Reuch-
wingli u. A. Nachdem er Vice-Kanzler und
der kaiserlichen Universität in Wien gewe-
ft selbst vom Kaiser in den Staatsrath gezo-
orden, kehrte er 1518 als Arzt in die Vater-
urück. Die kluge, aber dennoch beharrliche
ung (ein Hauptzug seines Charakters und sei-
hriften), mit der er die Reformation beförderte,
ihm den Beinamen „Sanct Schonlich" zugezo-
Während neunmaliger Verwaltung des Bürger-
r-Amts leistete er der Vaterstadt die wichtig-
Dienste. Er war in Beziehung auf St. Gallen
in Allem. Ihm verdankt die Stadt die Refor-
, die kluge Einrichtung ihrer Regierung, ihre
thek u. s. w. Als eine Zierde der Letzten be-
et man namentlich *Vadian's* gelehrter Brief-
el in 12 handschriftlichen Foliobänden. — 4. *Jo-*
Kefsler (*Ahenarius*), geb. 1502. Hier hat der
it Recht seine Schrift: *Johann Kefsler, genannt*
rius, Bürger und Reformator zu St. Gallen.
allen 1826. 8., als Hauptquelle benutzt. —
lchior Reiner, nicht *Rheiner*, geb. 1565. We-
iner dem Hause Oesterreich geleisteten Dienste
er in den ungerischen Adelstand erhoben. Er
16 oberster Richter in Caschau. — 6. *Seba-*
stian Schobinger (*Schowinger*), geb. den 10ten April
1579, gest. den 10ten Januar 1652. Erst Leibarzt
des Kaisers Matthias II., dann Arzt der Stadt und
des Stifts St. Gallen, so wie mehrerer Klöster. Sei-
ner Vaterstadt leistete er als Gesandter, als Bürger-
meister und Bibliothekar wesentliche Dienste. —
7. *Johann Jacob Scherrer*, geb. den 5ten October 1653,
gest. am 5ten Januar 1733. Seine vielseitige gemein-
nützige Thätigkeit bethätigte er als Kirchen- und
Schullehrer, Mathematiker, Krieger und fruchtbarer
Schriftsteller. — 8. *Christoph Hochreutiner*, geb. den
22sten August 1662, gest. den 12ten November 1742.
Unter dem Namen *von Hochreuth* erhob ihn der König
von Preufsen 1729 in den Adelstand, ernannte ihn
zum Hofrathe und ertheilte ihm den Orden *de la gé-
nérosité*. In Duisburg hatte er 1682 den Grad eines
Doctors beider Rechte mittelst einer gedruckten Dis-
sertation *de servitute* erworben. Als Rathsherr und
später als Bürgermeister in St. Gallen, ein Amt, das
er neunmal bekleidete, erwarb er sich grofse Ver-
dienste um die Einrichtung der Gerichts- und Erb-
satzungen. — 9. *Jacob Wegelin*, geb. den 19ten Ju-
nius 1721, gest. in Berlin im Jahre 1791, nicht, wie
der Vf. sagt, als Professor an der Ritter-Akademie,
sondern an der damaligen adeligen Militär-Akade-
mie. Friedrich II. schätzte seine zahlreichen histo-
rischen Schriften, denen man aber einen schwerfäl-
ligen und fast immer trockenen Stil vorwirft. In den
hier unbenutzten *Souvenirs de vingt ans de séjour à
Berlin* etc. von *Thiébault* finden sich auch Nachrichten
über *Wegelin*. — 10. *Georg Joachim Zollikofer*, geb.
am 5ten August 1730, gest. als reformirter Prediger
zu Leipzig am 25sten Januar 1788 im 58sten Jahre
seines Alters. Bei der biographischen Schilderung
dieses berühmten Kanzelredners ist eine reichhaltige
Literatur benutzt worden. Der Vf. verweist insbe-
sondere auf die nicht in den Buchhandel gekommene
Schrift: *Ueber Zollikofer von St. Gallen, hochberühm-
ten Prediger in Leipzig.* Von *P. Scheitlin*, Professor.
St. Gallen 1825. 4. — 11. *Adrian Zingg*, geb. den
16ten April 1734, gest. den 16ten Mai 1816 in Dres-
den als pensionirter Professor an der dortigen königl.
Akademie der Künste. Als Zeichner und Land-
schafts-Kupferstecher hat er sich einen bleibenden
Namen erworben. — 12. *Christoph Girtanner*, geb.
am 7ten Dec. 1760, starb in Göttingen den 10ten Mai
1810. Als Schriftsteller hat er sich in mehreren Fä-
chern der Gelehrsamkeit ausgezeichnet. Man schätzt
ihn als Arzt wegen seines berühmten Werkes über
die Lustseuche, als Reisebeschreiber, als Chemiker
und als politischen Schriftsteller. Wer kennt nicht
seine *dreizehn* Bände historischer Betrachtungen über
die französische Revolution! Er war herzogl. Sach-
sen-Coburgischer geheimer Hofrath.

MONATSREGISTER

vom

JANUAR 1833.

I.

Verzeichnifs der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweite die Seite an. Der Beisatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

K.

Stu-

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 62.)

II.

Verzeichniſs der im Intelligenzblatte enthaltenen literarischen und artistischen Nachrichten und Anzeigen.

A. Nachrichten.

Universitäten, Akad., u. and. gel. Anstalten.

Vermischte Nachrichten.

B. Anzeigen.

Ankünd. von Autoren.

Ankündigungen von Buch- und Kunsthändlern.

Vermischte Anzeigen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1833.

ÄSTHETIK.

Berlin, b. Reimer: *Die Verslehre der Isländer* von *Erasm. Christ. Rask.* Verdeutscht von *Gottl. Christ. Friedr. Mohnike.* 1830. 85 S. 8. (10 gGr.)

Die Beschäftigung mit den älteren Skandinavischen Dichtungen, die lange vergessen und selbst nicht ohne eine verächtliche Verachtung von Manchen waren betrachtet worden, die dennoch aber ihren Werth behielten und endlich auch ihn anerkannt sahen, erregte nothwendig auch Trieb und Lust, die Gesetze der ältern Skandinavischen Dichtkunst zu entdecken. Das leicht in die Augen Fallende, das leicht durch das Gehör Vernehmbare ward sehr bald erkannt; die versteckteren, feineren Verhältnisse aber, deren auch diese Dichtkunst viele und verschiedene hat, blieben längere Zeit ein Geheimnifs. Die Hauptursache liegt wohl darin, dafs der zweite Theil der sogenannten *Snorra-Edda*, die *Skalda*, erst 1818 von *Rask* in seiner vollständigen Ausgabe der *Snorra-Edda* (*Snorra-Edda asamt Skaldu og tharmed fylgjandi Ritgjördum*, *Stockholmi*) an das Licht gefördert ward, theils aber auch gewifs darin, dafs das oft sehr schwierige Verständnifs der uns erhaltenen Dichtungen die Aufmerksamkeit der Forscher von der Form ab und zu dem Sinne hinzog. Das erste Werk von Wichtigkeit in dieser Hinsicht ist die 1786 erschienene Schrift von *John Olafsen*: „*Om Nordens gamle Digtekonst, dens Grundregler, Versarter, Sprog og Foredrägsmade.*" Sie beruht auf handschriftlichen Forschungen, und verfolgt, meist mit vielem Glücke, die poetische Technik der alten Skandinavier bis in ihre kleinsten Theile. Alle früheren Schriften über diesen Gegenstand, meist nur einzelne Bemerkungen, wie von *Worm*, *Resen*, *Uno von Troil* u. A. sind einseitig und unvollkommen.

Wenn nun aber auch für die einzelne Skandinavische Dichtkunst Alles oder doch sehr Vieles in dieser Hinsicht gethan scheint, so ist diefs doch keinesweges der Fall mit der allitterirenden Dichtkunst der andern germanischen Stämme, der Altsachsen, Frisen, Franken. Nur über die Dichtkunst der Angelsachsen erhielten wir, und auch diefs wieder durch *Rask*'s unermüdlichen Fleifs, nähere Aufschlüsse. Die allitterirende Dichtkunst der hochdeutschen Stämme, der Bayern, Alemannen, kann, *wenigstens vor der Hand noch nicht*, in nähere Untersuchung genommen werden.

Rec. ist überzeugt, dafs die Allitteration nicht allein bei allen germanischen Stämmen einst das erste Erfodernifs dichterischer Form war; sämmtliche europäische Völker, wenigstens die nordeuropäischen, kannten und brauchten sie. Rec. will daher, bevor er das oben angezeigte Buch besonders beurtheilt, über die allitterirende Dichtkunst im Allgemeinen sprechen; denn nur wenn man das Ganze im Geiste umfafst, mag man das Einzelne genügend beurtheilen. Er wird diejenigen Völker nennen, in deren Gedichten Allitteration vorkommt; und indem er die abweichende Allitteration der verschiedenen Völker bespricht, werden die allgemeinen Gesetze derselben klar werden.

Da nun einmal all unsere Kultur aus dem Morgenlande ursprünglich herstammt, da die Dichtungsart mehrerer, gewöhnlich einst als barbarisch bezeichneter, Völker Europa's mit den Dichtungsarten der Orientalen vieles gemeinsam hat, so fragen wir zuerst billig noch, ob morgenländische Sprachen die kunstgerechte Allitteration kennen und in Gedichten brauchen. Im Hebräischen wollen Manche Spuren gemerkt haben, Andere leugnen sie. Hieraus scheint zu folgen, dafs entweder die Allitteration, wo sie sich findet, zufällig ist, oder dafs ihr andere Gesetze, als wir anerkennen, vielleicht den Irischen Allitterationsgesetzen ähnliche, zu Grunde liegen. Es wäre wünschenswerth, dafs tüchtige Orientalisten auch darauf achteten. Die Bewohner des Taurischen Chersones, Nachbarn des Orientes, von Busbeck für — Gothen gehalten, auf einige Wörter hin, die deutschen gleichen, brauchten noch im 17ten Jahrh. die Allitteration in ihren Liedern, und zwar so, wie sie die Finnen brauchen. Wenigstens zeigt der Anfang eines Liedes dieser Leute, welchen Busbeck mittheilt, solche Allitteration. Er steht Braga u. Hermode I. 1. p. 130 und lautet:

> Wara wara ingdolou
> Seu te gira Galizu
> Hömisclep Dorbiza ea.

Hier allitterirt *w — w*; *g — g*; *ö — o* (wenn *D* etwa *Praefix*) oder *ö — ea*. Den trochäischen Fall hat dieser Anfang gleichfalls mit den finnischen Liedern gemein. Die alten abendländischen Völker, Griechen und Römer kannten die Allitteration und ihre Wirkung; allein sie brauchen sie gleichsam nur zum Spiel, nicht aber systematisch, d. h. sie macht keinen integrirenden Theil ihrer Dichtkunst aus. Allitterirende Stellen aus Homer hat Gräter gesammelt, und die bekannte Stelle aus des Euripides Hecuba:

> Ου τους κρατουντας χρη κρατειν ἁ μη χρεον,
> Ουτ ευτυχοντας εν δοκειν πραξειν αει.

ist gewifs nicht zufällig, sondern absichtlich. Ueber

Ueber die Allitteration der Römer findet sich ein ausführlicher, aber nach des Rec. Meinung etwas zu weit gehender Aufsatz von Dr. *Neve* im Rhein. Mus. III. Jahrg. 3s Heft. Hierüber schweigt demnach Rec., so wie auch über die latein. Gedichte mit systematischer Allitteration, welche germanische Verfasser haben, z. B. den Alkuin u. A.

Wendet sich Rec. zu den andern europäischen Völkern, so findet er allitterirende Dichtkunst bei den Kelten, Germanen, Finnen und Slawen. Die drei ersten haben die Allitteration kunstgerecht, aber auch sehr verschieden von einander ausgebildet. Der letztere Volksstamm hat zu wenig aus der Fluth der Zeit gerettet; nur das läfst aus den Trümmern sich erkennen, dafs er die Allitteration kannte und anwandte. Ob aber nach germanischer Weise, ob nach Art der Finnen oder Kelten, oder nur wie die Römer, das mufs eine genauere Erforschung der übrig gebliebenen alten Lieder und sodann der altslawischen Gesetze ergeben.

Betrachten wir zuvörderst unter den keltischen Stämmen die Iren, so erkennen wir, dafs diese ihre allitterirende Verskunst eben so fein, wo nicht feiner, jedoch auf andere Art ausgebildet haben, als die Skandinavier, welche unter den Germanen in dieser Kunst es am weitesten brachten. Folgende Stücke sind ein kurzer Auszug aus der sehr umfassenden Verskunst der Iren von *Vallancey*, beigegeben seiner „*Grammar of the Iberno-Celtic, or Irish language*, Dublin 1773." Das Buch ist in Deutschland eines der seltneren und ungekannteren. und so glaubt Rec. durch die hier mitzutheilenden Hauptstücke der irischen Metrik und Verskunst denen einen Gefallen zu erweisen, die sich mit der Metrik überhaupt, und mit der allitterirenden Verskunst insbesondere beschäftigen.

Es giebt drei Hauptarten irischer Gedichte, welche, wiewohl nicht ganz, den drei skandinavischen Hauptarten entsprechen. Sie heifsen *Rann direach*, *Bruilingtheacht* und *Oglachas*. Von *Rann direach* giebt es fünf Unterarten, als *Deibhide*, *Séadna*, *Rannuigheacht mhór*, *Rannuigheacht bheag* und *Casbhairn*. Diefs sind die edlern Dichtungsarten. *Bruilingtheacht* und *Oglachas* sind die beiden Hauptarten der Volksdichtung. Auch hier giebt es Unterarten, als *Droighneacht*, *Casbairn ceantrom*, *Seudna mhór*, *Seudna mheadhonach*, *Rionnárd* oder *Trionnárd*, *Dánárd*, *Ciothrionnárd*; *Abhrán Ceathramha*; *Búrdún*, und endlich *Cavineadh* oder *Tuireadh*, die Weisen der Bänkelsänger.*)

In ihnen allen besteht die Strophe aus zwei Hemistichien, oder aus vier Quartans (*Fiórdhúngar* im Skandinav.). Alle diese Arten erfodern Allitteration, Assonanz. Manche, verschiedene Arten von Assonanz und Reime. Das erste Hemistichium heifst *Séoladh* (im Skand. *vísu helmíngr* I.), das andre *Cómhad* (*Vísu helmíngr* II.), d. h. Anführung — Schlufs. Jede Strophe bildet ein Ganzes auch dem Sinne nach, und ist von einer andern unabhängig. Auch ein halbes Hemistichium kann dem Sinne nach in sich abgeschlossen seyn; wenn aber zwei halbe Hemistichien ein Ganzes dem Sinne nach bilden, so zieht man vor, den Satz mit der zweiten Hälfte des ersten Hemistichiums (*Cómhad*) zu beginnen. Die Zahl der Sylben in jedem Hemistichium der edlern Dichtungsarten ist sieben, ohne Rücksicht auf Elision; nur in *Séadna* hat die erste Hälfte jedes Hemistichiums acht Sylben. Mehr oder weniger — fünf bis zwölf — Sylben haben die Volksdichtungsarten. Die Elision ist in Hinsicht des Ortes und der Art gewissen Gesetzen unterworfen. Zwei lange Vocale z. B., so auf einander folgen, dulden niemals Elision. Was den Ort betrifft, so findet die Elision nur in der Correspondenz (erste Art der Assonanz) statt.

Die Allitteration (*uaim*) verlangt in *Rann direach* in jedem Viertel zwei Wörter, welche mit denselben Vocalen, oder auch mit verschiedenen, oder mit denselben Consonanten, oder doch solchen, die gleiche Geltung haben und in *eine* Klasse gehören, anfangen. Man theilt die Allitteration ein in eigentliche und uneigentliche. Erstere fällt stets auf das letzte Wort der Viertel der Strophen. Suffigirte Partikeln bilden weder, noch hindern die Allitteration. Die Gesetze der Allitteration bei den Iren sind demnach minder beschränkend als die bei den germanischen Stämmen. Es allitterirt z. B. *ph* und *f*. — *fh* wird, gleich dem *h* in germanischen Sprachen zuweilen nicht geachtet; der folgende Buchstabe, gleichviel ob Vocal, ob Consonant, allitterirt. Die irischen Consonanten werden in fünf Klassen eingetheilt; die jeder Klasse allitteriren mit einander. I. Kl. *c. p. t.* — 2. Kl. *b. d. g.* — 3. Kl. *ch. th. f. ph.* — 4. Kl. *nn. ll. rr. m. ng.* — 5. Kl. *dh. gh. bh. l. n. r.* —

S wird „*aimrid*" genannt, d. h. dürr; die Barden aber nennen ihn die „Königin" der „Consonanten." *S* gehört zu keiner der fünf Klassen, und allitterirt nur mit sich selbst. *S* mit andern Conson. verlangt zur Allitteration genau dieselbe Verbindung. *st* und *sb* allitteriren nicht. Wenn *s* die *muta auxiliaris* „*t*" vorgesetzt erhält, welches geschieht, wenn der Artikel *an*, der, unmittelbar vorhergeht, so wird zur Allitteration ein gleiches *ts* verlangt.

Die Assonanz, welche in Correspondenz, Termination, Union zerfällt, und der Reim (*chief*) sind gleich-

*) Diese Benennungen sind theils von dem Inhalte der Lieder, theils von der Art ihres Versmaafses, oder ihrer Weisen hergenommen. *Vallancey* hat die Bedeutungen dieser Namen nicht beigefügt. Sie sind *Rann direach*, erhabenes Lied; *Bruilingtheacht*, rauschendes Lied; *Oglachas*, Trauerlied; *Deibhide*, feuriges Lied; *Séadna*, Kriegerlied; *Rannuigheacht mhór* und *R. bheag*, grofses und kleines gegliedertes Lied; *Casbhairn*, Spruch des Hasses (oder des Wunsches); *Droighneacht*, das stachlichte (schwierige) Lied, weil es schwer zu bilden; *Casbhairn ceantrom*, das hochhäuptige (wegen der Länge seiner Reimwörter so genannte) Wunschlied; *Seudna mhór*, grofses Lied (*seudna modulatio*); *Rionnard*, hohe Weise (Bergweise); *Trionnárd*, Streitlied: *Dánárd*, kühne Weise; *Chiothrionnárd*, Volksstreitlied; *Abhrán*, Gassenlied; *Ceathramha*, geviertheiltes Lied; *Búrdún*, Scherzlied; *Cavineadh*, Klagelied; *Tuireadh*, unzüchtiges Lied.

gleichwichtige Bestandtheile irischer Gedichte. Doch nicht alle Arten verlangen Alles. Die Correspondenz (*Cómhairda*) besteht wieder aus zwei Arten, der Vollkommenen (*flán*) und der Unvollkommenen (*brisde*). Die Vollkommene erheischt 1) Uebereinstimmung zweier Wörter in Anzahl der Sylben und in der Gleichheit und Quantität der Vocale; 2) Endconsonanten derselben Klasse. Die Unvollkommene entbehrt Nr. 2.

Die Termination scheidet sich gleichfalls in zwei Arten, die *terminatio maior* (*ardrinn*, Doppelreim) und die *terminatio minor* (*rinn*, Reim). Die Termination entsteht, wenn eines der beiden in Correspondenz vereinigten Wörter eine Sylbe mehr hat, als das andre, so dafs die erste Sylbe zur Correspondenz nicht gerechnet wird. Die *terminatio maior* hat ihren Ort stets am Ende jedes Hemistichiums, die *terminatio minor* ihre Stelle am Ende jedes ersten Viertels der Hemistichien. Erstere besteht aus zwei, letztere aus einer Sylbe.

Die Union (*uaithme*) ist gleich mit der Correspondenz, nur dafs dieselben Vocale nicht in jeder Stelle gefodert werden. In vielsylbigen Wörtern müssen die bindenden Vocale entweder beide kurz oder beide lang seyn. Stimmen beide Wörter in allen Sylben überein, d. h. bilden sie vollkommene Correspondenz, so gilt der Vers für besser.

Chief (*ceann*) ist unser stumpfer Reim. Er steht am Ende jedes Hemistichiums. Soviel über die irische Dichtkunst im Allgemeinen. Nicht alle Arten haben jedoch alle hier aufgezählten Stücke: Alle aber wenigstens Allitteration und Assonanz dieser oder jener Art. Zur deutlichern Erkenntnifs mögen folgende zwei Strophen dienen:

I. For *th*uait Herenn bai *th*emhel,
Tuata *a*dhorta *I*dhla;
Ni *chr*aitsed in *fh*irdeacht
Inna *Thr*inoite *f*ire.

II. Ni *mh*olabh ga tti ar *mo*-thol,
Geagha au *ch*neis, no an *ch*neas leabhor,
Niamh*chr*oinn is neamb*ch*umhga dfhiodh,
*Dfh*ialchoill *gh*ealchumhra *g*aodhiol. *)

In der erstern Strophe allitteriren *thuait — themhel*, *adhorta — idhla*; *chraitsed — fhirdeacht*; *Thrinoite — fire*. Die Correspondenz bilden *Herenn — themhel* u. s. w. die Termination *Idhla — fire*. In der zweiten Strophe allitteriren *mhol. — moth*; *chneis — chneas*; *chroinn — chumhga*; *Dfhial - gaodh*. In Correspondenz stehen: *mholabh — mothol*, *Geagha — leabhor* u. s. w.

Nicht minder herrschte in der Dichtkunst der alten Cambro-Britannier die Allitteration neben dem Reime. Das wallisische Lied von *Tristan* zeigt sie noch häufig genug. Andre Lieder zeigen sie vollkommen, z. B.

*Gl*ew oddef gloes; lêf a *gl*âs Uain
Ar *gl*ûn, a *gl*awir ym mrydain., d. h.

der Starke schone die Ohnmacht; Stimme und leuchtendes Schwert über die Schaar, und du bändigest den Beherzten.

*Gw*resog iawn yw i gâr ysgwâr
Gwely *m*awr *m*ewn glô *m*arwâr.
*Ed*ward, pan ddaeth i *a*dwedd
Drwy y *m*ôr, i dir y *m*edd., d. h.

strenges Recht liebt vierseitiges grofses Bett über glühenden Kohlen. Edward, wann er kommt zurück über das Meer, quäle mich, den er (gefangen) hält. Die Allitteration ist überall sichtbar.

Auch Ossian's Gedichte zeigen Allitteration und häufig sogar reine Reime. Beides ist bisher von allen Uebersetzern nicht gehörig beachtet worden. Die Allitteration hat mit der irischen gleiche Gesetze, z. B. der Anfang von *Cath Loduinn*:

*Ch*aoin aiteil, gun t'fhaicinn a *ch*aoidh,
*L*ùbadh cluaran mu *L*ora nan sian;
Thu air astar an *c*aolghleann na *g*aoith,
C'uime *th*reig thu mo *ch*luasa co dian. u. s. w., d. h.

süfses Lüftchen, nicht erblicklich jemals, beugend Disteln um Lora der Nebel; du auf der Fahrt in der Thalschlucht des Windes, warum liefsest du meine Ohren so früh. — Die Staben der Allitteration sind Zeile 1. *ch — ch*; 2. *L — L*; 3. *c — g* (*c*); 4. *th — ch* (beide lauten *h*). — Die Correspondenz bilden *Chaoin — chaoid*; *'Lora*, *cluaran* stehen in Union; *caolgh* und *gaoith* in Correspondenz. Endlich sind beide Halbstrophen durch die *Terminatio maior* verbunden.

Blicken wir nun von den keltischen Stämmen ab nach den Germanen hin, so können wir die ältere Dichtkunst, nach gröfserer oder kleinerer Künstlichkeit, wie nach der Verschiedenheit der Mundarten selbst in drei Hauptarten eintheilen, die skandinavische, die angelsächsische, die deutsche. Rec. beginnt mit der einfachsten, der deutschen, weil das Einfachere sicher hier auch das Aeltere ist. Die ältere deutsche Dichtkunst braucht entweder nur die Allitteration, oder nur den Reim; von der letztern Art ist hier nicht die Rede. Die allitterirenden Dichtungen der Deutschen haben keine Abtheilung in Strophen, wie die keltischen und die meisten altnordischen. Der Hauptstabe wird in ihr meist von zwei Nebenstaben begleitet; nur kurze Verse begnügen sich mit einem Nebenstaben. Die Gesetze der Allitteration sind dieselben in allen germanischen Sprachen; sie werden bei der Darstellung der altnordischen (isländischen) Dichtkunst angegeben und besprochen werden. Einstweilen nur ein Beispiel aus dem Heliand (Cap. V.):

Thô uuardh fan *R*ûmuburg
*R*îkeas mannes
Obar *a*lla thesa *i*rminthiod
*O*ctavianes

Ban

*) Erstere Strophe ist genommen aus dem Lobliede des Bischof St. Fiecus auf den St. Patricius geschrieben gegen 434. zu Deutsch: „Ueber die Völker Erin's waren Finsternisse, die Völker welche verehrten Götzen. Nicht glaubten sie an die wahre Gottheit der wahren Dreieinigkeit." — Die zweite aus einem Lehrgedichte von Tadhg Mac Daire, gegen 1048. zu Deutsch: „Wenn nicht du gehest im Wege des Ruhmes, wenig fügt es zu deinem Werthe, ob du seiest lieblich wie die schöne Linde, oder stolz wie die Hochtanne der Wälder."

*B*an endi *b*odscepi
Obar thea is *b*rêdon giuuald
*C*uman fan them *K*êsure
*C*uningo gihuilicon
*H*êmsitteandiun,
Sô uuido sô is *h*eritogon
Obar al that *l*andscepi
*L*iudi giuueldun — d. h.

da kam von Romaburg, des mächtigen Mannes Octavianes Bann und Botschaft über all diese Welt, über sein grosses Reich. Von dem Kaiser (kam die Botschaft) jedem daheimsitzenden Könige, so weit seine Herzöge (Könige) über all die Landschaft das Volk beherrschten. — Die allitterirenden Buchstaben sind cursiv gedruckt.

Der frisische Stamm besitzt zwar keine Dichtungen aus so hoher Zeit; dennoch aber beweisen seine Gesetze, dafs auch bei ihm die Allitteration gebräuchlich war. Da nämlich alle Gesetze der germanischen Stämme eine lange Zeit nur im Gedächtnisse aufbewahrt und mündlich fortgepflanzt wurden, so war es nöthig, ihnen, um sie leichter zu behalten, dichterische Form zu geben. So lassen sich denn auch eine grofse Anzahl frisischer Gesetze leicht in die alte Form zurückführen. Einige Beispiele mögen diefs beurkunden. Die ( ) bezeichnen Ergänzungen bei der spätern Niederschreibung; die [ ] Wörter, so früher Platz gehabt haben dürften.

1) That is *d*e frisesk riucht,
That thar ne *d*ôh
Nên hûsmon nêne *h*irifona (an tobindande),
And [*l*idie] an *e*ên ôr *l*and (to tiande)
Mith *h*âvedlâsa *h*iri u. s. w. — (Wicht Ostfris. Landr. p. 49) d. h.

das ist auch frisisch Recht, dafs da nicht habe ein Hausmann eine Heerfahne, und gehe in ein andres Land mit führerlosem Heere.

2) Wo von dem Lutterlohn die Rede ist; wann und wofür ihn der Sohn der Mutter zu geben hat; wann sie ihn bewahrt hat:

Fan fîf *s*ekun:
Fan *s*wînes tusch,
Fan *h*ona etsla,
Fan *h*undes bite,
Fan *h*incstes hoef,
Ende fan renderes *h*orne. (p. 461.), d. h.

von (vor) fünf Dingen, vor Schweines Zahn, vor Hahnes Sporn, vor Hundes Bifs, vor Hengstes Huf, und vor der Rinder Horn.

3) Wo von den fünf Wenden (Ausnahmen) die Rede ist.

Tha Fresa thingadon wither thene king Kerl, that hia môsten alle seke mith withon fon wisa; thâ nam hi of fif wenda:

Sa hwer sa ma ênes *d*omliachtes *d*eis
And bi *s*kînandre *s*unna
Twêne *h*irifona upriucht, and twâ *h*irifolc
Mith of- *l*edene gadur *l*ât,
Sâ hwet sa ma thar an *d*olgen
Fiucht, sa an *d*âddolgen,
Thet hit *a*lla *a*echta sê.

Sa hwer sa ma *w*if nêdgie
And hiri *w*êpenrôft
*F*olgie *f*olc, and thi *f*rana,
And *h*iu *h*ôred werthe,
Sâ is thet *a*l *a*echte êrost,
There *w*ive hiri *w*itbirjeld
Tha liodon thene *f*redo,
And tha *f*rana sine bon u. s. w. (p. 176.), d. h.

die Frisen dingeten wider den König Karl, dafs sie möchten alle Streitsachen mit Zeugen von sich thun. Da nahm er aus fünf Wenden: Wenn einer am lichten Tage und bei scheinender Sonne zwei Heerfahnen aufrichtet, und zwei Heerschaaren durch Aufgebot zusammenführt, was da an Wunden, oder an Todwunden erfochten wird, dafs das alles klagbar sey.

Wenn einer ein Weib nöthet, und ihrem Hülferuf folge Volk und der Frone, und sie gehöret wird, so ist das alles klagbar, erst dem Weibe ihre Bufse, dem Volk der Friede, und dem Fronen sein Bann.

Einen unableugbaren Beweis von der einst dichterischen Abfassung der frisischen Gesetze beut folgendes Stück eines Liedes, welches die Bedingungen nennt, unter welchen die Frisen genöthigt waren, dem Kaiser Heerfolge zu leisten. Man betrachtet die ganze Sache übrigens als ersonnen, und wohl nicht mit Unrecht, da die republikanischen Frisen auf alle Weise sich vom Kaiser unabhängig zu erhalten suchten. Die Frisen müssen Heerfolge leisten:

Allererst: om dat *h*eilige land,
Jef hit stô an *H*.idena *h*and.
ên ôr: om dat *r*ômesche land,
Jef hit wolde fan der *r*echtera (al. Christene) hand.
Dat dredde: om dat *h*ûs bi Rîne,
dat *h*ôrt tô da gôde Martine,
Dat *f*iarde: om hiara ain *f*ridome.
Nellen hia dan dise herefard *f*rome
Mit *h*im naet bistân,
Sô wil hi se fan *h*iara fridom quid duan. (Wicht p. 120.), d. h.

zuerst, wenn das heil. Land in der Heiden Hand steht; zweitens, wenn das römische Reich von der rechten Hand wollte; drittens, für das Haus am Rhein, dem h. Martin gewidmet; viertens, für ihre eigene Freiheit; wollten sie diese fromme Heerfahrd mit ihm nicht bestehn, so will er sie ihrer Freiheit ledig thun. Diese Gesetze sollen den Frisen von dem Kaiser Rudolf gegeben worden seyn. Besonders merkwürdig ist der vierte Punkt, mag auch das Ganze erdichtet seyn.

In fränkischer Sprache haben wir das allitterirende Gedicht von Hiltibrant und Hadubrant; die Art und Weise stimmt mit dem Heliand überein. Ein althochdeutsches Gedicht mit Allitteration ist vor Kurzem entdeckt worden. Hoffentlich steht seine Bekanntmachung bald zu erwarten.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1833.

ÄSTHETIK.

Berlin, b. Reimer: *Die Verslehre der Isländer* von *Erasm. Christ. Rask.* Verdeutscht von *Gottl. Christ. Friedr. Mohnike* u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr. 20.*)

Die angelsächsische Dichtkunst steht ihrer Künstlichkeit nach ziemlich zwischen der deutschen und skandinavischen mitten inne. Allitteration ist auch hier die Hauptsache, und sie beruht auch hier auf denselben Gesetzen, wie die beiden genannten. Darin aber weicht sie von der skandinavischen ab, und stimmt mit der deutschen, dafs nicht die durch den Anreim verbundenen Zeilen dem Sinne nach ein Ganzes bilden; vielmehr sind Allitteration und Sinn gleichsam in beständigem Streite mit einander. Für das einige Fornyrdhalag, die Versart erzählender Gedichte bei den Skandinaviern, haben die Angelsachsen zwei verschiedene Weisen, eine in Hinsicht der Sylbenzahl kürzere, und eine längere. Bei beiden besteht der Vers aus zwei gleichen Hälften. Diese Abtheilung der Verse in je zwei gleiche Hälften hat zwar die Otfridt'sche Langzeile, die Langzeile des Nibelungenliedes, wie die Langzeile einiger alten lateinischen Heldenlieder der Franken gegen sich, für sich aber die längere Weise selbst, so angelsächsische Gedichte zuweilen haben, und welche, wenn beide Hälften an einander geschlossen würden, einen Vers von acht oder mehr langen, und acht bis zwölf kurzen (oder betonten und unbetonten) Sylben gäbe. Ferner hat diese Absetzung des Verses in zwei gleiche Hälften dieselbe Erscheinung in irischen Gedichten für sich; drittens endlich den schon erwähnten Streit zwischen Sinn und Anreim. Nimmt man die Langzeile, den vollständigen Vers, als Norm an, so wird, selbst ein ganz neuer Satz, nicht selten mitten im Verse beginnen, was doch wohl nicht gut denkbar ist.

Jeder Halbvers der kürzern Weise besteht aus zwei langen (betonten) Sylben, und aus zwei bis vier kurzen (tonlosen), oder aus zwei Hebungen mit bald trochäischem, bald dactylischem Falle. Der Halbvers der längern Weise hat drei bis vier betonte Sylben, und eine dem angemessene Anzahl unbetonter.

Linienreim, oder Endreim, findet in längeren erzählenden Gedichten nicht Statt. Auch hier war wohl der Reim früher ausschliefsliches Eigenthum des Volksliedes. Die in dem Gedichte über Eadgar (*Saxon Chronicle*, Ao 975) in der zweiten Hälfte befindlichen Endreime scheinen mehr zufällig als absichtlich, da die früheren Zeilen keine zeigen. Das bei *Conybeare* (*Archaeolog.* XVII, 195) stehende Gedicht, eine Beschreibung des Eilandes, welches der Vogel Phönix bewohnen soll, hat Endreime, aber auch ganz den Ton eines Volksliedes. Das „*riming poem*" bei demselben hat Endreime und Mittelreime; allein die Ueberkünstlichkeit erinnert an spätere Zeit, und an *Haki kraki*.

Spätere angelsächsische Gedichte mit durchgeführtem Endreime haben oft dafür getrübte Allitteration, und mittelenglische Gedichte beobachten sie nur dann, wann sie sich gleichsam von selbst giebt; z. B. des Thomas von Erceldoune *Sir Tristrem*. Schliefslich mufs noch erwähnt werden, dafs die Angelsachsen auch Lieder mit Kehrreim (einer Art von *Refrain*) haben. Das angelsächs. Gedicht vom Wêland (bei *Conybeare* S. 240) ist ein solches. Nach jedem Satze, bevor der Dichter weiter geht, kommen die Worte: *Thäs ofer eode, thisses swa mäg*: Es ging vorüber, dieses kann auch so (vorübergehen).

An die angelsächsische Dichtkunst schliefst sich die altnordische an; denn wie die Dichtungen der Skandinavier die aller andern germanischen Völker an innerm Werthe übertreffen, so übertrifft auch die Form der skandinav. Dichtungen die der Dichtungen der andern Stämme an Künstlichkeit und Vollendung. Als Haupterfodernisse der skandinav. Dichtkunst giebt Hr. *Rask* im *ersten* Capitel an: „1) eine bestimmte Anzahl langer Sylben, 2) Allitteration, 3) strophische Form." Rec. hält für richtiger, anstatt „lange Sylben": betonte Sylben, denn nicht gerade zwei lange Sylben verlangt jede Verszeile, sondern zwei betonte. Es können sogar etymologisch kurze Sylben in der Hebung, und etymologisch lange in der Senkung stehen. Das Nähere unten bei dem betreffenden §. Assonanz und Endreim ist als Haupterfodernifs nicht angegeben, weil beides nur in gewissen Dichtungsarten verlangt wird. Die Allitteration besteht in der altnordischen so wie in allen germanischen Sprachen darin: „dafs in den zwei zusammengehörenden Zeilen drei Wörter vorkommen, welche mit demselben Buchstaben anfangen, von welchen drei Wörtern sich zwei in der ersten und das dritte in der zweiten Zeile finden müssen. Diese übereinstimmenden Anfangsbuchstaben heifsen Reimstäbe (*ljodh stafir*), der dritte, welcher seinen Platz im Anfange der zweiten Zeile hat, heifst der Hauptstabe (*höfud stafr*), weil er als der herrschende angesehen wird, der die beiden in der vorhergehenden Zeile befindlichen, die Nebenstaben (*studlar*), bestimmt. Alle Reimstaben müssen sich in betonten Syl-

Sylben finden, und es dürfen nicht mehrere Wörter in den beiden Zeilen mit denselben Buchstaben anfangen, wenigstens keine Hauptwörter, weil die Wirkung der Allitteration dadurch geschwächt oder gar aufgehoben würde." Zur Anschaulichmachung dient folgendes Beispiel:

*F*ar-vel *f*agnadhar
*F*old og heilla!

Fahre wohl der Freude
Gefild und der Wonnen.

„Ist der Hauptstabe zusammengesetzt (*sk*, *st*, *sp*), so müssen auch dieses die Nebenstaben seyn, und ein blofses *s*, oder ein *s* mit einem andern Conson. als Nebenstabe, würde als Fehler gelten; jedoch wird dieses mit *bl*, *br*, *gl*, *gr*, *fl*, *fr* u. s. w. nicht so genau genommen. Schöner ist der Vers aber allemal, wenn alle drei Nebenstaben vollkommen übereinstimmen. Sind die Verse sehr kurz im Fornyrdhalag, so findet sich auch oft nur ein Nebenstabe in der ersten Zeile."

Bei der Vocal-Allitteration gilt das gerade entgegengesetzte. Alle drei Vocale müssen wo möglich verschiedene seyn. *j* und *v* gelten in der alten Sprache gleich *i* und *u*. Zuweilen findet man auch *h* vor einem der Nebenstaben.

Diese Gesetze der Allitteration, welche in allen germanischen Sprachen Geltung haben, sind beschränkender als die der irischen Sprache, welche wir oben anführten. Sicher galten auch sie früher in dieser, aber die sich nach und nach entwickelnde anderweitige Künstlichkeit der irischen Dichtkunst mag jene weniger strengen Gesetze in Hinsicht der Allitteration in Aufnahme gebracht haben. Aeltere Gedichte zeigen in der That eine strengere Allitteration, dafür aber auch weniger die den späteren eigene Künstlichkeit.

Noch kommt bei dem Fornyrdhalag die *Málfylling*, Satzfüllung, in Betracht; so nennt man nämlich diejenigen tonlosen Wörter, welche sich zuweilen vor dem Hauptstaben finden, und welche nicht mit zum Versmaafse gerechnet werden, wie z. B. in folgendem Beispiele:

Um *á*rstidh milda,
Thegar *ó*fanfallnir
Regnskúrir *l*áta
I önd öll gróa u. s. w.

Hr. *M*. übersetzt:

Im milden Lenze
Wann lauer Regen
Lässet grünen
Des Grases Fülle u. s. w.

wo Thegar *málfylling* ist.

Der *zweite* Paragraph handelt von der Quantität der Wörter. Hiebei bemerkt Rec., dafs „lang und betont" fälschlich als gleich angenommen wird. So wird z. B. *fyrirgefa* als ein doppelter Trochäus betrachtet, da das Wort doch etymologisch aus vier kurzen Sylben besteht, wovon jedoch *y* und *e* betont sind; *ófund* als Spondeus, da es etymologisch ein Jambus ist; ja es fragt sich noch, ob *ó* den Hauptton hatte. Von den als Trochäen angegebenen Endungen -*ari*, *ugr*, *ligr* (= *ugör*, *ligör*), *adhi*, *adhr* (*adhör*), *andhi* ist etymologisch nur *andhi* (*ex positione*) lang. Streng genommen aber ist überall hier der erste Vocal nur tieftonig. Denn obwohl die neuere Sprache diese Vocale als lang betrachtet, in den skandinavischen sowohl als in den deutschen Sprachen, so ist doch von den ältern Mundarten ein Gleiches nicht anzunehmen. Zum Beweise kann das neudeutsche *lebendig* im Verhältnisse zu *leben* dienen.

Im *dritten* Paragraph wird die Assonanz (*hending*) der altnordischen Gedichte abgehandelt. Hr. *R*. benennt die eine Art derselben, die ganze Assonanz, „Consonanz", so dafs der Name Assonanz für jene Art bleiben kann, welche gewöhnlich „halbe Assonanz" genannt wird. Der altnordische Name für die beiden Arten der Assonanz ist „*Adhalhending* und *Skóthending* (richtiger wohl *Skothending*) oder *Snidhending*. Nur Wurzeln, nicht aber Flexionsendungen können in der altnordischen Sprache assoniren, und die Endungen kommen bei der Assonanz nicht in Betracht. So bilden z. B. die Wörter *sum-ir* (einige): *gumar* (Männer); *merk-i* (Zeichen): *sterka* (das Starke) richtige Consonanz, und die Wörter *stirdh-um* (den steifen, *dat. plur.*): *nordh-an* (von Norden), *hæfir* (*decet*): *rjufa* (*frangere*) richtige Assonanz, oder, mit altnordischer Bezeichnung, erstere Wörter bilden *Adhalhending*, letztere *Skothending*. Auch hierin ist die nordische Dichtkunst strenger als die irische, indem beide Arten von *Hending* sich nicht mit Consonanten derselben Klasse begnügen, sondern strenge dieselben verlangen. Beide Arten von Hending werden in skandinavischen Gedichten gewöhnlich so vereinigt, dafs Skothending in der ersten Halbzeile, Adhalhending in der zweiten vorkommt.

Ueber den Schlufsreim, den Hr. *R*. in §. 4 abhandelt, nur so viel, dafs er wohl spätern Ursprungs seyn dürfte, und dafs er stets genau genommen ist. Es kommen klingende und stumpfe Reime vor. Wenn Hr. *R*. jedoch sagt, dafs es als eine gleichgültige Variation betrachtet werde, und in der Melodie keine Aenderung mache, wenn die eine Strophe klingenden, die andre stumpfen Reim habe, so kann Rec. darüber zwar nicht urtheilen, ob es also seine Richtigkeit habe, denn dazu würden altnordische Melodien gehören, deren Rec. keine besitzt, doch möchte er zweisylbige Reime, wie die beigegebene Strophe hat, als:

*K*atla feck i *k*nerri setur;
*K*aupmenn satu i Noreg vetur;
*G*umnar bjuggu *G*rænlands far,
*G*eck hun, thangat sem farmann var.

(Katla bekam im Schiffe Sitz; die Kaufleute safsen in Norwegen den Winter hindurch; die Männer rüsteten ein Grönlandsfahrzeug: Sie (Katla) ging hin, wo der Schiffsherr war) — nicht als klingende Reime anerkennen, da *setur*, *vetur* zwei kurze Sylben sind, und daher nur stumpf reimen (*setr*, *vetr*). Klingende Reime

Reime sind z. B. *eiki*, *leiki*, *felli*, *svelli*. Im Alt- und Mittelhochdeutschen wenigstens gilt dieses Gesetz, dafs zwei kurze Sylben nur stumpf reimen. Verschlungene Reime, so dafs 1 mit 3, 2 mit 4, oder anders reimt, kennt die altnordische Dichtkunst nicht, wohl aber die neuere.

Wir kommen jetzt zu dem *zweiten* Kapitel, welches von den Versarten handelt. „Die alten Skandinavier theilten ihre Gedichte nicht nach gewissen Ordnungen ein, sondern gaben jedem einen besondern Namen", sagt Hr. *Rask*, und er hat in so fern Recht, als die alten skandinavischen Dichter keine Schulgelehrten waren, welche die Gedichte nach übereinstimmenden Merkmalen unter gewisse Klassennamen ordneten oder vielmehr nur sie mit diesem Klassennamen überschriftlich bezeichneten, sondern jedem Gedichte nur, wie die Dichter noch heute thun, und wie sie immer thaten, eine besondere Ueberschrift gaben, welche sich bald auf den Inhalt des Gedichtes, bald auf seine Form und Weise bezieht, bald aber auch nur den Namen desjenigen enthält, dem das Gedicht gewidmet ist. Allein da mehrere Gedichte in ihrer Form bald völlig, bald mehr bald minder übereinstimmen, so geht daraus auch hervor, dafs man gewisse Dichtungsformen nur für die, und andre nur für jene Gedichte schicklich und geeignet fand, und dafs man überhaupt verschiedene *Klassen* kannte, gesetzt auch, dafs die heute zur Bezeichnung dieser Klassen üblichen Namen einer spätern Zeit Erfindung wären. Skandinavien hatte seine in hoher Achtung stehende Skaldenzunft, wie Deutschland seine Meistersinger, und mögen sie auch sonst noch so sehr von einander verschieden gewesen seyn, darin stimmten die beiden Dichterstämme (man verzeihe diesen Ausdruck) sicher überein, dafs sie ihre Gedichte auch der Form nach in bestimmte Klassen ordneten.

In der Klasseneintheilung der skandinavischen Gedichte stimmen die Gelehrten nicht überein. *Snorro Sturlason* hat keine Klasseneintheilung, denn er soll in der *Háttalykill* (*clavis metrica*) über hundert verschiedene Versarten aufzählen, gleich wie unsre Meistersinger in späterer Zeit 300 und mehrere Töne zählten. Auch der Skalde *Olof Thordson*, genannt *Hvitaskald*, ist sehr reich an Versarten in der ihm zugeschriebenen Skalda. Die Gelehrten sind jedoch der Meinung, dafs *Snorro* selbst der Erfinder vieler dieser Versarten gewesen sey, woraus folgt, dafs sie aufser seinem Werke nicht zu finden, und wohl überhaupt nur dem genannten Werke zu einem gröfsern Schmucke erfunden worden sind.

Was nun die wirkliche Klasseneintheilung betrifft, so zählt *Olafsen* vier, *Rask* aber nur drei Klassen, indem er die dritte Klasse *Olafsen's* mit zur zweiten rechnet. Rec. stimmt Hn. *Rask* völlig bei, da hier von Haupteintheilungen die Rede ist, wobei es allemal auf sehr unterscheidende Merkmale ankommt. Die erste Klasse bezeichnet Hr. *Rask* als *Fornyrdhalag*, welche blofs Allitteration hat. Die zweite nennt er *Dróttkvædhi*, und diese verlangt Allitteration und Assonanz, oder, wie er es nennt, Linienreim. Die dritte Klasse führt den Namen *Rúnhenda*, und in ihr findet sich neben der Allitteration auch der Endreim.

Bei dem Fornyrdhalag, oder der Weise des erzählenden Gedichtes, erwähnt Hr. *Rask*, dafs diese Versart auch *Starkadharlag* genannt werde, von *Starkadh*, einem der ältesten Skalden, von dessen Liedern die Edda sagt: „*Hans kvædhi eru fornust theirra er menn kunna.*" (Seine Lieder sind die ältesten derer, die die Männer kennen.) Er ist jedoch der Meinung, dafs dieser Name (*Starkadharlag*) eigentlich und richtiger nur der vorzüglichsten Art dieser Gattung zukomme. Allein welche ist die vorzüglichste Art, und worin besteht der fragliche Vorzug? Ist das fortlaufende, das unregelmäfsig strophische, das regelmäfsig achtzeilig-strophische, das regelmäfsig sechszeilig-strophische Fornyrdhalag das vorzüglichere? Besteht der fragliche Vorzug darin, dafs eine Art des Fornyrdhalag in jeder ersten Halbzeile regelmäfsig nur drei lange Sylben duldet, oder dafs auch sie, in einer andern Art, vier, oder, was noch gewöhnlicher ist, fünf Sylben hat, welche einem Dactylus und einem Trochäus gleichen, wobei jedoch die Stelle eines jeden willkürlich ist? — Rec. ist daher mehr bestimmt, den Namen Starkadharlag als das Fornyrdhalag im Allgemeinen bezeichnend anzunehmen, diese Bezeichnung aber dadurch zu erklären, dafs *Starkadh* der erste *namhafte* Dichter gewesen sey, welcher dieser Versart sich vorzüglich bediente. Früherer Dichter-Namen sind nicht überliefert, und es mag da dasselbe Verhältnifs obwalten, wie bei den deutschen Dichtern des Mittelalters, welche die einheimische Heldensage zum Gegenstand ihrer Dichtungen wählten.

„Das Fornyrdhalag, sagt Hr. *Rask* ferner, ist die freieste von allen nordischen Versarten, hat die längste Satzfüllung, und oft nur einen Nebenstab (en); Ihr Hauptmerkmal ist, dafs jede Zeile zwei lange Sylben, oder zwei Ruhepunkte für die Stimme hat; doch müssen einige kurze Sylben mitfolgen; gewöhnlich gehören eine oder zwei kurze zu jeder einzelnen; zuweilen auch drei kurze zu der einen langen, jenachdem es der Wohllaut zuläfst." Alles hier Angegebene ist zwar Ergebnifs einer sorgfältigen Betrachtung der altnordischen Gedichte. Das Hauptmerkmal für das Fornyrdhalag aber ist und bleibt, dafs dasselbe nur Allitteration bedingt, nicht aber Assonanz oder Reim. Auch ist das von langen und kurzen Sylben Gesagte wohl nicht scharf genug bestimmt, da danach auch in einer Halbzeile nur eine Länge neben drei Kürzen vorkommen können (und in der That auch vorkommen), welche dennoch aber für zwei Längen und zwei Kürzen gezählt werden mufsten. Hinwieder müssen aber auch Längen für Kürzen angenommen werden.

Der Fehler scheint dem Rec. darin zu liegen, dafs die etymologische Länge oder Kürze der Sylben mit dem Accent der Aussprache für gleichbedeutend genom-

kommen würde. Richtiger sagt man daher: „Jede Halbzeile des Fornyrdhalags muſs zwei Hebungen haben, der Klang des Verses ist aber, je nach der Stellung der unbetonten Sylben, bald trochäisch, bald dactylisch, bald noch anders, wobei noch zu merken, daſs jedes allitterirende Wort, sey es der Etymologie nach lang oder sey es kurz, immer in der Hebung stehen, d. h. den Hauptton haben muſs. Betrachten wir z. B. die 55ste Strophe der *Quidha Sigurdhar* und die 13te Strophe des *Sigrdrífu-mál* mit daneben stehender etymologischer Sylbenmessung, und bezeichnen wir den Ort des Hochtons oder der Hebung mit dem Acutus also:

*G*efa mundu *G*udhrúno	⏑́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ ⏑
*G*ódhra noccorom,	—́ ⏑ —́ ⏑ ⏑
*S*ceyti-*s*cedha	—́ ⏑ ⏑́ —
*S*catna mengi.	—́ ⏑ —́ ⏑
Mun-adh at *v*ilja	⏑́ ⏑ ⏑ —́ ⏑
*V*er-sæll gefin.	⏑́ — ⏑́ ⏑
Hana mun *A*tli	⏑́ ⏑ ⏑ —́ ⏑
*Æ*iga ganga,	—́ ⏑ —́ ⏑
Of borinn *B*udhla	⏑ ⏑́ ⏑ —́ ⏑
*B*ródhir min. *)	—́ ⏑ —́

*M*álrúnar scaltu kunna,	—́ — ⏑ — ⏑ —́ ⏑
ef thú vilt at *m*angi thér	⏑ — —́ ⏑ —́ ⏑ —
*h*eiptom gialdi *h*arm;	—́ ⏑ — ⏑ —́
thær um *v*indt,	—́ ⏑ —́ ⏑
thær um *v*efr,	—́ ⏑ ⏑́ ⏑
thær um *s*etr allar *s*aman	— ⏑ ⏑́ ⏑ — ⏑ ⏑́ ⏑
á thví *th*ingi,	—́ — —́ ⏑
er *th*iodhis scolo	⏑ —́ ⏑ ⏑́ ⏑
i *f*ulla dóma *f*ara. **)	⏑ —́ ⏑ — ⏑ ⏑́ ⏑

so ergiebt sich deutlich, daſs zuweilen gerade etymologische Kürzen den Hauptton haben, und etymologische Längen unbetont stehen, oder nach dem Kunstausdrucke, um etwanigem Miſsverständnisse vorzubeugen, daſs kurze Sylben durch die Allitteration in die Arsis, die langen hingegen, weil sie nicht allitteriren, in die Thesis kommen müssen. Daher dünkt den Rec. der Ausdruck: „Jede Halbzeile des Fornyrdhalags habe zwei Hebungen", der Sache angemessener, und folglich auch richtiger, als der von Hn. *Rask* gebrauchte: „zwei lange Sylben". Immerhin merkwürdig ist der Unterschied des heroischen Verses der Griechen und Römer von dem Fornyrdhalag der germanischen Stämme, welches man auch den heroischen Vers derselben nennen könnte: eine Kürze nämlich kann in dem Hexameter nie die Arsis bilden, wenn gleich eine Länge in der Thesis stehen darf. Da nun aber die Allitteration bei den germanischen Völkern in den ältesten Gedichten schon gefunden wird, und da sie unleugbar es nothwendig macht, den Accent der Quantität vorzuziehen, so geht hieraus auch hervor, daſs die Germanen zu keiner Zeit Verse nach bloſser Quantität der Sylben bildeten, wie Griechen und Römer dieſs thaten; andrerseits leuchtet aber auch ein, daſs die letztgenannten Völker niemals bis zu einer *systematischen* Allitteration kamen, wenn sie auch dieselbe kannten und in gewissen Fällen anwendeten.

Als Arten des Fornyrdhalag, wobei auch die durch die Allitteration verbundenen Zeilen durch den Sinn verbunden seyn müssen, führt Hr. *Rask*, wie gewöhnlich geschieht, das fortlaufende, das unregelmäſsig-strophische, das achtzeilig-strophische (nach ihm *Starkadharlag*), das achtzeilig-abgekürzte (*hnept*, oder *styft*) und das sechszeilige (*Liódhaháttr*) an. Im achtzeilig-abgekürzten finden sich in jeder ersten Halbzeile stets nur drei lange (?) Sylben, und in dem sechszeiligen Fornyrdhalag sind immer 1—2, 4—5 durch Allitteration gebunden, 3 aber und 6 haben zwei eigenthümliche Reimstaben und auch andern Tonfall. Zuweilen jedoch findet sich auch 1—2—3 oder 4—5—6 durch einen und denselben Reimstaben verbunden. Manchmal besteht die ganze Strophe auch nur aus drei Zeilen, manchmal aber hat sie auch neun Zeilen (wie z. B. die oben mitgetheilte aus *Sigrdrífu-mál*). Beide Arten hält jedoch Hr. *Rask* nicht für besondere, zu unterscheidende Versarten, sondern nur für eine der Abwechselung wegen zulässige Abänderung. Ob dieſs mit Recht, wagt Rec. nicht zu bestimmen, weil er kein Gedicht kennt, in dem nur und allein die eine oder die andere Art vorkommt. Zu merken ist noch, daſs zuweilen auch in einem und demselben Gedichte Skarkadharlag und Liódhaháttr vereinigt und wechselsweise gebraucht werden. Liódhaháttr hat nach des Rec. Meinung mehr lyrischen Klang und ist eines gröſsern Schwunges fähig.

(*Der Beschluſs folgt.*)

*) d. h. Geben wirst du Gudrun einem Helden, sie, die mit Geschoſs die Menge beschädiget; sie wird nicht nach Wunsch glücklich vermählt. Atli wird sie ehlichen gehen, Budlis Sohn, mein Bruder.

**) Spruchrunen sollst du kennen, wenn du willst, daſs keiner dir mit Rache vergelte den (ihm zugefügten) Schaden. Die windet man, die webt man, die setzt man alle zusammen auf dem Thinge, wo Leute sollen zu den vollen Urtheilen gelangen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1833.

ÄSTHETIK.

BERLIN, b. Reimer: *Die Verslehre der Isländer* von *Erasm. Christ. Rask.* Verdeutscht von *Gottl. Christ. Friedr. Mohnike* u. s. w.

(Beschluss von Nr. 21.)

Die zweite Hauptgattung bezeichnet Hr. *Rask* durch die Ueberschrift „Heldengedicht." Rec. kann mit dieser Bezeichnung nicht völlig zufrieden seyn, da auch im Fornyrdhalag Heldengedichte gedichtet wurden. Alle in den jetzt zu besprechenden Versmaafsen abgefafsten Gedichte sind nicht epischer, sondern lyrischer Natur, Loblieder auf Könige und Helden. Sie zeigen sämmtlich eine mehr regelrechte Structur, und ein anderes Hauptmerkmal ist die Assonanz, welche sie in der Regel neben der Allitteration fodern. Hr. *Rask* theilt sie in drei Hauptarten. „Es scheint am gerathensten, sagt er, diese Klasse nach der Länge Zeilen in drei Hauptarten zu theilen: die eine mit vier- oder fünfsylbigen, die andere mit sechssylbigen, die dritte mit achtsylbigen Zeilen, denn die Ungleichheit der Stellung und des Verhältnisses der Assonanzen scheint nur weniger wesentlich. Hierbei ist zu erwähnen, dafs die zweite der durch Allitteration verbundenen Zeilen bald ganze, bald halbe, bald keine Assonanz hat; die erste dieser Zeilen hat, wenn sie ja Assonanz hat, nur halbe. Rec. zweifelt, ob diese nur auf die Zahl der Sylben begründete Eintheilung gar nichts wider sich haben dürfte, obwohl er weifs, dafs auch die irischen Dichtungen dieser Art mehr nach der Zahl der Sylben, als nach der Art der Assonanz eingetheilt werden. Ist doch selbst die Anzahl der Sylben in den altnordischen Gedichten dieser Gattung nicht so fest bestimmt, als sie es seyn müfste, sollte diefs den alleinigen Grund zur beliebten Eintheilung abgeben. Die zwei Hauptarten, von welchen hier die Rede ist, heifsen *Toglag* und *Dróttqvædhi.* „Toglag, sagt Hr. *Rask*, nennt man diejenigen (Versmaafse), welche weniger als sechs Sylben in der Zeile haben; man theilt sie wieder in mehrere Unterarten. In einigen sind alle Zeilen gleichlang. Eine derselben hat vier Sylben, von welchen zwei lang und zwei kurz sind, so dafs sie zwei Trochäen ausmachen. Eine andere hat vier Sylben, von welchen drei lang sind; lautet folglich wie ein Spondeus und Trochäus. Eine dritte hat vier lange Sylben, ohne dafs eine einzige kurze, wenn nicht *r* (spr. *ur*) mitlaufen mufs. Diese alle haben gar keine Satzfüllung, sondern sie sind gewöhnlich mit so vieler Kunst in Assonanzen verbunden, dafs es unmöglich seyn würde, sie in Gedichten von einer bedeutenden Länge anzuwenden. Bedeutender ist das fünfsylbige Toglag, das stets die mittlere Sylbe lang hat. Andere haben unbestimmte Verszeilen mit vier oder fünf Sylben, von welchen zwei besonders den Hauptton haben, und die Assonanzen enthalten. Dieses ist das eigentliche Toglag. Noch eine sehr wohllautende Art von Toglag führt *Olafsen* nach der Skalda an, unter dem Namen *Haghenda.* Sie hat ungleiche Zeilen; die erste Zeile besteht aus drei Trochäen und einer langen Sylbe; die folgende Zeile dagegen aus einem Spondeus und einem Trochäus." Hieraus wird sichtbar seyn, dafs es mit dieser doch etwas allzugenauen Eintheilung mifslich ist, und diefs um so mehr, als zuweilen für eine oder die andere Art nur ein oder höchstens ein Paar Gedichte aufgeführt werden können. Rec. würde daher es immer vorziehen, auf die Anzahl der Sylben so viel nicht zu geben, und die gröfsere oder kleinere Anzahl derselben lediglich auf die Willkür des einzelnen Dichters zurückführen. Uebrigens ist zu merken, dafs Hr. *Rask* auch hier unter „langen Sylben" nur betonte, nicht etymologisch lange versteht.

Rec. kommt jetzt zu der zweiten Hauptart, welche *Dróttqvædhi* genannt wird. „*Dróttqvædhi*, sagt Hr. *R.*, hat drei Trochäen oder eigentlich Spondeen in jeder Zeile, doch können an den beiden ersten Stellen auch Dactylen stehen." Diese Strophe hat immer acht, und nur, wenn der Kehrreim hinzukommt, wie z. B. in der *Lodhbrókarkvidha*, zehn Zeilen. Assonanz wird nicht strenge gefodert: ist sie aber durchweg gesetzmäfsig gehalten, gilt die Strophe für vollkommener. Weniger wohlklingend ist das *Liljulag*, welches man mit Recht eine Abart von *Dróttqvædhi* nennen kann, indem dieselben Gesetze in Hinsicht der Allitteration und der Assonanz darin beobachtet werden. Der einzige Unterschied besteht darin, dafs das *Liljulag* statt sechs, acht Sylben in jeder Zeile hat, oder vier Spondeen, welche jedoch, bis auf den letzten, mit Dactylen vertauscht werden dürfen. Um den ganzen strophischen Bau dieser künstlichern Gedichte anschaulich zu machen, theilt Rec. die von Hn. *R.* zur Versinnlichung gebrauchte Strophe 59 aus der *Njála*, zugleich mit Hn. *Mohnike's* metrischer Uebersetzung, mit:

Hèr verdhr *th*raung á *th*ingi,	Hart auf dem Ting sichs dränget;
*Th*óf gengr lángt or hófi,	Tobend Geschrei sich hebet;
*S*idh mán sælt medh thjódhom	Früh nicht kommt der Friede.

Sett;

*S*ett; leidhis mèr ibetta:	Fort will ich von dorten.
*R*askligra er rekkom	Mehr geziemt es Männern
*R*jódhs vâpn í blódhi,	Mit dem Schwert zu wühlen;
Vist tem ek grádhinn geysta	Wohl will gern des Wolfes
*G*jarna ylgjar barni.	Wilden Durst ich mildern.

Bei der Schwierigkeit, solche Gedichte zu übersetzen, mag man die Uebersetzung immer noch gut heissen. Aber nicht minder treu, wo nicht treuer und die Form streng beobachtend, würde Rec. also übersetzen:

> Drängt's doch hier im Thing' und
> Stöfst in Uebergröfse;
> Sicher werden suchen
> Sühnung spät die Kühnen.
> Bös' ist's. Besser ziemt auch
> Blut am Schwert der Guten.
> Strengen Wolfes Hunger
> Still ich gern und willig.

Man kann sich übrigens bei obiger Strophe auch zugleich ein Bild vom Toglag oder Liljulag machen; der Unterschied besteht nur darin, dafs ersteres weniger, letzteres mehr Sylben hat.

Die letzte Hauptgattung altnordischer Gedichte ist das Volkslied *Rúnhenda*. Sie ist in dem Bau ihrer Strophe regelmäfsiger als *Fornyrdhalag*, doch weniger strenge als *Dróttqvædhi*, indem sie Satzfüllung erlaubt. Die unterscheidenden Merkmale der Runhenda sind Allitteration und Schlufsreim, und sie duldet sowohl stumpfen als klingenden Reim. Die Strophen sind achtzeilig, die Zeilen meist gleich lang, doch ist die Zahl der Sylben willkürlich. Bemerket hätte werden sollen, dafs man es in dieser Dichtungsart mit der Allitteration weniger strenge nahm. Dafs diefs nicht geschah, fällt um so mehr auf, als das mitgetheilte Beispiel selbst den Beweis liefert. Rec. liest da Z. 5—6. *Segi siklíngr mèr, ef hann heyrdhi ger* u. s. w. — wo, könnte das Reimband nicht mangeln, für *heyrdhi* ein anderes mit „*s*" anfangendes Wort (etwa *sætti*) erfodert würde. Dafür jedoch sind beide Zeilen nur durch den Schlufsreim verbunden, und allitteriren nur in sich selbst. Ein anderes Beispiel findet sich in der *Höfudhlausn*, Str. 8, wo Zeile 5 durch die Allitteration mit Z. 3 und 4 verbunden ist, Zeile 6 dagegen weder in sich selbst, noch mit der folgenden Zeile allitterirt. Der Regel nach sollten aber die Zeilen 5 u. 6 mit einander allitteriren.

Der folgende Abschnitt handelt von dem Kehrreim, oder dem Refrain. Er besteht in den *Drápas*, wo er zumeist vorkommt, aus zwei bis vier Zeilen, die zu einer regelmäfsigen Strophe gehören, und nur am Schlufs einer neuen Abtheilung des Liedes wiederholt werden. So Hr. *Mohnike* nach *Rask*. Eine andere Art des Kehrreims ist kein integrirender Theil einer Strophe, sondern ein für sich bestehendes Ganze, welches nach den einzelnen Abtheilungen des Liedes wiederholt wird; diese Art heifst *vidhkvædhi*, und sie findet sich unter andern in dem *Höfudhlausn*. Zuweilen steht der Kehrreim auch zu Anfange der Strophen, wie z. B. in der *Lodhbrókarkvidha*.

Im *dritten* Capitel, welches von den Dichtarten (ein *Danismus*, deutsch sagt man *Dichtungsarten*) handelt, liest Rec. gleich im ersten §., dafs die alten Skandinavier die eigentlich dramatische und didactische Poesie nicht gekannt hätten. In Hinsicht auf die dramatische giebt er diefs zu, aber nicht in Hinsicht auf die didactische. Was ist denn das *Hávamál* anderes, als ein didactisches Gedicht? Andere Gedichte, die es nur zum Theile sind, wie *Sigrdrífu-mál* u. a., will er gar nicht erst in Anrechnung bringen. Nicht die Form, sondern der Inhalt macht ein Gedicht zu einem didactischen. — Ueber die verschiedenen Dichtungsarten wird folgendes mitgetheilt. Ein Lied heifst *kvædhi*; Volkslied *fornkvædhi*; Zauberlied *galdur*; Schmähllied *nídh*; kurzes Loblied *flockr*; langes Ehrengedicht *drápa*. Mit dem Namen der Hauptperson, welche gefeiert wird, wird *kvidha*, *mál*, *ljódh* verbunden, wenn das Lied in Fornyrdhalag gedichtet ist. Ist es ein Klagegesang, so steht *grátr*. Einzelne Gedichte heifsen *vísur*, *stökur*.

Zum Beschlufs behandelt das *vierte* Capitel die neuere Poesie, nämlich die Isländische. Sie befolgt noch die Gesetze der älterern. Die Runhenda ist die am meisten gebräuchliche Dichtungsart, und weicht nur insofern von der frühern ab, dafs 1) die Zeilen ungleiche Länge haben dürfen, dafs 2) weniger oder mehr als vier Zeilen in der Halbstrophe sind; dafs man 3) die halbe Strophe für eine ganze rechnet, und dafs man 4) auch verschlungene Reime eingeführt hat. Betrachtet man Nr. 2 u 3 näher und in Verbindung, so sieht man, dafs gesagt werden sollte: „Die neuere isländische Poesie theilt nicht mehr die Strophe in zwei Hälften, wie die alte diefs that; dagegen hat sie aber 3-, 4-, 6- und mehrzeilige Strophen, gleich jeder andern neuern Dichtkunst, und nicht allein nur achtzeilige, wie die alte isländische." Da Hr. *Rask* die Fortbildung der neuern isländischen Dichtkunst aus der alten mit andeuten wollte, so entstand jener etwas künstliche Ausdruck. Soviel über die altnordische Dichtkunst.

Um den Kreis zu schliessen, will Rec., bevor er das Verdienst des Hn. *Mohnike*, als des Uebersetzers dieser Verslehre der Isländer, würdigt, hier mit Wenigem noch der allitterirenden Dichtkunst der Finnen und Slawen Erwähnung thun. Was nun zuerst die Finnen anbelangt, so lassen uns die Volkslieder derselben, Runen genannt, eine Art Allitteration erkennen, welche man, im Gegensatze zu der feinern der germanischen und keltischen Stämme, die bäuerische nennen könnte. Jede Zeile allitterirt nur in sich selbst mit zwei bis drei Reimstaben; der Fall der Verse ist trochäisch, mit eingemischten Dactylen, gewöhnlich mit vier Hebungen. Folgendes Beispiel zum Beweise; man sehe: Finnische Runen, durch *von Schroeter*, Upsala 1819.

*K*iwutar *k*ipiä neito!	Kiwutar, du Magd der Krankheit,
*k*iwut *k*ääri *k*ertohesi,	Winde die Pein in deine Binden,
*w*aiwat *w*asta rintojasi.	Winde um die Brust die Schmerzen.
wieppä *j*uoxulla *j*okehen,	Führe sie springend zu dem Bache,
*j*uoxulla sinum *j*okeesi!	Springend sie zu deinem Bache.

Ver-

Verschönert werden diese Gedichte noch dadurch, dafs man neben der Allitteration auch noch Assonanz, oder Linienreim, anbringt, z. B.

Woi sinua, *r*auta *r*aukka!	Ach du dürftig armes Eisen,
rauta raukka, *k*oito-*k*uona!	Armes Eisen, Erzbestandtheil,
ruka käsk' pah*oillen* t*öillen*?	Wer mahnt dich zu Missethaten?
*is*äsiko, waan *em*äisi,	Wars dein Vater, wars die Mutter,
waanko teit om*alla* päd*alla*?	Oder thatst nach eignem Kopf du's?

Von einem Hauptstaben kann in diesen Versen nicht die Rede seyn. Die gleichsam handgreifliche Allitteration wird sich auch dem minder feinhörenden Ohre vernehmbar machen. Von einer künstlicheren finden sich keine Spuren, was um so mehr auffallen dürfte, als die finnischen Stämme in den früheren Jahrhunderten in mannigfaltiger, freilich meist nur feindlicher Berührung mit den Skandinaviern waren, und da die altnordische Dichtkunst selbst diese Art von Allitteration im *Liódhaháttr* mit der eigenthümlichen künstlichern in Verbindung anwendet. Auch bei den Angelsachsen scheint die finnische Art zu allitteriren bekannt gewesen zu seyn; mit Schlufsreim verbunden kommt sie in den Briefen des Bonifacius vor, z. B.

*N*itharde *n*unc *n*igerrima
Imi *c*osmi *c*ontagia
*T*emne fauste *T*artarea;
*H*aec contra *h*unc supplicia etc.

In angelsächsischer Sprache läfst sich jedoch bis jetzt kein Beispiel aufweisen, und man könnte demnach auch diese Allitteration für ein willkürliches Spiel des Bonifacius ansehen, und die Uebereinstimmung mit der finnischen Art zu allitteriren als zufällig betrachten.

Die Slawen kannten eine der altnordischen oder germanischen gleiche Allitteration, d. h. eine mit Haupt- und Nebenstaben. Allein nur in sehr früher Zeit scheint sie bei ihnen gebräuchlich gewesen zu seyn, da sich meist nur Spuren selbst in den ältesten Gedichten, die wir kennen, erhalten haben. Proben stehen in *Studarb's* Uebersetzung der Edda *Saemund's* des Weisen (Nürnberg 1829) S. XV. der Vorrede. Die gehaltvolle Königinhofer Handschrift altböhmischer Gedichte (Prag 1829) zeigt gleichfalls in allen Gedichten bald mehr bald minder vermischte Spuren; die deutlichsten das S. 168 stehende Gedicht *Jahody* (Erdbeeren), wo in manchen Versen sie vollkommen erhalten ist. Durch und durch allitterirend ist nur das S. 178 stehende Gedicht *Skrziwánek* (die Lerche). Auffällig ist es, dafs die Herausgeber der Königinhofer Handschrift, die gründlichen Kenner der altslawischen Sprachen, die Hnn. Proff. *Hanka* und *Swoboda* nicht das Geringste davon gemerkt zu haben scheinen, wenigstens thun sie dieses Umstandes mit keinem Worte Erwähnung. Die altrussischen Heldenlieder von Wladimir und seiner Tafelrunde hat Rec. nicht zur Hand, um darin Nachforschungen anstellen zu können; die deutsche Uebersetzung zeigt keine Allitteration.

Jetzt aber sey es genug über die allitterirende Dichtkunst der europäischen Völker. Wir sahen, dafs alle in der Hauptsache übereinstimmten, aber auch, dafs diese Dichtkunst bei den verschiedenen Stämmen auf einer verschiedenen Stufe der Ausbildung steht. Nennt man die finnische Allitteration unkünstlich, nennt man die irische überkünstlich, so wird man eingestehen, dafs die der germanischen Völker die glückliche Mitte hält. Merkwürdig ist übrigens die Erscheinung, dafs von den alten europäischen Völkern, die südlichen, die Griechen und Römer, ihre Dichtkunst auf Quantität der Sylben gründeten, und demnach *ursprünglich* den Vocalismus besonders beachteten; die nördlichern aber, Kelten, Germanen u. s. w. die ihrige nach dem Accent bestimmten, und den Consonantismus *ursprünglich* in besondere Obacht nahmen. Merkwürdig ist diese Erscheinung, und gewifs in Bezug auf das innere Wesen dieser Sprachen von Bedeutung. Aber der Raum erlaubt uns nicht, diefs hier weiter auszuführen, denn es erwartet noch eine nähere Pflicht von uns ihre Erfüllung; Rec. hat nämlich noch sein Urtheil über die Leistung des Hn. *Mohnike* als Uebersetzers hier auszusprechen und zu begründen.

Es versteht sich übrigens von selbst, dafs nur von der Uebersetzung der poetischen Stücke, die Hr. *Rask* zum Belege brauchte, die Rede seyn kann; denn wollte Rec. über die Uebersetzung der schwedischen Prosa Hn. *Rask's* auch nur ein Wort sagen, so würde er etwas sehr Ueberflüssiges thun, da Hn. *Mohnike's* Fertigkeit in beiden Sprachen, sowohl in der schwedischen als in der deutschen nur eine meisterhafte Arbeit erwarten läfst. Allein die Uebersetzung altnordischer Gedichte hat ihre besondere Schwierigkeit, und da kann oft der Andere die Form, unbeschadet der Treue, besser wiedergeben, als der Erste diefs zu thun im Stande war. Ein Beispiel gab Rec. schon oben, und hier mögen noch einige folgen. S. 16. übersetzt Hr. *M.*: „Wenn man den Spiefs umspannt von den weiten Griffen des Teufels der Tanne vergleicht." Aber so wohllautend im altnordischen *greipar* und *grenitré* allitterirt, eben so unvollkommen, ja bei der Stellung fast unhörbar, allitterirt im Deutschen *Griffen* und *vergleicht*. Rec. würde daher verziehen dem: „der — vergleicht": „Gleicht grauer Tanne", wiewohl das *grau* nicht in der Urschrift steht. — Auf derselben Seite sagt Hr. *M.*, dafs folgende Halbstrophe mit dem Vocalstabreime zu übersetzen nicht möglich sey. Rec. will es versuchen, und noch obendrein die Assonanz beobachten, ohne der Treue, oder der deutschen Sprache zu nahe zu treten:

*Aun*gri scal ek so *ún*gri	Keines Auge mich eigen
*unn*a silki-*gun*ni	Andrer Maid seh' wandern
enn, so at *ý*tar *finn*i	Aufser dir; ich heifse
*ann*arri enn thik, *svann*i!	Einzig nur der Deine!

Diefs nur versuchsweise. Im Allgemeinen mufs man die metrischen Uebersetzungen Hn. *M's* in diesem Büchlein billig als wohlgelungen ansehen, und diefs um

um so mehr, je deutlicher man selbst die Schwierigkeit solcher Arbeiten erkannt hat. — Warum Hr. *M.* diesem Buche noch einen Anhang beifügte, da es ohnediefs schon hinlängliche Anmerkungen hat, begreift Rec. nicht völlig. Die Zeit der Anhänge schreibt sich erst ungefähr seit 1750 her, und sie sind ein Ergebnifs davon, dafs der Druck und die Ausarbeitung des Werkes zu gleicher Zeit begannen. Diese nur in Deutschland eingerissene Gewohnheit hat unleugbar viel Nachtheiliges. Jeder fürchtet in diesem schreibseligen Lande, dafs ihm, eile er nicht, ein Anderer leicht den Rang ablaufe, und so entläuft nicht selten ihm jeder Rang selbst. Rec. vernahm noch nie, dafs man neugeborne Kinder, ohne sie zuvor gewaschen zu haben, den Augen der Welt zeigte; unsre Schriftsteller thun diefs jedoch heut zu Tage fast alle mit den Kindern ihres Geistes, und das: „*Decimum prematur in annum*" gilt für veraltet und ungültig. Diese Rüge sey hier im Allgemeinen gesagt. — Hn. *M's* Anhang verbreitet sich über das „Längenmaafs der altnordischen Wörter, wovon schon oben, und Rec. sollte meinen, hinlänglich die Rede war, und über die neuere isländische Literatur. Voran steht eine historische Uebersicht der alten nordischen Sprache, d. h. der Vf. handelt von ihrer einstigen Ausbreitung im Raume. Aus dem über die neuere isländische Literatur Gesagten theilt Rec. folgende Nachricht mit, weil er meint, dafs sie die Deutschen besonders interessiren werde. „*Ebenezer Henderson*, sagt Hr. *M.*, erzählt in seinem „*Iceland*, 1814, 1815" von *Thorlaksson's* dichterischen Beschäftigungen Folgendes.: „Seit einigen Jahren hat sich unser Dichter auch mit einer Uebersetzung von Klopstock's Messias beschäftigt. Die vierzehen ersten Gesänge waren fertig, und der funfzehente wurde im Frühjahr 1814 angefangen. Er gestand indefs die Unmöglichkeit, in welcher er sich befunden habe, die kühnen und gewagten Flüge Klopstock's eben so glücklich zu erreichen, wie er sich einst mit *Milton* (dessen *Paradise lost* er übersetzte) emporgeschwungen habe, da er jetzt ein Alter von mehr als siebenzig Jahren erreicht hat." — Druck und Papier sind gut.

GEOGRAPHIE.

Bielefeld, b. Helmich: *Zweiter Cursus des Unterrichts in der Geographie* von *L. V. Jüngst*, Lehrer am Gymnasium zu Bielefeld. 1832. 287 S. 8. (16 gGr.)

Es ist keinem Lehrer irgend einer Wissenschaft zu verdenken, wenn er lieber nach seinem eigen bearbeiteten Compendium, als nach den Manuscripten anderer vorträgt; so wie aber ein solches Compendium öffentlich im Buchhandel erscheint, dann wird es Gegenstand der allgemeinen Literatur, und der Kritiker kann und darf wohl fragen, wodurch zeichnet sich dieses Werk aus und ist es, da man für das Fach der Erdkunde doch der Lehrbücher sattsam hat und mehrere theils durch Gehalt, theils durch Anordnung sich ganz besonders vortheilhaft auszeichnen, ganz vorzüglich noch zu empfehlen. Die Antwort wird wohl von selbst aus der nähern Beleuchtung des Fachwerks hervorgehen. Die Eintheilung der Erdkunde in eine astronomische, eine physikalische und eine politische Partie ist mit Recht eine veraltete zu nennen, da die Be- und Umschreibung der anderen Himmelskörper, ausschliefslich unserer Erde, gewifs nicht zur Erdkunde gehören. Warum hat daher wohl der Vf. diese Erläuterungen und besonders bei einem zweiten Cursus wiederum hier mit aufgenommen? — Die Einrichtung des Vortrags in dem Eingangs nach dem Titel vermerkten Werke ist auf eine Staatengeographie berechnet und hier unterscheidet der Vf.: Grenzen, Oberfläche, Klima, Naturerzeugnisse, Einwohner, Städte (bei Dänemark sind deren nur drei, Kopenhagen, Helsingör und Flensburg genannt). Sollte nicht jedesmal die Lage eines Landes — die hier gänzlich aufzuführen übergangen ist — sey es nun nach örtlichen Bestimmungen, oder nach Graden der Länge und Breite, bei der Darstellung desselben den Anfang machen? — Die klimatischen Andeutungen hätten wohl hie und da einer Umschreibung, wo nicht einer Berichtigung bedurft; denn kann man wohl sagen, wie S. 4 geschehen ist, Spanien sey warm und trocken? — Die Welttheile, wie die Ueberschrift der Bogen lautet, ist ein viel zu weit umfassender Begriff, auf den schärfer einzugehen man hier wohl nicht nöthig hat. Wahrscheinlich hat der Vf. Erdtheile setzen wollen. — Das Generalisiren, was bei einem Abrifs unerläfslich ist, darf doch aber auf keinen Fall so weit getrieben werden, dafs es zu falschen Begriffen Veranlassung giebt. Ein Deutschland giebt es zur Zeit nicht mehr, und doch läfst es der Vf. mit mehreren Staaten grenzen, so S. 234 mit der Schweiz. So ist denn überhaupt Deutschland als ein besonderer Staat sich gedacht worden und bei Erwähnung der Ortschaften findet kein Unterschied, ob zu dem einen oder dem andern Reiche im Deutschen Staatenbunde — wie es richtiger heifsen sollte — statt. Wie und auf welche Weise sich in der Ortstopographie ausgesprochen, mag Folgendes belegen: Leipzig, rechts von der Saale (rechts und links eines Flusses kann man nur sagen, wenn ein Ort sich hart an dessen Ufern, aber nicht wenn er 3 Meilen davon sich befindet); Dresden soll 45000 Einwohner haben, da man bereits mehr denn 64000 in diesem Orte zählet; Freiberg unweit Dresden (heifst 4 Meilen entfernt unweit?). So kann man fast auf jeder Seite Irrthümer, die man einem Schüler kaum verzeihen würde, nachweisen. Doch wir halten uns schon zu lange bei einem Werke auf, das höchstens nur so lange, als Hr. *Jüngst* Lehrer am Gymnasium zu Bielefeld ist, Abnehmer und nirgend anders finden wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1833.

PÄDAGOGIK.

Heidelberg u. Leipzig, neue akadem. Buchh. von Groos: *Briefe über die Natur und den Zweck des höheren Unterrichts.* Herausgegeben von *Philipp Wilhelm van Heusde*, Prof. der alten Literatur zu Utrecht, Ritter des Belgischen Löwenordens. — Aus dem Holländischen *nach der zweiten Ausgabe* übersetzt von *Johannes Klein*, Vorsteher einer Erziehungsanstalt zu Utrecht; mit einer Vorrede begleitet von *Friedrich Heinr. Christ. Schwarz*, Dr. der Th. u. Phil., Grofsherz. Badischem Geh. Kirchenrath und ord. Professor der Theol. zu Heidelberg. XXIV u. 275 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Nachdem unter uns über Geist und Zweck, Inhalt und Form des *Elementarunterrichtes* so vielseitig und ausführlich verhandelt worden ist, dafs man denselben nun wohl eine Zeitlang allein gehen lassen könnte, um zu erfahren, was aus ihm geworden sey, und dafs höchstens noch über die Bell-Lancasterschen Unterrichtsweisen Einiges ins Klare zu bringen übrig ist, um bei der täglich steigenden Anfüllung der Volksschulen ein für uns brauchbares Aequivalent für den Mangel an Lehrstellen und an Dotation derselben darzubieten; so haben sich bereits mehrere pädagogische Schriftsteller dem *höheren Schul- und Unterrichtswesen* zugewendet, nicht blos um den Unterschied zwischen höheren Bürger- und Gelehrtenschulen zu bestimmen, oder um bei Festsetzung eines Lehrplanes für die Gymnasien den Streit des Humanismus und Philanthropinismus zu erneuern, sondern auch um den *Geist der Erziehung* in den höhern Sphären ihrer Anwendung zu prüfen, und dem gemäfs zu erforschen, welches die pädagogischen Aufgaben seyen, nicht allein für die *Prima* oder *Selecta* eines Gymnasiums, sondern auch für die Studienordnung auf Universitäten. In die Reihe dieser Schriften gehört auch das vorliegende Werk: zwar nicht mit Rücksicht auf die Lehranstalten und die nächsten Interessen Deutschlands geschrieben, sondern zunächst für den Standpunkt und die Bedürfnisse der Niederländischen Institute; indessen geschrieben mit so allgemeiner Haltung, aus so gediegenem Geiste, und mit so leichter Anwendbarkeit des dem einen Volksstamme Eigenthümlichen auf den verwandten Volksstamm, dafs die wohlgelungene Uebertragung des Werkes ins Deutsche nur als eine schätzbare Bereicherung unsrer Literatur anerkannt werden kann.

Der Herausg. (und Vf.) der Briefe ist als gründlicher und geschmackvoller Philolog, namentlich durch Schriften über Platon, insbesondre seine *Initia philosophiae Platonicae*, genugsam bekannt. Das vorliegende Werk ist von dem Vorredner der deutschen Uebersetzung, nach der ersten Ausgabe des Originals, (dessen Titel ist: *Brieven over den aard en de strekking van hooger onderwys*, Utrecht, bei Altheer, 1829,) in den Heidelberger Jahrbüchern, 1829, Nr. 51 fg. angezeigt worden. Der Uebersetzer, dessen Talent dazu bereits durch Uebertragung der *Geschichte der Erziehung von Schwarz* ins Holländische beurkundet ist, hat das Seine gethan, um den Wunsch des Vfs, dafs sein Werk so viel möglich *wörtlich treu* übersetzt werden möchte, ohne Beeinträchtigung des deutschen Sprachgeistes zu erfüllen. Nur wenige Stellen möchten Stoff geben zu nicht sehr bedeutenden Bemerkungen. So wird *liberal*, in dem modern politischen Sinne des Wortes von Erziehung und Unterricht gebraucht, mehrmals durch *uneingeschränkt* gegeben. Vermuthlich steht im Original: *onbepaalt*; (dem Rec. ist das Original nicht zur Hand;) allein der Sinn ist: unbeschränkt durch einseitige Ansichten; und daher würde „*freisinnig*" immer der richtigste deutsche Ausdruck seyn. Eben so ist *letterkundig* S. 51 in *wissenschaftlich* übersetzt, statt: literarisch oder philologisch, (wenn gleich beides nicht deutsch ist,) vergl. des Uebersetzers eigne Anmerkung zu S. 115; desgleichen *verwahrlosen*, S. 76, buchstäblich nach dem Holländischen, statt *verabsäumen*; S. 96, *Einbildung*, wiederum buchstäblich, statt *Einbildungskraft*; S. 135, *Ueberlegung*, ebenso, statt *Nachdenken*, beobachtendes Forschen (es ist mehr als blofse Reflexion gemeint). So sagt auch das Motto des Belgischen Löwen, S. 274, „*ik zal handhaaven*", mehr als: ich werde *festhalten*; es bedeutet: ich werde Hand anlegen, wenn's Noth thut! Doch diefs sey nur im Vorbeigehen erinnert.

Der Uebersetzer bemerkt in der Vorrede, der Vf. habe in seinen Briefen sich selbst, seine eigene Bildungsgeschichte gezeichnet, und zwar treffend, ganz so wie er jetzt sey und lebe, ganz in dem ihm eigenthümlichen, kindlich einfachen Tone. Für Rec. hat diefs, wiewohl er den Vf. persönlich nicht kennt, doch das Interesse an dem Buche bedeutend erhöht. Es thut ungemein wohl, ein solches *ingenium subactum*, einen Mann der „*fideliter didicit artes*", die Resultate seiner eignen Erfahrungen und Forschungen über höhere Erziehung und Unterricht, (denn allerdings erstreckt sich der Inhalt des Buchs nicht

nicht blos auf den letztern) darlegen zu sehen; einen Mann, der, ungeachtet er das Symbolum befolgt hat: *αἰεν ἀριστευειν και ὑπειροχον ἐμμεναι ἀλλων*, dennoch mit Recht von sich sagen kann (nach S. 234): „*γηρασκω δ' ἀει πολλα διδασκομενος*"; und dem dabei *Göthe's* Mignon und ihre Sehnsucht nach der schönen Heimath unter italienischem Himmel (S. 246) nicht fremd geblieben ist.

Das Buch enthält, unter der Form von 17, angeblich an einen Freund geschriebenen Briefen, die Mittheilung von mehreren Gesprächen, welche der Herausgeber, ebenfalls angeblich, mit „einem lieben Alten" über die auf dem Titel angedeuteten und damit verwandten Gegenstände geführt hat. Um den Inhalt genauer zu bezeichnen, schlägt der Vf. (S. 209) noch folgende Titel vor: „Ueber Erziehung und Unterricht, insbesondre über Hochschulen, in der Zeit in der wir leben, und nach dem Bedürfnisse unsrer Nation"; oder auch noch ausführlicher: „Ueber den Menschen und seine Lebensalter; über den dreifachen Unterricht, zufolge der Beschaffenheit der Gesellschaft; über Selbstständigkeit; über Liebe und Freiheit; über Philosophie und philosophische Studien, welche aus dem Jünglinge zugleich einen guten Philosophen wie einen rechtschaffenen Bürger bilden; bei diesem allen aber insbesondre über die Natur und Anlage unsrer Nation, und was wir gethan haben, und noch zu thun vermögen." — In der That stellen diese Angaben den Inhalt des Buches in der Kürze vollkommen dar. Eine mehr ins Einzelne gehende Inhaltsanzeige ist dem Buche vorgedruckt, aber bei dem freien Fortgange des mitgetheilten Gespräches für den Leser dieses Berichtes nicht nöthig. Eine Nebenabsicht des Vfs bei der Ausarbeitung war, zu zeigen, wie man in einer neueren Sprache *Sokratische Dialogen* schreiben, und die Ideen, die über einen höchst wichtigen Gegenstand embryonisch schlummern, allmählich zur Klarheit entwickeln könne. Diefs hat er gethan; aus diesem Gesichtspunkte mögen auch diejenigen sein Buch lesen, welchen es zunächst nur um wissenschaftlich-pädagogische Ausbeute zu thun ist.

Die Gespräche beginnen mit einer Berichtigung der Meinung, dafs auf den Universitäten zu viel Freiheit herrsche, dafs der Willkür der Studirenden zu viel überlassen sey. Die Nothwendigkeit des Liberalismus für die Hochschulen wird hiegegen in Schutz genommen; es wird eingeschärft, dafs man leicht zu viel thue; dafs man mehr veranlassen, als selbst anordnen sollte, ähnlich hierin den „*Mäcenaten*", welchen Namen zu allen Zeiten diejenigen geführt haben, „welche selbst wenig thaten, aber Gelegenheit gaben, dafs viel gethan wurde, und zwar durch Aufmunterung, ... Wegräumung aller Hindernisse, mit Einem Worte, wie man Pflanzen versorgt und pflegt, und die Natur gewähren läfst, und ihr zu Hülfe kömmt." — Der Vf. erkennt die Vortrefflichkeit des neueren *Elementarunterrichts* an, findet aber den Hauptgrund, weshalb die Universitäten jetzt nicht leisten was sie jetzt sollten, in der unzureichenden Beschaffenheit der *Gymnasien*. Ueberhaupt nämlich giebt es (S. 64) eine *dreifache Stufe* der Erziehung, die des *Kindes*, des *Knaben* und des *Jünglings*; (mit Recht bemerkt Hr. *Schwarz* in der Vorrede, dafs man, um den Vf. recht zu verstehen, sich das Knaben- und Jünglingsalter etwas länger dauernd vorstellen müsse, als unser moderner Sprachgebrauch es dauern läfst;) der Zweck auf der ersten Stufe ist, den *Menschen* zu erziehen; auf der zweiten, den *gebildeten Menschen*; auf der dritten, den *selbstständigen Menschen*. Der niedere Unterricht nun, welcher die Aufgabe der ersten Stufe zu lösen hat, erreicht kaum seinen Zweck innerhalb der ihm gegebenen Zeit; für den höheren Unterricht kommt es daher vor allem darauf an, zu verhüten, dafs der Knabe dem Gymnasium, der Jüngling der Universität, nicht zu früh übergeben werde.

Von den Gymnasien verlangt der Vf. *classische Bildung*, aber eine solche, welche zugleich *Versittlichung* ist. Man mufs ihn hierüber selbst sprechen hören, S. 82 fgg. Er meint nicht jene einseitige Sprachbildung, mit welcher man sonst sich begnügte. Er meint diejenige, aus welcher ein *Franz Hemsterhuis* hervorgehen konnte, und Producte des Geistes, wie dessen „*Sophyle, ou de la philosophie*" (Oeuvres, T. 1., Paris 1792.) „Es war kein Zufall, dafs jener einzige Mann" — (unsre Leser kennen den Werth, welchen *Fr. H. Jacobi* auf ihn legte,) — „das ward, was er gewesen ist. War er nicht der Sohn des *Tiberius Hemsterhuis*? ward er nicht erfüllt, von Kindesbeinen an erfüllt und genährt mit classischer Literatur und griechischer Kunst? Wäre ihm dieses nicht zu Theil geworden, so wäre er Wolfianer geblieben, oder Kantianer vielleicht geworden; *Franz Hemsterhuis* aber, *le Socrate Batave* wie *Degerando* ihn nennt, hätte er nimmer seyn können!" — Der Vf. will nicht, dafs alle, welche über die niedere Stufe des Unterrichts emporstreben, die volle Vorbereitung des künftigen Gelehrten im engern Sinn erhalten sollen. Er läfst einen mittleren Unterricht zu, welcher sich mehr auf Realien erstreckt, und bei welchem daher auch die Kenntnifs des Alterthums mehr aus Uebersetzungen der Classiker, als aus den Urschriften geschöpft wird. Diesen Unterricht überläfst er aber, der Sitte seines Landes gemäfs, den *Instituten*, (d. h. Privatanstalten für höhern Unterricht der Nicht-Gelehrten,) anstatt dafs in Deutschland dafür besondre höhere Bürgerschulen, auch Realgymnasien, theils errichtet sind, theils gefodert werden. Uebrigens erklärt der Vf. auch in Hinsicht auf die classische Bildung in den Gymnasien, dafs es dabei mehr auf die Sache als auf die Sprache ankomme, und dafs nach *seiner* Weise, die Alten zu studiren, ein Gymnasiast weniger *lateinische Carmina* verfertigen werde, als sonst. Er verlangt dagegen, dafs der „Knabe" (d. h. Gymnasiast) „durch Religion und Philosophie bis zu der Reife entwickelt seyn müsse", welche beim Uebergange zur Universität vorausgesetzt wird; und er behauptet, dafs diefs auf keine Weise besser, als durch das Studium der Alten

ten (S. 102 fg.) geschehen könne. „Ist der Knabe auf das Gymnasium gut vorbereitet gekommen, um *Mensch* zu werden, besonders durch's Erwecken seines religiösen Sinnes und Gefühles; hat er hier das Lesen unsers heiligen Buches mit dem Lesen der Schriften unsrer Bildung und Veredelung, den Werken der classischen Literatur und Philosophie verbunden, und die letzten zur Erhöhung des Sinnes und Gefühles seines gegenwärtigen Lebensalters angewandt: so wird *ihm* der Uebertritt zur Hochschule nicht so fremd, nicht so unerwartet vorkommen." (S. 97.) Aber: „Ehe der Knabe dazu reif geworden ist, geht er auf die Akademie; oder auf dem Gymnasium, wie es auch mitunter geschieht, bringt man ihn schon an die Wissenschaften. Das geht eben so wohl über seine Jahre, wie wenn man den Aristoteles, oder Platon's Timäus und Parmenides mit ihm läse." (S. 105.) Der Vf. tadelt streng die geistige Ueberladung deren wir uns oft gegen die für wissenschaftliche Bildung bestimmte Jugend schuldig machen. „Täglich muthet man Kindern und Lehrern noch mehr zu; erst die Geschichte und Erdbeschreibung, nachher die Algebra und Mathematik, und wer weifs, was nicht vielleicht noch zum Vorschein kommt." (S. 110.) „Auf manchen deutschen Gymnasien hat man's zu hoch getrieben, indem man Unterricht in der Physik, Naturgeschichte, Logik, Moral, und ich weifs nicht was Alles hereinbrachte. Dadurch würde man alles verderben. Auf den Gymnasien ist es um Sprachübung, um classische Literatur, und um die Anfangsgründe der Mathematik und Geschichte zu thun, um dadurch für den höhern, wissenschaftlichen Unterricht der Hochschule vorbereitet zu werden." (S. 137.) — Die Gründlichkeit dieser Vorbereitung erfodert es dringend, dafs man von jener Viel-Lernerei zurückgehe, und überall mehr auf das Wie, als auf das Was, bei dem was gelehrt wird, Rücksicht nehme. Der Vf. will sagen, dafs die *formelle* Bildung das Kriterium und den Maafsstab geben müsse für die Wahl und die Grenzen des *Materiellen*, worauf der Unterricht sich erstrecken soll. Aus diesem Grunde stimmt er dafür, (S. 118.) das Griechische dem Lateinischen vorangehen zu lassen; „Hiezu aber, sagt er, scheint unser Jahrhundert noch nicht reif zu seyn, obschon es einst doch wohl so eingerichtet werden wird; früher oder später schlägt man den Weg der Natur ein." Hauptsächlich aber dringt er auf allgemeinere Einführung des *Fachsystems* rücksichtlich der Lehrer, damit jeder den Standpunkt seiner Schüler in jedem Unterrichtszweige genauer kennen lerne, und sie besser und sicherer weiter zu führen im Stande sey.

Was weiter in gleichem Geiste über den Unterricht auf den Universitäten gesagt wird, verdient gleiche Beherzigung. Der Vf., ein höchst besonnener Vertheidiger des Alten, so weit es das Rechte ist, spricht über die *Freiheit* der Lehrenden und Lernenden auf den Hochschulen, über die *Gefahr* des Zuviel-regieren und vorschreiben-Wollens, über die *Mittel* zur Erweckung und Stärkung wahrer *Kraft* des Geistes, *wahrhaft* philosophischer Bildung, echten *Liebe* für Wahrheit und Wissenschaft, mit eben so viel Beredsamkeit als Tiefe. Wir erwähnen nur, was sich über die Studienpläne, die Disputatorien und Conversatorien, die Examina u. a. m. vorfindet. Die vorzüglichen Stellen hier mitzutheilen, würde zu weit führen. Daher nur Etwas. (S. 146.) „Ich meine nicht, dafs man die Studien ganz frei lassen müsse. Unsre Universitäten müssen *Hochschulen* bleiben, und wie *hoch*, wie frei, wie liberal der Unterricht dort auch sey, *Schulen* müssen sie seyn und bleiben, und keine Schulen sind denkbar ohne Ordnung und wohlgeregelten Unterricht." Hier wünschte Rec., dafs der Vf. weiter gegangen wäre, und mehr im Einzelnen gezeigt hätte, was auf unsern Universitäten *nicht* geschieht, während so Manches geschieht, in Hinsicht auf Anordnung, Folge, Zweckmäfsigkeit des akad. Unterrichts, von Seiten der Lehrenden mehr noch als der Hörenden! Er hätte das wohl gekonnt, denn es steht in dieser Beziehung dort nicht besser als hier. — Noch etwas über *Philosophie* auf Universitäten, (S. 197 fg.) „Kein Philosoph ohne Charakter, und kein Charakter ohne Festigkeit in Grundsätzen. — Wer auf den Kampfplatz zu treten im Begriff ist, überläfst es nicht dem Anatomiker, ihn erst zu überzeugen, dafs er eine nervige Brust, nervige Arme und Knie besitze; u. s. w. So der Philosoph: mit innerem Bewufstseyn, mit festem Glauben und Vertrauen fängt er an, ohne von einseitigen Untersuchungen die Ueberzeugung" (überzeugende Kraft?) „seiner religiösen und sittlichen Lebensprincipien abhängen zu lassen. Zweifelei ist des Menschen unwürdig; Glaube aber giebt ihm Festigkeit, Charakter; und Glaube geht mit der Untersuchung Hand in Hand." — S. 240: „Kaum hatte aber Sokrates jenen Weg" (— durch *Liebe des Vollkommenen*, bei geordneter Befolgung der Naturverhältnisse, alle Kraft des Menschen zu entwickeln, —) „eröffnet, siehe! da zeigen sich Cynische, da zeigen sich Stoische Philosophen, die das erwachte sittliche Gefühl übertreiben, dafs nun *Jeder sein eigner Gott zu werden* sucht. Es war hier um das Höchste in der sittlichen Welt, um *Selbstgenugsamkeit* zu thun, und nicht etwa blos, um sich über die Menschen und Sachen zu erheben, wenn es auf Wahrheit und Tugend ankam; das that Sokrates; sondern um *unbedingte Selbstgenugsamkeit*, sich von Menschen und Sachen unabhängig zu machen, als sey man König im Weltall. So mufste man wohl zurück statt vorwärts schreiten, ja man machte sich zum Fortschreiten schlechterdings untüchtig. Denn man überspannte sich, indem man das Unmögliche wollte, und für Liebe, die allein uns Kraft, göttliche Kraft verleiht, der Vollkommenheit uns zu nähern, wurde man unempfänglich. — Ein *Egoist*, ein kalter dürrer Egoist wird der Mensch, der, um ein Gott zu scheinen, seine Natur verleugnet!" Man vergleiche hiemit, was S. 265 fg. über *Schwärmerei* und *Mysticismus* zu lesen ist! —

Doch

Doch genug. Als *Nachschrift* zu den Briefen giebt der Vf. noch *„Ein Wort aus der Schweiz an meine jungen Freunde und Schüler."* Es enthält Beschreibungen grofser Naturscenen aus dem Berner Oberlande, mit Geistes- und Herzens-Ergiefsungen, an den Geist und das Herz edel heranstrebender Jugend gerichtet. Man vernimmt hier die Fort-Anklänge jener Ideen, welche die Briefe entwickelt hatten, in der Umgebung der Alpen und unter dem Volke der Alpen. Wir hoffen, unsre Leser nicht vergebens zu dem geistigen Mahle dieser Mittheilungen, von der Reife des Alters in jugendlicher Frische bereitet, eingeladen zu haben.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Franklin u. Comp.: *Georg der Dritte, Fürst zu Anhalt, Dompropst zu Magdeburg und Meifsen, Coadjutor zu Merseburg.* Ein Denkmal fürstlicher Frömmigkeit. Zur Vorfeier des Jubelfestes der Augsburg'schen Confession, von *Friedrich Pfannenberg.* 1830. IV u. 119 S. 8. (12 gGr.)

So sehr die Absicht des Vfs zu loben ist, eine allgemeinere Bekanntschaft mit dem Leben und Wirken des Fürsten *Georg*, eines der wärmsten Freunde und thätigsten Beförderer der Reformation, zu veranlassen, so fleifsig er für diesen Zweck gearbeitet hat, und so wenig sich leugnen läfst, dafs sein Buch viel Gutes und Lehrreiches enthält, so können wir es doch, aus dem Gesichtspunkte der Geschichte betrachtet, nicht ganz billigen. Der Vf. giebt nämlich fast nichts anderes, als eine Reihe von Auszügen aus *Georg's* Schriften, die zwar immer eine dankbare Aufnahme verdienen würden, wenn sie besser geordnet, durch ein festeres Band des inneren, nothwendigen Zusammenhanges unter einander verbunden wären, und mehr der Geschichte erläuternd zur Seite gingen; die aber, bei der vorliegenden Einrichtung des Buches, nicht nur ohne ein wahrnehmbares bestimmtes Princip, sehr willkürlich ausgewählt und zusammengestellt sind, sondern auch, durch ein unverhältnifsmäfsiges Uebergewicht über die eigentliche Geschichte, diese, so zu sagen, erdrücken, so dafs man von dem geschichtlichen Faden, der jene Auszüge selbst an einander reihen sollte, und von dem Geschichtlichen im Leben des Fürsten überhaupt, nur wenig gewahr wird. Insbesondere hätte man erwarten sollen, dafs der Vf. solche Stellen aus *Georg's* Schriften ausgehoben und mitgetheilt hätte, in denen sich sein persönlicher und öffentlicher Charakter, seine eigenthümliche Geistesrichtung, Welt- und Zeitansicht, Stellung und Bedeutung unter seinen Zeitgenossen, vorzüglich ausspricht; gerade hiervon finden wir aber sehr wenig, und dagegen vieles, was sein Glaubens- und Lehrsystem, seine Polemik wider die Gegner der Reformation und dergl. betrifft, und sich von den Ansichten und Aeufserungen der Sächsischen Reformatoren überhaupt gar nicht wesentlich unterscheidet. In den geschichtlichen Angaben des Vfs hat Rec. zwar keine erheblichen historischen Fehler, wohl aber manche Lücken bemerkt; und es ist auffallend, dafs derselbe von der neusten Biographie des Fürsten *Georg* (in *Erhard's* Ueberlieferungen zur vaterländ. Geschichte, 2. Heft. Magdeb. 1827.), die ihm doch noch manche nützliche Nachweisung hätte geben können, nicht die geringste Notiz genommen hat. Unter andern würde er daraus gesehen haben, dafs *Georg's* Ordination nicht (nach S. 83.) am 21sten, sondern am 2. August 1545 geschehen, wie auch das Ordinationszeugnifs an demselben Tage ausgestellt ist. — Wie wir es nie haben billigen können, wenn ein Biograph seinen Helden auf Kosten eines andern, nicht minder verdienten Mannes erhebt, so hat es uns auch mifsfallen, dafs der Vf. den Fürsten *Wolfgang* von Anhalt, mit Unrecht, gegen *Georg* in Schatten stellt; denn wie grofs wir auch von *Georg* denken, so bleibt es doch immer unleugbar, dafs *Wolfgang* viel früher die evangelische Wahrheit erkannt, verbreitet und mannhaft vertheidigt hat, was bei seinen fortdauernden freundschaftlichen Verhältnissen zu dem Erzbischof *Albert* von Mainz und Magdeburg doppelter Anerkennung werth ist. Hat der Vf., indem er (S. 20) *Wolfgang's* Theilnahme an der Reformation eine mehr kriegerische nennt, und (S. 21) ihm eine der christlichen Sanftmuth fremde Gesinnung zuschreibt, vielleicht an dessen bekannte Fehde mit dem Kloster Nienburg gedacht, so hätte er nicht vergessen sollen, dafs diese keineswegs den ihr sonst wohl angedichteten Zweck hatte, das Evangelium mit dem Schwert zu verkündigen, sondern hauptsächlich aus rein politischen Gründen entsprang, und mit der Reformation nur zufällig zusammentraf. — Dafs der Vf. an manche Stellen religiöse Betrachtungen anknüpft, können wir, bei der Beschaffenheit des Gegenstandes, zwar nicht ganz tadeln, doch geht er hierin offenbar etwas zu weit, und im allgemeinen scheint es immer zweckmäfsiger, in der Geschichte die Thatsachen für sich reden zu lassen, ohne ihrer Einwirkung auf das Gemüth des Lesers durch absichtliches, nicht selten störendes Predigen vorzugreifen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1833.

PÄDAGOGIK.

Essen, b. Bädeker: *Romeo*, oder *Erziehung und Gemeingeist*. Aus den Papieren eines nach Amerika ausgewanderten Lehrers herausgegeben von Dr. *Karl Hoffmeister*. — *Erstes* Bändchen. 1831. VI u. 280 S. 8. (1 Rthlr.)

Dafs der Vf. vorliegender Mittheilungen nach Amerika ausgewandert sey, hat auf den Inhalt derselben, wenigstens in diesem ersten Bande, keinen Einflufs. Die Vorrede sagt sogar, dafs der ganze Schatz der von dem Vf. zurückgelassenen Papiere nur bis zu dessen Abreise nach Amerika gehe. Rec. mufs daher zuerst der durch den Titel leicht zu veranlassenden irrigen Meinung begegnen, dafs der Leser hier etwas von Amerika oder von dortiger Erziehung erfahre. Vielmehr enthält das Buch blos eine Reihe von Herzensergiefsungen eines jungen, geistvollen, für die Idee seines Berufs heifs glühenden Lehrers, in brieflicher Form an einen Freund gerichtet, oder vielmehr unter dieser Form einem Tagebuche zu vergleichen, übrigens von einigen Reden und Abhandlungen, die zur Sache gehören, unterbrochen. Der Herausgeber nennt es einen *Lehrer*- oder *Schul-Roman*, in sofern darin die spätere Erziehung eines phantasiereich idealisch gebildeten Schullehrers durch die Erfahrungen des Amtes und Lebens dargestellt werden soll, oder, wie der Herausgeber sagt, sofern „jedes gehobene Menschenleben, wenn es, wie gewissermaafsen hier, als geschlossen betrachtet werden kann, sich in der Gestalt eines Romanes darstellt." In dieser Beziehung widmet er es denjenigen gebildeten Lesern und Leserinnen, welche von gewöhnlicher Romanenlectüre nicht befriedigt werden, und für welche doch auch die wissenschaftliche Behandlung eines pädagogischen Gegenstandes zu trocken ist.

Wir wollen nicht bezweifeln, dafs solchen Lesern das Buch zusagen könne. Der junge Mann, (Romeo,) ergreift mit Feuereifer seinen Beruf, arbeitet in ihm mit Anstrengung, stöfst auf die gewöhnlichen Hindernisse, welche durch collegialische und bürgerliche Verhältnisse der Verwirklichung jugendlicher Ideale entgegen gestellt sind, kämpft gegen diese mit mehr Muth als Geschick, doch nicht ohne Vortheil, und scheint zuletzt, d. h. gegen Ende des vorliegenden ersten Theiles, durch eine vermeinte Verirrung seiner exaltirten, doch edeln und reinen Phantasie, in Hinsicht auf Liebe, in seiner pädagogischen Weiterentwickelung gehemmt zu werden. Er ist einem weiblichen Wesen, Cäcilie, begegnet, deren hoher Geist und edle weibliche Haltung ihn entzückte; dieses Wesen aber entfernt sich, er lernt es näher nicht kennen. Darauf überrascht ihn die Liebe zu Julien, der Tochter eines reichen, ihm befreundeten Hauses; er findet Gegenliebe; der Vater willigt ein in den Bund. Aber plötzlich einmal erscheint ihm die Gestalt jenes höheren jungfräulichen Wesens; ergriffen von seiner Ahnung fühlt er, dafs er nur Cäcilien liebt, in Julien aber sich, und mit sich sie selbst, getäuscht hat. Der Rath eines Freundes bestärkt ihn in diesem Gefühle; er zerreifst das nur erst geknüpfte Band, erhält von der Geliebten und deren Vater die Antwort, die zu erwarten war, und nun, zerrissen in sich, will er nach Paris gehen, „um dort, in Betrachtung der daselbst aufgehäuften Meisterwerke des Alterthums und der italienischen Schule, sein Gemüth wieder für das Edle und Schöne empfänglich zu machen." So weit die Geschichte. Was in der Sache sich noch ferner zugetragen, wird uns der zweite Theil wohl sagen.

So unreif aber, wie der *Held des Romans* hier in Hinsicht auf Charakter und Lebensweisheit erscheint, eben so unreif erscheint der *Lehrer oder Erzieher* in Betreff seiner praktischen Durchbildung. Allerdings ist es Aufgabe des Buchs, diese, wie im Wilhelm Meister, durch das Leben allmählich herbeizuführen; daher meinen wir keinen Tadel auszusprechen, indem wir Obiges sagen. Die Leser werden aus den eingestreuten Reden und Abhandlungen, — (Amts-Antrittsrede des Vfs, — Rede über die Idee; an die Gebildeten unter ihren Verächtern; — Tischreden bei einem sokratischen Mahle in gemischter Gesellschaft; — Rede über die Unzulänglichkeit unsers öffentlichen Unterrichts und unsrer häuslichen Erziehung, nebst einem Vorschlage; — Abhandlung über Schulberedsamkeit;) — aus diesen werden die Leser selbst abnehmen, woran es dem, mehr in beweglichen Idealen als in rein pragmatischen Ideen lebenden Vf. noch fehlet. — Der von ihm in der vorletzt genannten Abhandlung gethane Vorschlag geht dahin, mittelst eines *Vereines* der edelsten, kräftigsten und einflufsreichsten Bürger seines Wohnortes eine *öffentliche Erziehung* zu begründen, welche hauptsächlich durch *Turnen* und durch Gewöhnung zu wahrer *Beredsamkeit*, (vergl. die letztgenannte Abhandlung,) bewirkt werden soll. Das Tur-

Turnen steht oben an. „Aufser der Bildung des Körpers hat das Turnen den viel höheren Zweck der Bildung der praktischen Anlagen des Geistes. — Was die Wissenschaft für die Ausbildung der Erkenntnifskraft, das leistet die Turnkunst für die Ausbildung des Gefühls und der Thatkraft. — Die geistige Bedeutsamkeit der Gymnastik ist, dafs sie durch Gemeingeist und zum Gemeingeiste erzieht. — Die ganze Hauserziehung mufs zu dem Ende unter die öffentliche gestellt werden. — Unser bisheriges Erziehungswesen steht eigentlich nur auf dem linken Fufse, dem öffentlichen Unterrichte, und statt des rechten Fufses mufs es sich mit einer Krücke, der häuslichen Erziehung, begnügen. Es mufs diese Krücke wegwerfen, und sich auch den rechten Fufs, nämlich die bisher geschilderte öffentliche Erziehung, zu verschaffen suchen."

So weit Romeo. Ob er in Paris, bei den dort vorgesetzten heterogenen Beschäftigungen, diese Ansichten festgehalten, ob er vielleicht gar in Amerika sie weiter auszubilden Gelegenheit gefunden haben wird, weifs Rec. nicht, und ist auch, die Wahrheit zu gestehen, nicht sehr begierig, es in einem folgenden zweiten Bande zu lesen. Uebrigens wolle Niemand Arges denken oder besorgen bei dieser hier wieder anempfohlenen Turnkunst für das öffentliche Leben. Es ist ja nur ein Schul-Roman!

TECHNOLOGIE.

BERLIN, b. Rücker: *Lehrbuch der Eisenhüttenkunde* von Dr. *Karl Fried. Alexander Hartmann*, Herzogl. Braunschweigischem Berg - Commissarius u. s. w. *Erste* Abtheilung: die Lehre von den Eigenschaften des Eisens, desgleichen die von den Eisenerzen, den Brennmaterialien, den Gebläsen und der Roheisenerzeugung enthaltend. Mit einem Atlas von 10 Kupfertafeln. 1833. XVI u. 416 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Bei der Ansicht des Titels möchte man sich wohl verwundern, nach dem ganz allgemein als meisterhaft und vortrefflich anerkannten „Handbuch der Eisenhüttenkunde von *Karsten*", welches erst im Jahr 1827 in vier Bänden in der zweiten ganz umgearbeiteten Auflage erschienen ist, abermals ein „Lehrbuch der Eisenhüttenkunde" an das Licht treten zu sehen. Das Vorwort aber, welches Hr. *H.* seinem Buche beigefügt hat, erklärt die Erscheinung zur Genüge. Der Umstand nämlich, dafs das *Karsten'sche* Werk für junge Eisenhüttenleute zu weitläuftig und auch wohl in vielen Fällen zu kostbar seyn möge, bewog unsern ungemein fleifsigen Vf. ein minder weitläuftiges und wohlfeileres eisenhüttenmännisches Lehrbuch zu bearbeiten, und als Grundlage dazu gerade jenes *Karsten'sche* Werk in der sehr lobenswerthen französischen Bearbeitung von *Culmann* zu wählen. Er sagt: „Hn. G. R. *Karsten* gebührt daher das Gute, auf welches das Werk Ansprüche machen dürfte, indem nicht allein dessen „„Eisenhüttenkunde"" sondern auch sein nicht minder vortreffliches „System der Metallurgie" vielfältig dabei benutzt worden ist. Der aufmerksame Leser wird durch das vorliegende Buch mehr als durch Hn. *Karsten's* eigene Schriften erkennen, wie sehr viel das rationelle Eisenhüttenwesen diesem ausgezeichneten Metallurgen verdankt, wie tausendfache Versuche er angestellt, um die physische und chemische Beschaffenheit des, früher so problematischen, Eisens richtig zu erkennen. Der bescheidene Vf. des „Handbuchs der Eisenhüttenkunde" und des „Systems der Metallurgie" hebt dies nie hervor, und so dürfte es denn von vielen unberücksichtiget geblieben seyn."

Da das Buch vorzüglich für Anfänger bestimmt ist, so hat Hr. *H.* viele Oefen, Maschinen und sonstige Vorrichtungen dazu abbilden lassen, so dafs sein Atlas bei weitem vollständiger als der die *Karsten'sche* Eisenhüttenkunde begleitende ist. Auch ist es dankeswerth, dafs er bei den technischen Ausdrücken die französischen, englischen und schwedischen Synonymen beigefügt hat.

Rec. kann nicht leugnen, dafs das Werk im Ganzen genommen recht gut gearbeitet ist; dem Auszuge aus *Karsten* ist eine zweckmäfsige und ziemlich gleichförmige Haltung gegeben und manches Ergebnifs neuerer Forschungen angemessen damit verwebt worden. Eine reiche Literatur stand auch diefsmal dem Hn. *H.*, wie gewöhnlich bei seinen Arbeiten, zur Seite. Wohl wird das Werk seiner Bestimmung nach gut gebraucht werden können, und namentlich auch als Leitfaden bei Vorlesungen über Eisenhüttenkunde auf Universitäten, Berg- und polytechnischen Akademien recht diensam seyn. Je brauchbarer dasselbe aber ist, je mehr Absatz es seiner Wohlfeilheit wegen findet, um je mehr wird der Absatz des *Karsten'schen* Original-Werks darunter leiden, und dadurch die Aussicht, von letzterm bald eine dritte vermehrte und verbesserte Auflage zu erhalten, zurückgeschoben werden. Diese, freilich, wenn man es so nehmen will, etwas egoistische Rücksicht ist es, welche für uns die Erscheinung des *Hartmann'schen* Buchs weniger angenehm gemacht hat.

In dem Plane des Werks ist Hr. *H.* auch beinahe ganz, geringe Abweichungen abgerechnet, dem Hn. *K.* gefolgt, und diesem zufolge wird die zweite Abtheilung, welche zu Anfang dieses Jahres erscheinen soll, als Schlufs des Ganzen den Giefserei-Betrieb, die Stabeisenbereitung und die Stahlfabrikation enthalten.

Das

Das Buch ist gut und recht compendiös auf weifsem Papier gedruckt.

SCHÖNE KÜNSTE.

Mainz, Paris u. Antwerpen, b. Schott's Söhnen: *Allgemeine Musiklehre zum Selbstunterrichte für Lehrer und Lernende in vier Vorcapiteln.* — *Dritte*, neu überarbeitete Auflage. Vermehrt mit einer Erklärung aller in Musikalien vorkommenden italienischen Kunstwörter, von Dr. *Gottfr. Weber.* 1831. 194 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Es ist schon längst und namentlich in der Leipziger allgem. musikalischen Zeitung verschiedentlich ausgesprochen worden, wie vortheilhaft es für alle Musiktreibende ist, wenn eine allgemeine, genau geordnete, nicht oberflächlich behandelte Musiklehre von Allen zum Grunde des ersten Unterrichts gelegt wird. Jeder Schüler, er mag Pianoforte, Violine, Flöte oder irgend ein musikalisches Instrument spielen, hätte sich zuvor damit bekannt zu machen, ehe er zur Schule seines gewählten Instrumentes greift. In dieser besondern Schule würden nun die für jeden Musiklernenden gehörenden Nothwendigkeiten weggelassen werden müssen; man hätte gleich mit dem Besondern des zu behandelnden Instrumentes anzufangen. Wir wollen nicht in Anschlag bringen, welche Menge Papier dadurch erspart würde; wir wollen nur auf den Schaden sehen, den diese meist ganz oberflächlichen, in Vielem seichten und falschen allgemeinen Unterweisungen stiften. Wie viele Virtuosen giebt es wohl, die ihre Begriffe deutlich geordnet auszudrücken wissen? Die Art, wie ihr Instrument am besten zu behandeln ist, verstehen sie; mit dem Uebrigen steht es in der Regel übel. Wer also etwas Tüchtiges lernen will, mufs doch noch zu einer genau verfafsten allgemeinen Musiklehre seine Zuflucht nehmen. Der Schüler hat demnach in seiner besondern Schule das Allgemeine zu seinem äufsern und innern Nachtheil mit bezahlen müssen; hat nicht nur Geld, sondern auch Zeit weggeworfen, was das Schlimmste ist. — Hier erhalten wir eine gute allgemeine Musiklehre von Neuem verbessert. Wenn nun gleich beim ersten Erscheinen des Werkes gerade diese Vorschule der Theorie auch selbst von den Gegnern der Lehrart des Vfs für gut, ja für das beste am Werke erklärt wurde: so wird Jeder mit Recht annehmen können, dafs ein Theoretiker, wie *W.*, nach jahrelangen Erfahrungen und nähern Betrachtungen sein schon in der ersten Gestalt gelungenes Werk nur noch nützlicher machen werde. Dem ist auch so. Zwar haben die ersten 100 §§. dieses klar durchgeführten, seinen Zweck nicht überschreitenden Werkes keine eigentlich wesentlichen Veränderungen erfahren: denn die Verbesserungen beziehen sich meist auf genauern, rundern Ausdruck; dafür ist aber das vierte Vorkapitel völlig umgearbeitet worden zum grofsen Nutzen der Anfänger. Ueber die wenigen Ausstellungen, die wir in den 3 ersten Vorcapiteln zu machen haben, würden wir vielleicht gänzlich schweigen, wenn wir theils Wichtigeres zu erinnern hätten, theils und hauptsächlich wenn wir nicht wünschten, das Buch möchte als allgemeines Handbuch in einer baldigen neuen Auflage völlig correct dastehen. Die Begriffe von Schall, Laut und Ton könnten noch genauer erörtert seyn. Rhythmus und Takt sollten nicht für eins und dasselbe genommen werden. Ueber die Abhandlung vom Takte sollte auch in einigen Punkten ein helleres Licht sich verbreiten. Weitläufiger darauf einzugehen, haben wir hier nicht nöthig: was ein Anfänger zu lernen hat, ist übrigens hier mit gebührender Ausführlichkeit und sicherer Begrenzung geleistet. Mögen Alle die Schlufs-Anmerkung zum vierten Vorkapitel des Vfs (Grundbegriffe von Melodie, Harmonie, Tonart u. s. w.) wohl beherzigen. Wir können nicht unterlassen, Einiges daraus beizubringen: „Man wird wohl nicht einwenden, dafs ja doch schon jeder Musikmeister seinem Lehrlinge, meist schon in den ersten Lehrstunden, Allerlei über Tonarten, Tonleitern u. s. w. beizubringen wisse. — Das ist ja gerade das Unglück, dafs die meisten Musiklehrer aus Ungeschick so viel Unklares in den Schüler stopfen, was er schlechthin nicht verarbeiten kann. Es wäre oft zuträglicher, der Zögling hätte gar nichts, als solchen Wirrwarr vernommen." Auf die ersten Lehren kommt überall weit mehr an, als man gewöhnlich meint. Eben zur Grundlage gehört etwas Tüchtiges. Und doch nehmen die Leute dazu Lehrer für einige Groschen und denken, für's *A B C* sind sie schon gut genug. Es ist ihnen auch jedes Buch dazu recht, weil sie es eben haben. Maafs halten und folgerecht das Nothwendige wählen ist noth und das ist nicht so leicht, als es Manchem aussieht. Verständige Begrenzung, kluger Haushalt helfen überall vorwärts. Der Vf. hat sich gut beschränkt, denn er wollte nicht, wie er selbst sagt, etwas Unganzes für ganz, etwas Oberflächliches für genügend ausbieten, was stets geschieht, wenn nicht Maafs und Ziel gehalten wird. Auch sollte sein Buch keine „*Musique mise à la portée de tout le monde*" werden, wie wir sie erst vor Kurzem von einem Pariser Professor *Mr. Fétis* erhalten haben. — In dem sehr nützlichen Alphabetischen Inhalts-Register zur Allgemeinen Musiklehre nebst einer Erklärung der in Musikalien vorkommenden italienischen Kunstausdrücken hätte der Vf. immer auch wohlgethan (nämlich im letzten), wenn er sich hin und wieder beschränkt hätte. Manches mit Aufgenommene dürfte doch wohl nicht vorkommen. Was man aber in Compositionen nicht findet, wird man wohl nicht aufschlagen. Und so ist denn auch dieser neue Zusatz eine erwünschte, nur in Einigem zu berichtigende Zugabe, die allen Besitzern des Buchs sehr willkommen seyn wird.

VER-

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Stralsund, b. Trinius: *Auserlesene Sagen und Geschichten des Alterthums für die Jugend.* 1825. IV u. 192 S. 8. (21 gGr.)

Die vorliegende Schrift eines verdienten Schulmannes (wir dürfen als ihren Vf. wohl den jetzigen Director des Gymnasiums zu Potsdam, Hn. Dr. *Blume* nennen) ist zwar bereits vor mehrern Jahren erschienen, verdient aber doch in unsern Blättern noch kürzlich angezeigt zu werden. Denn dieselbe ist als ein gelungener Versuch zu betrachten, die lernende Jugend in der mittlern Klasse unsrer Gymnasien mit den wichtigsten Sagen und Geschichten des Alterthums auf eine einfache und lichtvolle Weise bekannt zu machen. Es erscheint uns diefs aber aus einem doppelten Grunde sehr nützlich und beachtungswerth. Denn einmal ist es grade jetzt, wo so vieles Alte in Trümmer zerfällt und wo so viele historische Erinnerungen mit roher Hand vertilgt werden, sehr anzurathen, dafs die Jugend schon früh einkehre in die Hallen der alten Mythologie und Geschichte, und möglichst von der Gegenwart, die sie zu beurtheilen unfähig ist, abgezogen werde. Aufser diesem pädagogischen Gesichtspunkte erscheint uns aber zweitens eine Schrift, wie die gegenwärtig zu beurtheilende, sehr nothwendig zur Ergänzung des Unterrichts in den alten Sprachen und in der alten Geschichte, namentlich da auf den wenigsten Gymnasien unsrer jetzigen Staaten — und auch nicht mit Unrecht — dem mythologischen Unterrichte keine besondern Stunden gewidmet sind. Wir bedürfen also eines Buches, das kurz, gründlich, wohlfeil (bey der bekannten *curta supellex* unsrer heutigen Schuljugend) und mit Liebe zur Sache abgefafst ist. Den letztern Vorzug vereinigten *Bekker's Erzählungen aus der alten Welt* in sehr hohem Grade und wir könnten wohl wünschen, dafs die Verlagshandlung den Preis dieses so trefflichen Buches etwas herabsetzen möchte, damit es gemeinnütziger würde. Denn in vielen Gegenden Deutschlands, wie z. B. in den Rheinprovinzen, ist es wenig oder gar nicht bekannt geworden. Unser Vf. hat nun diesem Buche und nicht ohne Glück nachgeeifert: dabey ist der Umfang seines Buches nicht zu grofs und der Preis grade nicht zu hoch gestellt.

Den Inhalt des *Blume'schen* Buches machen nun Mittheilungen aus der alten Geschichte Aegypten's, Syrien's, Phönicien's, Medien's und Persien's (S. 1 — 158), die wir sehr zweckmäfsig und für jüngere Leser gut eingerichtet gefunden haben. Bey den Auszügen aus Herodotus hat sich der Vf. meist wörtlich der vortrefflichen *Lange'schen* Uebersetzung bedient, was wir auch nicht tadeln wollen, da jene Uebersetzung den Ton und die Farbe des Herodotischen Werkes in einem sehr vollkommenen Grade wiedergiebt. Die übrigen Stücke sind vom Vf. theils selbst übersetzt, theils mit freier Benutzung vorhandener Uebersetzungen abgefafst worden. Die auf S. 115 f. gegebenen Stücke aus der jüdischen Geschichte würde Rec. gar nicht vermifst haben. Für das classische Alterthum ist die jüdische Geschichte ohne alle Beziehungen und man mag dieselbe daher den Religionslehrern überlassen oder die Schüler auf die nützlichen *Geschichten und Lehren der heil. Schrift* von *Kohlrausch* verweisen. Von S. 157 sind Auszüge aus der griechischen Geschichte (Deucalion, Argonautenzug, Hercules Schicksale, thebanische Kriege) gegeben worden. Auch hier ist Alles gut angeordnet und wir bedauern nur, dafs der Vf. nicht mehr gegeben, namentlich nicht die Geschichte des trojanischen Krieges hinzugefügt hat, wie zuerst sein Plan war.

Bey der Verdienstlichkeit des Unternehmens glaubt Rec. Hn. *Blume* auffordern zu können, bald ein zweites Bändchen mit Erzählungen aus der griechischen und römischen Geschichte folgen zu lassen. In Beziehung auf die letztere mufs aber doch der Sage ihr Recht bleiben, wie grofsartig auch immer die Kritik eines edeln Abgeschiedenen sich hierbey bewiesen hat. Der Umfang des Buchs könnte auch leicht etwas gröfser werden, namentlich wenn der Druck mit besserer Benutzung des Raums geschieht, als in dem vorliegenden Buche der Fall ist, und dann der Preis doch noch mäfsig bleiben, so dafs Vorsteher und Lehrer in Gymnasien von ihren Schulen die Anschaffung des Werks verlangen können. Wir bedürfen in der That eines solchen Noth- und Hülfsbuches, das aber auch wie weiland das Mildheim'sche in recht vielen Händen seyn mufs. Ob einem solchen Werkchen bildliche Darstellungen beigegeben werden können, mufs freylich von buchhändlerischen Rücksichten abhängen. Für nothwendig erachten wir dieselben zwar nicht, doch würde durch ein Titelkupfer und zwey oder drey andre Bilder allerdings dem Zeitgeschmacke gehuldigt und manche Aeltern vielleicht eher zum Kaufen eingeladen werden. Im entgegengesetzten Falle ist aber auch durch die Bilderbücher von *Hirt*, *Kärcher* und *Horner* für das dringenste Bedürfnifs gesorgt worden.

G. J.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1833.

POLITIK.

Hamburg, b. Friedr. Perthes: *Historisch-politische Zeitschrift*, herausgegeben von *Leopold Ranke*. Jahrgang 1832. Januar bis Mai einschliefslich. 2 Hefte. 1832. 388 S. 8. (Preis des Jahrgangs von 6 Doppelheften 5 Rthlr.)

In dem Eingange zum *ersten* Hefte hat sich der Herausgeber auf acht Seiten über das Ziel ausgesprochen, welches er seiner Zeitschrift vorgesteckt hat, so wie über die Art, wie er dasselbe zu erreichen hofft. Er will nichts Geringeres, als in der gegenwärtigen Begriffsverwirrung in Beziehung auf politische Gegenstände dem, was alle Zeiten Politik und was sie Urtheil genannt haben, oder, wie wir es uns glauben übersetzen zu dürfen, dem richtigen Urtheile auf dem Gebiete der Politik, wieder eine Stimme verschaffen (S. 2). Ein solches Vorhaben kann nur bei allen denen, welche wissen, um was es sich handelt, den gröfsten Beifall finden. Aber dürfen wir dem Vf. den Besitz der Mittel zugestehen, welche die Ausführung eines so schwierigen Unternehmens voraussetzt? Wir wollen ihm die Fähigkeit nicht abstreiten, einzelne Partieen der Geschichte in ihrer charakteristischen Eigenthümlichkeit aufzufassen und mit lebendigen Farben darzustellen; wir wollen ihm den Scharfsinn nicht streitig machen, der erforderlich ist, aus der Masse historischer Angaben die bedeutendsten und bezeichnendsten prüfend herauszufinden; aber das reicht nach unserer Meinung bei weitem nicht aus, in einer Zeit, wie der gegenwärtigen, wo die Vorstellungen sich chaotisch durch einander bewegen, wo die verschiedensten Behauptungen einander bekämpfen, sich zum Fels zu machen, von welchem die Irrthümer zerstiebend und in leichten Schaum aufgelöset abprallen sollen. In der Einleitung wäre für den Herausg. Gelegenheit gewesen, seinen Beruf für die vorher im Allgemeinen angedeutete Aufgabe nachzuweisen; allein dem Rec. will es scheinen, als sey dies keinesweges geschehen. Wo er Klarheit erwartete, traf er auf Nebelgestalten; wo er ein kräftiges, entschiedenes Hervortreten hoffte, sah er ein verzagtes Hin- und Herschwanken. Er fürchtet nicht, dafs man ihm leere Anschuldigungen vorwerfen werde, wenn er sogleich den Beweis beibringt. Hr. *Ranke* beginnt mit einer Declamation gegen die politischen Theorieen, von denen er S. 1 behauptet, dafs sie jetzt so gut wie allenthalben die Oberhand hätten, und fügt, als nächste Folge dieses Zustandes der Dinge, hinzu, dafs man von dem, was alle Zeiten Politik und was sie Urtheil genannt haben, wenig mehr vernehme. Es thut uns leid, dafs wir unsern Vf. hier unter einem Panier sehen, unter welches sich jetzt der grofse Haufe derer flüchtet, die entweder gar keine Vorstellung von politischen Verhältnissen haben und nur dem augenblicklichen Eindrucke folgen, welchen theils die Ereignisse, theils die Räsonnements oft höchst oberflächlicher Zeitschriften und Flugblätter auf sie machen, oder die, ohne es zu ahnen, auf einem eben so einseitigen Standpunkte der Betrachtung stehen, wie diejenigen, gegen welche sie ankämpfen. Was ist es, was alle Zeiten Politik, was sie Urtheil genannt haben? Steht es in Büchern verzeichnet, so müssen wir uns und Hunderte mit uns beklagen, die ungeachtet aller Bemühungen nicht im Stande gewesen sind, es zu entdecken, wenn es nicht etwa gewisse, durch alle Zeiten hindurchlaufende theoretische Grundlinien sind. Man lese nur, wenn man sich nicht aus den Quellen selbst Raths erholen kann, *Fr. v. Raumer's* Schrift: Ueber die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. Oder ist bei denen, die darüber nachgedacht haben, nur Irrthum zu finden? Zeigt uns vielleicht nur die Praktik die Wahrheit? Dafs dem nicht so sey, wird uns Hr. *Ranke* gewifs besser sagen können, als wir ihm. Es gab lange schon Revolutionen, Fürstenmord, Entthronungen, Völkerbedrückungen, Vernichtungen von Nationen, Kämpfe für Monarchie, Aristokratie und Demokratie, ehe man noch daran dachte, Recht und Unrecht zu untersuchen, und zu fragen, welcher Zustand der Staaten für sich und unter einander der vernunftgemäfseste sey. Wir verwerfen aber hiemit nicht blos die Meinung, dafs es jemals in der Praxis ein festes Urtheil über die Politik gegeben habe; sondern wir behaupten auch, dafs von einer Oberhand der Theorieen gar nicht die Rede sey, und appelliren hier wieder an Hn. *R.* selbst. Er wird besser, als wir, nachweisen können, dafs sich Frankreich nicht zu Folge einer theoretischen Ansicht erst in ein beschränktes Königthum, dann in eine Republik, darauf unter Napoleon in ein Kaiserthum verwandelt habe u. s. w. Während der Republik erst kam *Sièyes* auf seine Theorieen; aber wie einflufsreich er auch war, so machten doch die Umstände seine Theorieen zu Schanden. Und eben so dürfte es sich auch in Rücksicht anderer Staaten verhalten; ja das Nachmachen von vorhandenen Verfassungen beweist am besten, dafs nicht die Theorie über die Praxis herrscht, sondern umgekehrt diese über jene. Endlich aber: was hat die Theorie verschuldet, dafs man sie so heftig verfolgt?!

Wahr-

Wahrlich nur ein Mifsverständnifs kann die Theorie zum Gegenstande leidenschaftlicher Angriffe machen! Die Theorie des Staats will nichts anders, als das ewige Gesetz in der unendlichen Mannichfaltigkeit politischer Erscheinungen erkennen. Sie wird daher zwar das Ziel bezeichnen, wonach jeder Staat bewufst oder unbewufst strebt, aber sie wird einräumen, dafs dieses Streben auf das verschiedenste durch das Zusammenwirken von Umständen und Ereignissen modificirt werde, unter dessen Einflusse sich der Inbegriff von Menschen entwickelt, den wir bürgerliche Gesellschaft oder Staat nennen. Dies ist die Theorie von Plato, von Aristoteles und eines jeden, der überhaupt weifs, was Theorie ist. Dafs aber die Theorie nicht über die Bildung der Zeit hinausreicht, worin sie aufgestellt wird, ist begreiflich. Plato's Staat ist das Muster eines griechischen Staats, aber nicht des Staats überhaupt. Freilich giebt es aufser dieser wahren Theorie noch ein Etwas, was man ebenfalls, aber fälschlich, Theorie nennt, und dessen Producte subjective, der Wahrheit entbehrende Vorstellungen, Phantasieen, Träume sind. Nur diese sind gefährlich, wenn sie mit der Prätension auftreten, wirklich seyn zu wollen. Aber wo herrscht diese theoretische Ansicht gegenwärtig? Vielleicht in den Köpfen der Doctrinärs! Allein wir zweifeln, dafs die Waffen unseres Vfs gegen diese vornehmlich gerichtet sind. Ohne Zweifel sollen sie diejenigen treffen, welche nur ihre Subjectivität geltend machen wollen und diese für die öffentliche Meinung ausgeben. Auf ihrer Seite aber ist keine Theorie; nur Einfälle sind es, für welche sie in die Schranken treten. Jede, auch die mifsverstandene Theorie, bewegt sich nothwendig innerhalb gewisser Grenzen; nur einen bestimmten Zustand erkennt sie als den des Rechts an; aber eben deshalb mufs sie von allen denen gehafst werden, die lediglich in ihrer Willkür das Gesetz erkennen, oder deren Eigennutze und Selbstsucht jede Schranke verhafst ist.

Soll dies dazu dienen, unsere Behauptung zu belegen, dafs Hr. *R.* sich nicht vollkommen über das zu verfolgende Ziel klar gewesen ist, so mögen jetzt einige Worte die Schwierigkeit des ganzen Unternehmens darthun, weil sich daran noch weiter wird prüfen lassen, in wie weit die vor uns liegende Zeitschrift ihre Aufgabe gelöst hat.

Wäre lediglich eine Unklarheit und Verwirrung in den politischen Vorstellungen vorhanden, so würde es darauf ankommen, sie nachzuweisen und so den Weg zu zeigen, sie zu heben; aber dies ist nicht der Fall; die Thatsachen und Verhältnisse sind ebenfalls unklar und verworren, und haben vornehmlich dazu beigetragen, die Vorstellungen zu verwirren und unklar zu machen.

Das Mittelalter von Europa zeigt uns fast überall eine Besonderung nach den verschiedenen Interessen der Einzelnen in der Gesellschaft, und eine Entwickelung derselben auf der Grundlage von Verträgen. Die neuere Zeit dagegen läfst uns eine immer mehr wachsende Macht der Fürsten und ein Streben von ihrer Seite erkennen, das Besondere zu beschränken, zu modificiren und aufzuheben, ein Verfahren, von welchem man den Rechtsgrund zuletzt allgemein in dem Wohle der Gesellschaft, in dem allgemeinen oder dem Staats - Interesse suchte. Die Verträge hörten daher immer mehr auf, die Basis des Rechtszustandes sowohl der Einzelnen zur höchsten Gewalt, als unter einander zu seyn; an ihre Stelle trat das Staats - Interesse, und die Fürsten, als Ausleger und Beschützer desselben, fingen an, auch die Quelle aller Rechte und Verbindlichkeiten der Einzelnen und Genossenschaften zu werden. So ward ein neues System des Staatsrechts, dem das Privatrecht sich unterordnen mufste, geschaffen, dessen Daseyn aber überall da ein schwankendes seyn mufste, wo noch seine Ausbildung nicht vollendet war, weil ihm in einzelnen Verhältnissen noch die Schranken von Particular - Verträgen, oder von Herkommen und Gewohnheit, die mit jenen in gleiche Verdammnifs gefallen waren, entgegenstanden.

Diese Thatsachen mufsten natürlich auch auf die Vorstellungen einwirken, und, abgesehen von der Theorie, war die Ursache der Entstehung dreier Parteien gegeben, wovon die eine auf die frühere Zeit zurückging, sich die Gesellschaft aus einzelnen Individuen zusammen gewachsen dachte, nur individuelle Interessen anerkannte, den Staat als ein Aggregat von auf lauter einzelnen Verträgen beruhenden Verhältnissen ansah, und nur diesen einzelnen Verträgen und den daraus hervorgehenden Bildungen Rechtsgültigkeit zugestand. Die zweite stellte zwar das allgemeine Interesse über das besondere, wollte aber nur das Volk oder den bessern Theil desselben als den Ausleger desselben gelten lassen, und nahm entweder einen Gesellschaftsvertrag als rechtliche Grundlage des Staats an, oder ging von der Annahme eines im Vernunftcharakter des Menschen liegenden und nach Einheit unter einem höheren Gesetze strebenden Princips aus. Die dritte endlich gestand dem Bestehenden, wie es sich auch geberdete, das Recht zu seyn zu. Sie setzte statt aller Gründe das Factum, und überliefs es ihm, sich dadurch zu rechtfertigen, dafs es sich behauptete. Diese Partei allein entschlug sich alles Theoretisirens, und mufste auch, ihrem Wesen nach, jede ihr gegenübertretende Theorie als eine sich gegen das Recht auflehnende Erscheinung, wenn sie Anspruch machte, Wirklichkeit zu haben, oder als ein die Vorstellungen verwirrendes Irrlicht, wenn sie nur als Gedanke zu seyn forderte, bekämpfen. — Für eine dieser Ansichten mufs sich der erklären, der es übernimmt, für das Recht zu streiten; aber für welche er sich auch entscheide, immer wird seine Aufgabe eine schwierige seyn, sobald er einen bestimmten gegebenen Standpunkt einnimmt, weil sich ihm die Wirklichkeit nicht ohne eine Vermischung verschiedenartiger Grundlagen zeigt, und hier die eine, dort die andere der angeführten Meinungen für sich hat.

Der Weg, den die Zeitschrift einzuschlagen sich vorgenommen, wird S. 4 ff. näher angegeben. Der

neuesten allgemeinen Geschichte wird der erste Platz eingeräumt, und zwar soll die Entwickelung der Europ. Staaten seit 1789, vornehmlich aber seit 1815 dargelegt werden. Dann sollen die deutschen Verhältnisse ins Auge gefaſst und dabei besonders die Institutionen des Preuſs. Staates erläutert werden. Eine dritte Abtheilung ist für Aufsätze historischen und allgemeinen Inhalts bestimmt, und endlich in einem Anhange wird eine Uebersicht der öffentlichen Stimmen aus Flugschriften und Zeitungen versprochen.

Diesem Plane gemäſs enthält das erste Heft folgende Rubriken: 1) Ueber die Restauration in Frankreich; 2) Deutschland und Frankreich; 3) aus einem Schreiben aus München, betreffend den bairischen Landtag von 1831; 4) eine Bemerkung über die Charte von 1830; und 5) über einige französische Flugschriften aus den letzten Monaten des Jahres 1831. Das zweite Heft zeigt uns nur drei Ueberschriften der einzelnen Abschnitte: 1) Ueber das Leben und den Charakter von Scharnhorst; 2) über die Zeiten Ferdinands I. und Maximilians II.; 3) über die Trennung und die Einheit von Deutschland.

Wir wollen nicht fragen, ob der Herausg. der Zeitschrift nicht andere Gegenstände zweckmäſsiger gewählt haben würde, sondern an der Behandlung derer, welche uns der Aufgabe am meisten zu entsprechen scheinen, prüfen, in wie fern die Lösung derselben gelungen ist.

Wir heben gleich die beiden ersten Aufsätze heraus, welche der Vf. mit einander in Verbindung gebracht hat, indem er sich in dem letztern vornehmlich darzuthun bemüht, daſs Deutschland mit dem rein französischen Kampfe, mit dem eigentlichen Inhalte der Bewegungen Frankreichs wenig gemein hat. Was über die Restauration in Frankreich gesagt ist, wird, wie wir glauben, einen jeden durch seine Klarheit und Lebendigkeit anziehen, und ihm ein willkommner Beitrag zur Geschichte jenes unglücklichen Landes seyn. Hr. *R.* ist hier auf dem Gebiete erschienen, worauf er sich mit Lebendigkeit und Frische bewegt. Dagegen scheint uns der zweite Aufsatz bei weitem weniger gelungen. Schon von vorn herein ist ein Schwanken zu bemerken, indem der Vf. nicht recht entschieden gewesen zu seyn scheint, ob er seine Erörterung des Unterschiedes in der gegenwärtigen Lage Frankreichs und Deutschlands durch die Beziehung auf die Revolution oder die Restauration vermitteln soll. Die Restauration war ihrer Form nach ein ganz specielles Ereigniſs, welches nur für Frankreich Bedeutung hatte; aber seinem Inhalte nach, d. h. den Vorstellungen gemäſs, die es producirten, konnte es auch für Deutschland Bedeutung haben; allein da diese Vorstellungen selbst ihre Quelle in der Revolution fanden, da sie gleichsam aus der noch immer nicht geschlossenen Rüstkammer der Revolution hervorgeholt wurden, so war es doch wieder nur das von neuem umgehende Gespenst von dieser, was sich in Erinnerung brachte. Es konnte also auch nur gefragt werden, wie sich Frankreich und Deutschland gegenwärtig zu den Vorstellungen der Revolution verhalten.

Bei der Ausführung des Thema's ist eine gleiche Unbestimmtheit zu bemerken; der Gegensatz, welchen der Vf. aufstellen will, verschwindet ihm nicht selten wider seinen Willen aus dem Gesichte; und eben so wird von ihm bald etwas zugegeben, was mit seiner ursprünglichen Annahme streitet, und dann wieder beschränkt, um diese zu retten. Wir möchten allerdings, was er nicht einräumt, den Hauptunterschied in der Lage beider Länder, im Charakter und in der Gesinnung ihrer Völker und Fürsten suchen. Denn dieselben politischen Vorstellungen, mit welchen man sich in Frankreich getragen hat, sind auch in Deutschland in Umlauf gekommen, und wenn sie sich nicht mit der Uebertreibung geltend gemacht haben, die sie im Nachbarlande charakterisiren, so ist der Grund theils in der gröſsern Bedächtigkeit der Deutschen, theils in der Wachsamkeit der Censur zu suchen, der ihre Druckschriften unterliegen. Dabei ist jedoch nicht zu übersehn, daſs der Deutsche weit mehr, als der Franzose, Lehre und Anwendung unterscheidet, und daſs bei dem erstern vieles blos ein Gegenstand für jene ist, was der letztere unmittelbar zu verwirklichen strebt. Deshalb würde auch die Anhänglichkeit des Volks an seine Fürsten und an das Herkömmliche in Deutschland weit weniger durch die alle Bande auflössenden Lehren gestört worden seyn, als in Frankreich, wenn auch nicht dort in den meisten einzelnen Staaten eine lange Reihe von Herrschern durch Wohlwollen und Gerechtigkeit die Liebe der Unterthanen zu erwerben gewuſst hätte. Auſserdem aber dürfte noch der Umstand als besonders wichtig zur Begründung des aufgestellten Satzes angeführt werden müssen, daſs sich seit langer Zeit in Deutschland ein Stand von Beamten und Geistlichen gebildet hat, der sich durch Wissenschaft und Gelehrsamkeit auszeichnet, und deshalb im Stande ist, das Unanwendbare der abstracten politischen Vorstellungen und selbst ihre innere Unhaltbarkeit nachzuweisen, zugleich aber ein Interesse besitzt, den Staat gegen revolutionäre Bestrebungen zu schützen. Ohne ihn, und um so weniger, als er sehr zahlreich ist und die gesellschaftliche Achtung vorzugsweise genieſst, ist daher nicht wohl an eine Umwälzung der bestehenden Verhältnisse zu denken, wenn gleich von ihm die Begünstigung allmäliger Verbesserungen erwartet werden darf. Deshalb kann man auch mit Recht behaupten, daſs der deutsche Beamtenstand zugleich die Revolution haſst, und, wenn es erlaubt ist, diesen Ausdruck hier anzuwenden, die Reformation begünstigt. Hieraus folgt aber auch, daſs in Hinsicht des politischen Lebensprincips keine so groſse Verschiedenheit zwischen Frankreich und Deutschland Statt findet, als in Hinsicht der Form seiner Aeuſserung. In beiden Ländern ist es das Staatsinteresse, welches sich dem Privatinteresse gegenüber geltend zu machen sucht, nur verlangt in dem einen das Volk, in dem andern der Beamtenstand vorzugsweise oder allein die Befugniſs, das Staatsinteresse zu erklären und

und ihm gemäfs Gesetze zu geben und Einrichtungen zu machen. Wollte man daraus aber folgern, dafs die aus dem gleichen Principe hervorgehenden Resultate dieselben seyn müssen, so würde man sehr irren. Je mehr sich das Volk der Zügel der Herrschaft bemächtigt, desto mehr sind alle gesellschaftliche Bildungen, die über die an Unwissenheit und Unvermögen, wie an roher Leidenschaft gleiche Masse emporragen, bedroht; während der wahrhaft aufgeklärte Beamtenstand nicht lange über das sich täuschen kann, was als Stütze der Gesellschaft und des Staats erscheint und in besondern Gestaltungen sich zu verwirklichen strebt. Ganz richtig hat auch Hr. *Ranke* in Beziehung auf Frankreich bemerkt, dafs es sich auf einem Boden befinde, den sich das Volk ganz nach seinen Vorstellungen zurecht gemacht habe, nur hätte er vielleicht noch ausführen sollen, dafs durch die Umwühlung und Applanirung desselben alle Wurzeln des gesellschaftlichen, politischen und selbst religiösen Lebens zerstört oder doch tödtlich verletzt worden seyen, und auf der grofsen Wüste sich jetzt in wunderbarem Vereine Unkraut und nützliche Gewächse drängen und gegenseitig ersticken.

In derselben Absicht, welche uns bestimmte, die hier beurtheilten Aufsätze herauszuheben, wählen wir jetzt den die Trennung und Einheit von Deutschland betreffenden. Der Gegenstand ist schon viel besprochen, aber er scheint uns von einer so zarten Natur zu seyn, dafs es kaum möglich ist, ihn ohne Verletzung der einen oder der andern Rücksicht zu behandeln, wenn man auch darüber wegsehen will, dafs die Gründe für eine gröfsere Einheit von Deutschland eben so wenig widerlegbar sind, als die, welche man für die Trennung desselben anführen kann, weil die Vortheile, welche sich an die eine und die andere knüpfen, nur in der subjectiven Vorstellung ihre Vergleichung finden. Hr. *R.* hat seine Aufgabe in der That auch, wie er es kaum selbst leugnen wird, mit zaghafter Bedächtigkeit gelöst, und dabei den Hauptpunkt ganz übergangen. Er stellt sich so, als sey die Einheit von Deutschland das wünschenswerthe, und als komme es daher nur darauf an, zu zeigen, dafs sie vollkommen nicht wohl ausgeführt werden könne, für ihre beschränkte Realisirung aber schon manches geschehen sey und dieses und jenes noch ausgeführt werden dürfte. Um die Trennung als wirklich und auf bestimmten Grundlagen beruhend nachzuweisen, hat Hr. *R.* die süddeutschen von den restaurirten Staaten, wozu er Braunschweig, Hannover und Churhessen rechnet, und beide wieder von Preufsen und Oestreich gesondert, und bemüht sich alsdann das Eigenthümliche in ihrer Lage nachzuweisen; allein wenn wir auch übersehen wollen, dafs er mehrere Staaten ganz unberücksichtigt gelassen hat, so können wir fragen, wozu dieser Aufwand? ist es nicht genug, dafs Deutschland in 38 Staaten, wie winzig sie auch zum Theil seyen, zerfällt; dafs niemand das Recht hat, ihnen ihre Selbstständigkeit zu rauben, und dafs, so lange diese anerkannt wird, eine vollkommene Einheit von Deutschland unmöglich ist? Nach der Meinung des Rec. hätte zunächst mit aller der historischen Gelehrsamkeit, welche dem Vf. zu Gebote steht, nachgewiesen werden müssen, dafs in dem ganzen deutschen Nationalleben ein Grund zur Anziehung und zur Abstofsung liegt, dafs aus diesem die von jeher unvollkommene Bildung einer Einheit Deutschlands hervorgegangen sey, und dafs unser Vaterland diesem Zustande unendlich mehr Vortheile verdankt, als ihm Nachtheile daraus erwachsen sind. Dann erst dürfte zu zeigen gewesen seyn, dafs es den Deutschen nie an einer Einheit gefehlt hat, und zwar an einer innern, ohne welche nie eine formale bestehen kann, obwohl sie ohne diese möglich ist; dafs aber auch für die formale Manches von Seiten des deutschen Bundes geschehen sey, und, wie man Grund habe anzunehmen, noch geschehen werde, und dafs es im Interesse einzelner Staaten liege, die allgemeinen Bestrebungen des Vereins durch ihre besondern zu unterstützen und zu ergänzen.

Die übrigen Aufsätze in den vorliegenden beiden Heften haben keine so strenge Beziehung auf den Zweck der Zeitschrift, als dafs wir uns bei ihnen verweilen sollten, empfehlen sich aber durch ihren in anderer Rücksicht anziehenden Inhalt, so wie durch gelungene Behandlung. Eine sehr nützliche und die nach verschiedenen Richtungen auseinanderlaufenden politischen Meinungen scharf zeichnende Zugabe zu dem Ganzen bilden die dem ersten Hefte angehängten Bemerkungen des Herausg. über französische Flugschriften aus den letzten Monaten des Jahres 1831.

Hat nun gleich der Rec. mit der Offenheit, die sich für alle ziemt, denen die Wahrheit das höchste Gut ist, seine Meinung über die Art, wie Hr. *R.* sein Unternehmen aufgefafst und bisher durchgeführt, geäufsert, und glaubte er, demselben in wesentlichen Punkten widersprechen zu müssen: so ist er doch der festen Ueberzeugung, dafs eine in dem Sinne geschriebene Zeitschrift, welcher die hier beurtheilte charakterisirt, zu den wahren Bedürfnissen unserer Zeit gehört, und dafs sie um so nützlicher wirken wird, je mehr sie Klarheit und Sicherheit gewinnt.

En.

BILDUNGSSCHRIFTEN.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Der Spiegel.* Ein Taschenbuch für Deutschlands edle Töchter, zur Beförderung des häuslichen u. ehelichen Glücks. Von Dr. *Karl Gutmann.* — *Dritter* Theil. 1832. XVI u. 303 S. 12. (1 Rthlr.)

Rec. wiederholt das über die ersten Theile ausgesprochene Urtheil der Brauchbarkeit und Zweckmäfsigkeit dieses Büchleins.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1833.

GESCHICHTE.

Calcutta: *History of Armenia* by Father *Michael Chamich*; translated from the Original Armenian by *Johannes Audall*. 1827. 2 Bde. 8.

Einer der ausgezeichnetsten Männer des von Mechitar aus Sebaste, einer Stadt Klein-Armeniens, im Jahre 1700 gegründeten Ordens den Mechitaristen war *P. Michael Tschamtschean*. *Michal Tschamtschean* ward geboren zu Constantinopel im Jahre 1738 und starb daselbst im Jahre 1823. Er ist der Vf. mehrerer theologischen und ascetischen Schriften, die von den Mechitaristen sehr geschätzt werden. Aufser diesen schrieb er eine armenische Grammatik in dem reinsten altarmenischen Stile, die im Jahre 1779 zu Venedig erschienen ist, und eine allgemeine Geschichte Armeniens, von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1780 in 3 Bden. 4. — Das Werk erschien in demselben Jahre zu Venedig. Im Jahre 1811 verfertigte *Tschamtschean* einen Auszug aus seiner gröfsern armenischen Geschichte; und dies ist das Werk, welches *Audall*, ein geborner Armenier, aus dem Armenischen ins Englische übersetzt hat. *Audall* ist Prof. der Philosophie und Rhetorik an der höhern armenischen Lehranstalt zu Calcutta; seine Uebersetzung ist, so weit wir sie mit dem Originale verglichen haben, durchaus getreu und richtig. Der Uebersetzer gehört zur armenischen Kirche und beklagt sich häufig, dafs *Tschamtschean*, der sich zur katholischen Kirche bekannte, die kirchlichen Streitigkeiten unrichtig und parteiisch dargestellt habe; *Audall* führt keine Gegenbeweise an und läfst es bei den blofsen Klagen bewenden. Am Ende des zweiten Bandes der Uebersetzung finden sich mehrere Notizen zur Geschichte der Armenier vom Jahre 1780 bis auf unsere Zeit. Wir hofften, der Uebersetzer würde auch in einem Anhange die Geschichte der Armenier in Indien, ihr erstes Erscheinen in den Ländern jenseits des Indus und ihre Verhältnisse unter den einheimischen Fürsten der Hindu und Mahomedaner, so wie die Geschichte des Christenthums in Indien im Allgemeinen behandelt haben. Dies ist aber leider nicht geschehen. Es wurden nicht einmal die einzelnen in den armenischen Schriftstellern zerstreuten Notizen über die Auswanderung der Armenier aus ihrem Vaterlande und über die Verbreitung des Christenthums in Indien gesammelt. Es finden sich aber schon in den armenischen Klassikern des fünften und sechsten Jahrhunderts mannichfache Andeutungen über die Ausbreitung der Christen und des Christenthums in Indien. Nach einer Angabe bei Ebisäus soll das Christenthum schon unter dem Sassaniden *Schapu* oder *Sapor II* (reg. v. 305—389) in Indien verbreitet worden seyn. *History of the Religious Wars between the Persians and Armenians*. London 1830. S. 31. 95.

Die vorchristliche Literatur Armeniens ist bis auf wenige Bruchstücke, die uns Moses von Chorene aufbewahrt hat, gänzlich verloren gegangen. Nach den Klagen, die Moses von Chorene über die Faulheit und Rohheit der Altvordern anstimmt, zu urtheilen, scheint auch die Literatur Armeniens vor dem Entstehen des Christenthums höchst unbedeutend gewesen zu seyn. Seit dem vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung hat aber Armenien viele und ausgezeichnete Historiker aufzuweisen. *Tschamtschean* hat die Werke dieser theils handschriftlich theils gedruckt vorhandnen Schriftsteller benutzt und seine Quellen immer genau angegeben. Die vorzüglichsten sind folgende:

Der älteste armenische Historiker ist *Agathangelos*. *Agathangelos* war Kanzler *Tiridates* oder Deedat des Grofsen und schrieb auf Befehl dieses ersten christlichen armenischen Königs eine Geschichte der Einführung des Christenthums in Armenien und der ersten Kriege, welche die parthischen Herrscher von Armenien gegen die Sassaniden zu führen hatten. *Agathangelos* war ein Grieche von Geburt, und schrieb seine Geschichte *Gregorius des Erleuchters* (*Lusaworitsch*) wahrscheinlich in griechischer Sprache nieder; das Werk hat sich blos in der armenischen Uebersetzung erhalten, und ward nach einer verstümmelten Handschrift gedruckt zu Constantinopel im Jahre 1709. 1. Bd. 4. Die armenische Uebersetzung dieses Lebens des Gregorius ward später wiederum in das Griechische übertragen und von den Bollandisten in den *Actis sanctorum* aufgenommen. Man beabsichtigt schon seit lange in Venedig eine vollständigere neue Ausgabe dieses Werkes nach einer trefflichen Handschrift, die sich zu Paris befindet. *Catalog* der armenischen Handschriften Nr. 51.

Zenobius von Taron, ein syrischer Bischof, schrieb auf Befehl seines Lehrers, Gregorius des Erleuchters eine Geschichte seiner Zeit, die ebenfalls zu Constantinopel im Jahre 1719 erschienen ist. Diese Ausgabe ward im Jahre 1814 zu Calcutta nachgedruckt.

Phostos Byzantius oder *Buzand*, ein Grieche von Geburt, schrieb in dem vierten Jahrhundert eine Geschichte von Armenien; er beginnt mit *Chosroo* oder *Chosroes II*, dem Sohne des *Tiridates* und endigt mit *Chosroo III.* im Jahre 390 unserer Zeitrechnung. Die Geschichte des *Phostos* erschien zu Constantinopel im Jahr 1730.

Gorine, ein Schüler *Miesrop's* und Isaak oder Sahak des Grofsen schrieb im fünften Jahrhundert die Geschichte seiner Zeit. Sein Werk befindet sich handschriftlich zu Paris (*Catalog* der armenischen Handschriften Nr. 88) und ward, so viel bekannt, niemals gedruckt. Das Leben *Miesrops* von *Gorine*, den die Armenier seines vortrefflichen Stiles wegen, den *Bewunderungswürdigen* nennen, wird in der Geschichte des *Lazar* oder *Chasar* von Barb (gedruckt zu Venedig im Jahre 1793. 1 Vol. 8. S. 29) angeführt. Eine grofse sehr interessante Stelle dieses Werkes hat *Aucher* in den *Prolegomenis* zum *Eusebius I*, 12 abdrucken lassen; eine andere aus der Pariser Handschrift befindet sich in meinem *Mémoire sur la vie et les ouvrages de David*, S. 9.

Die armenische Geschichte des *Moses* von *Chorene* geht bis zum Jahre 440 und ist hinlänglich bekannt durch die treffliche Uebersetzung der beiden Whiston. *Mosis Chorenensis Historiae Armenicae Libri III.* London 1736. Eine neue nach einem vortrefflichen Manuscripte verfertigte Ausgabe erschien zu Venedig im Jahre 1827.

Des *Vertabed's Elisäus* oder *Echischei* Geschichte des Wartan und der Schlacht der Armenier geht bis zum Jahre 463. Dieses Werk ward gedruckt zu Constantinopel im Jahre 1764 und im Jahre 1787 zu Nachdschuan; im Jahr 1816 zu Calcutta und im Jahre 1828 zu Venedig. Der erste Band der *History of the Religious Wars between the Persians and Armenians* enthält eine Uebersetzung des berühmten Werkes von Elisäus.

Lazar oder *Chasar* von *Barb* führte die armenische Geschichte bis zum Jahre 484 herunter. Das Werk ward gedruckt zu Venedig im Jahre 1793. Der zweite Band der *Geschichte der Religionskriege zwischen den Persern und Armeniern* wird eine Uebersetzung dieses Werkes enthalten.

Johannes, Bischof der *Mamikonier* blühte in dem siebenten Jahrhundert. Er schrieb eine Geschichte der Kriege, welche die *Mamikonier* mit den Persern geführt hatten, die als eine Geschichte seiner Zeit betrachtet werden kann; sein Werk endet mit dem Jahre 640 und erschien zu Constantinopel zugleich mit der Geschichte des *Zenobius* im Jahre 1719.

Johannes Catholicus blühte gegen das Ende des neunten, und am Anfange des zehnten Jahrhunderts. Er war *Catholicus* von Armenien und schrieb eine vortreffliche Geschichte von der Gründung der Nation durch Haik bis zu Aschod II. aus dem Hause der Bagratiden d. h. bis zum Jahre 920. Er schrieb auch eine kurze Geschichte aller armenischen *Catholici* von *Gregorius* dem Erleuchter bis auf sich selbst. Die Werke des Johannes sind niemals gedruckt erschienen; sie befinden sich handschriftlich auf *San Lazaro* bei Venedig und zu Paris.

Miesrop der *Priester* blühte im zehnten Jahrhundert. Er schrieb die Denkwürdigkeiten des heil. Nierses des Grofsen, die im Jahr 1775 zu Madras gedruckt erschienen sind.

Stephan von *Taron* blühte gegen Anfang des eilften Jahrhunderts, und schrieb eine Geschichte Armeniens die bis zum Jahr 1000 geht; das Werk des *Stephan* mit dem Beinamen *Asolik* oder *Asolnik* zeichnet sich vorzüglich durch chronologische Genauigkeit aus. Dieses Werk ist nur handschriftlich vorhanden.

Matthaeus von *Urha* oder Edessa blühte im zwölften Jahrhundert und schrieb eine Geschichte Armeniens vom Jahr 952 bis zum Jahr 1132. Ein gewisser Gregorius hat die Geschichte des *Matthaeus* bis zum Jahre 1161 fortgesetzt. Ein Auszug aus dem Werke des *Matthaeus*, den ersten Kreuzzug betreffend, hat *Cirbied* abdrucken lassen in den *Notices et extraits des Manuscripts*.

Wartan der Grofse blühte gegen das Jahr 1241 und starb im Jahr 1271. Seine allgemeine Geschichte Armeniens ist das genaueste und gelehrteste Werk der ganzen historischen Literatur der Armenier. Wartan beginnt mit den ältesten Zeiten und führt die Geschichte fort bis zum Jahre 1267. Einer seiner Zeitgenossen und Mitschüler *Ciriacus Canzaghensis* schrieb ebenfalls eine allgemeine Geschichte Armeniens vom Jahre 300 bis 1260. Beide Werke sind niemals gedruckt erschienen.

Der Mönch *Wahram*, Sekretär des Königs *Leo III.*, schrieb eine kleine Chronik in Versen der armenischen Könige in *Cilicien* von der Gründung des Reiches im Jahre 1080 bis zum Jahre 1276. *Wahram's* Chronik ward gedruckt zu *Madras* im Jahre 1810. Nach dieser Ausgabe ward die Uebersetzung verfertigt. *Waram's Chronicle of the Armenian Kingdom in Cilicia during the Time of the Crusades. Translated from the Original Armenian with Notes and Illustrations by Charles Fried. Neumann.* London 1831.

Wir übergehen hier die armenischen Historiker, die nach dem Untergange des armenischen Königreiches in Cilicien geblüht haben, und erwähnen nur das Werk des gelehrten Mönchs *Arackiel*, das eine Geschichte Armeniens enthält vom Jahre 1601 bis 1662. Die Geschichte und andern Denkwürdigkeiten des *Arackiel* wurden gedruckt zu Amsterdam im Jahre 1669. Aufser diesen angeführten geschichtlichen Werken giebt es einige historische Collektionen deren Vff. unbekannt sind; auch haben wir Nachrichten über mehr als 10 armenische Historiker, deren Werke bis jetzt noch nicht aufgefunden werden konnten. Man kann aus diesen Andeutungen leicht ersehen, dafs die Quellen zu einer ausführlichen Geschichte Armeniens ziemlich reichhaltig fliefsen.

Die Geschichte Armeniens zerfällt nach den verschiedenen Schicksalen, die das Land erfahren hat,

hat, in *sieben* Perioden. Die *erste* Periode beginnt mit der fabelhaften Gründung des armenischen Reiches durch *Haik* und geht bis auf den Tod des armenischen Königs oder persischen Staathalters *Wahan*, eines Nachkommens des *Haik*. *Wahan* soll nämlich in einer Schlacht gegen Alexander den Grofsen (ungefähr 330 *a. Chr. n.*) geblieben seyn, — so erzählt wenigstens *Moses* von *Chorene I*, 30; die griechischen Historiker kennen aber weder ein unabhängiges Königreich Armenien, noch einen armenischen König, den Alexander besiegt haben soll. Armenien ward jetzt wie die andern Provinzen des persischen Reiches von macedonischen Statthaltern regiert, und ward später eine Provinz des syrischen Königreiches. Dies ist die *zweite* Periode der Geschichte Armeniens. Die *dritte* beginnt mit der Einsetzung eines parthischen Königs in Armenien gegen das Jahr 130 vor Chr. Geb. und dauert bis zum Jahre 450 unserer Zeitrechnung. Armenien ward jetzt zwischen den Persern und Griechen getheilt und theils von Persischen Markgrafen theils von griechischen Präfekten regiert. So wie die andern Länder Vorderasiens fiel auch Armenien später unter die Herrschaft der Araber. Dies ist die *vierte* Periode der armenischen Geschichte vom Jahre 450 — 888. In diesem Jahre ward nämlich *Aschot* der *Bagratide* zur Belohnung seiner Treue von den Kalifen von Bagdad als König von Armenien anerkannt. Mit der Erhebung Aschots zum König von Armenien beginnt die *fünfte* Periode und endet mit der Flucht *Cakig II.* nach *Caesarea* im Jahre 1045. Die *sechste* Periode umfafst die Geschichte des armenischen Königreichs in Cilicien, ihre Verhältnisse zu den Kreuzfahrern, ihre Kriege mit den Sultanen von Iconium und den Mameluken in Aegypten. König *Leon VI.*, der Reuben oder Rubenischen Herrscher von Cilicien fiel im Jahr 1375 in die Hände der Mameluken, mufste eine lange Gefangenschaft in Aegypten aushalten, und starb endlich zu Paris am 19. November 1393. Mit der Gefangenschaft *Leon's* endet die sechste Periode der armenischen Geschichte.

Die Auswanderungen der Armenier nach allen Weltgegenden werden jetzt häufiger; das Volk konnte den Druck seiner persischen und türkischen Tyrannen nicht ertragen. Die Geschichte dieses Druckes und der mannichfachen Auswanderungen bildet die *siebente* Periode. Mit Freude und Vertrauen blicken jetzt aber alle Armenier auf Rufsland; denn die mächtigen Czare haben durch glückliche Kriege gegen die Perser und Türken in dem letzten Jahrzehend beinahe das ganze ehemalige Königreich Armenien mit dem russischen Reiche vereinigt. Es ist zu wünschen und zu erwarten, dafs die künftigen Geschichtschreiber Armeniens mit den Eroberungen Rufslands die *achte* und glücklichere Epoche in der Geschichte ihrer Nation beginnen werden.

Wir wollen jetzt aus der Fortsetzung der Geschichte der Armenier, die *Audall* der Uebersetzung des Werkes von *Tschamtschean* beigegeben hat (Bd. II. S. 507—556), einige interessante Nachrichten über den jetzigen Zustand der armenischen Nation herausheben.

Nach den Juden sind die Armenier wahrscheinlich die am weitesten verbreitete Nation der Erde. Man findet Armenier in allen grofsen Handelsstädten und Häfen Indiens, auf den verschiednen Inseln des sogenannten östlichen Archipelagus wie in Singapur und auf Java; man findet Armenier in Barma, in Siam, in Afghanistan in Persien und Aegypten; Armenier leben zerstreut in allen Theilen Kleinasiens, in Syrien, Palästina, in Polen, Oesterreich und Italien, ja der gegenwärtige Patriarch von Abyssinien ist ein geborner Armenier. In keinem Reiche der Erde finden sich aber jetzt mehr Personen dieses Volkes, als in Rufsland. Der Kaiser Alexander hat mehrere Armenier zu hohen Stellen sowohl im Civil als im Militär erhoben. Die Nachkommen des ehemaligen königlichen Stammes der Bagratiden sind jetzt Generale in der russischen Armee. Ein andrer Armenier *Johannes Eleazar* ward russischer Staatsrath und erhielt mehrere Orden. *Johannes* war von dem edlen Wunsche beseelt, sein grofses Vermögen zur Bildung seiner Nation zu verwenden; er wendete sich deshalb im Jahre 1812 an die russische Regierung mit dem Vorschlage, auf seine eigne Kosten unter dem Schutze des Gouvernements eine Erziehungsanstalt für die armenische Jugend in Moskau zu gründen. *Johannes* erlebte die Ausführung dieses edlen Vorsatzes nicht und übertrug bei seinem Tode die Gründung der armenischen Erziehungsanstalt seinem Bruder Joakim. Das Collegium der *Eleazar* ward zu Moskau in dem Jahre 1816 eröffnet und ist jetzt die berühmteste und am besten geleitete Erziehungsanstalt der Armenier, die sich nicht zur katholischen Kirche bekennen. Mit dem Collegium ist zugleich eine armenische Druckerey verbunden und es sind hier in Moskau wie in St. Petersburg mehrere wichtige Werke der armenischen Literatur erschienen. Der vor Kurzem gestorbene *Catholicus* Armeniens *Ephraim* oder *Ephrem* hat ebenfalls sehr viel zur Bildung seiner Nation beigetragen; er beförderte durch Rath und That die neue armenische Bibelausgabe, die von der Bibelgesellschaft in Rufsland besorgt worden ist. Die heil. Schriften erschienen bekanntlich zuerst in armenischer Sprache zu Amsterdam im Jahre 1666. Der armenische Bischof *Uscan* besorgte diese Ausgabe; erlaubte sich aber viele nach der *Vulgata* gemachte Veränderungen des armenischen Textes. Es erschienen später einige Ausgaben der heil. Schrift zu Venedig, wovon die vom Jahr 1805 nach einem Manuscript vom Jahre 1319 bei weitem die beste ist; bei dieser Ausgabe wurden nämlich die Varianten vieler andern Manuscripte unter dem Texte genau angegeben. Noch andere Bibelausgaben erschienen zu Constantinopel, zu Serampur und wie wir eben erwähnt haben zu St. Petersburg.

Sehr

Sehr beklagenswerth ist heutigen Tags besonders der Zustand der Armenier in Persien. Es wurden bekanntlich durch *Abas* den Grofsen im Jahre 1604 viele Armenier aus ihrem Vaterlande gewaltsam nach Persien abgeführt. Es ward ihnen von dem Schah eine Vorstadt Ispahans *Djulfah* und einige andere Plätze zum Aufenthalte angewiesen. Der oben angeführte *Arackiel* beschreibt auf eine äufserst rührende Weise diese gewaltsame Verpflanzung seiner Landsleute in ein fremdes Land. Durch ihre Betriebsamkeit und Gewandtheit in Handel und Wandel erhoben sich die Armenier in Persien bald zu grofsem Ansehen. Die Anfangs aus 5000 Seelen bestehende Bevölkerung von Djulfah vermehrte sich zu einer Zeit bis auf 12,000; jetzt sollen sich kaum noch 500 Armenier in dieser Vorstadt Ispahans befinden, die noch dazu nach allen Nachrichten neuerer Reisenden in sehr bedürftigen Vermögensumständen sich befinden sollen. Vor dem Einfalle der Afghanen in Persien zählte man im ganzen Reiche, nach einer ziemlich verbürgten Angabe, mehr denn 60,000 Armenier; jetzt sollen sich nach einer officiellen Zählung die Malcolm anführt, nicht mehr als 12,383 Individuen dieser Nation im persischen Reiche befinden. Es versteht sich von selbst, dafs die Bewohner der armenischen Provinzen, die vor dem letzten Friedensschlusse der Russen mit den Persern zum persischen Reiche gehört hatten, bei dieser Zählung nicht mit eingeschlossen sind. Die mannichfachen Willkürlichkeiten und Verfolgungen, denen die Armenier in Persien vor wenigen Jahren ausgesetzt waren, liefern einen neuen Beweis für die innere Zerrüttung des persischen Reiches. Ein gewisser *Hadschi Haschim Khan* kam bei hellem Tage am 9ten November 1824 in das armenische Kloster zu Djulfah, liefs einen gewissen *Simon Hyrapiet*, einen angesehenen Mann unter den Armeniern ergreifen und ohne alle gerichtliche Form erschiefsen. Der Vorsteher des Klosters ward vor den Gouverneur von Ispahan beschieden, um Auskunft über diesen Mord zu ertheilen. Aus Furcht vor *Hadschi Haschim Khan* wollte der Prälat durchaus nicht gestehen, dafs er etwas um den Mord des *Simon Hyrapiet* wisse; doch hat später den grausamen *Hadschi* die Nacht ereilt. Der jetzige Herrscher von Persien, *Tatti Ali Schah* besuchte nämlich kurz darauf, nachdem dieser Mord vorgefallen war, das armenische Kloster zu Djulfah und liefs bei den angesehensten Armeniern über das grausame Betragen des Hadschi Erkundigungen einziehen. *Hadschi* war frech genug, nachdem er den Mord verübt hatte, noch mehrmalen nach Djulfah zu kommen und nach Willkür Contributionen von den armen Armeniern zu erheben. Als der *Schah* die ganze Wahrheit erfahren hatte ward der Gouverneur von Ispahan, ein Schwager des *Hadschi*, seines Amtes entsetzt und *Hadschi* selbst durch die furchtbarsten Torturen und Verstümmlungen des Körpers auf eine echt barbarische Weise bestraft. Der Schah liefs dann eine Proclamation in der Hauptstadt Ispahan ergehen, des Inhalts, dafs jeder, der seine Unterthanen, und insbesondere die Armenier belästigen würde, auf eine gleiche Weise, wie der ruchlose *Hadschi Haschim* bestraft werden solle. Diese Proklamation wird aber wahrscheinlich den Armeniern bei den vielen Aufständen und Unruhen, die immerdar in Persien vorfallen, wenig nützen.

Es ist zu bemerken, dafs seit Gregorius dem Erleuchter die Reihe der armenischen Katholici von Edschmiazin niemals unterbrochen worden ist. Es gab zwar viele Streitigkeiten zwischen den katholischen Armeniern und denen die sich zur einheimischen Kirche bekennen; es gab mehr Schisma in der armenischen Kirche selbst; man findet *Catholici* und *Anticatholici*, — dessen ungeachtet blieb die armenische Kirche nie lange ohne ein rechtmäfsiges geistliches Oberhaupt. Die Geschichte der *Catholici* bildet auch den gröfsten und interessantesten Theil der armenischen Geschichte seit dem Untergange des armenischen Königreiches in Cilicien. Die *Catholici* sammt ihrem Klerus sind jetzt sicher vor der Habsucht und dem Fanatismus der Perser; denn Edschmiazin ward bekanntlich im Jahre 1827 von den Persern an Rufsland abgetreten. Der *Catholicus Ephrem* ward von allen neuern Reisenden, wie *Ker Porter* und andern, als ein wohlwollender und höchst einsichtsvoller Mann beschrieben und wir haben mehrere auf den Befehl dieses *Catholici* in verschiedenen Theilen Asiens und Europas gedruckte armenische Werke gesehen. *Audall* konnte von dem Tode *Ephrems* und dem schrecklichen Schicksale, das vor einigen Jahren die katholischen Armenier zu Constantinopel betroffen hatte, noch keine Kunde haben; ihm scheinen auch die neuern Versuche der protestantischen Missionäre in Armenien unbekannt geblieben zu seyn. Diese Missionen verursachten vielen Groll und Aergernifs bei den Anhängern der alten Kirche von Edschmiazin. Da uns aber die nähern Nachrichten über diese neuesten Begebenheiten der armenischen Kirchengeschichte noch mangeln, so müssen wir uns vor der Hand alles Urtheils hierüber enthalten.

Karl Fried. Neumann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1833.

GESCHICHTE.

Turin, b. Gius. Pomba: *Storia d'Italia* del *C. Cesare Balbo* socio della r. academia delle scienze. Tom. I. XII u. 382 S. T. II. 380 S. 1830. 8.

Der italienische Adel, indem er sich nicht blos aus Lehens- und Hof-Verhältnissen, sondern auch aus städtischen und militärischen und vielfach auch in Folge von geistlichen Verhältnissen gebildet hat, ist in der That die Gesammtheit der Nachkommen fast aller nur einigermaſsen bedeutend hervorgetretenen Familien Italiens; ihn vorzugsweise, aber — bei der politischen Nullität des Bauernstandes und der (weder adeligen noch geistlichen) übrigen Städtebewohner — ihn auch fast allein muſs man als den Träger historischer Erinnerungen in Italien, wenigstens als *den* Theil der Nation betrachten, der einer Begeisterung durch geschichtliche Erinnerung an frühere Zeiten zugänglich ist; was sich an politischer Strebsamkeit in Italien auſser dem geistlichen und Adelstand findet, gehört mit gewiſs höchst seltenen Ausnahmen dem materialistischen Liberalismus und Staatsökonomismus der neuesten Zeit an, hat gar keine oder höchstens eine schiefe Beziehung zu früheren Zuständen des Landes. So traurig dieser Umstand, daſs nämlich ein *besonderer* Stand es ist, dem die historischen Erinnerungen anheim fallen, daſs also auch diese nur isolirt und nicht auf die Nation im Ganzen wirken — so traurig dieser Umstand in Beziehung auf das wirkliche Leben ist, so förderlich ist er in mancher Hinsicht der historischen Wissenschaft geworden. Kein Land hat so vollständige tüchtige Quellensammlungen, kein Land so herrliche Specialgeschichten, kein Land (mit Ausnahme Englands) so treffliche Urkundensammlungen, wie Italien, und abgesehen von neueren leider in französischer Weise abgefaſsten allgemeinen Geschichten des Landes, liegt doch in *Muratori's* Jahrbüchern auch eine Grundlage für diese allgemeinere Behandlung der Landeshistorie vor, wie wir Deutsche wenigstens auch entfernt noch keine ähnliche haben. Bei fast allen diesen historischen Werken und Hülfswerken aber, mit sehr wenigen Ausnahmen, sind es Geistliche oder Edelleute, welche als Herausgeber erscheinen; und wenn es erstere zuweilen sind, so ist es doch bei dem Zustande des italienischen Buchhandels besonders die Theilnahme des Adels (auſser den Kloster- und Stiftsbibliotheken), welche allein die Herausgabe möglich macht. Theure, groſse Werke sind aber auch wohl allein auf Kosten adeliger Editoren gedruckt worden, oft gar nicht eigentlich in den Buchhandel gekommen.

Dieser Gesinnung des italienischen Adels, die bei dem, im Ganzen sinnlichem Genuſs zugewendeten, Leben der jungen Edelleute doch immer und immer wieder zum Vorschein kömmt und die tüchtigeren festhält, verdanken wir auch die vorliegende allgemeine Geschichte Italiens, deren Verfasser sich sofort im Eingang würdig und schön über sein Unternehmen äuſsert:

„Oltre i doveri della vita privata, uno parmi ne tocchi a ogni uomo, di servire se possa alla patria sua. Prima, avendone facoltà, colle opere virtuose; la minima delle quali, anche ignota, è dalvolta dappiù di qualunque discorrere anche illustre. Negandolo la propria fortuna, anzichi perdersi in ozj, piaceri o rincrescimenti, non ignobile sollievo a sè, e non del tutto inutile altrui può riuscire lo scritto. Quindi io mi rivolgeva con amore alla presente fatica." etc.

Der Vf. gehört nicht unter die Klasse der neuen Historiker, welche in einem gewissen Dünkel von demjenigen keine Notiz nehmen wollen, was frühere in Erforschung der Quellen gewonnen haben, sondern sich sofort mit nacktem Leibe in diese Quellen selbst stürzen und nur in diesen baden nur von diesen gesprochen wissen wollen. Ungeachtet seine Arbeit selbst auf allen Seiten von einem tüchtigen Quellenstudium zeigt, erkennt er doch *Muratori's* tüchtige Vorarbeit an, sucht sie der Nation nicht herabzusetzen, sondern, wie er sich bescheiden ausdrückt, nur den Inhalt derselben auch anderen als den Gelehrten durch zusammengefaſsteren, lebendigeren Vortrag zugänglich zu machen. Als Beweis aber, wie mannichfach doch auch weiter gebildet diese Darstellung seyn wird als die *Muratori*'sche, und wie sie keineswegs blos einen Auszug etwa daraus geben wird, führen wir sofort das 40ste Kapitel des *ersten* Buches an, mit der Ueberschrift: „*Luoghi marittimi delle Venezie*", denn hier sind neuere Forschungen zu einer so klaren Darstellung des alten Fabelwustes von Venedigs Anfängen benutzt, daſs diese Darstellung wenig zu wünschen übrig läſst.

Seltener erscheinen bei unseren Nachbarn, den Engländern, Franzosen und namentlich bei den Italienern — seltener erscheinen hier Werke, die aus mehreren Theilen bestehen, in einzelnen Bänden. Der Zustand des Buchhandels, besonders in Italien, begünstigt das successive Herausgeben nicht. Für die Literatur hat dies Vortheile und Nachtheile; während bei uns zwischen dem Druck des ersten Bandes eines historischen Werkes und dem des letzten oft eine Welt von Veränderungen in allgemeinen und beson-

sondern Ansichten und Interessen des Vfs liegt; auch die Auffassung des im ersten Bande gegebenen sich bis zum Erscheinen des letzten mannichfach dem Vf. sich umstellt und ändert, und in dieser veränderten Gestalt nachwirkt, so dafs oft die Identität des Vfs des ersten und letzten Theiles eines Werkes zweifelhaft erscheinen könnte, wirkt dagegen jenes Ausarbeiten erst des ganzen Werkes, ehe man den Anfang drucken läfst, dahin, eine harmonischere, gleichmäfsigere Darstellung möglich zu machen. Dagegen wiederum ist *diese* Art der Gesammt-Publication auch oft ein Grund flüchtigerer Arbeit und geringeren Interesses am Einzelnen.

Der Vf. des vorliegenden Werkes scheint zwischen beiden Klippen hindurch segeln zu wollen. Er hat sich ursprünglich vorgesetzt, das Ganze mit einem Male zu publiciren; — sendet nun aber *zwei* Bände zuerst apart in die Welt, um die Urtheile der Sachverständigen einzuholen und Zeit und Veranlassung zu Verbesserungen zu gewinnen. Leider sind es gerade diese ersten Zeiten der Geschichte Italiens seit Untergang des weströmischen Reiches, welche ein Italiener zu beschreiben unter allen Umständen weniger geschickt seyn dürfte, als ein Deutscher, denn um den Zustand Italiens unter den Gothen, und mehr noch unter den Longobarden, darzustellen, dürfte eine genauere Kenntnifs der ältesten deutschen Rechts- und Staatsverhältnisse unerläfslich seyn, und diese, welche dem Vf. (ungeachtet derselbe deutsche Werke, namentlich *Eichhorn's* Staats- und Rechts-Geschichte, mehrfach citirt) doch in gründlicherer Weise abzugehen scheint, läfst sich durch noch so fleifsige Lectüre der lateinisch abgefafsten Gesetze, z. B. der Longobarden, in keiner Weise allein ersetzen; denn schon um dies Latein sicher und wohl zu verstehen, ist einige Kenntnifs deutscher Rechtssprache und deutscher Rechts- und Standes-Verhältnisse nothwendig. So sehr wir nun also auch Fleifs und gewandte Darstellung des Vfs auch in diesen beiden ersten Bänden zu rühmen haben, so glauben wir doch, dafs sie hinsichtlich der Behandlung des geschichtlichen Materials von den späteren weit übertroffen werden dürften. Es umfafst nämlich der *erste* Band die Zeit von dem Auftreten Odoakers bis zum Jahr 568, und der *zweite* die von Einwanderung der Longobarden im J. 568 bis zur Zerstörung ihres Reiches durch Karl den Grofsen nach dem Unterliegen Verona's und Pavia's im Frühjahr 774. Was übrigens, abgesehen von diesen gewissermafsen nationalen Hindernissen, möglicher Weise nur geleistet werden konnte, hat der Vf. geleistet, so dafs man ihm gern auch in Details folgt, die man schon vielfach bei anderen gelesen; ja! in diesen scheinbar so abgetretenen Details der Geschichten Odoakers, der Gothen und Longobarden finden sich Anregungen und Motive zu Studien und zu weiterem Aufmerken gar mannichfach zerstreut. So sucht der Vf. z. B. (und es gelingt ihm mit vieler Wahrscheinlichkeit) darzuthun, wie keinesweges Romulus Augustulus der letzte weströmische Imperator war, sondern nach diesem noch Julius Nepos von neuem, von dem oströmischen Imperator unterstützt, als Imperator gegolten habe, wenn auch nur so, dafs in Italien Odoakers Macht ungeschmälert blieb, und dieser nur den Titel eines Patricius von *ihm* annahm. „*Quindi potrebbe dirsi che rimanesse una tal qual signoria su Italia, a un tal qual imperadore Occidentale; che il nome qualunque sia d'ultimo di questi, anzichè ad Augustolo, debba attribuirsi a Nipote, e che il vero fine di tal imperio debba contarsi non al 476 ma al 480.*" (Man vergleiche hierzu auch die Stelle des *Malchus* in der Bonner Ausgabe der Byzantiner S. 235 u. 236, wo weitläufiger erörtert wird, in Folge von welchen Umständen Odoaker den Titel eines römischen Patricius, den er gesucht hatte, erhielt, aber nicht als Patricius Zeno's, sondern des Nepos.) Am 4ten Mai nämlich des Jahres 480 wurde Julius Nepos in seiner Villa bei Salona ermordet von zweien seiner vornehmsten Beamteten. *H. Leo.*

HAMBURG, b. Friedr. Perthes: *Geschichte des Kurstaates und Königreichs Sachsen*, von Dr. *C. W. Böttiger*, öffentl. Prof. der Geschichte u. Bibliothekar der Univ. zu Erlangen, mehrerer gel. Gesellsch. Mitgliede. (Auch als Theil der: *Geschichte der europäischen Staaten.* Herausgegeben von *A. H. L. Heeren* und *F. A. Ukert.*) *Erster* Band. Von den frühern Zeiten bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. 1830. X u. 558 S. *Zweiter* Band. Von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit, 1553—1831. VIII u. 694 S. 1831. 8.

König Friedrich der Zweite, der bekanntlich der Meinung war, dafs die Deutschen in der Geschichte zwar zum fleifsigen Sammeln, aber nicht zum geschmackvollen Darstellen geschickt wären, dürfte durch das vorliegende Buch, und namentlich durch den *ersten* Band desselben, schwerlich vom Gegentheil überführt worden seyn; denn in der That finden wir, bei fleifsiger Benutzung der vorhandenen, und durch neuere Forschungen so ansehnlich vermehrten Materialien, die Form in hohem Grade vernachlässigt, und wenig geeignet, den Leser, der das Buch nicht als Leitfaden zum tieferen Studium der Geschichte (wozu es allerdings sehr brauchbar ist) benutzen will, sondern darin eine lehrreiche, geistvolle Unterhaltung sucht (welche doch, nach der allgemeinen Ankündigung der Reihe von Geschichtwerken, als deren Theil es sich ankündigt, vorzüglich in der Bestimmung desselben liegen dürfte), zum Lesen einzuladen. Ueberhaupt ist es, — was wir hier im Allgemeinen zu bemerken nicht umhin können, — ein grofser Uebelstand in der Literatur unserer Zeit, und verdient eine ernstliche Rüge, dafs so viele neuere Geschichtschreiber den Stil so auffallend und fast absichtlich vernachlässigen. Soll es etwas Vornehmes vorstellen, als ob die Herren vor grofser Wichtigkeit ihrer Sachen, nicht dazu kommen könnten, oder es nicht der Mühe werth achteten, auch dem Stil einige Aufmerksamkeit zu schenken; so möchten sie sich

doch

doch an das Beispiel der grofsen Geschichtschreiber des Alterthums, und mancher Neueren, die sich nach jenen grofsen Mustern gebildet hatten, erinnern, die auch nicht unbedeutende Sachen, und doch so schreiben, dafs man im Stande ist, sie mit Vergnügen zu lesen. Es ist dies nicht blofs Geschmackssache, sondern auch der wahre Nutzen eines wissenschaftlichen Werkes mufs ja weit mehr gefördert werden, wenn es auch in ästhetischer Hinsicht sich empfiehlt, und dadurch mehr Leser gewinnt. Dafs diese Forderung, bei aller nothwendigen Kürze eines historischen Handbuches, recht gut erfüllt werden kann, hat unter andern *Spittler* hinlänglich bewiesen.

Doch wir halten uns nun an den Inhalt des vorliegenden Buches. — Die Geschichte Sachsens zu schreiben, ist eine der verwickeltsten Aufgaben, die es für den Geschichtschreiber geben kann; theils weil man zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedene Länder unter diesem Namen begriff; theils wegen der vielfachen Theilungen des Landes und Regentenhauses, welches die spätere Zeit so benannte. Der Vf. hat, von dem älteren, eigentlichen Sachsenlande ganz absehend, nur die Ländermasse, welche unter der Regierung des Hauses Wettin in der weitsten Ausdehnung gestanden hat, und zum Theil noch steht, in den Kreis seiner Darstellung gezogen, so dafs Thüringen und Meifsen, für die ältere Zeit, den Mittelpunkt bilden, an welchen sich die kleineren Partieen anschliefsen; bei der Periode, wo das neuere Herzogthum Sachsen dem Hause Wettin anfällt, wird die frühere Geschichte desselben, seit Bernhard von Anhalt, nachgeholt, und von hier an erscheint es als Hauptland. Auch das Ernestinische Sachsen bleibt, seit dem Tode des gebornen Kurfürsten Johann Friedrich, bis zu welchem der *erste* Band geht, ausgeschlossen, so dafs, von dieser Zeit an, nur der eigentliche Kurstaat den Gegenstand der Geschichte ausmacht. Die anfängliche Trennung der Bestandtheile, und späterhin mehrmalige Theilung dieser Ländermasse, machte dennoch viele Unterabtheilungen nöthig, die aber der allgemeinen Uebersicht des Ganzen nicht schaden. Bei jedem Hauptabschnitte ist der Kulturgeschichte, und überhaupt den innern Verhältnissen des Staats- und Volkslebens, eine besondere Darstellung gewidmet.

Wenn wir diese ganze Einrichtung nur billigend erwähnen können, so müssen wir bedauern, dafs der Vf. im Einzelnen, bei genauerer Prüfung, zu vielen Ausstellungen Anlafs giebt. In einzelnen Partieen ist der sonst zu rühmende Fleifs im Zusammenstellen und Benutzen der Materialien nicht zu bemerken; nicht selten findet man eine schwer zu rechtfertigende Anhänglichkeit an hergebrachte irrige Meinungen, und dagegen auf der andern Seite wieder eben so unnöthige und grundlose Abweichungen von längst entschiedenen und erwiesenen Sätzen; zuweilen scheint es dem Vf. zu begegnen, dafs er aus allzugrofsem Streben nach Unparteilichkeit wirklich parteiisch und ungerecht wird, wie wir davon besonders in der Reformationsgeschichte zahlreiche Beispiele finden; überhaupt sind seine Urtheile oft unbegründet, einseitig und übereilt; besonders erscheinen die häufig eingemischten Sentenzen und Reflexionen oft zweckwidrig und störend.

Der Raum erlaubt hier nicht, alle Gelegenheiten zu historischen Berichtigungen, welche des Vfs Aeufserungen darbieten, zu benutzen; wir müssen uns daher nur auf einige beschränken. Die Bestimmung der Thüringischen Gaue (S. 59) zeigt zu wenig Genauigkeit. Mühlhausen ist mehr nach willkürlicher Vermuthung, als nach urkundlichen Beweisen, dem Gau Eichsfeld zugetheilt. *Grafshoff*, dieser gründliche Kenner der Mühlhausischen Geschichte, war bescheidener, und wagte nicht, über diesen Punkt zu entscheiden. Am wahrscheinlichsten ist, dafs Mühlhausen, so wie Erfurt, als eine anfangs unmittelbar königliche, zwischen verschiedenen Gauen mitten inne liegende Stadt, keinem eigentlich zugezählt wurde. Der Gau Langewiesen (*Langwizi*) gehört nicht zu den unbekanntesten, sondern wird in Urkunden häufig erwähnt, woraus sich ergiebt, dafs Schwarzburg, Stadt Ilm, Ilmenau, Arnstadt, Ichtershausen u. a. m. dazu gehörten, er sich mithin bis nahe an Erfurt erstreckte. Wenn der Vf. (S. 67) es nicht glaublich findet, dafs man bei der Umschreibung der Bisthümer sich genau an die vorgefundenen Landesgrenzen gehalten habe, so widerspricht er ohne Beweis den genauesten neueren Forschern. Die Thüringischen Edlen, von denen Ludwig der Bärtige Land kaufte, hätte der Vf. (S. 95) nicht Grafen von Käfernburg, Gleichen u. s. w. nennen sollen, da sie zu dieser Zeit weder Grafen waren, noch nach den erwähnten Schlössern benannt wurden. Ganz irrig und erdichtet ist des Vfs Angabe (S. 103), dafs die Stadt Erfurt den Erzbischof von Mainz als Erbherrn *unter landgräflicher Hoheit* betrachtet habe. Es scheint aber diese vermeintliche *Oberhoheit* der Landgrafen von Thüringen über Erfurt eine wahre Lieblingsidee des Vfs zu seyn, da er sie (S. 287) wiederholt vorträgt, ohne jedoch einen Beweis dafür beizubringen, der freilich auch unmöglich ist; mit dem Zusatze, die Erzbischöfe von Mainz, deren Principat in Erfurt sich denn doch nicht wegstreiten läfst, hätten, als Erbherren, ungefähr dieselben Hoheitsrechte ausgeübt, welche die Thüringischen Grafen und Dynasten in ihren Graf- und Herrschaften besafsen. Dies ist nicht nur sehr unbestimmt, da bekanntlich mehrere dieser Thüring. Grafen und Herren unmittelbare Reichsstände waren, die dem Landgrafen, aufser der Lehnsherrlichkeit, gar keine Oberhoheit zugestanden, wie sie denn zu diesem überhaupt in einem sehr verschiedenen Verhältnisse standen; sondern auch ganz falsch, da die Landgrafen von Thüringen (aufser dafs gewisse Besitzungen der Stadt von ihnen zu Lehen gingen) nie die geringste Hoheit über Erfurt rechtlich ausgeübt haben, und die Erzbischöfe von Mainz ihre Rechte in Erfurt keineswegs von den Landgrafen, sondern vom Kaiser und Reich hatten. Die Rechte der Landgrafen in Erfurt beschränkten sich ursprünglich auf die Schirmvogtei über das dortige Marienstift, und das Geleitsrecht; auch diese geriethen im Laufe des 14ten Jahrhunderts fast ganz in Vergessenheit, und wurden

den erst seit 1440, als Thüringen mit dem Herzogthum Sachsen vereinigt wurde, wieder erneuert und allmälich erweitert; ein rechtlich anerkanntes, immerwährendes Schutzrecht über die Stadt (das doch noch lange keine Landeshoheit involvirt) wurde erst durch den Weimar'schen Vertrag von 1483 begründet; denn was wir vorher von Schutz und Schutzgeld finden, beruht immer nur auf temporärer, widerruflicher Bewilligung, die auch manchmal zwischen der Stadt Erfurt und andern fürstlichen Häusern, z. B. Hessen, Statt fand. Ueberhaupt ist zu bemerken, dafs der Vf. die sehr verwickelten Verhältnisse dieser Stadt durchaus unrichtig aufgefafst hat, dafs er aber auch in seiner Kenntnifs ihrer Geschichte sehr weit zurück ist, da er sie nur aus dem längst veralteten *Gudenus* hat. Eigentlich hätte er gar nicht nöthig gehabt, von Erfurt insbesondere zu sprechen, da die Stadt nie zu den Besitzungen des Hauses Sachsen gehörte; wenn er es aber einmal für nöthig hielt, so hätte er doch billig die neueste, und nicht gerade die älteste und mangelhafteste Bearbeitung ihrer Geschichte zu Rathe ziehen, und sich nicht zu vornehm dünken sollen, in dem Werke eines zwar unberühmten, aber in den Urkunden gut bewanderten Schriftstellers (Erfurt mit seinen Umgebungen u. s. w., von *H. A. Erhard*. Erf. 1829.) einige Belehrung zu suchen. In dem, was er an verschiedenen Orten von Erfurt beibringt, bedarf daher fast jeder einzelne Satz wesentlicher Berichtigungen, auf die wir uns jedoch, um nicht zu weitläufig zu werden, hier nicht einlassen können. — Des Vfs Räsonnement über die Ungerechtigkeit der Veräufserung der Grafschaften Wettin und Brene (S. 131) dürfte sich leicht widerlegen lassen, wenn man annimmt, dafs jene Stücke durch die, im deutschen Familienrechte so gewöhnliche, Todtheilung von den andern Besitzungen des Hauses Wettin abgesondert worden, den übrigen Mitgliedern dieses Hauses also gar kein Heimfallsrecht daran zustand. Die alte Fabel von den vier Dingstühlen in Thüringen, und was noch dazu gehört, hätte man hier (S. 171) auch nicht wieder erwartet; namentlich ist zu bemerken, dafs eine Grafschaft *Käfernburg* (wofür richtiger *Kevernberg* zu schreiben) im staatsrechlichen Sinne nie existirt hat; denn nicht jedes Gebiet, dessen Besitzer den Grafentitel führt, ist darum eine Grafschaft. Wenn der Vf. (ebd.) unter den 12 Grafen Thüringens diejenigen versteht, welche, nach dem Vorgeben gewisser Chroniken, dem ersten Landgrafen als Hofgesinde zugewiesen worden seyn sollen, so hätte er sich aller Bedenklichkeiten überheben können, da sich leicht nachweisen läfst, dafs die Mehrzahl jener Grafen erst in späteren Zeiten aufgekommen, mithin die ganze Geschichte ins Reich der Träume gehört. *Placidus Muth*, der viele Verdienste, nur eben nicht als Geschichtforscher, hatte, würde sich, wenn er noch lebte, freuen, dafs seine sonderbare Idee, nach welcher der sonst allgemein dem bigamischen Grafen von Gleichen zugeschriebene, in allen seinen Merkmalen ein sehr hohes Alterthum verrathende Leichenstein, dem 1494 verstorbenen Grafen Sigismund gehören soll, von unserm Vf. (S. 186) noch als eine ausgemachte Wahrheit nachgeschrieben wird; und gesetzt, dies Denkmal wäre unecht, ist denn damit allein schon die ganze Sage von jener Bigamie so entschieden widerlegt? — In des Vfs Bedauern (S. 190) über Thüringens, in Folge der Vereinigung mit Meifsen, verlorene Selbstständigkeit, kann die Geschichte nicht einstimmen; denn theils umfafste ja die Landgrafschaft nicht das ganze Thüringer Land, theils wurde jene, auch nach der Vereinigung mit Meifsen, und bis zur Erlangung der Sächsischen Kurwürde, immer als das Hauptland betrachtet. In der Erzählung des Kampfes zwischen Landgr. Friedrich I. und der Stadt Erfurt (S. 222), die, sonderbar genug, die *Residenz* des (von Land und Leuten verjagt, im gröfsten Elende dort lebenden) Landgr. Albert genannt wird, finden sich viele Unrichtigkeiten, deren Auseinandersetzung aber hier zu weit führen würde. Bei Erwähnung der fremden Gerichtsbarkeit, von welcher die Stadt Erfurt durch Kaiserl. und Landgräfliche Privilegien befreit worden, macht der Vf. ein Fragezeichen, das entweder die ganze Befreiung zweifelhaft machen, oder andeuten soll, dafs unter der fremden Gerichtsbarkeit wenigstens das Thüringische Landgericht zu Mittelhausen nicht gemeint sey. Beides ist aber irrig, denn das Privilegium selbst wird durch eine Menge noch vorhandener Original-Urkunden (zum Theil noch älter, als von K. Rudolf und L. Albert) überflüssig erwiesen; das Gericht aber, vor welchem die Stadt Erfurt und ihre Angehörigen ausschliefslich belangt werden sollten, war das Stadtgericht zu Erfurt, welches im Namen des Kaisers und Reichs durch den Erzbischof von Mainz besetzt wurde, und von welchem die Appellation unmittelbar an das Kaiserliche Hofgericht ging. (Erst in späteren Zeiten wurde die Appellation an das Kurfürstl. Hofgericht in Mainz zugelassen.) Mithin war das Thüringische Landgericht allerdings ausgeschlossen; was hätten denn auch sonst die hierher gehörigen Privilegien der Landgrafen, vor und nach Alberts Zeiten, bezweckt? Dafs die Stadt in dem Vertrage von 1315 (nach des Vfs Ausdrucke, S. 224) die albertinische Gerechtsame und Privilegien verloren habe, *ist*, so wie anderes, bei dieser Gelegenheit vom Vf. erwähnte, ganz unbegründet. Die Original-Urkunde dieses Vertrags, die Rec. oft vor sich gehabt hat, und wovon er noch eine ganz genaue Abschrift besitzt, sagt gerade das Gegentheil; es werden nämlich darin der Stadt E. und ihren Bürgern alle ihre Privilegien aufs neue bestätigt; der Landgr. verspricht, seine im Kriege gebrochenen Schlösser nicht wieder bauen zu lassen, den Erfurtern alle Lehengüter, die sie von seinem Vater, dem Landgr. Albert, erhalten, wieder zu Lehen zu reichen, und alle Güter, die ihnen während des Kriegs von dem Landgr. oder seinen Leuten abgenommen worden, zurückzugeben u. s. w.

(Der Beschlufs folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1833.

GESCHICHTE.

Hamburg, b. Friedr. Perthes: *Geschichte des Kurstaates und Königreichs Sachsen*, von Dr. *C. W. Böttiger* u. s. w.

(*Beschlufs von Nr. 27.*)

Ob das Thüringische Landfriedensgericht (nach S. 238) im Siegel den Thüring. Löwen, und den Namen des Hauptmanns als Umschrift geführt, kann Rec. nicht sagen; die Siegel, die ihm zu Gesicht gekommen, führten nur einen Helm mit 12 Fähnchen (nach der Anzahl der Beisitzer des Friedensgerichts) und die Umschrift: *Sigillum Iudicis et Conservatorum Pacis Thüringiae.* Die S. 262 genannten Bündnisse des Landgr. Balthasar sind nur geringe Zweige viel ausgedehnterer Verbindungen der Thüringischen und benachbarten Fürsten, Herren und Städte. Die Geschichte mit dem Brandenburgischen Pseudo-Waldemar ist so ausgemacht wohl nicht, als sie der Vf. (S. 274) hinstellt. Arnstadt, welches der Vf. (S. 302) unter den Besitzungen der Grafen von Orlamünde aufzählt, hat dazu nie gehört. Nur von dem Antheil, welchen die Grafen von Kevernberg an dieser Stadt gehabt hatten, war die Hälfte, nebst andern Besitzungen, im J. 1302 durch Heirath an einen Grafen von Orlamünde gekommen, aber von diesem auch bald darauf wieder an Schwarzburg verkauft worden; ward also nie eigentlich Orlamündisches Besitzthum, und dürfte am wenigsten unter den Stammgütern dieses Hauses genannt werden. Dafs Herzog Wilhelm von Sachsen (S. 331 u. f.) in dem Verhältnifs zu seiner ersten Gemahlin Anna, und in Beziehung auf seine zweite Heirath, ganz in der hergebrachten, gehässigen Weise behandelt, und was schon von *Schneider*, in den Sammlungen zu der Geschichte Thüringens, zu Wilhelms Vertheidigung eben so gründlich als überzeugend beigebracht worden ist, gar nicht berücksichtigt wird, mufs billig befremden. Dem Geschichtschreiber Sachsens hätte es geziemt, einen der ausgezeichnetsten sächsischen Fürsten in einem günstigern, und zugleich wahreren Lichte darzustellen, ohne die abgedroschenen, ursprünglich von Wilhelms Feinden, den Vitzthumen, ausgegangenen Klatschereien einer alten Chronik zu wiederholen. — Wie die schnell vorübergegangene Regierung Albrechts von Sachsen im Kurfürstenthum Mainz (nach S. 339) für die Geschichte der Reformation und das Ansehen des Wettinischen Hauses bedeutend geworden seyn soll, ist nicht einzusehen; denn Albrecht (der in seinem 20sten Jahre starb, also nicht, wie der Vf. will, im 27sten die Regierung angetreten haben kann) war ja schon längst nicht mehr unter den Lebenden, als, unter seinem *vierten* Mainzer Regierungs-Nachfolger, dem Brandenburgischen Albrecht, die Reformation begann; und für das Haus Sachsen war der einzige, verhältnifsmäfsig doch nicht so sehr hoch anzuschlagende Gewinn seiner Mainzer Regierung, die Anerkennung des Schutzrechtes über Erfurt. Eine arge Verwechselung hat den Vf. (S. 342) inducirt, dem Kurf. *Ernst* von Sachsen einen *gleichnamigen Sohn*, *Kurf. Ernst von Mainz*, zu geben, der nie existirt hat: denn der Sächsische Prinz, welcher den Erzbischöfl. Stuhl zu Mainz bestieg, hiefs bekanntlich *Albrecht*; *Ernst* aber, des Kurfürsten wirklich gleichnamiger Sohn, war Erzbischof von Magdeburg, und hat seinen Vater um viele Jahre überlebt. Luther war nicht (nach S. 369) 1503, sondern 1505, kurz vor seinem Eintritt ins Kloster, Magister geworden. Dafs er seine Sätze gegen den Ablafs an die Schlofskirche anschlug, die doch nicht lange vorher selbst Ablafsprivilegien erhalten hatte, ist an sich nicht so sehr zu bewundern, als es dem Vf. (S. 375) scheint: denn der damalige päpstliche Ablafs war ja selbst ein höchst nachtheiliger Eingriff in die Ablafsprivilegien der einzelnen Kirchen. In der Reformations-Geschichte ist der Vf. hauptsächlich *Planck* gefolgt, hat also, wie dieser, auch in dem Benehmen Luthers und seiner Gehülfen vieles zu tadeln, was freilich, je nachdem man sich auf irgend einen willkürlichen Standpunkt stellt, eben nicht schwer ist, nur dafs dabei für die Geschichte und ihre höhere Bedeutung nicht viel herauskömmt. Manches wird auch nur ins Blaue hineingesprochen. Warum z. B. Luthers Heirath (nach S. 409) seinem Ansehen geschadet, und L. dazu die unschicklichste Zeit gewählt haben soll, dürfte der Vf. so wenig als *Planck*, dem er es nachschreibt, zu beweisen im Stande seyn: denn Luther hatte ja schon Hunderte von Geistlichen im Ehestande zu Vorgängern, war von seinen Freunden oft genug dazu aufgefordert worden, und zu jeder andern Zeit würden ein Cochläus und Consorten sich über diesen Schritt eben so bitter herausgelassen, Luther aber freilich auch an ihre Schmähungen sich eben so wenig gekehrt haben. Den Kurfürsten Johann Friedrich beurtheilt der Vf. im Anfange etwas zu streng, und legt ihm Dinge zur Last, die wir nun nach 300 Jahren wohl etwas anders einsehen können, in denen er aber zu seiner Zeit, in seiner Lage und nach seinen Grundsätzen, schwerlich anders zu handeln im Stande war; gleichwohl hat er gerade sein Hauptvergehen, wo ihn billig strenger Tadel trifft, nämlich seinen eben so we-

wenig politisch als moralisch motivirten Einfall in das Erzstift Magdeburg, zu leicht übergangen. Ueber Moritz ist sein Urtheil allzu schwankend, und schwerlich wird, aus seiner Darstellung, ein Leser zu einer bestimmten Ansicht jenes hoch ausgezeichneten Mannes — vielleicht des merkwürdigsten in der ganzen neuern Geschichte — gelangen, über den ein gründliches Urtheil zwar schwer, aber, bei einiger Umsicht und Unbefangenheit, keineswegs unmöglich ist.

Der *zweite* Band ist in jeder Hinsicht gelungener, als der *erste*. Manche Vorwürfe, die wir, nothgedrungen und nur um der Wahrheit willen, diesem machen mufsten, treffen ihn nicht; selbst der Stil erscheint reiner und gerundeter, das Urtheil fester und gediegener, so dafs Rec. die meisten Partieen desselben mit wahrem Vergnügen durchlesen hat. Dafs die Geschichte der neuesten Zeit mit einer, im Verhältnifs zu den vorhergehenden Perioden, überwiegenden Ausführlichkeit und vorherrschenden Richtung auf Politik behandelt ist, war auf dem Standpunkte des Vfs nicht gut zu vermeiden. Ueber Einzelnes sey noch folgendes bemerkt. Bei der Erzählung der Grumbachischen Händel (S. 12 u. f.) scheint der Vf. den unglücklichen Herzog Johann Friedrich zu hart zu beurtheilen, und, nur den Zeugnissen seiner Gegner folgend, manches, was, nicht minder glaubwürdigen Berichten zu Folge, zu seiner Entschuldigung dient, nicht beachtet zu haben. Unparteiisch kann man eben nicht behaupten, dafs dieser Gothaische Krieg zu den Thatsachen gehört, welche dem Kurf. August wahre Ehre machen. — Bei der Erwähnung der letzten Burggrafen von Meifsen (S. 16) kommt der Vf. in einige Verwirrung. Nicht die *Reufsen von Plauen* hatten das Burggrafthum besessen, sondern eine andere Linie der Herren von Plauen, die den Beinamen *Reufs* nicht führte; auch war dies keine Linie der Grafen von Hartenstein, sondern aus letzterem Hause waren die älteren, im 15. Jahrhundert ausgestorbenen Burggrafen gewesen; die von Plauen aber hatten erst nach ihrer Belehnung mit dem Burggrafthum zugleich den Gräflichen Titel von Hartenstein angenommen. Wenn (S. 58) der unglücklichen Anna, Tochter des Kurf. Moritz, gelegentlich gedacht wird, so kann man nicht umhin, sich der Actenstücke zu erinnern, welche *Rommel* in seiner Geschichte Philipps von Hessen mittheilt, nach welchen die etwas gewaltsame und übereilte Art, mit welcher Kurf. August, gegen den Rath des weisen und wohlgesinnten Philipp, die Ehe zwischen Anna und Wilhelm von Oranien betrieb, jenen nicht in dem günstigsten Lichte erscheinen, und einen nicht geringen Theil der Schuld des unglücklichen Ausgangs jener Ehe auf ihn zurückfallen läfst. Bei Gelegenheit des Jülich - Cleveschen Erbfolgestreites (S. 76 u. f.) nimmt der Vf. als Sachse freilich an, dafs das Sächsische Haus auf jene Erbschaft die *gerechtesten* Ansprüche gehabt habe; wenn man aber die Sache, historisch und staatsrechtlich, unparteiisch betrachtet, so möchte doch die Gerechtigkeit jener Ansprüche, im Verhältnifs zu denen der andern Prätendenten, besonders Kur - Brandenburgs, sehr in den Hintergrund treten; indessen ist hier nicht der Ort, auf jenen, in der Wirklichkeit ohnehin längst abgethanen, Streit weiter einzugehen. Sachsens, oder seines Kurfürsten Johann Georgs, Benehmen im dreifsigjährigen Kriege hat der Vf., so wenig ihm auch die groben politischen und moralischen Fehler des Kurfürsten entgangen sind, doch noch viel zu gelind beurtheilt. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, dafs Johann Georg einen grofsen Theil des Unglücks, das jener greuelvolle Krieg über Deutschland herbeiführte, auf dem Gewissen hat. Dafs *Hoe von Hoenegg* viele seiner unverzeihlichen Schritte bestimmte, ist richtig, obgleich nicht zu erweisen, dafs dieser wirklich vom Kaiser und den Jesuiten bestochen gewesen. Dafs aber auch Aussicht auf Ländererwerb den Kurfürsten geleitet, wie der Vf. (S. 86) nicht glaublich findet, und S. 132 in der Note gegen einen Recensenten in dieser A. L. Z. in Zweifel stellt, liegt offen am Tage. Wir haben die A. L. Z. vom J. 1827 nicht zur Hand, um uns zu überzeugen, ob und wie der dortige Rec. den, dem Vf. anstöfsigen Ausdruck *niedrigen Ländergeizes* gebraucht hat, können aber die Sache nur bestätigen. Ein Fürst, der, um die Lausitzen zu erwerben, seine evangelischen Glaubensbrüder in Böhmen und Schlesien hinopfern half, der, zufrieden, wenn nur seinem Hause die Sächsischen Hochstifter gesichert blieben, zu dem unseligen Restitutions - Edicte stillschwieg, der sich der unredlichsten und hinterlistigsten Mittel bediente, um das Erzstift Magdeburg an sein Haus zu bringen, und, wenn er dies gesichert glaubte (in dem schmählichen Prager Frieden), zum Verräther an der gemeinschaftlichen Sache wurde und gewissermafsen die Verwirrung mit verschuldete, die Deutschland noch 13 Jahre lang zerrüttete, ein solcher Fürst wird gewifs nicht zu hart beurtheilt, wenn man ihm Eigennutz und Gewinnsucht Schuld giebt, die deshalb niedrig genannt werden kann, weil seine Mittel es waren. Es erscheint als ein gerechtes Strafgericht, wenn von dem, was er durch seine unevangelische, treulose Politik erstrebte, ihm und seinem Hause das wenigste zu Gute kam, und viele seiner Plane, die sich nur muthmafsen lassen, gar nicht zur Ausführung gediehen. — Der von *Hoe* gebrauchte Ausdruck des *orientalischen Antichrists*, der dem Vf. (S. 87) zweifelhaft geblieben zu seyn scheint, erklärt sich daraus, dafs die streng orthodoxen *Lutheraner* (wie sie, wahrhaftig nicht zu Luthers Ehre, sich nannten) sich darin gefielen, die Reformirten (Calvinisten) mit den Mohamedanern in eine Klasse zu setzen! — Dafs Johann Georg II. bei der Eroberung Erfurts durch Kur - Mainz *zu nachgiebig* gewesen sey (S. 163), ist ein Urtheil, das sich aus des Vfs schon im *ersten* Theile dargelegten Meinungen erklärt, als ob Sachsen ein besonderes Recht an Erfurt gehabt habe. Da dies aber, so wie seine ganze Ansicht der Erfurtischen Verhältnisse, irrig ist, so sieht man leicht, dafs Johann Georg II. nichts nachzugeben hatte, wo er kein Recht geltend machen konnte.

konnte. Was Sachsen wirklich zustand (lehensherrliche Rechte u. dgl.), wurde im Leipziger Recesse hinlänglich ausgeglichen; es war also eine eben so unnütze als grundlose Formalität, dafs Joh. Georg III. gegen die Mainzische Besitznahme Erfurts protestirte, und dafs man in der Folge, noch 1794, am Sächsischen Hofe, keinen Mainzischen Besitzstand in Erfurt anerkennen zu wollen, affectirte. Das kaiserliche Salvatorium war leicht zu erlangen; denn was fertigte man in der kaiserlichen Kanzlei, fürs Geld, nicht alles für Urkunden aus! — Dafs Herzog August, der Administrator von Magdeburg, seinem Bruder, dem Kurfürsten, die meiste Noth gemacht (S. 170), kann man mit Wahrheit nicht sagen; beide lebten vielmehr in sehr vertrauter, brüderlicher Freundschaft, und eine Folge dieses freundschaftlichen Verhältnisses, keineswegs aber eines ungestümen Drängens von Seiten des Administrators, waren die höheren Zugeständnisse, welche der Kurfürst diesem machte. Uebrigens kommen die ungeheuren Schulden der nachmaligen Weifsenfelser Herzoge nicht auf die Rechnung des Herz. August, dessen Staatshaushalt sehr wohlgeordnet war. Von seinen Söhnen ist der zweite, August, der freilich jung, aber doch schon als Domprobst von Magdeburg starb, vergessen; der vierte (nach dem Vf. der dritte), Heinrich (den Namen nennt der Vf. nicht einmal), hätte, als ein geistreicher, auch durch seine Schicksale ausgezeichneter Fürst, wohl eine weniger kurze Abfertigung verdient. Sein Uebertritt zur reformirten Kirche (den Ausdruck: *Calvinismus*, hätte sich der Vf., der ja nicht in einer damaligen theologischen Facultät zu Leipzig oder Wittenberg sitzt, wohl ersparen mögen) war die Quelle vieler Reibungen mit dem Kursächsischen Hofe, der, während das Oberhaupt desselben katholisch war, seltsam genug, den eifrigen Verfechter des Lutherthums machte! Prinz Albrecht wurde, nicht 1692, sondern schon 1685 katholisch. — Kurf. Johann Georg III. scheint der Vf. (S. 179) auch als Krieger zu hoch zu stellen. Sein Zeitgenosse, Fürst Johann Georg von Anhalt, gewifs ein competenter Richter, spricht von ihm mit wenig Achtung, und nennt ihn, in den Briefen an seinen Schwiegersohn, H. Heinrich von Sachsen-Barby, gewöhnlich nur „unsern lieben Dicken." — *Hebenstreit's* berühmte Reise nach Afrika und ihren Werth schlägt der Vf. (S. 280) zu gering an. Es wurde dabei besonders für Botanik nicht Geringes geleistet. — Das frühe Aussterben der drei Albertinischen Nebenlinien sieht der Vf. (S. 288) als ein höheres Walten an, das den Fehler Johann Georgs I. wieder verbessert habe; indessen trägt man sich in Sachsen noch heute mit Gerüchten über den Tod der Weifsenfelser Prinzen u. dgl. m., die auf ein Walten sehr finsterer Mächte hindeuten! Die evangelische Brüdergemeine erfreut sich (S. 321) einer sehr rühmlichen Erwähnung. Unter den Sächsischen Gelehrten (S. 366) hätten auch noch genannt werden mögen: der Wittenberger elegante Jurist *Crell*, die Aerzte *Platner* in Leipzig, *Vater* und *Triller* in Wittenberg, der Wittenberger Physiker *Bose*, u. A. — Ein gewisser, den Sächsischen Geschichtschreiber auf eine, des wahren Historikers nicht ganz würdige Weise charakterisirender Widerwille gegen Preußen, tritt an manchen Orten etwas unzeitig hervor; so S. 253, wo der Vf. die Erwerbung des bis dahin (1713) schwedischen Pommerns durch Preufsen sehr misfbilligt, ohne die gerechten Ansprüche Preufsens an diese Provinz zu würdigen; so S. 435, wo die reichliche Entschädigung Preufsens für den Verlust am linken Rheinufer ihm zu misfallen scheint; so auch hier und da in der Geschichte neuerer Zeiten, worüber wir uns jedoch weiterer kritischer Bemerkungen enthalten.

GEOGRAPHIE.

Dresden u. Leipzig, in d. Arnold. Buchh.: *Anfangsgründe der Erdbeschreibung für die Jugend der höhern Stände*, vermehrt u. verbessert durch eine tabellarische Uebersicht der ganzen Erdbeschreibung. Von *K. H. Münnich*, Professor am k. s. Kadettenkorps u. an der Artillerieschule zu Dresden. Mit einem Atlas von 12 neugezeichneten Charten nach den fortschreitenden Kenntnissen geordnet. *Zweite* vermehrte Auflage. VI u. 126 S. Format des Textes 8. (Ladenpreis ohne Atlas 8 gGr., mit Atlas 1 Rthlr., der Atlas allein 18 gGr.)

So viel auch über manche Gegenstände des Wissens geschrieben wird, so unterscheidet sich doch bald das Gute und Nützliche von der gewöhnlichen dürftigen oder von der sogenannten Leistenarbeit. Zu einer solchen besseren ihrem Zweck vollkommen entsprechenden Arbeit ist denn auch die vorliegende zu rechnen. Was aus dem weiten Gebiete der gesammten Erdkunde für die reifere Jugend und für eine solche, wo einiges wissenschaftliches Nachdenken erwartet werden darf, passend ist, findet man in dieser kleinen Schrift verständlich und so wie ohne Lücken, auch ohne überflüssiges Detail vorgetragen. Der Lehrer, der nach diesen Anfangsgründen den Unterricht zu leiten hat, wird durch das stets rege gehaltene Interesse bei seinen Schülern bald gewahr werden, auch nach welchen pädagogischen Principien der Vf. sein Buch bearbeitet hat. Da findet man nicht den ungeheuern Schwall von das Gedächtnifs der Jugend überladenden Namen, sondern es ist sich mehr an ein kurzes und bündiges Beschreiben der grofsen Hauptumrisse unserer Erde gehalten worden. Das oft sich bis zum Ungeheuern steigernde statistische Zahlenwerk ist nur für das Nothwendigste ausgehoben, möglichst ganz von dem Texte geschieden, und in besondern, dem Buche am Schlusse beigefügten Tabellen zusammengehalten worden.

Was den Gebrauch des Buches anbelangt, so deutet der Vf. in dem Vorworte an, dafs er auf zweierlei Weise Statt finden kann, entweder neben dem Unterrichte als Lese- und Wiederholungsbuch, oder beim Unterrichte als Leitfaden. Endlich darf bei diesem

sem nützlichen Buche auch nicht übersehen werden, dafs der Text in deutscher und französischer Sprache abgefafst ist, was denn besonders in solchen Unterrichtsanstalten, wo man der französischen Sprache auch einen Theil der Zeit widmet, gewifs sehr willkommen ist.

Wirft man auf den zu den Anfangsgründen gehörigen Atlas noch einen Blick, so findet man, dafs die 12 Tafeln folgende verständig geordnete und den jugendlichen Geisteskräften angemessene Darstellungen begreifen: 1ste Tafel: Umlauf der Erde um die Sonne und Umlauf des Mondes um die Erde, ersterer mit seinen Lichtgestalten; 2te T.: die Sonnen- und Mondfinsternisse und das Sonnensystem; 3te T.: die westliche und östliche Halbkugel mit den 5 Erdtheilen; 4te T.: die westliche und östliche Halbkugel mit den Weltmeeren; 5te T.: Europa's Länder; 6te T.: Asien; 7te T.: Afrika; 8te T.: Amerika; 9te T.: Australien; 10te T.: Europa's Meere und Landseen; 11te T.: Europa's Gebirge und Ströme; 12te T.: Europa in allen seinen Beziehungen und mit Vermerkung der wichtigsten Ortschaften.

SCHÖNE LITERATUR.

Stuttgart u. Tübingen, b. Cotta: *Gedichte von Nicolaus Lenau.* 1832. 272 S. 8. (1 Rthlr. 9 gGr.)

Wie wohl wird einem Rec. zu Muthe, — ist er anders nicht Thümmels hochfürstlichem Kammerjäger ähnlich, der eine Hütte mit Ratzen einem Palaste ohne Mäuse vorzieht, — wenn er einmal ein Buch mit voller Befriedigung vor sich hinlegen kann im Drange, die seltene Erscheinung zur allgemeinen Kunde zu bringen, damit sich recht Viele daran laben mögen und ihr die verdiente Anerkennung werde: und wenn diefs Buch nun gar noch eine Sammlung Gedichte enthält! Der deutsche Liederhain darf sich wohl seiner Sänger rühmen; nur ist das ihm eigen, dafs, wenn einmal eine neue echte Stimme sich erhoben hat, nun der ganze Hain in deren Weise einstimmt und das nämliche Liedchen pfeift, nur darin unterschieden, ob Grasemücke oder Gimpel die Weise auffassen. — Wie wohl thut es dann nicht dem betäubten und ermüdeten Ohre, wenn eine neue kräftige melodische Stimme erschallt in eigenthümlicher Weise. Eine solche ist erschollen, und ist der Sänger auch aus fremden Hainen, wir heifsen ihn nicht weniger willkommen und lauschen erfreut seiner deutschen Lieder im deutschen Haine. — Nach allen Anzeichen ist das romantische Ungern die Heimath des Sängers, der unter dem Namen *Lenau* uns mit diesen schönen eigenthümlichen Gesängen beschenkt, Gesängen unsrer ersten Meister würdig. *Ueber* ihn wüfsten wir *unbedingt* keinen unsrer lyrischen Dichter zu setzen, und *neben* ihn nur sehr wenige: die meiste Verwandtschaft hat er wohl mit unserm *Rückert*, nicht dem Orientalen, sondern dem Dichter so mancher tiefen und zarten echt deutschen Lieder, die schon längst hätten in einer Sammlung vor der Gefahr verloren zu gehen, — denn viele und darunter die vorzüglichsten sind noch selbst nicht einmal gedruckt, — geschützt werden sollen; und nebst diesem mahnt er an *Chamisso's* Originalität. Lebenvolle geistige Naturanschauung, glänzende Phantasie, tiefes Gefühl, Fülle in Ideen und Ausdruck, Kühnheit und Neuheit und Jugendfrische in den Bildern, anmuthige Natürlichkeit, und jene Sehnsucht, die alle Saiten des Gemüths in Beben versetzt, ohne sie wie die *Byron*'sche zu zerreifsen, mit einer ungewöhnlichen Gewandtheit in Handhabung der Sprache, — diefs sind die ausgezeichneten Eigenthümlichkeiten dieses Dichters, die wir fast mit jedem der in diesem Bändchen enthaltenen Gedichte belegen könnten. Dabei müfsten wir uns sehr irren, wenn der Dichter nicht sein eigenes inneres Leben darin abgespiegelt hätte, wie er es wirklich und nicht in der Phantasie blofs durchlebt hat, so dafs beinahe jedes seiner lyrischen Gedichte aus einem bestimmten Momente seines Lebens hervorgegangen ist, denn es findet sich darin eine gewisse Objectivität, die sie zu dem macht, was *Göthe* so sinnig bezeichnet, wenn er jedes echte lyrische Gedicht für ein Gelegenheitsgedicht erklärt. In diesen Gedichten ist durchaus nichts Gemachtes, wie in denen mancher sonst mit Recht gefeierten Dichter. *Der Gefangene* — dann vor allen mit: *die Werbung* — so wie das höchst eigenthümliche: *der Maskenball* — *die Felsenplatte* — *die Waldkapelle* — *die Wurmlinger Kapelle* — *die Heidebilder* (aus Ungern) — welche köstliche Dichtungen sind das!

Der Ton des Dichters ist im Ganzen elegisch, jedoch ohne weichliche Zerschmelzung, oft voll Glut, auch wohl im Dichterzorne auflodernd; aber auch launig, und wie heiter z. B. in dem Gedichte: *der Lenz.*

Die lyrischen Gedichte hat der Dichter eingetheilt in: *Bilder aus dem Leben*; *Lieder der Sehnsucht* — darunter vorzüglich schön die fünf *Schilflieder*, wahre Musik; *Lieder der Vergangenheit*; *Vermischte Gedichte*; *Fantasieen*; *Heidebilder*; *Oden* — in Alkäischen und Sapphischen Strophen, eine *Am Grabe Hölty's* sehr zart und gefühlt. — Den Schlufs macht ein Romanzenkranz: *Clara Hebert*, die Geliebte des von Richelieu auf Cisteron gefangen gehaltenen *Johannes Casimir*, Bruders des Königs von Polen. Dieser Romanzenkranz ist mit das Schönste in diesem Bändchen und überhaupt im Gebiete der Romanze. Welch ein anmuthiger Erzählungston, und welche Poesie in den Schilderungen, und unter diesen besonders in der eines Gewitters — wie verschieden und doch wie gleich schön gegen die in den Heidebildern. — Druck und Papier sind dem Werthe des Inhalts angemessen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1833.

GEOGRAPHIE.

London, b. Murray: *The Journal of the Royal Geographical Society of London for* 1830—31. 1831.

Man könnte sich wohl mit Recht darüber wundern, dafs die Engländer, die so ungeheuere Besitzungen aufserhalb Europa haben, und so reiselustig sind, bis vor kurzem keine geographische Gesellschaft hatten. Die Reisenden, die alle Zonen und Gegenden der Erde durchwandert hatten, versammelten sich in einer *Gesellschaft der Reisenden* (*Raleigh Traveller's Club*), mehr um sich gegenseitig zu unterhalten, als um ihre Erfahrungen und Beobachtungen sich mitzutheilen. Wie man aus Nachahmung der französischen Asiatischen Gesellschaft, in London eine gründete; so kam nun auch aus Nachahmung der geographischen Gesellschaft zu Paris, vor Kurzem in London eine geographische Gesellschaft zu Stande. In rein wissenschaftlichen Dingen, von denen nicht ein augenblicklicher praktischer Nutzen zu erlangen ist, bleiben die Engländer hinter dem Continente zurück, — ihre neugegründeten wissenschaftlichen Institute sind defshalb gewöhnlich blofse Nachahmungen der deutschen und französischen und stehen nicht selten weit hinter ihren Vorbildern.

Mehrere Mitglieder des *Traveller's Club* traten am 24. Mai 1830 zusammen, und es ward beschlossen, eine geographische Gesellschaft zu gründen. Die erste Sitzung der *königl. geographischen Gesellschaft* von London (*The Royal Geographical Society of London*) fand am 16. July 1830 statt; man beschlofs neben andern auch, die in den Sitzungen der Gesellschaft vorgelesenen Abhandlungen von Zeit zu Zeit in Form eines Journals drucken zu lassen. Das vorliegende erste Heft enthält 13 verschiedene Abhandlungen, 2 Recensionen oder Anzeigen von neuern Reisen, und 8 vermischte Notizen und Bemerkungen. Die meisten Abhandlungen beziehen sich auf die verschiedenen Besitzungen der Engländer in Neuholland; mehrere davon enthalten auch Beschreibungen kleiner Inseln und Meeresküsten. Wir müssen es andern Journalen überlassen, auf das Wichtigste dieser Abhandlungen aufmerksam zu machen; wir betrachten hier blofs die interessanteste Mittheilung dieses Heftes, nämlich die nachgelassenen Papiere des berühmten Reisenden *Moorcroft*, von denen unter den vermischten Aufsätzen eine Probe mitgetheilt wurde.

Moorcroft sendete von allen Ländern und Völkern, welche er auf seiner Reise in Mittelasien traf, ausführliche Beschreibungen an den Generalgouverneur von Indien. Diese Papiere liegen jetzt sämmtlich in dem Archive der Ostindischen Compagnie; die geographische Gesellschaft giebt uns Hoffnung, dafs wir später alle Nachrichten, die sich von *Moorcroft* im *India-Haus* vorfinden, in den Beilagen zu ihrem Journal erhalten werden. *Moorcroft* soll im März 1825 das Leben verloren haben; auf welche eine Weise konnte bis dato noch nicht mit Sicherheit ausgemittelt werden. Der letzte Bericht des Reisenden ist aus Kaschemir vom Oktober 1823. Ueber die spätern Arbeiten und den Nachlafs *Moorcroft's* konnte man aber bis jetzt nichts mit Gewifsheit in Erfahrung bringen. Der geographischen Gesellschaft sind aus dem Archive der Compagnie bereits folgende Berichte *Moorcroft's* mitgetheilt worden: 1) *Moorcroft's* Tagebuch nach Leh 34°, 9', 21' n. Br., mit einer Beschreibung des ganzen Landes Ladak. Leh ist bekanntlich der Name der Hauptstadt des Landes oder Distrikts Ladak. 2) Berichte über die chinesische Tatarey oder kleine Bucharei, die aber blofs solche Nachrichten enthalten, die *M.* von andern mitgetheilt wurden. *Moorcroft* selbst hat diese Gegenden nie besucht. 3) Mehrere Berichte über Kaschemir, sein Klima, seine Produkte, Manufakturen und Handel. In dem vorliegenden ersten Hefte der geographischen Gesellschaft finden wir als Probe der Berichte über die chinesische Tartarey oder die Provinz Ily, wie die Chinesen sagen, eine Notiz über Kotan, welche die Nachrichten enthält, die *Moorcroft* in Ladak über diesen Distrikt eingezogen hatte. Da in dieser Notiz selbst die Existenz einer Stadt Koton bezweifelt wird, so haben wir es der Mühe werth geachtet, einige Ungenauigkeiten dieser Notiz nach der neuesten Ausgabe der Topographie des chinesischen Reiches vom Jahr 1818 zu berichtigen; es stände sonst zu befürchten, dafs die Angaben *M's* als unbezweifelte Thatsachen in unsere geographische Handbücher eingetragen würden.

„Es mag sehr kühn seyn", sagt *Moorcroft*, „nach allem, was wir durch *Marco Polo* und die Chinesen wissen, die Existenz von *Kotan* bezweifeln zu wollen; aber ich mufs bekennen, dafs ich hinlänglichen Grund dazu habe. Ein Reisender, der zweimal alle Städte von Koton besucht hat, behauptet, dafs jetzt keine Stadt dieses Namens in dem Distrikt, der Kotan genannt wird, vorhanden sey; dieses Zeugnifs wird noch durch die Aussage eines Eingebornen des Landes, welchen *Mir Izzut Ullah Khan* zu Jerkend gesprochen hat, bekräftiget. Wenn jemals eine Stadt Kotan existirt hat, so ward ihr Name entweder

von den Chinesen verändert, oder sie ist durch irgend ein Unglück zu Grunde gegangen. Letzteres ist sehr wahrscheinlich; denn es ist allen in Kotan Reisenden bekannt, daſs daselbst eine groſse Stadt unter einem Sandhaufen begraben liegt; die Chinesen verbieten alles Nachgraben, weſshalb nichts Näheres hierüber angegeben werden kann. Solch ein Verschütten einer groſsen Stadt durch Sandstürme, setzt *Moorcroft* hinzu, ist übrigens in diesen Gegenden etwas gewöhnliches. Die sechs Städte, die jetzt in Kotan sind, heiſsen nach den Nachrichten, die *Moorcroft* eingezogen hat, *Karakasch*, *Ilitschi*, *Yurungkasch*, *Tschira*, *Kurria* u. *Yongikischlak*.

In der Geographie des Kaisers *Kien long* finden wir folgende Notiz über Kotan, welche uns den Grund des Miſsverständnisses in Beziehung auf die Existenz der Stadt Kotan hinlänglich erklärt: „das *Zwiebelgebirge* (*Tsong ling*)", heiſst es daselbst, „ist westlich von der Stadt Kotan; dieser Berg ist sehr hoch und hat von den darauf wachsenden *Zwiebeln* seinen Namen. Ho tien oder Kotan ist 700 L. von Jerkend entfernt. Jetzt heiſst die Stadt Yu tschen bei den Mahomedanern; die Chinesen nennen sie Hi tschen. Der Chinesische Commandant, der die Westgrenze bewacht, hat in Ho tien eine starke Besatzung und hier sind auch die Vornehmsten der Mahomedaner. Diese nannten den Ort deſshalb Hi tschen tsching, — Ho tien ist bloſs eine falsche Aussprache von Hi tschen. *) Gen Süden zu ist Ho tien 20 Tagereisen von Hinter-Tibet entfernt; von Westen ist es allenthalben von einer doppelten Reihe hoher Gebirge umgeben, ohne irgend eine Verbindungsstraſse mit den jenseits sich befindenden Völkerschaften. Im Osten grenzt es an Gobi. Dieser Distrikt enthält sechs Städte, Ho tien, Ju long ho schi, Ko la ko schi, Tsi la, Ko ur ja, Ta kia pu i" **). Man sieht also, daſs die Chinesen wie die Berichterstatter *Moorcroft's* sechs Städte im Lande Kotan zählen. Die Namen von vier Städten sind in der chinesischen Umschreibung leicht wieder zu erkennen. Ju long ho schi ist Yurungkasch; Tsi la ist Tchira; Ko la ko schi ist Karakasch; Ko ur ja ist Kurria. Wir hätten demnach nur noch *Kotan* selbst und den Namen der sechsten Stadt mit den Nachrichten *Moorcroft's* auszugleichen. Nun wissen wir, daſs die eigentliche Aussprache von Kotan Hi tshen oder, wie wir gleich sehen werden, besser Gi li tse ist; *Gi li tse* ist aber augenscheinlich das *Ilitschi* der angeführten Notiz. Dazu kommt noch, daſs Ilitschi den eingezogenen Nachrichten zufolge die Hauptstadt des Landes ist. Die Angaben über den Namen der sechsten Stadt lassen sich aber nicht mit einander ausgleichen. Ich vermuthe hier eine irrthümliche Angabe bei dem Chinesischen Geographen. *Moorcroft* hat demnach selbst die Stadt Kotan in seiner Notiz aufgeführt; freilich aber nur unter dem einheimischen Namen.

Es war den Reisenden unmöglich, etwas Näheres über die Bevölkerung von Kotan zu erfahren. In dem chinesischen Staatshandbuche (*Tay tsing hoei tien*) finden sich auch hierüber besondere Angaben. Die Stadt Ilitschi oder Kotan hatte sammt dem dazu gehörigen Distrikt 5026 Familien; Karakasch, Stadt und Distrikt, 4944; Tschira, Stadt und Distrikt, 2488; Jurungkasch, Stadt und Distrikt, 2145; Kurria, Stadt und Districkt, 992; Tá ki, Stadt und Distrikt, 336. Wir sehen demnach, daſs die Bevölkerung des Distrikts Kotan bei der letzten Redaktion des chinesischen Staatshandbuches sich auf 15,931 Familien belaufen hatte; dieſs ist aber bloſs die mahomedanische Bevölkerung dieses Landes. Die chinesischen Truppen und die hier etwa angesiedelten Chinesen oder Mandschuren sind in dieser Zählung nicht mit inbegriffen. *Tay tsing hoei tien. Liphan yuen*, oder *Hof zur Regierung der Fremden*, Buch 742. S. 11.

Die gröſste Länge des Landes Kotan ist ungefähr 20 Tagereisen von Osten nach Westen; seine Breite von Norden nach Süden ist bloſs 2 Tagereisen.

Kotan grenzt südlich an Tibet, nördlich an Aksu, westlich an Jerkend und gen Osten zu an das eigentliche China. Es ist nur 40 Tagereisen von Peking entfernt; es ist aber nicht erlaubt, sich dieser Straſse zu bedienen.

Acht Tagereisen von Yongikischlak in einer südsüdöstlichen Richtung ist ein Distrikt, wo man viel Gold in Körnern und in gröſsern Massen findet; hier sind immer 500—1000 Mann beschäftigt, die hier dem Kaiser von China das Gold einsammeln. Man glaubt, daſs Kotan Goldminen und auch deren von anderm Metall besitze. Die Einwohner gebrauchen aber groſse Vorsicht, nichts davon verlauten zu lassen, aus Furcht, sie möchten gezwungen werden, für Rechnung des Kaisers sie zu bearbeiten.

In dem *Daria Kara* oder schwarzen Flusse wird der Stein gefunden, der im Ost-Türkischen *Yaschm* und auf Chinesisch *Ju* genannt wird. Steine dieser Gattung, die beinahe ganz durchsichtig, vollkommen weiſs und frei von allen Flecken sind, werden in China sehr geschätzt. Am Ufer dieses Flusses findet sich immer eine chinesische Wache, damit Privatleute keine solche Jaspis oder Achate sich verschaffen mögen; in frühern Zeiten ward ein bedeutender Handel mit diesen Steinen getrieben. Alle hier gewonnenen Steine gehören jetzt aber ausschlieſsend dem Kaiser von China. Der Ju-Stein kommt schon in den ältesten Dokumenten der chinesischen Literatur vor; man bediente sich seiner auch zur Verfertigung musikalischer Instrumente. *M. le Duc de Chaulnes* versichert, *que la pierre de Ju, dont les Chinois font aussi de King* (dieſs ist nämlich der Name des erwähnten musikalischen Instrumentes) *n'est autre chose, qu'une agathe. Mémoires conc. les Chinois* B. VI. S. 40, 237, 283. Der Fluſs, worin dieser Stein

*) Der Name des Ortes scheint also türkischen Ursprungs zu seyn; bei *Rémusat* wird dieser Name aus dem Sanskrit hergeleitet. *Histoire de la ville de Khotan*. S. 36.

**) *Kien long fu ting tschou hien tu tschy*. Buch 49. S. 9, v.

Stein gefunden wird, heifst bei *Scherefeddin* Karakasch. (*Histoire de Timur bec* III. 218, 219.

Die muselmännische Bevölkerung von Kotan beschäftigt sich vorzüglich mit Ackerbau, Manufakturen und Handel; es findet sich unter ihnen wenig Neigung zum Kriegsdienste. *Moorcroft* konnte keine Nachrichten über die Abgaben von Kotan einziehen. Wir ersehen aber aus den Registern des Finanzministeriums zu Peking, dafs die mahomedanische Bevölkerung von Kotan im Jahr 1811 an Geldabgaben zahlte 1,200,000 *Pur* oder *Pul*, eine Münzsorte, wovon ungefähr 50 eine chinesische Unze ausmachen. Diefs gäbe also 24000 Unzen Silber an Geldabgaben. An Naturalien zahlte der Distrikt Kotan 13,886 *Schi* oder Steine, Reis und andere Produkte. *Tay tsing hoei tien* I. Abth. Buch 11. Bl. 19, v. Bl. 22, v.

Kotan treibt starken Handel mit der grofsen Bucharei, mit Kokan, Gerkend, Ily, Aksu und den Horden der Kirgisen; mittelbar bezieht es auch mehrere Artikel aus Rufsland, vorzüglich allerhand Pelzwaren und Gold- und Silberdraht zu Stickereien.

Der Handel zwischen Indien und Kotan war in früherer Zeit sehr bedeutend: man sagt, dafs ehemals ein beladener Wagen ganz sicher auf der Strafse, die von Nutschibabad nach Surikia in die Gebirge von Kotan führte, gehen konnte. Die Stadt Nutschibabad liegt in der Provinz Delhi im Distrikt Moradabad 29°, 37′ n. Br., 78°, 12′ östl. Länge von London. Diese Stadt ward von *Nutschib* in der Absicht gebaut, um den Handel zwischen Mittelasien und Hindostan an sich zu ziehen. In der angeführten Notiz von Kotan ist der Name dieser Stadt unrichtig geschrieben. Surikia soll übrigens halbwegs seyn zwischen Jerkend und der Stadt Karakasch, 120 Cofs von Jerkend entfernt. Die Kaufleute von Hindostan kamen vorzüglich des Jaspis oder des Achats wegen nach Surikia. Auf den chinesischen Karten findet sich keine Stadt ähnlichen Namens.

C. F. N.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

LEIPZIG, b. Barth: *Samnitica.* Dissertatio historico-critica auctore *Ioanne Guilielmo (Guilelmo) Zinkeisen*, phil. doct. hist. in univers. litt. Lips. privat. docent. MDCCCXXXI. 38 S. 4. (7½ gGr.)

Hr. *Zinkeisen* will mit sorgfältiger Benutzung alles desjenigen, was ältere Schriftsteller über die Samniter berichtet und Neuere über diesen Volksstamm der Sabeller erforscht haben, dessen Geschichte kritisch entwickeln, und zwar nach folgenden Abschnitten: I. *Fontes et praesidia historiae Samnitium.* II. *Samnitium origo et in diversas partes divisiones.* III. *Samnitium rerum publicarum ratio.* IV. *Samnitium cum aliis Italiae populis commercia et necessitudines, praeter Romanos.* V. *Bella Samnitium cum Romanis.* VI. *Samnitium conditio sub Romanorum imperio et ultimae vicissitudines.* — *De Romanorum coloniis in Samnium deductis.* VII. *Samnitium vita domestica, mores, religio, res bellicae.* — *De iis quae Romani inde mutuasse* (*sumpsisse*) *videantur.* Von diesen Abschnitten werden in der angezeigten Abhandlung die drei ersten behandelt, die übrigen ungleich wichtigern wird der Vf. in einem spätern Werke folgen lassen.

In dem *ersten* Kapitel (p. 4—12) werden diejenigen alten Schriftsteller genannt, welche der historische Forscher bei einer Arbeit wie die gegenwärtige, benutzen mufste, und dann folgt eine Aufzählung der abgeleiteten Quellen, oder der Schriften der neueren historischen Forscher, eines *Cluver*, *Mannert*, *Micali*, *Bossi*, *Niebuhr*, *Wachsmuth*: die Darstellung ist hier weitschweifig und ohne Interesse; überhaupt hätte dieser Abschnitt ohne Schaden des Werkes fehlen oder durch einige Noten ersetzt werden können.

Das *zweite* Kapitel (p. 12—27) enthält einige dürftige Notizen über die Völker des Samnitischen Stammes und bespricht die von Neuern über deren Abstammung und wechselseitige Beziehungen aufgestellten Vermuthungen. Die Methode der Untersuchung hat etwas Schwerfälliges und Ermüdendes; der Vf. schleppt sich mühsam von Meinung zu Meinung, wie er diese bei seinen Vorgängern findet, weiter, ohne selbst über den Punkt der Untersuchung etwas Entscheidendes oder Bestimmtes auszumitteln.

Ueberraschend und erfreulich war dem Rec. der Inhalt des *dritten* Kapitels (p. 27—38): denn nach Durchlesung der beiden ersten glaubte derselbe so etwas Tüchtiges nicht mehr zu finden. Dieses enthält, die langweilige Einleitung abgerechnet, eine vortreffliche Auseinandersetzung über die Verfassung der samnitischen Staaten und über deren Verbindung zu einem politischen Ganzen. Die Verfassung derselben bestand nach der lichtvollen Darstellung des Hn. Z. in einer milden Aristokratie: die Verbindung der einzelnen Stämme zu einem gröfsern politischen Körper war sehr locker, und hatte nur in Kriegszeiten etwas zu bedeuten, indem sie fast ausschliefslich in der Vereinigung der Heere der einzelnen Volksstämme zu einem Bundesheere bestand. Dieselben Gedanken sind zwar zum Theil auch schon von Andern ausgesprochen, allein die zusammenhängende und überzeugende Darstellung des Ganzen ist ein Verdienst der gegenwärtigen Schrift. Ueberzeugender und mit gewohnter Meisterschaft wird freilich *Niebuhr* denselben Gegenstand in dem dritten Bande seiner römischen Geschichte ausführen: denn dieser Band ist zum gröfsten Theil vor dem Tode des grofsen Mannes noch vollendet, und wir erwarten dessen Herausgabe recht bald von den Händen seiner Freunde. Darin wird Hr. Z. auch über den Punkt, welcher die Besitznahme Capuas durch die Samniter betrifft, und der ihm p. 20—24 so viel Unruhe gemacht hat, überraschenden Aufschlufs finden. Bis zur Erscheinung dieses Bandes mit dem übrigen Theile seines Werkes über die Samniter zu warten, rathen wir daher dem Hn. Z. Die Darstellung in die-

diesem Theile leidet an Einförmigkeit: so kehrt z. B. *esse videtur* und *esse videatur* auf jeder Seite mehrmal wieder. Die Latinität ist nicht ausgezeichnet; einen Beleg für diese Behauptung giebt schon der ungeschickt abgefasste Titel.

SPRACHKUNDE.

STUTTGART, b. Schweizerbart: *Schwäbisches Wörterbuch* mit etymologischen und historischen Anmerkungen von M. *Johann Christoph v. Schmid*, Königl. Würtemb. Prälaten, General-Superintendenten, Ritter des Ordens der Würtemb. Krone, Mitgl. der K. Baierschen Akademie der Wissenschaften. Nebst dem (von Küstner lithographirten) Bildnisse des Verfassers. 1831. XVI u. 630 S. gr. 8. (3 Rthlr. 18 gGr.)

Mit hoher Achtung und mit Liebe wird gewiss jeder, der eine Gabe wie diese aus solchen Händen zu schätzen weiss, bei diesem Werke verweilen; ein Denkmal deutscher Treue und Gründlichkeit. Schon vor Jahren hätte es deutsches Eigenthum seyn sollen, wenn — die vaterländischen reichen Buchhandlungen, denen es angeboten wurde, nur ein Fünkchen deutsche Ehre in ihrem Busen gehabt hätten, oder auch nur den Verstand, den nie veraltenden Werth desselben zu erkennen. Diess sind — Rec. kennt sie genau — die in der Vorrede als zufällige Umstände bezeichneten Hindernisse, welche die Erscheinung verzögerten, und daher gebürt der jungen Verlagshandlung, welche der deutschen Literatur jetzt dieses treffliche Geschenk macht, doppelt Dank und Ehre. Der würdige am 10. April 1827 zu Ulm verstorbene Vf., dessen Charakter sich in den wenigen Bemerkungen, welche man von ihm zu einer Vorrede niedergeschrieben vorgefunden hat, und auch in den Zügen des sehr ähnlichen, dem Werke vorstehenden Bildnisses, so ansprechend darlegt, liess bereits 1797 in *Nicolai's Reisen* eine kleine Sammlung schwäbischer Redensarten drucken, und hat seitdem „mit besonderer Vorliebe und mit dem unermüdetsten Fleisse die Schätze gesammelt, welche die Mundart Schwabens nicht bloss dem Sprachforscher und Alterthumskenner, sondern jedem Gebildeten darbieten muss. Die vielen Reisen, welche der Vf. schon seines Berufes wegen (als Generalsuperintendent) zu machen hatte, und eine ausgebreitete Bekanntschaft mit Deutschland und besonders in den verschiedenen Gegenden Schwabens (in seiner ganzen Ausdehnung mit den benachbarten Landschaften) erleichterten ihm die seltene Vollständigkeit, durch die das vorliegende Werk so sehr sich auszeichnet. — — Der reichhaltige Stoff, welcher unter der Hand des Vfs während des beinahe vierzigjährigen Sammelns immer mehr sich anhäufte, veranlasste eine fünfmalige, mit der grössten Pünktlichkeit ausgeführte, Umarbeitung des Manuscripts — —." Durch diese Worte der dankenswerthen Vorrede ist diess Werk hinlänglich charakterisirt; Rec. erlaubt sich also nur, bei der innern Wichtigkeit des Werkes für Sprachforschung zur Charakterisirung der Behandlung des Vfs einen Artikel, ohne besondere Auswahl, herzusetzen:

guggähne, *guggähni*, m. Urgrossvater, *guggahne*, f. Urgrossmutter (Bair. Schwz.); *gucken gegel*, alte Narren: *Man findt noch gucken gegel vil, Sie hon lang zeit gar wol verblüt Und nemen gern biern aus der glüt* (und möchten noch kühne Thaten verrichten), *Herm. von Sachs.* 26, b. h. *Wachter* leitet es gezwungen von ἀγωγός her, weil er die Reihe der Grossältern anführt. Da zu Bezeichnung solcher Namen anderwärts, z. B. in der Schweiz, beschimpfende Wörter gebraucht werden: *Pfuchähni*, *Pfuipfuchähni*, *Stinkähni*, und ein Pathe *Schissgötte* genannt wird, so ist man beinahe versucht, auch hier eine Abstammung von Wörtern ähnlicher Bedeutung, z. B. *Gauch*, *Geck*, zu vermuthen. Will man aber dem Volke keine solche Rohheit im Namengeben aufbürden, so mag es, bis andere Sprachforscher etwas Besseres finden, erlaubt seyn, auf *guggin*, *subtristis*, *languidus*, Isl., oder, die Verwandlung des Kehlbuchstaben in einen Lippenlaut annehmend, auf *gubbe*, Greis, Schwed. zu verweisen.

Man sieht, es ist von keinem trockenen Wörterverzeichniss die Rede, sondern die deutsche Alterthumskunde findet in Hinsicht auf Verfassung, Sitten und Gebräuche hier eine reiche Ausbeute und lernt die Quellen kennen, aus denen sie schöpfen kann; und dem deutschen Sprachforscher ist diess Werk unentbehrlich, auch in Hinsicht der Etymologie, welche der Vf., mit vielseitiger Sprachkenntniss ausgerüstet, mit grosser Umsicht und vielem Scharfsinne, — aber auch mit grosser Bescheidenheit, — ein Grundzug in seinem liebenswürdigen Charakter — geübt hat. — Die Bemerkungen zur Vorrede enthalten über das so leicht verdächtige Etymologisiren manches Tiefgedachte und Belehrende, und XXI Beilagen sind ganz etymologisch. Eine dankwerthe Zugabe ist denn aber auch die Sammlung von schwäbischen Sprichwörtern.

Das in der Vorrede mitgetheilte Verzeichniss der Schriften des Vfs, die 31 Numern betragen, bietet unter anderm eine nicht gewöhnliche Erscheinung bei einem beamteten Theologen dar, nämlich einen *Prolog, gehalten auf dem Stadttheater zu Ulm, am 24. Febr. 1802, bei Eröffnung des Liebhabertheaters.* Die in den Bemerkungen zu einer Vorrede erwähnte *Sprachlehre der schwäbischen Mundart* findet sich aber leider nicht darunter. War diese bloss projectirt, oder ist sie vielleicht im Manuscript vorhanden?

Ein Uebelstand ist, dass die Wörter grössterntheils nur bis zum zweiten Buchstaben der alphabetischen Ordnung folgen, so dass z. B. *Hoppen* eher kömmt als *hach*, welches das Aufschlagen erschwert, und so auch die öftere Vermischung der harten und weichen Consonanten, wie unter *B* Wörter mit *P*, und unter *F* Wörter mit *V* stehen, ohne einen innern Grund. So fehlt in der Reihenfolge der Buchstabe *T* ganz; viele Wörter mit *T* stehen aber unter *D*, wie auf S. 136 *Traube*, *Träublen* und auf der ganzen 137sten Seite u. f. — Das Papier ist nicht ganz weiss, aber fest, der Druck scharf und im Ganzen correkt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1833.

DIPLOMATIK.

Coesfeld, in Comm. b. Wittneven: *Münstersche Urkundensammlung* von *Joseph Niesert*, Pfarrer zu Vreden, Vikar zum h. Aegidius zu Münster, Mitglied der gelehrten Gesellschaft zu Gröningen und des Vereines für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens. *Dritter* Band. Urkunden über Städtegründung, Stadtrechte, das Gildewesen und die Hanse. 1829. (Mit einem Siegel-Abdruck.) XXI u. 550 S. — *Vierter* Band in fünf Abtheilungen. 1) Urkunden über Synodal - und Archidiakonal - Gegenstände. 2) Urk. über mehrere Stifte aus dem XII. Jahrh. 3) Urk. über Vogteien mehrerer Stifte. 4) Urk. über die Vogtei des Stiftes Borchorst. 5) Urk. über die Vogtei des Stiftes Vreden. Nebst einem vollständ. Register. Coesfeld, in Comm. des lit. Commissions-Compt. 1832. XXIII u. 600 S. 8. (ohne das Register.) (4 Rthlr. 12 gGr.)

Die Planlosigkeit, welche sich schon in den beiden ersten Bänden dieses Werkes offenbarte, geht, wie es schon nicht anders zu erwarten war, auch in den beiden jetzt vorliegenden ihren Gang fort, und eben so der Mangel an Kritik, mit welchem der Herausgeber alles giebt, was ihm vorkommt, wichtiges und unwichtiges, brauchbares und unnützes. Man wird immer mehr überzeugt, dafs der Herausg. sich gar nicht klar gemacht hat, was er mit dieser Urkundensammlung *im Ganzen* eigentlich wollte. Eine Urkundensammlung läfst sich unter einem dreifachen Gesichtspunkte betrachten. Entweder man hat die Absicht, eine *möglichst vollständige* Sammlung der Urkunden eines Landes, einer Stadt, oder sonst eines gröfseren oder kleineren Landestheiles, *als ein in sich geschlossenes Ganzes* zu geben, wie wir z. B. (um nur Neuere und uns näher liegende zu erwähnen) in dem *Günther*'schen *Codex diplom. Rheno-Mosellanus*, oder dem *Schreiber*'schen Urkundenbuche der Stadt Freiburg besitzen. In diesem Falle ist es am passendsten, alle Urkunden ohne Unterschied in einer rein chronologischen Folge zusammenzustellen, die älteren, bis ungefähr zum letzten Viertel des 15. Jahrhunderts, alle, so viel sich vorfinden, *in extenso* mitzutheilen, von den neueren aber, die nicht nur in verhältnifsmäfsig gröfserer Anzahl vorhanden sind, sondern auch, der Mehrzahl nach, ein beschränkteres Interesse gewähren, theils eine Auswahl zu treffen, und die minder wichtigen oder charakteristischen ganz wegzulassen, theils auch die oft ganz ungebührlichen formellen Weitläuftigkeiten und Breiten derselben abzukürzen, und dann von Urkunden, die einerley Gegenstand betreffen, nur die älteste oder vorzüglichste ausführlich mitzutheilen; in Ansehung der übrigen aber nur das anzuführen, worin sie von jener abweichen. Ein solches Urkundenbuch mufs dann mit einem guten Namen- und Sachregister versehen seyn, um jeden das leicht auffinden zu lassen, was er nach seinem besondern Zwecke sucht; allein der Unternehmer desselben darf auch die Herausgabe nicht übereilen, sondern mufs sich damit so lange gedulden, bis er überzeugt seyn kann, etwas nach seiner Art und nach den Umständen möglichst vollständiges und richtiges zu geben. Oder, im *zweiten* Falle, man beabsichtigt keine absolute Vollständigkeit, sondern man will aus dem gesammten Urkundenvorrathe nur solche hervorheben, die zur geschichtlichen Aufklärung und Erläuterung *einzelner*, durch Zeit, Ort oder Sachverhältnifs näher bestimmter *Gegenstände* dienen. Hier versteht sich nun zwar von selbst, dafs die auf jeden besonderen Gegenstand, es sey dies nun ein gewisser Zeitabschnitt, oder ein einzelner Ort, ein kirchliches oder wissenschaftliches Institut, eine Familie, ein Rechtsverhältnifs, oder was nur immer in dieser Art denkbar ist, bezüglichen Urkunden, in sofern sie unter sich wieder ein Ganzes bilden, auch, der sicheren Uebersicht wegen, in chronologischer Ordnung aufgestellt werden müssen; in einer gröfseren Urkunden-Sammlung aber, die gleichsam eine Reihe solcher einzelnen Sammlungen umfassen soll, müssen die einzelnen Theile nach festen und consequenten Principien rein von einander geschieden seyn, in sich selbst nichts ungleichartiges enthalten, und schon in der allgemeinen Bestimmung deutlich erkennen lassen, was man darin zu finden und zu erwarten hat. Dafs die einzelnen Theile einer solchen Sammlung nach durchaus gleichförmigen Eintheilungsgründen aufgestellt und streng systematisch geordnet seyn müfsten, ist nicht nothwendig, und der Sache nach nicht einmal immer möglich; doch ist es rathsam, um allen Unbequemlichkeiten und Willkürlichkeiten möglichst vorzubeugen, dafs man im allgemeinen einen bestimmten Plan entwirft, und ein systematisches Princip ins Auge fafst, an das man wenigstens annähernd sich anschliefst. Immer wird zwar der Fall möglich bleiben, dafs *eine* Urkunde in verschiedenen Beziehungen zu beachten seyn kann; hier läfst sich aber, bei einigem richtigen historischen Gefühl, doch leicht die Stelle finden, wohin sie *vorzugsweise* pafst, und an andern Orten, wo

wo sie noch in Betrachtung kommen könnte, ist dann durch eine einfache Nachweisung zu helfen. — Endlich ist noch ein *dritter* Fall möglich, wo man nämlich nur gleichsam eine *diplomatische Blumenlese* geben will, d. h. eine Sammlung einzelner, an und für sich zwar besonders merkwürdiger, aber unter einander in keiner gemeinsamen, näheren Beziehung stehender Urkunden; und hier ist nun freilich die Ordnung völlig gleichgültig; es möchte aber auch diese Art von Urkunden-Sammlung sich weniger für ein besonderes, in sich abgeschlossenes Werk, als zur gelegentlichen Mittheilung in Societäts- oder Zeitschriften und dergl. eignen. — Da Hr. *Niesert* eine Sammlung der letzten Art nicht geben *wollte*, und eine der ersten Art nicht geben *konnte*, so bleibt nur die zweite übrig, wohin sein Werk zu rechnen, die also den Gesichtspunkt angiebt, aus welchem es zu betrachten ist. Er selbst ist auch von einer ähnlichen Idee ausgegangen, wie er nicht nur dadurch beweist, dafs er die gesammelten Urkunden zum Theil unter gewisse allgemeine Gesichtspunkte gebracht hat, sondern auch in der Vorr. zum 2. Bde. ausdrücklich erklärt, dafs er eine Urkundensammlung über die verschiedenen Zweige einer Landesgeschichte in einzelnen Abtheilungen, deren jede ein gewissermafsen für sich bestehendes Ganzes bildete, beabsichtigt habe; aber er ist dabei in keiner Hinsicht consequent geblieben: denn während er im 1. Bde. Urkunden zur Geschichte der Wiedertäufer-Periode, eigentlich als Nachtrag zu seinem früher erschienenen Urkundenbuche, lieferte, ging er schon im 2. Bde. von der Idee einer Eintheilung der Urkunden nach den verschiedenen Zweigen der Geschichte ganz ab, und lieferte eine Anzahl Urkunden des verschiedenartigsten Inhalts, blos nach der Zeitfolge geordnet; in den beiden jetzt vorliegenden Bänden aber kehrt er nun wieder zu der Zusammenstellung der Urkunden unter bestimmte Rubriken zurück; doch sind diese so gewählt, dafs sie weder einander gegenseitig ausschliefsen, noch bestimmt erkennen lassen, was man unter jeder zu erwarten hat; und dabei sind manchmal Urkunden unter eine Rubrik gebracht, auf deren Gegenstand sie nur eine entfernte Beziehung haben, so dafs man sie unter derselben schwerlich suchen würde, und kaum begreift, wie sie dahin kommen. An eine planmäfsige, auf festen Principien beruhende Ordnung ist also weder im Ganzen noch im Einzelnen zu denken, und bei allen zusammengehäuften Massen ist niemand im Stande klar zu übersehen, was er in diesem Buche eigentlich hat, oder was er noch haben soll. Dazu kommt nun noch des Herausgebers ganz unkritisches Verfahren bei der Auswahl und Mittheilung der Urkunden. Er macht zwischen Wichtigem und Unwichtigem gar keinen Unterschied, sondern läfst alles drucken, was ihm vorkommt, und beschränkt sich dabei nicht auf eigentliche Urkunden, sondern theilt auch Briefe und andere gerichtliche und aufsergerichtliche Verhandlungen, aus denen ein kurzer Auszug des wesentlichen Inhalts genügt haben würde, in aller ihrer ermüdenden Weitläuftigkeit mit. Man denke, wohin das führen, was für ungeheure Bücher es geben müfste, und wer diese alle lesen und kaufen sollte, wenn man ein solches Verfahren allgemein und consequent durchführen wollte! Dafs gleichwohl manche interessante und wichtige Urkunden mitgetheilt sind, und diese Sammlung dadurch für den Geschichtforscher immer einigen Werth erhält, läfst sich durchaus nicht leugnen; nur wird auch dieser Werth dadurch sehr beeinträchtigt, dafs die Mehrzahl der Urkunden nicht aus Originalen, sondern aus Abschriften genommen ist, deren Glaubwürdigkeit nicht selten zweifelhaft bleibt, und dafs eine Unzahl von Schreib- oder Druckfehlern den Text verunstaltet. Bei diesen wesentlichen Mängeln kann man mit Grund sagen, dafs das Werk zwar durch einzelne Mittheilungen der Wissenschaft nützt, im Ganzen aber gewifs noch mehr schadet, indem es einem vollständigeren, planmäfsiger und mit mehr Kritik bearbeiteten Urkundenbuche, dem wir wahrscheinlich von einer anderen, kräftigeren Hand hätten entgegen sehen dürfen, störend in den Weg tritt.

Der *dritte* Band enthält Urkunden, in Beziehung auf das Städtewesen in fünf Abtheilungen. I. *Ueber Städtegründung und Topographie.* Es sind 16 Urkunden, gröfstentheils die Stadt Münster, zwei die Stadt Dülmen, und eine Alen betreffend. Ueber *Städtegründung*, wie die Aufschrift erwarten liefs, finden wir indessen *nichts*; denn wenn in Nr. IV das bisherige Dorf Dülmen zu einem Städtchen ernannt wird, und in Nr. V Weichbildsrechte erhält, so kann man dies doch nicht eigentlich *Gründung* nennen, da der Gegenstand schon wirklich vorhanden war, und nur seinen Namen veränderte. Bemerkt doch der Herausg. selbst (S. 23), und zwar mit Recht, dafs man sich unter *Oppidum* noch keine *Stadt* im rechtlichen Sinne denken müsse! — Alle übrigen Urkunden beziehen sich noch weit weniger auf Städtegründung, da sie blos einzelne Grundstücke in oder bei den genannten Städten betreffen; die meisten dürften übrigens, ungeachtet sie einige topographische Notizen aus älteren Zeiten gewähren, doch nicht gerade in *dieser* Hinsicht *vorzüglich* bedeutend seyn. II. *Städte-Vereine.* Diese Urkunden, 7 an der Zahl, sind alle für die Geschichte des Münsterlandes von grofser Bedeutung; indessen begreift man nicht, wie gleich die erste, ein Bündnifs des Bischofs und mehrerer Edelleute mit der Stadt Münster, unter die *Städte-Vereine* kommt. III. *Alte Statuten und Stadtrechte.* Diese Abtheilung ist nun ein wahres Sammelsurium, wo der Herausg. Gutes und Schlechtes, Neues und Bekanntes, ohne Unterscheidung der Zeiten, Orte und Verhältnisse, durch einander geworfen hat. IV. *Das rothe Buch.* Da dies nichts anderes, als eine Sammlung Münster'scher Statuten ist, so hat es blos seinem gröfseren Umfange die Aufstellung in einer besondern Abtheilung zu verdanken, da es sonst in die vorige gehört haben würde. Der Herausg. widerspricht sich übrigens offenbar, wenn er in der Aufschrift hinzusetzt: „Aus dem *Original*"; und doch

doch in der Vorrede (S. XXV) ausdrücklich sagt: „das vorliegende rothe Buch ist zwar nur *Abschrift eines ältern*" u. s. w. V. *Ueber das Verhältniſs der Städte Münsterlandes zum Hansebund.* Diese Abtheilung ist an Umfange die bedeutendste, und enthält XXXIV einzelne Stücke, ohne die als Anmerkungen und Beilagen noch besonders mitgetheilten; indessen sind es mehr Briefe, als eigentliche Urkunden, worunter die meisten zwar einzelne Notizen, aber kein bestimmtes Resultat gewähren. Es hätte also diese Abtheilung, die allerdings einzelne wichtige Documente enthält, im Ganzen aber bei weitem nicht so bedeutend ist, als der Herausg. sich einbildet, sehr concentrirt werden können und sollen. — Anhangsweise giebt der Herausg. noch eine *Fortsetzung der im 1. Bde. mitgetheilten Quellen zur Geschichte der Wiedertäufer*, die aber nicht in Urkunden, sondern nur in einem Verzeichnisse alter Druckschriften besteht.

Zum *vierten* Bande ist keine besondere Inhaltsangabe nöthig, da der Herausg. sie auf dem Titel selbst ausführlich dargelegt hat. Die Stifter, von welchen die Urkunden der II. Abtheilung sprechen, sind: Metelen, Langenhorst, Asbeck, S. Mauritz vor Münster, Varlar, Liesborn und Marienfeld. Die älteste und wichtigste dieser Urkunden (Nr. XIV.) ist der Stiftungsbrief des Klosters Metelen, vom Jahre 889, wiewohl nicht aus dem Original, sondern aus einem, jedoch alten, Transsumte. Daſs dergleichen, obschon gerichtlich beglaubigte Abschriften, nicht selten sehr fehlerhaft sind, hätte der Herausg. nicht erst bei dieser Gelegenheit lernen dürfen. Einige Urkunden sind wichtig für die Geschichte der alten Grafen von Kappenberg; andere geben einzelne interessante Daten zur Landesgeschichte. Bei einer Urkunde vom J. 1160, wo zwei Brüder mit verschiedenen Zunamen vorkommen (*Herimannus de Dale et frater eius Godefridus de Ermene*), macht der Herausg. (S. 115) die Bemerkung: „So verloren sich früh schon die Familiennamen; späterhin wurden sie aber auch in den Nebenlinien beibehalten." Ganz irrig! Es existirten zu jener Zeit noch gar keine eigentlichen Familiennamen; sie kamen später erst auf, als es zur Gewohnheit wurde, die anfangs blos zur Unterscheidung einzelner Personen angenommenen, und daher veränderlichen Beinamen, in der Familie forterben zu lassen. — Höchst merkwürdig ist die Urkunde Nr. XXXVII. (S. 155 u. f.), wobei nur zu bedauern, daſs sie auch nicht aus dem Original, sondern aus einem Copialbuche genommen ist. In dieser Urkunde vom J. 1186 werden durch den Erzbischof von Cöln Streitigkeiten zwischen dem Abt von Liesborn und Adolf von Bettinchusen beigelegt, und die Rechte des Abtes und Erbvogtes an den Hof Bettinchusen bestimmt. Nachdem der Eingang der Urkunde in der damals gewöhnlichen lateinischen Sprache abgefaſst ist, heiſst es weiter: *Tenor vero literarum erat in modum et formam articulorum subsequentium, quos in vulgari tentunnicali fecimus conscribi, propter minus intelligentes latinum*; und nun folgen *in deutscher Sprache* die vom Abt als Verzeichniſs seiner Gerechtsame übergebenen Artikel, die hiermit bestätigt werden, worauf die Urkunde mit den gewöhnlichen Formeln in lateinischer Sprache schlieſst. Die Sprache ist, wie wir es überhaupt im Niederdeutschen finden, von der in späteren Zeiten gewöhnlichen nur wenig verschieden. — Eine sehr richtige Bemerkung, zu der auch Rec. manche Gelegenheit gefunden hat, macht der Herausg. S. 243 u. 244, wo er einiger ganz irrigen, aus mangelhafter Geschichtsquellenkenntniſs entsprungenen, und den Urkunden widersprechenden historischen Anführungen aus einem neueren Rechtserkenntnisse Erwähnung thut, und hinzusetzt: „Man sieht hieraus, wie unumgänglich nothwendig es sey, die vaterländische Geschichte aus den *echten Quellen* darzustellen, wenn sie dem Rechtsgelehrten vorleuchten soll, um von ihm mit Sicherheit benutzt werden zu können." Man kann aber auch die Sache von einer andern Seite nehmen, und die Warnung daraus ableiten, sich vor dem, noch immer nur allzu häufigen, unbedingten Vertrauen auf die gewöhnlichen, entweder ganz ohne Urkundenstudium, oder doch nur mit sehr mangelhafter und einseitiger Benutzung urkundlicher Hülfsmittel geschriebenen Geschichtswerke zu hüten, und besonders bei rechtlichen Ausführungen lieber die historischen *Rationes decidendi* ganz zu vermeiden, wenn man sich dabei nicht auf die echten urkundlichen Quellen selbst stützen kann, zu deren zweckmäſsiger Benutzung freilich erforderlich seyn würde, daſs auch die Rechtsgelehrten sich mehr diplomatische Kenntnisse aneignen, als man bis jetzt gewöhnlich unter ihnen findet. — Warum ist S. 323 u. f. eine Urkunde, betreffend das Stift Borchorst, aus *Ludwig Reliq. Mss.*, die doch keineswegs selten, und dabei nicht gerade wegen groſser Genauigkeit zu empfehlen sind, abgedruckt? Es kommen auch sonst noch hin und wieder Urkunden aus gedruckten Büchern vor, was wir nicht billigen können, da in den meisten Fällen die bloſse Hinweisung genügt haben würde. — Der S. 386 erwähnte Administrator des Erzstifts Magdeburg heiſst nicht *Johann Friedr.* sondern *Joachim Friedrich*. — Daſs die weitläuftigen Verhandlungen über Streitigkeiten zwischen dem Stift Borchorst und den Grafen von Bentheim, wegen der Vogteigerechtsame, in *extenso* abgedruckt wurden, ist um so mehr zu tadeln, als sie aus Zeiten herrühren (Ende des 16ten und 17ten Jahrh.), wo die eigentliche Bedeutung der Vogtei schon aufgehört hatte, überdies wenig oder keine Resultate geben, also für die Geschichte jedenfalls sehr unwichtig sind, und ein kurzer Auszug genügt haben würde.

Eine allgemeine Bemerkung müssen wir noch machen, über die vom Herausg. gewählte Schreibart der Urkunden, wo er nämlich die Abkürzungen nicht auflöst, sondern die Worte abgekürzt drucken läſst. Obgleich der Herausg. dabei noch mehrere neuere Schriftsteller auf seiner Seite hat, müssen wir doch dies Verfahren für unnütze Ziererei

rerei erklären, besonders wenn die Urkunden nicht einmal aus den Originalen, sondern aus Abschriften genommen sind, deren Abkürzungen mithin für die Urkunde selbst gar nichts Charakteristisches haben können. Im Abdruck sollten, da man doch die verschiedenen Abkürzungszeichen nicht nachbilden kann, billig alle Abkürzungen, wo es möglich ist, aufgelöst werden, weil sonst nur Uebelstand und unnöthige Schwierigkeit für den Leser daraus erwächst. — Der Anmerkungen des Herausg. sind im Ganzen nur wenige. Wo sie sich auf topographische und lokale Verhältnisse beziehen, ist ihr Werth anzuerkennen; aufserdem wollen sie wenig bedeuten, zumal seine Worterklärungen. *Smeychen* (S. 553) heifst wohl nicht, wie es der Herausg. erklärt, *schmeicheln*, sondern *schmähen*. — So wenig der Herausg. von eigner Arbeit hinzugethan hat, so nachlässig ist durchgängig sein Stil, selbst in Fällen, wo es nicht einmal einer besondern Durchsicht bedurft hätte, sondern wo die Correctur noch hätte abhelfen können; z. B. S. 565: „So wenig *sind* (sollte heifsen: *ist*) Chroniken zu trauen!" u. dgl. m.

GEOGRAPHIE.

Berlin, in d. Nauck. Buchh.: *Grundrifs der allgemeinen Erd- und Länderkunde.* Ein Leitfaden des geographischen Unterrichts für die Mittelklassen von Gymnasien und die Oberklassen höherer Volksschulen, entworfen von *S. Fr. A. Reuscher*, Director des Friedrich Wilhelm Gymnasiums zu Cottbus. 1832. VIII u. 158 S. 8. (Pr. 12 gGr.)

Der Vf. vorliegenden Werks, schon früher rühmlichst, besonders durch seinen Abrifs der Elementargeographie, welche im Jahre 1830 in der Gebauerschen Verlagshandlung erschien, gekannt, hat die ihm von Sachkennern ertheilten Winke über einige zweckdienliche Verbesserungen in gedachtem Werke, bestens benutzt, das Ganze einer nochmaligen Revision unterworfen und das Ergebnifs derselben in einen Grundrifs geordnet.

Wo es die Verhältnisse gestatten dafs auf Gymnasien und auf Bürgerschulen der Lehrcursus der Erd-, Länder- und Staatenkunde in drei Stufenfolgen vorgetragen werden kann, da wird gewifs dieser Lehrcursus als Mittelstufe auf Gymnasien und als höhere auf Bürgerschulen, die zweckmäfsigste und beste Anwendung finden. Indem der Vf. die anerkannt besten Unterlagen zu benutzen gewufst hat, spricht sich in dem Ganzen eine so folgerechte Logik aus, dafs beim Aufzählen der einzelnen Verschiedenheiten in der Form und Bildung unseres Erdkörpers, die Anklänge eines allgemeinen Auffassens stets vernehmbar sind. Eine Eigenschaft die mancher derartigen Arbeit abgehet und wodurch der Totaleindruck verloren gehet und nur ein unstetes Gewirre von Bildern entstehet. Ein geographischer Unterricht nach einem Grundrisse wie der hier zu beurtheilende durchgeführet, wird demnach nicht allein leicht von den Schülern aufgefafst werden können, sondern er wird auch den Weg zu einem höhern Lehrcursus bahnen, wo die Kenntnifs der Bildung der grofsen Massenverhältnisse schon vorhergegangen seyn mufs. Eine Erwähnung des summarischen Verzeichnisses der Hoch- und Tiefländer der 4 Continente bezeichnet am deutlichsten wie und auf welche Weise der Vf. seinen Gegenstand ergriffen hat. Hügel bis 1000 Fufs absoluter Höhe; Mittelgebirge von 1000 bis 5000 Fufs; Hoch- und Alpengebirge von 6000 bis 10000 Fufs; Riesengebirge über 10000 Fufs; Hochebenen und Hochländer (Plateaux) *a*) zweiter Klasse von 1000 bis 4000 (5000) Fufs, *b*) erster Klasse von 4000 bis 8000 Fufs; Tiefebenen und Tiefländer von 100 bis 1000 Fufs (im Mittel 500 Fufs) absoluter Höhe. Europa. 1) Gebirge *A.* Hochgebirge und Gebirgsländer (von 6 bis 10000 Fufs). Die Schweizer-Alpen und Helvetien oder das südeuropäische Gebirge (Alpen-Gebirge). Die Scandinavischen Alpen, und Schweden und Norwegen oder das nordeuropäische Gebirge (Alpengebirge). Der Haemus und Balkan, oder das griechisch-macedonische Gebirge (südosteuropäisches Gebirge). Die Karpathen, und Ungern und Siebenbürgen, oder das osteuropäische Grenzgebirge. Die Pyrenäen, und Spanien oder das westeuropäische Gebirge. *B.* Mittelgebirge (von 2 bis 6000 Fufs.) 1) Jenseit des Rheins, westrheinische: der Jura zwischen dem Rhein und der Rhone. Die Sevennen jenseit der Rhone. Die Vogesen zwischen dem Rhein und der Mosel. Die Eifel zwischen dem Rhein, der Mosel und Maafs. Die Ardennen um die Maafs; 2) diesseit des Rheins und zwar *a*) zwischen dem Rhein und der Elbe (mittlern), d. h. von der mittleren Donau im S. bis zur obern Weser, oder Gebirge von Süd- oder Oberdeutschland. Im Süden. Die Rauhe Alp, zwischen dem Neckar und der obern Donau. Im Osten. Das Fichtelgebirge zwischen den Quellen des Main, der Saale und Eger. Der Böhmerwald, von den Quellen der Saale und Eger über die Quellen der Moldau *hinaus* bis gegen die March hin (Nebenflufs der Donau). Das Sächs. Erzgebirge auf der linken Seite der Mittelelbe zwischen der Eger und Mulde. Im N. der Frankenwald, im N. des Fichtelgebirges, zwischen der obern Saale und dem obern Main. Das Rhöngebirge mit dem Spessart im S. W. des Frankenwaldes, zwischen der untern Werra und Fulda bis zum Main. Das Vogelsgebirge im W. des vorigen, von der Fulda bis zur Lahn u. s. w. Wir brechen hier ab, indem aus dem Erwähnten das oben gefällte Urtheil sich bestätiget.

Bei der Aufmerksamkeit welche dermalen auf niedern und höheren Schulen der Erdkunde geschenkt wird, sind Unterrichtsbücher wie das Vorliegende, bestens zu empfehlen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1833.

LITERATURGESCHICHTE.

Halle, b. Anton u. Gelbcke: *Geschichte der Deutschen Poesie im Mittelalter* von Dr. *Karl Rosenkranz.* 1830. XV u. 620 S. 8. (2 Rthlr. 12 gGr.)

Rec. will nicht hehlen, dafs Hr. *R.* in hohem Maafse die Gabe habe, tief zu fühlen und scharf zu denken; eben so wenig aber mag er bergen, dafs oft ihm nicht gelang, das tief gefühlte und scharf gedachte deutlich auszudrücken. Aber nicht Er an sich trägt davon die gröfsere Schuld, sondern die sogenannte philosophische Schule, in deren unverständliche Formeln Alles hinein gezwängt werden mufs, damit des Menschen schlichte Vernunft nur ja nicht so leicht etwas davon verstehe. Ein leidiges Verhängnifs hat einmal gewollt, dafs die Philosophen in Deutschland seit *Fichte's* Tode die verschiedensten Dialecte sprechen sollten: in dem neuesten derselben, den man auch den absoluten nennen kann, ist vorliegendes Buch geschrieben. Wer denkt nicht an den babylonischen Thurmbau, wenn er z. B. gleich auf der ersten Seite liest: „Die Geschichte ist *der sich selbst erzeugende Geist*, und darum hängt in ihr Alles auf das Engste zusammen. Auch da, *wo die Menge der Formen, in welche er sich verliert, ihn aller bündigen Auffassung entziehen will, ist die Centralität einer bestimmten Manifestation in der Zersplitterung der peripherischen Punkte heimisch.*" Wer möchte da nicht mit dem Schüler im *Faust* ausrufen: „Mir geht's wie ein Mühlrad im Kopfe herum!" Mephistopheles aber spricht dagegen gewifs noch sehr klar und verständlich. Es ist in der That eine Trauer erregende Wahrnehmung, auch geistreiche Männer, — und als einen solchen zeigt sich Hr. *R.* in diesem Werke durchaus, — in so nichtigen Formeln, welche nur den Anschein haben, als besagten sie etwas, sich gefallen zu sehen! Ist die Geschichte der sich selbst erzeugende Geist, so ist sie auch die Gottheit, denn nur diese ist es, von welcher der klar denkende ein Sich-selbst-erzeugen, d. h. ein Nicht-erzeugt-seyn, annehmen kann. Allein wer sich der Trugglàser bedient, darf sich nicht wundern, wenn er anamorphotische Gestalten erblickt. Wir aber wollen uns bei diesem Irrthume des menschlichen Geistes nicht länger aufhalten, um so weniger, als wir überzeugt sind, dafs des Vfs scharfer Geist den Wahn bald erkennen, die Fessel abwerfen, und dann das „*Nullius addictus iurare in verba Magistri*" zu seinem seiner würdigen Wahlspruch erwählen werde. Jeder Unbefangene aber wird uns beistimmen, wenn wir behaupten, dafs man bei solchen und ähnlichen *Elephantenbeschreibungen* die gröfste Mühe habe, *die Ziege* zu erkennen, von der eigentlich die Rede ist, und dafs *Faust* wahr spreche, wenn er sagt: „Es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor."

In der Einleitung verbreitet sich Hr. *R.* über das Romantische, als das der neueren Poesie Eigenthümliche, über Geist und Art des Mittelalters, und über das Elementarische in der romantischen Poesie des Mittelalters.

Die Kunst der modernen Welt ist ihm die *romantische*, und die Zeit des Mittelalters gilt ihm für die ihres ersten Aufblühens. Da aber das Wesen der Romantik nicht verstanden werden kann, wenn der Zusammenhang dieser Kunstform mit dem Wesen der ihr vorangehenden Formen nicht begriffen wird, so mufste natürlich zuvor der Begriff des *Symbolischen* und des *Plastischen*, wenn auch nur in Beziehung auf die Romantik und in den allgemeinsten Umrissen dargestellt werden. Die älteste Gestalt der Kunst ist allerdings die symbolische, aber auch die schwächste, am wenigsten ausreichende. Jeder Anfang ist unvollkommen, und die Unvollkommenheit dieser Kunstform ist es auch zumeist, was, wie Hr. *R.* richtig bemerkt, bei der Deutung ihrer Erzeugnisse so viele Schwierigkeiten verursacht. Wo jedoch Gefühle durch die Kunst dargestellt werden sollen, da reicht kein Sinnbild hin; da tritt das Wort auf, und das Wort allein ist Herrscher in diesem Reiche; denn nur durch Geistiges kann der Geist sich völlig auffafsbar machen. Nothwendige Bedingung dabei ist Klarheit und volle Verständlichkeit. Das Plastische erklärt der Vf. durch eine: *Offenbarkeit des Innern im Aeufseren*, und zwar so, dafs das Aeufsere an und für sich die Darstellung seines Hintergrundes ist. Rec. kann sich mit dieser Definition wohl befreunden; nicht so mit der von *Romantischer Kunst*, „für welche das Princip in dem eignen *Selbst* zu finden seyn soll, welches die *Totalität der Welt* als *innere Unendlichkeit* in sich zu fassen vermöge." Rec. gesteht, diefs nicht zu verstehen; eben so wenig auch, wenn es heifst: „das Princip des Romantischen finde sich in der *Idee der absoluten Versöhnung des menschlichen Geistes mit dem göttlichen.*" Doch der Vf. verliert sich hier einmal in seinen Irrgarten so weit, dafs er sagt: „*Christus sey das wirkliche Bewufstseyn Gottes von sich selbst*," — und dafs wir ihm unmöglich folgen können. Wir wenden uns daher zum *zweiten* Abschnitt, welcher „Das Mittelalter" überschrieben ist. Als charakteristische Merkmale des Mittelalters sind erstens die Beruhigung der in der Völkerwanderung aufgeregten Völker und dann die

die Entzweiung der Kirche mit dem Staate angegeben. So viel ist deutlich. Wenn aber diese Entzweiung zwischen Kirche und Staat dadurch näher bestimmt wird, dafs die Kirche der *Vertiefung* in das Besondere des *Volksgeistes* entgegen getreten sey, indem sie nicht nur zur *Erkenntnifs*, sondern auch zur *Hervorbringung des allgemeinen Geistes der Welt* angetrieben habe, der *in allen Völkern derselbe sey*, da sie jedes Besondere von dieser Allgemeinheit durchdrungen wissen wollte, so scheint uns diefs mindestens dunkel und verkehrt ausgesprochen. Irren wir nicht, so haben wir hier unter dem allgemeinen Geiste der Welt nicht die Gottheit, sondern einen verunglückten Sohn des Volksgeistes zu erkennen, oder, der allgemeine Weltgeist bildet zu Volksgeist den Gegensatz, wie Weltbürgerthum zu Volksthum. „Mit dem tiefsten Gefühl, fährt der Vf. fort, nahmen die Germanischen Völker *den Begriff des Geistes* aus der Ueberlieferung der Kirche in sich auf. Aber ihr aufdämmerndes Verständnifs zeigten sie anfänglich in barbarischer Gestalt, welche in den Zügen nach dem Orient, das h. Grab zu erobern, ihre Spitze erreichte. Seinen Irrthum gewahrend, und sich wahrhaft begreifend, erkannte dann *das Selbstbewufstseyn die göttliche Freiheit als seine eigene*, und fing an, in seiner *Gegenwart* das zu suchen, was es in das Jenseits des Raumes und der Zeit verlegt hatte. Aus diesem *Selbstgefühl* der Freiheit ward die Gleichheit der Bürger im Staate geboren (?) und konnte das *echte Königthum* die *Besonderheit* (?) *des Adels* mit der *Allgemeinheit des Bürgerstandes* in sich vereinigen. Indem so der Gehalt des kirchlichen Glaubens mit der Individualität des volksthümlichen Lebens sich ausgesöhnt hatte, waren die Völker mehr oder minder zur Selbstständigkeit eines bewufsten politischen Lebens gekommen, und bedurften in dieser Beziehung der Attraction der äufsern Kirche nicht mehr, weshalb die *geistige Autonomie* der Staaten und Individuen das Mittelalter der Germanen beendete. Der Obersatz dieses Schlusses ist also die volksthümliche Gesinnung und Sitte der Germanen; der Untersatz die vorerst in der Römischen Kirche *äufsere Innerlichkeit des Wissens vom göttlichen Geist*; der Hintersatz die zur *eigenen Innerlichkeit des Selbstbewufstseyns gewordene Allgemeinheit dieses Wissens.*" Ein seltsames Räsonnement! Man sollte doch meinen, die Germanischen Völker hätten Geist, und daher auch wohl einen Begriff des Geistes gehabt, bevor sie Christen wurden, so dafs sie diesen nicht erst aus der *Ueberlieferung der Kirche* aufzunehmen brauchten. Auch möchte Rec. die Kreuzzüge nicht eine barbarische Gestalt der Aeufserung dieses Verständnisses nennen, der Vf. müfste denn das „*barbarisch*" auf die mannichfaltigen Unthaten beziehen, welche in jenen Kriegen vorfielen, was aber nicht der Fall zu seyn scheint. Wie mag die Entstehung der Gleichheit der Bürger im Staate aus der Erkenntnifs des Selbstbewufstseyns, dafs die göttliche Freiheit seine eigene sey, hergeleitet werden? Es ist bekannt, dafs alle freien Männer in der deutschen Vorzeit gleichen Werth und gleiche Geltung hatten. Ward es später anders, so war das Aufblühen des Lehnwesens Ursache davon, und die Rückkehr zu der frühern Gleichheit hat ihren Grund darin, dafs die Ursache der Ungleichheit, das Lehnwesen, gehoben und wo nicht abgestellt, doch völlig verändert ward. Diefs *echte* Königthum, welches Allgemeinheit der Bürger und Besonderheit des Adels in sich vereinigte, haben schon die ältesten deutschen Völker gehabt, die monarchischer, nicht republikanischer Ordnung folgten. Wir würden dieses Räsonnement ganz übergangen haben, wenn es nicht mit der folgenden Eintheilung der deutschen Dichtungen in genauer Verbindung stände. „Unsere Poesie, sagt der Vf., hat diese Bewegung getheilt. Die erste Periode des *gemeinsamen*, noch nicht auf sich selbst gerichteten Bewufstseyns mufs selbst in ihren lyrischen und didactischen Erzeugnissen episch genannt werden. Es ist damals Alles mehr Gattung, und der Einzelne mit dem Charakter des Ganzen, worin er lebt, unmittelbar verschmolzen." Hierauf läfst sich entgegnen, dafs diefs immer, streng genommen, der Fall ist, und *Göthe* und *Schiller* tragen eben sowohl den Charakter ihrer Zeit, als irgend ein Früherer den der seinigen. Wenn also nur *der* Dichter ein lyrischer ist, der nicht den Charakter seiner Zeit trägt, so gab es nie einen. „Die andere Epoche, fährt der Vf. fort, die der Entzweiung des Volkes in sich selbst durch den Kampf des Adels mit den Bürgern, und des Clerus mit den Laien ist die des in sich gehenden Bewufstseyns, was sich selbst zu fassen beginnt. Sie ist lyrisch zu nennen." Aber gerade in diesen Zeitraum fallen ja so viele Epopöen, z. B. die von *Wolfram*, und einer Menge anderer Dichter, sollen diese alle lyrische Gedichte heifsen, weil zur selben Zeit auch eine gröfsere Anzahl lyrischer Gedichte zum Vorschein kamen? — Oder will der Vf. die Zeit der Entzweiung allein auf das 14te und 15te Jahrhundert eingeschränkt wissen? Denn erst am Ende des 15ten sehen wir die Erscheinung, dafs das lyrische Element das epische verdrängt, und dafs epische Gedichte die Form der Balladen annehmen.

Ueber die dritte Epoche, welche ein Streben zum Dramatischen bezeichnen soll, und welche noch uns gegenwärtig ist, wollen wir nicht sprechen, da wir es mit der Poesie im Mittelalter zu thun haben. Rec. kann diese Eintheilung der Gedichte aus dem Mittelalter nicht gut heifsen, da er überall Episches und Lyrisches neben einander sieht. Dafs wir freilich nicht eine eben so grofse Anzahl epischer Dichter namhaft machen können, wie diefs mit den lyrischen der Fall ist, das hat offenbar seinen Grund eben sowohl darin, dafs es leichter ist, ein lyrisches Gedicht zu fertigen, als ein episches, als darin, dafs die lyrische Poesie aus verschiedenen Gründen im 13ten bis 15ten Jahrh. mehr Aufmunterung und Unterstützung fand, als die epische jemals gefunden hatte. Der lyrische Dichter durfte immer entweder auf freundliche Blicke seiner Herrin, oder auf ehrenden Lohn der Grofsen hoffen, denen er schmeichelte; den epischen Dichter erfreute aber selten etwas mehr, als das Bewufstseyn, ein Kunstwerk höherer Art hervorgebracht

bracht zu haben, denn nur wenige Herren dachten wie Reimunt von Liuhtenburc, der wie bekannt durch Heinrich von Vriberc den Tristan vollenden liefs. — So weit hinauf wir die deutsche Dichtkunst verfolgen können, zu allen Zeiten haben sicher auch Episches und Lyrisches neben einander bestanden. Denn wenn *Otfrid* in der Vorrede sagt: „*Dum rerum quondam sonus inutilium pulsaret aures quorundam probatissimorum virorum, eorumque sanctitatem laicorum cantus inquietaret obscoenus, a quibusdam memoriae dignis fratribus rogatus — partem evangeliorum eis theodisce conscriberem, ut aliquantulum huius cantus lectionis ludum secularium vocum deleret*", so bezeichnet er offenbar mit *cantus obscoenus*, Gassenhauer, und nicht epische Gedichte. Erstere werden aber wohl allemal der Lyrik angehören. Ohnediefs pflegen epische Gedichte gemeiniglich nicht gesungen, sondern nur gelesen zu werden, daher die deutschen Dichter des Mittelalters immer auch *sagen unde singen* unterscheiden. Es ist daher immer mifslich nach der gröfsern oder kleinern Anzahl Gedichte einer Gattung den Grundcharakter der gesammten Dichtkunst einer gewissen Zeit bestimmen zu wollen. Vorgefafste Meinung führt auf unrichtigen Standpunkt, und n eistens auf zu hohen, wo Alles dem Blick in Nebel verschwindet.

Der *dritte* Abschnitt behandelt das Elementarische in der romantischen Poesie des Mittelalters. Wenn der Vf. S. 55 sagt: Die besondern Unterschiede in einer Gattung von Consonanten haben ebenfalls gleiches Recht, und sind *f*, *p*, *v*, *w*, *b*, oder *c*, *g*, *k*, in dieser Hinsicht mit einander identisch, wo natürlich *l*, *m*, *n*, *r*, ihres Gleichen nicht haben;" so ist diefs nur zum kleinern Theile wahr; denn in den germanischen Sprachen werden *f*, *p*, *v*, u. s. w. nie mit einander gebunden, in den keltischen Sprachen aber mögen zwar die Consonanten einer Klasse mit einander gebunden werden, allein die Klassen haben daselbst künstliche, nicht natürliche Ordnung, so dafs z. B. *th* und *mh*, *dh* und *f* u. s. w. allitteriren. Auf die Orthographie der Handschriften, und noch weniger auf die der alten Drucke, kann man sich dabei nicht verlassen; nur die Etymologie hat entscheidende Stimme, welche sich auf eine Vergleichung der verschiedenen Mundarten stützen mufs. — Mit dem in der Abtheilung *a.* über das Wunderbare Gesagten ist Rec. völlig einverstanden. Die ganze Abtheilung ist mit rühmlichem Fleifse und vielem Scharfsinn bearbeitet.

Zur Abtheilung *b.* findet Rec. manches zu bemerken. Sie handelt von dem Sittlichen in den deutschen Gedichten des Mittelalters. Hier sagt der Vf. S. 79: „Um die Freiheit des Einzelnen noch heller zu machen, wissen die Helden anfänglich oft nicht um ihre Abkunft, oder wachsen wenigstens, wie Hagene, Sigband's Sohn, in ganz ärmlichen Umständen auf, so dafs sie, was sie sind, aus sich selbst werden müssen. Sigfrid wächst eigentlich nicht bei seinen Aeltern, sondern bei einem Schmidt auf. Wolfdietrich unter Wölfen, Parcival erfährt erst durch Siguna, Wigalois erst durch den unglückseligen Geist, wer er ist u. s. w." Wahr ist, dafs die Helden durch sich selbst werden müssen, was sie sind, und diefs wird auch immer so seyn; wahr ist, dafs mehrere Helden ihr Geschlecht nicht kennen, bis sie des berühmten Namens sich würdig gezeigt haben; Hagene, Sigband's Sohn, mag in ganz ärmlichen Umständen aufgewachsen seyn, wiewohl der Dichter nicht angiebt, *wie lange* er bei den Greifen weilte, die ihn, als er sieben Jahr alt war, raubten; denn er läfst den Hagene den ihn fragenden Seeleuten, die ihn mit den drei Jungfrauen, die die Greifen gleichfalls geraubt hatten, im Walde fanden, antworten: „*Ich bin von Irrich, und bin bî disen vrouwen gewesen vil lange kumberlich*," wie er auch den König Sigband den Heimkehrenden mit „*Recke*" anreden läfst: von dem Sigfrid können wir diefs nicht so unbedingt annehmen, da wir hier fragen müssen, welche der drei Sagen, die wir von seinem Jugendleben haben, die ursprünglichere sey. Nach der Edda wird Sigfrid bei *seinem Stiefvater* von dem Schmidt Regin erzogen; hier kann demnach von ärmlichen Umständen nicht wohl die Rede seyn. Nach dem Nibelungenliede wird er bei seinem Vater Sigmund auf das sorgfältigste erzogen, bis er das Schwert nimmt, d. h. Ritter wird, was, wie bekannt, nicht vor dem 21sten Jahre geschehen konnte. Nur das spätere Lied von Sigfrid läfst ihn im Walde bei einem Schmidt aufwachsen, nachdem er seinem Vater davon gelaufen, und nur da weifs er nicht, wefs Geschlechtes er ist. Bei Sigfrid kommt es demnach offenbar auf die ursprünglichere Gestalt der Sage an, welche freilich auch, aber nicht nothwendig, zuweilen die spätere Bearbeitung in sich enthält. Aber Wolfdietrich soll unter den Wölfen aufgewachsen seyn? — Davon enthält die Sage nichts. Hiltburg gebiert ihn heimlich, und aus Furcht vor dem Zorn ihres Vaters heifst sie den Burgwächter das neugeborne Kind fortthun. Dieser läfst es an einem Stricke von der Burgmauer hinab, von wo ein Wolf es allerdings fortträgt. Allein schon am folgenden Morgen findet es der im Walde jagende König, und so erhält Hiltburg ihr Kind wieder, welches in der Taufe den Namen Wolfdietrich bekam, weil es bei Wölfen gefunden worden, nicht weil es unter Wölfen erwachsen war. Was von Parcival und Wigalois gesagt wird, ist begründet; auch die Edda zeigt uns zuerst den Helgi als namenlos, bis ihn die Walkyre Svava den Namen giebt, und mit demselben Auffoderung und Gelegenheit, Ruhm zu erwerben. Eben so wenig möchten wir zugeben, dafs, wie S. 81 gesagt ist, Brynhild sich so schlechthin selbst bestimmt. Denn da Gunther sie auffodert, ihm an den Rhein zu folgen, da sagt sie (Str. 444.):

— — — — — Des enmac niht ergân,
ez müezen ê bevinden mâge und mîne man.
jane mag ich alsô lîhte gerûmen niht mîn lant:
die mîne besten friunde müezen werden ê besant.

Obwohl nun keine eigentliche Uebergabe der Jungfrau von Seiten ihrer Verwandten an Gunther statt findet, so besagt doch die angeführte Strophe, dafs Brynhild ihr abhängiges Verhältnifs anerkenne; die un-

unterbliebene Uebergabe ist daher nur dem Willen des Dichters, nicht der Selbstständigkeit der Jungfrau zuzuschreiben. Hiezu kommt noch, daſs Brynhild in der Edda von ihrem Bruder geradehin genöthigt wird, sich zu vermählen, indem er sie sonst enterben will. Vergl. Quidha Sigurdhar, 35—38. Dieſs in Hinsicht auf Brynhild als Mädchen. Aber auch wenn wir die Brynhild als Walkyre betrachten, denn Brynhild ist ein Doppelwesen, ist ihre Wahl nur frei, die Sache selbst aber ihr geboten, denn Odinn legt ihr als Strafe auf, sich zu vermählen. Daraus aber, daſs sie, die frei zu wählen glaubte, dennoch durch Trug um die freie Wahl gebracht ward, entstand alles spätere Unheil. Auch lebte die Brynhild der Edda allerdings in Jemandes Pflege, als Walkyre in der von Odinn mit Flammen umgebenen Burg, als Mädchen in der Pflege ihres Bruders, und nur das Nibelungenlied läſst sie selbstständig, in Keines Pflege, leben. Der Vf. hätte also, da er einmal die nordische Gestalt der Sage hinzunahm, das Doppelwesen der Brynhild mehr berücksichtigen sollen.

Der letzte Abschnitt c. verbreitet sich über das Religiöse in den deutschen Gedichten des Mittelalters, oder über die besondere Gestaltung, welche das Christenthum in diesen Gedichten, wie in dem Mittelalter selbst empfing. „Die Phantasie des Mittelalters, sagt Hr. *R.*, hat das ganze alte Testament theils durch allegorische Deutung vom neuen Testament aus umgedichtet, theils Vieles ersonnen, was nur dem Keime nach darin gegeben war. So wird z. B. erzählt, daſs Adam, der *am Podagra litt*, seinen Sohn nach dem Paradiese schickte, einen Spröſsling von einem *antirheumatischen Baum* zu hohlen. Den Zweig, den ihm der wachthabende Engel *gnädigst* überlieſs, *pflanzte Adam*, und der daraus erwachsene Baum ward nebst vielen andern zum Tempelbau nach Jerusalem gebracht, blieb hier aber unbenutzt liegen. Endlich ward er zur Verfertigung des Kreuzes für Christus verwandt." Rec. möchte wohl wissen, wo Hr. *R.* das *Podagra Adam's* und den *antirheumatischen Baum* her hat. Unmöglich kann er das Gedicht über diesen Gegenstand, nämlich das Gedicht *Fan deme holte des hilligen Krüces*, welches bei *Staphorst* Hamb. Kirch. Geschichte IV. S. 202 ff. steht, selbst gelesen haben. Offenbar kann er nur die darüber witzelnde Bearbeitung eines Spätern zur Hand gehabt haben, denn das genannte Gedicht ist durchaus ernst gehalten, da man nicht annehmen darf, Er selbst habe, da es hier sehr an unrechtem Orte wäre, das Gedicht parodirt. Die Worte des Gedichtes lauten:

Dô Adam negen hunderd jâr Unde dar tô dritteg fol fâr
Geleved hatte, dô ward he krank Fan older med arbêde gemank.
He stond med ênem spaden und wrochte, Sô môde, dat he nicht mêr mochte.
He lêt sik uppe den spaden unde raste; Fel klene ëme sînes levendes luste.
Krank stond he sonder wan, Seth sînen sone rêp he an
In sô-dâner lêde: Lêve sone, gâ sonder bêde
Up rechte faderlîke mïnne To deme engel Cherubënne;
Dû scalt ëne finden for deme Pârâdis; Bitte ëne, dat he dik make wîs,
Wô lange ik nog misse Des ôlîes der entfarmenisse.
Den mi god selve unthêt, Dô he mik dar ût forstêt.
Wes for ëme nicht forferd, Al dreged he ên fiureg swerd u. s. w.

Hier ist deutlich gesagt, daſs Adam von Alter und von Arbeit (Mühe, Sorge) krank geworden sey. Einst habe er mit einem Spaten gegraben, und sey so müde gewesen, daſs er nicht mehr gemocht habe. Da habe er sich auf seinen Spaten gestützt und zu seinem Sohne Seth gesagt: er solle gehn zu dem Engel Cherubin vor dem Paradies und ihn fragen, wie lange er, Adam, noch entbehren werde des Oelbaumes der Erbarmung, den ihn Gott selbst verheiſsen habe, als er ihn aus dem Paradiese trieb u. s. w. Dieser Oelbaum der Gnade ist aber auch der Baum der Erkenntniſs, von welchem Adam aſs. Um seinen Stamm sieht Seth eine Schlange gewunden, die eine Wurzel ist bloſs, und läuft durch die Erde bis in die Hölle. Auf dem Baume ruht ein ungebornes Kind, welches einst, wie der Engel sagt, von einer Jungfrau werde geboren werden, und dem Adam die verlorene Gnade wieder erwerben. Unter dem Schatten des Baumes sieht Seth einen Brunnen, woraus vier Flüsse gehen, der Phison, der Geon, der Tigris und der Euphrat. Von dem Baum der Erkenntniſs giebt der Engel dem Seth drei Körner, und sagt, daſs an dem Baume, der aus einem derselben wachsen werde, jenes Kind sein Blut vergieſsen solle. Adam werde nach drei Tagen sterben, und Seth solle, wenn er ihn begrübe, die drei Körner ihm unter die Zunge legen. Aus dem einem werde eine Ceder wachsen, und diese bedeute Gott den Vater; aus dem zweiten eine Cypresse, und die bezeichne Gott den Sohn; aus dem dritten ein Palmbaum, das Bild des H. Geistes. — Es ist demnach hier weder von einem antirheumatischen Baume, noch von dem Podagra die Rede. Soviel über die Einleitung.

Hr. *R.* theilt unsere epische Poesie in drei Arten ein, das *reine Epos*, das *historische Epos* und das *Volksbuch*. Das *reine Epos* geht nach ihm von dem für sich stehenden Geist des Volkes aus, wozu noch der Geist der Kirche tritt, und eine Fülle groſser, aber nicht volksthümlicher, sondern universeller Anschauungen mit sich bringt. Das *historische Epos* windet sich dagegen aus dem Sinn für das wirklich Bestehende hervor, indem der Geist um der Gegenwart willen mit Absicht in die Vergangenheit sich zurückbegiebt. Das *Volksbuch* drittens entsteht, wenn der verschwindende epische Trieb die vornehmsten, durch innere Tüchtigkeit Jeden ansprechenden Gestalten ergreift, welche weder in die cyklische Gebundenheit der alten Sage verkettet sind, noch auch historische Geltung erstreben, aber die Bedeutung des modernen Lebens allseitig in heller Gegenwart abspiegeln." Das reine Epos zerfällt bei ihm wieder in drei Arten, das Epos des Volkes, das Epos der Kirche und das romantische Epos. Die bei diesen Hauptarten wieder gemachten Unterarten werden wir an seinem Orte angeben.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1833.

LITERATURGESCHICHTE.

Halle, b. Anton u. Gelbcke: *Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter.* Von Dr. *Karl Rosenkranz* u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr. 31.*)

Als Hauptmomente im Epos des Volkes fafst Hr. *R.* unstreitig richtig auf 1) die mit der Einheit des Stammes noch zusammenfallende Selbstständigkeit des Einzelnen, 2) die Liebe der Familie, und 3) die Treue des Vasallen gegen seine Herren. Rec. mufs es billigen, dafs Hr. *R.* das alte Volksepos nur von dem sittlichen Standpunkte aus betrachtet, und nicht wie *Mone* (vgl. die Vorrede zu dessen *Otnit*) germanische Urmythen in demselben finden will. Nicht aber kann Rec. die beliebte Eintheilung des Volksepos in deutsche *Iliaden* und *Odysseen* gutheifsen, besser dünkt ihn da *Mone's* Eintheilung in 1) Lieder der Brautfahrt, d. h. Lieder, in welchen der Grundgedanke Kampf und Kriegsfahrt mit irgend einer Beziehung auf ein weibliches Wesen ist, oder Lieder, worin die kampf- und gefahrvolle Errettung und Vermählung des Weibes als Hauptsache erscheint, und 2) in Lieder der Noth, d. h. Lieder, worin wir den allgemeinen blutigen Untergang auf Veranlassung des gemordeten Geliebten als Grundgedanken erkennen. — Allerdings läfst sich nicht leugnen, dafs zwischen der Ilias und dem Liede von den Nibelungen, aber auch nur zwischen diesen beiden, eine augenscheinliche Gleichheit in den Grundzügen, und auch wohl in einzelnen Scenen, statt finde; aber den Namen „Ilias" deshalb als Gattungsnamen für eine Menge von Gedichten zu brauchen, welche mehr oder minder einander ähnlich sind, findet Rec. sehr bedenklich. Aehnlichkeit mufs natürlich zwischen allen Epopöen, eben weil sie dieses sind, statt finden, um aber eine solche Classificierung zu rechtfertigen, wird offenbar eine ganz andere Aehnlichkeit erfodert. Als deutsche *Ilias* bezeichnet Hr. *R.* die Lieder vom *Sigfrid*, *Dietrich von Bern*, *Sigenôt*, *Ecken ûzvart*, *Laurin*, *grôzen rôsengarten*, *Dietrichs vluht zuo den Hiunen*, *Alpharts Tôt*-*Ravennaschlacht*, *Walter von Aquitanien*, *Biterolf und Dietleip* (nicht *Dietlieb*), *Nibelungenlied*, *Klage*, *Hildebrandslied*; als *Odyssee*: Die Lieder von *Gudrûn*, *Rother*, *Otnit*, *Hug*- und *Wolf-Dietrich*. Es würde zu weit führen, das Unstatthafte dieser Classificierung umständlich zu zeigen, denn man müfste den Inhalt der einzelnen Lieder hier mittheilen; leicht begreiflich jedoch ist es, dafs bei so vielen und von einander verschiedenen Gedichten die gefundene Aehnlichkeit eine sehr gesuchte seyn müsse. Aber nicht jedes einzelne Gedicht dieser Sagenkreise will Hr. *R.* eigentlich als eine Ilias oder Odyssee anerkannt wissen, seine Ansicht ist vielmehr, dafs die vierzehen ersten Gedichte die deutsche Ilias, die vier letzteren die deutsche Odyssee, zusammen genommen, ausmachen. So wenigstens versteht Rec. seine S. 147 ausgesprochenen Worte. Er sagt daselbst: „die kecke *Brunhild*, der *Achilleus* — *Sigfrid*, die stolzen Kinder des Burgundischen Königshauses, der Kaiser *Ermenrich* mit seiner Habsucht und mordgrimmigen Gesinnung, *Dietrich* mit seinen kühnen Mannen und der Völkerfürst *Etzel* mit seiner milden Hofhaltung gehören einander in unauflöslicher Verwickelung an. *In diesem Sinne kann man den Cyclus die deutsche Ilias nennen.* Ihm gegenüber steht ein anderer, wo die einzelnen Momente nicht so in einander greifen, sondern jedes mehr für sich besteht. *Chaudrun*, (*Gudrûn*) *Rother*, *Otnit* sind besondere Welten, die sich nicht äufserlich, nur innerlich durch Gleichheit der Structur auf einander beziehen. Das Tragische tritt hier zurück, das Weib steht mehr als Aufgabe da, das Herüber und Hinüber der Völker beginnt und ein bisher ungekannter Ton der Ironie wird wach: es ist die deutsche Odyssee, namentlich *Chaudrun*, die für sich im Anfang des Kreises der *Penelope* und *Wolfdietrich*, der am Ende für sich dem Länder durchreisenden *Odysseus* wohl verglichen werden mag." So richtig nun auch hier die einzelnen Charaktere der Helden der Gedichte aufgefafst seyn mögen, so sehr auch z. B. die *Gudrûn* der *Penelope* und *Wolfdietrich* dem *Odysseus* in mancher Beziehung ähnlich seyn mögen; dennoch mufs Rec. fragen, wie Jemand dadurch bewogen werden könne, die Gedichte von *Gudrun* und *Wolfdietrich*, die nicht einmal zu demselben Sagenkreise gehören, zusammen als eine deutsche Odyssee zu betrachten? Und was gewinnen wir dadurch wohl eigentlich? —

Unter einem zweiten Kreise begreift Hr. *R.* das Epos der Kirche, welches er wieder in zwei Hauptabtheilungen scheidet. I. Gedichte, in denen das *Göttlich-Menschliche*, und II. Gedichte, in denen das *Menschlich-Göttliche* die Grundidee bildet, d. h. in I. wird von Gott in seiner damals angenommenen Dreieinigkeit, und von der Maria gehandelt; in II. bildet das Leben der Heiligen den Hauptgegenstand der Gedichte. Zu I. rechnet er *Otfrid*, *Marias Leben*, *Werner's* und *Philipp's* Gedichte über gleichen Gegenstand, und das Gedicht von *Unsers Herren* Zu-

Zukunft. In Irrthum ist Hr. *R.* wenn er S. 173 sagt, dafs die altsächsische Evangelienharmonie (der *Heliand*) ein Werk *in allitterierender Prosa* sey. Es ist ein Gedicht so gut als *Otfrids Krist*, wie er sich leicht wird überzeugen können, wenn er das Werk zur Hand nimmt. Es giebt bekanntlich, besonders in der Angelsächsischen Sprache, auch allitterierende Gedichte ohne strophische Abtheilung, und zu dieser Gattung gehört der Heliand sowohl als das Lied vom *Hildebrand*, welches letztere Hr. *R.* als ein Gedicht gelten zu lassen keinen Anstand nahm. Zu II. zählt der Vf. in der Unterabtheilung *a*) das theoretische Element: *Barlaam* und *Josaphat*, *Sylvester*, *die Reisen des heiligen Brandanus* u. a. In der Unterabtheilung *b*) das praktische Element: *Georg*, *Elisabeth* und *Zeno*. In der Unterabtheilung *c*) Vereinigung des theoretischen und praktischen Elements: den *armen Heinrich*, *Crescentia*, *der König im Bade* u. s. w. — Bei dem Gedicht von der heiligen *Elisabeth* führt Hr. *R.* an, dafs es von ihrem Beichtvater, dem Dominikaner *Konrad* von Marburg, gedichtet worden sey. Rec. kann dieser Annahme seine Beistimmung nicht geben. Das Gedicht selbst theilt über den Dichter nichts mit; der anmafsungsvolle *Konrad* aber würde, wenn er Vf. wäre, sicher sich selbst mehr hervorgehoben haben, als wir ihn im Gedichte hervorgehoben sehen. Den besten Beweis jedoch, dafs der Ketzerrichter *Konrad* des Gedichtes Vf. nicht sey, giebt das Gedicht selbst an die Hand, da es offenbar nach 1235 gedichtet, *Konrad* aber schon 1232, auf der Rückreise von Mainz, wahrscheinlich von den Leuten des Grafen *Heinrich* von *Seine*, welchen er vorgeladen hatte, erschlagen wurde.

Als dritter Kreis gilt dem Vf. das romantische Epos mit seinen Haupt- und Unterabtheilungen, als I. der gläubige Volksgeist. *a*) Der Kampf des Königs mit den Vasallen (*Malegis*, *die Heimonskinder*); *b*) der Kampf des Glaubens mit dem Unglauben (*Roncevalschlacht*, *Wilhelm von Oranse*); II. das Ritterthum. *a*) Das weltliche Ritterthum (*Iwein*, *Wigalois* etc.); *b*) das geistliche Ritterthum (*Titurel*, *Parcival*, *Lohengrin*). — III. Die Wirklichkeit. *a*) Die ideale Leidenschaft (*Flos und Blancflos*, *Tristan und Isolde*, *Wittich von Jordan*) *b*) die gemeine Wirklichkeit. (*Der Wiener Meerfahrt*, *der Weinschwelg* etc.)

Die Ansicht des Vfs über den Kreis des *heiligen Grâles* (*santo catino*) zumal die über den *Titurel* billigt Rec. fast durchgängig. Bei der Angabe des Inhaltes des *Lohengrins* ist ihm ein Irrthum entschlüpft. Er sagt: „Die Fürstin *Elsany* von *Brabant* wird von einem Lehensmann, *Friedrich* von *Telramunt* bedrängt, als wenn sie ihm die Ehe versprochen hätte. Zur Entscheidung des Rechtes wird ein Kampf angeordnet; sie aber hat keinen Kämpfer, und klagt Gott ihr Leid. *Da läutet plötzlich an einem ihrer Falken die Schelle mit donnerndem Klang so heftig*, dafs ihr Ton an des *Artus* Tafelrunde vernommen wird, u. s. w. worauf ihr die *Massenie* den *Lohengrin* als Kämpfer sendet. — Nach dem Gedichte läutet *Elsany* die Schelle selbst während ihres Gebetes. Vgl. Strophe 31, 37. Nur so viel ist an des Vfs Mittheilung richtig, dafs *Elsany* diese Schelle zuvor einem ihr zugeflogenen Falken abgenommen hatte.

Bei diesem Gedichte ist mancherlei Merkwürdiges. *Artus Massenie* und die *Tempeleisen* sind in ihm eine *Corporation*, und in einem Orte vereinigt. Allein dabei findet sich der Widerspruch, dafs nach Str. 38 *Artus* sich in Frankreich zu befinden scheint, der Sitz des heiligen *Grales* aber, nach Str. 712 im innern Indien sich befindet, wohin *Lohengrin* zurückkehrt. Merkwürdiger jedoch ist noch der Umstand, dafs es in seiner jetzigen Gestalt eine Episode des Wartburger Singerstreites bildet und dem *Wolfram von Eschenbach in den Mund gelegt ist*. Der Vf. des *Lohengrins* wird als *unbekannt* angenommen; im Gedichte nennt er sich nicht, entschuldigt sich aber Str. 960—962, wenn sein Gedicht auch nicht ein *Evangelium*, wenn es auch nicht so floriert mit reiches Witzes Schmelze sey, wie *des von Eschenbach* Gedichte, so sollten die Leser doch den Willen für die That annehmen. —

Rec. nun hat über den Dichter des Lohengrin's seine eigene Meinung, und erlaubt sich, da dieser Gegenstand, so viel er weifs, noch nie besprochen ward, dieselbe hier, von einigen Gründen unterstützt, kurz mitzutheilen. Es ist in der Natur des Menschen begründet, dafs jeder Einzelne seine besondere Denkart, und seine ihm nur geläufigen Ausdrücke hat. Bei Dichtern kommen noch gewisse Lieblingsbilder hinzu. Diese Erscheinungen zusammengenommen setzen uns in den Stand, irgend eines Gedichtes Vf., wenn er auch in ihm namentlich nicht genannt ist, zu bestimmen, wenn nur Gedichte vorhanden sind, die mit dem heimzuweisenden in den angegebenen Punkten übereintreffen, und deren Vf. namentlich gekannt wird. Eine solche Uebereinstimmung nun, wie Rec. sie andeutete, findet, und zwar in einem auffälligen Grade zwischen dem Wartburger Kriege und dem *Lohengrin* einerseits, und zwischen den Gedichten *Heinrich Frauenlobs* anderseits Statt. Ehe Rec. aber zum Erweis seiner Annahme schreitet, mufs er anführen dafs das uns jetzt noch vorliegende Gedicht vom *Lohengrin*, geständig (vgl. Str. 70.) nur eine *Erneuerung eines älteren Gedichtes* ist. Der in der angeführten *Strophe* gebrauchte Ausdruck: „*Als ich hân vernomen, und uns diu âventiure seit in den lieden*" läfst keine andere Erklärung zu, und ist von dem sonst gewöhnlichen Ausdruck: „*als uns diu âventiure seit*, oder *als wir vinden in den buochen*" etc. durchaus unterschieden. Rec. stellt nun in möglichster Kürze die Gründe für seine Annahme zusammen, und bedient sich, in Hinsicht der Frauenlob'schen Gedichte des Abdrucks derselben in den *Quartalheften* des Vereines für *Literatur* und *Kunst* zu Mainz, Jahrgang II. Heft 3—4, und Jahrgang III. Heft 1—4.

Das Gedicht von *Lohengrin* und das vom *Wartburger Singerstreit* ist durch eine reiche theologische,

astro-

astrologische und historische Gelahrtheit ausgezeichnet, welche uns mit ziemlicher Sicherheit auf einen gebildeten Geistlichen als Vf. schliessen lassen, und dieselbe nehmen wir in Frauenlob's Gedichten (vgl. Jahrg. III. 1. S. 11, S. 22, S. 14 etc.) und zwar in einem Grade wahr, wie kaum bei einem andern Dichter seiner Zeit. Diefs würde uns jedoch noch keineswegs zu unserer Annahme berechtigen; allein es kommt noch eine auffallende Gleichheit der Sprache in allen diesen Dichtungen hinzu. Frauenlob bindet im Reim *uo*, *ou*, und *û*, welche drei Laute ihm wie *ô* lauten, z. B. III. 1. 7. *blômen*, *gômen*, *kômen* (= *bluomen*, *goumen*, *kûmen*). Ein Gleiches finden wir im *Lohengrin*, z. B. Str. 323. *gôch* (*gâch*): *zôch* (von *ziehen*); Str. 418. *sôzen* (*sûzen*): *grôzen*; Str. 636. *Rôm*: *sôm* (*sâme*) etc. Frauenlob braucht ferner in seinen Gedichten organische Kürzen zu klingendem Reim mit organischen Längen, z. B. III. 1. 9. *gère* (*gër*) *wère* (*wære*); III. 1. 13. *vâren* (*varn*): *wâren* etc. Dasselbe findet man im *Lohengrin* z. B. Str. 124. *jâren*: *vâren* (*varn*); Str. 419. *kômen* (*kâmen*): *genômen* (an verderbte Lesart ist nicht zu denken), und im Wartburger Kriege Str. 21. *gihet*: *sihet*; Str. 22. *jèhen*: *sèhen*; Str. 34. *sèhen*: *spèhen*, wo sogar allemal beide Wörter lang gebrauchte organische Kürzen enthalten. So begegnet man auch nicht selten in Frauenlob's Gedichten wie im Wartburger Kriege den bekannten *Infinitiven* auf *e*, mit Apocope des *n*. In Betracht kommt ferner Frauenlob's Schwanken zwischen *b* und *v*, z. B. *neben* (*neven*): *sweben*, III. 1. 11, und anderwärts, welches wir im *Lohengrin* gleichfalls antreffen z. B. Str. 246, und 688 *kleben* (*kleven*): *heben*, *geben*. Als eine Eigenheit Frauenlob's bemerkt Rec. noch, dafs derselbe *iie*, *iu* zuweilen mit *ü* bindet, und dafs der *Lohengrin* Aehnliches zeigt, z. B. Str. 124. *stuont*: *grunt*, *triunt*: *entzünt*. III. 4. Str. 339. *stânt*: *Prabant*. Endlich erblicken wir noch gewisse Lieblingswörter Frauenlob's z. B. *rünec*, *unrünec*, *wimel*, *fimel*, *stimel* gleichfalls auch im *Lohengrin*. So viel kürzlich über die Sprache, welches sich aber noch bedeutend vermehren liefse, wenn Rec. nicht fürchtete hier zu weitläuftig zu werden.

Wir wenden uns jetzt zu den dichterischen Bildern, und bemerken auch darin zwischen den genannten Dichtungen eine auffällige Uebereinstimmung. Frauenlob z. B. vergleicht die Dichtkunst 1) mit einem See z. B. III. 3.

Hie bî sô werde ich mander
Und var ûf eine wendelsè (d. h. ich dichte ein Loblied.)

Und ebendaselbst:

Durch vollen wunsch ist iu geworht ein kranz in wîbes güete,
dâ des gedanken snelle wirt gevangen mit;
wer kan den schrit
ûz herze in herzen arke?
ia dû, minne starke,
dû bluomest wol der vrouwen sit *ûz dem rîchen sarke*,
dâ prîs dâ lop nie wart volsalt in wernder êren vlüete.

Und III. 1. 22.

Nû rüere den grunt mit dînes sinnes vüezen.

Damit vergleiche man *Loh.* Str. 912,

Ist einer tragemunt bî sîner arc,
daz getiht, ûf künste sè: daz machet der sarc,
der in des tihters herzen ist verklûset.

und Wartb. Krieg. 98.

Nû sol daz, wîser meister, dur die zwelf boten,
ob ich in dînes sinnes sè iht schepfe.
verwirre ich mich in disem hamen,
dîn strâfen wil ich dulden, meister, sunder schamen, —
sus swebt in dîner künste sè mîn arke.

Dazu noch Wartburger Krieg 57. *ich rüere an dînes sèwes grunt.* — Str. 66. *ich wil ir aller sinnes wâc mit mîner kunst erschepfen.* — Str. 108. *Gên dem erzeige ich solhen sin mit sange, ob ich einen tac bi leben bin, swer vindet grunt, der ist ein merwatære.* — Str. 124. *iuwern wâc den wate ich wol, der ist mir noch gar sihte*; *ir grabet dan tiefer iuren grunt* etc.

2) Ein anderes, diesen nahe liegendes Bild ist folgendes: III. 1. 19. *ûz kezzels grunde gât mîn kunst, sô giht mîn munt.* — Ebend.: *ich bin der künste ein koch.* — Ebend. S. 20. *ich wil durchgraben dir dîns sinnes kezzel, — mîn kunst dir durch den kezzel spilt.* — Dazu Wartb. Krieg 58: *Ir müezet rûmen mir daz vaz, watet ir in mîne künste iht vürbaz, ich vinde noch, daz iuch ze grunde senket* etc.

3) Eine andere Metapher Frauenlob's wieder ist: III. 3. „*Dû zimst mir zeime knehte wol, sît daz dû wilt des sanges schilt und anderz keinen vüeren. Ich wil in sô rüeren, swâ ez nôt ist, daz manz schouwen sol an al sînen snüeren* etc. — und III. 1. 20. *wol her, ich vüer ir aller schilt, mîn sanc dir gilt gar unverzilt* etc. verglichen mit Wartburg Krieg 66. *ich sach doch einen sigelôs, der den bukelære vür den schilt erkôs* etc. — Str. 68. *Swer wirfet rütelinge scharf ûz künste schilde.*"

Aufserdem sind noch folgende Gleichnisse theils allen diesen Dichtungen, theils nur je zweien derselben gemein: die Dichtkunst ist 4) ein *krâme der vünde* (Wartb. Krieg u. III. 1. 20.); 5) die Gedichte sind ein wohlgemessener, gezirkelter Bau (*Lohengr.*, *Wartburg. Krieg* und *Frauenlob's Dichtungen.*) 6) Die Gedichte werden ein geflochtener Strick, Haft, Bund genannt. (*Loh.*, *Wartburg. Kr.* und *Frauenl.*)

Es liefsen sich noch eine Menge andere Metaphern, z. B. *der sælden kleit*, *des hazzes wât tragen*; *hazzes kleit næhen*; *sich ze swertes sîten zeln*, *der liebe sîten tragen*; *daz hirne und der sinne kraft versuochen* etc. welche allen diesen Gedichten gemeinschaftlich sind, anführen, wenn es deren noch bedürfte. Wir wenden uns jedoch zu andern Gründen für unsere Annahme. Als einen solchen betrachten wir die im Wartb. Kriege und besonders im *Lohengrin* häufige Erwähnung von Mainz, welche offenbar auf eine Verherrlichung dieser Stadt abzweckt. Ein solches Hervorheben der Stadt Mainz läfst sich recht wohl bei Frauenlob erklären, der wie bekannt, Domherr zu Mainz war. Einzelnes wollen wir nicht erst anführen, da es jeder leicht selbst in den erwähnten Gedichten auffinden wird. — Hiezu kommt nun noch eine Aeufserung Frauenlob's selbst, welche uns,

uns, einzeln betrachtet, ein besonderes Verhältnifs desselben zu dem berühmten Wolfram von Eschenbach, Reinmar von Zweter und Walter von der Vogelweide erkennen läfst. Gerade diese beiden Dichter sind im Wartburg. Kriege die bedeutendsten Gegner Heinrichs von Ofterdingen, welchen Hr. Domkapitular *Dahl* zu Mainz aus Urkunden als einen Mainzer Patrizierbürger *sehr wahrscheinlich* erwiesen hat. Vgl. Quartalhefte des Mainzer Vereins *F. L.* und *K.* Jahrg. II. Heft 3, S. 35. Die Worte Frauenlob's, welche wir hiebei im Sinne haben, stehen, Jahrg. III. Heft 1. S. 19. Nachdem gegen Frauenlob das Verdienst und der Ruhm *Walter's* und *Reinmar's* hervorgehoben worden ist, sagt er:

> waz ie gesanc Reinmar und der von Eschenbach,
> waz ie gesprach.
> Der von der Vogelweide
> Mit sô vergultem kleide:
> *Ich Frouwenlop vergülde ir sanc, als ich iuch bescheide.*
> *Sie hânt gesungen von dem veim;* den grunt hânt sie verlâzen.
>
> — — — — — —
>
> Noch solte man mîns sanges schrîn gar rîlichen kroenen,
> *Sie hânt gevarn den smaln stic bî künsterlichen strâzen.*
> Wer ie gesanc und singet noch
> Bî grüenem holze ein vûlez bloch,
> Sô bin ichs doch
> Ir meister noch,
>
> — — — — — —
>
> Mîn wort mîn toene getraten nie ûz rehter sinne sâzen.

Es wäre sicher unstatthaft, anzunehmen, Frauenlob habe sich nur im Allgemeinen über jene ältern Meister erhoben. Frauenlob mufs unstreitig Werke dieser hier genannten Dichter überarbeitet haben, was er natürlich für ein verbessern (*vergülden*) hält. Und da möchten wir nun unsern jetzigen *Wartb. Kriec* für das Werk Frauenlob's erklären, weil darin gerade die hier genannten Dichter als die Hauptstreiter auftreten, und eine ziemlich auffallende Uebereinstimmung in Ausdruck und Sprachformen zwischen Frauenlob's anerkannten Dichtungen und dem Wartb. Krieg, wie wir oben erwiesen zu haben glauben, statt findet. Wahrscheinlich waren die älteren Lieder des Wartb. Krieges nicht so gelehrt, besonders so mystisch-theologisch gelehrt, wie Frauenlob sie später dichtete, daher sein Ausfall: *Wer ie gesanc und singet noch Bî vûlem holze* etc. In wiefern Frauenlob mit seinem *vergülden* recht hat, können wir freilich nicht beurtheilen, weil die ältern Lieder uns nicht aufbewahrt worden sind. Es ist sogar höchst wahrscheinlich, dafs dieses *vergülden* nur in Frauenlob's Meinung von der Sache begründet seyn dürfte. Auf jeden Fall aber ist anzunehmen, dafs Frauenlob wenigstens in sofern die Wahrheit sprach, als er die ältern Gedichte überarbeitete, sonst wäre der so schon starke Ausdruck desselben so übermüthig, dafs er fast an das Läppische grenzte. Ein Beweis für die spätere Dichtung des Wartb. Krieges ist es auch, dafs der Landgraf Hermann, vor dem die Meister singen, und der selbst hier und da einredet, am Ende des Gedichtes als verstorben angeführt wird, und dafs in ihm gleich wie im *Lohengrin*, die ursprünglich einander fremden Sagen vom H. *Gral* und von der *Tafelrunde* schon zu einer verschmolzen sind, was doch nicht wohl vor dem Ende des 13ten Jahrh. geschehen konnte, da die Sage vom H. *Gral* zu Anfange desselben durch Wolfram von Eschenbach eigentlich erst recht bekannt wurde. Der Wartb. Krieg aber und der Lohengrin, wie beide uns vorliegen, sind nothwendig von *einem* Verfasser. Denn nehmen wir zwei verschiedene an, so bleibt uns, ohne den Wartburger Krieg zu kennen, der ganze Eingang des *Lohengrin's*, wie die darin fortwährend vorkommende Stichelei *Wolfram's* gegen *Clinsor* unverständlich. Wir begreifen dann nicht, was den Dichter bewegen konnte, das ganze Gedicht den *Wolfram* vor dem *Landgrafen von Thüringen singen* zu lassen; denn Lohengrin wird *gesungen* gleich dem *Wartb. Kriege*. Ferner sind die Zeichen einer Singschule im Wartb. Kriege und im *Lohengrin* genau dieselben, die wir in andern Dichtungen *Frauenlob's* antreffen. Vor Frauenlob's Zeiten finden sich aber nirgends so ausdrückliche, bestimmte Spuren von dem später allgemein giltigen Ritus der Meisterschulen, und gerade er wird zu den ersten und ältesten Meistern gerechnet. Das Gegenstück zum *Lohengrin*, wenn wir diefs Gedicht demnach als einen Theil des Wartb. Krieges betrachten, haben die Kämpfe *Dietrich's* von *Bern* und seiner Helden gegen *Laurin* und *Sinnel's*, Gebrüder und Zwergkönige, gebildet. Diese Kämpfe sang Wolfram's Gegner, *Clinsor*. Es ist jedoch von ihnen nichts vorhanden als der Eingang, und vermuthlich ist dieser Theil nie vollendet worden. Aber in diesem Eingange bemerken wir schon dieselbe Polemik *Clinsor's* gegen Wolfram, die dieser darauf im *Lohengrin* gegen jenen ausübt. Hiebei ist die sinnreiche Wahl des Dichters zu bemerken, welcher den Zauberer *Clinsor* einen Kampf ketzerischer Helden (*Dietrich v. Bern ist Arianer*) gegen zauberkundige unheimliche Wesen, die Zwerge, schildern läfst, wobei wohl viel Wunderbares, Fremdartiges, aber nicht das Christenthum in weiteren Betracht kommt (was dem diabolischen Charakter *Clinsor's* ganz angemessen ist), und der dagegen dem rechtgläubigen Wolfram einen Kampf guter Christen gegen die *Saracenen* (im *Lohengrin*) beschreiben läfst, was mit dessen Charakter gleichfalls völlig übereinstimmt.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1833.

LITERATURGESCHICHTE.

HALLE, b. Anton u. Gelbcke: *Geschichte der Deutschen Poesie im Mittelalter* von Dr. *Karl Rosenkranz* u. s. w.

(*Beschlufs von Nr. 32.*)

Da nun *Clinsor*, wie bereits bekannt, für Heinrich von Ofterdingen eintritt, so läfst sich hieraus auch einigermaafsen erklären, wie das kleine, an sich unbedeutende Gedicht vom *Laurin* in kurzen Reimpaaren dem Heinrich von Ofterdingen später zugeschrieben werden konnte. Das Grofsartige dieser Unternehmung des Dichters darf uns nicht weiter wundern, da die Unternehmung des spätern *Ulrich Fürterer*, alle romantische Sagen zu einem grofsen Cyclus zu verarbeiten, unleugbar noch grofsartiger ist. Auch haben wir in der neuesten Zeit einen ähnlichen, sehr gelungenen Versuch von *Karl Werlich*, die Sage von den *Nibelungen* mit der vom *H. Grale* in Verbindung zu bringen, erhalten. Er hat ihn unter dem Titel: „Nachhall des Liedes der Nibelungen" bekannt gemacht. — Diese kurzen hier gegebenen Andeutungen, welche Rec. an einem andern Orte weitläuftiger und vollständig auszuführen gedenkt, müssen, wenn sie, woran wir nicht zweifeln, begründet gefunden werden, denjenigen, welcher die Gedichte vom Warth. Krieg und *Lohengrin* zum Gegenstand besonderer Forschungen macht, wie in vorliegendem Werke Hr. *R.*, natürlich bewegen, einen ganz andern Standpunkt für seine Betrachtungen anzunehmen, wo dann auch die Resultate leicht ganz andere seyn dürften, als die in diesem Werke niedergelegten sind.

Wir wenden uns jetzt zu *B.*, *dem historischen Epos*, mit seinen Unterabtheilungen *a*) die vorchristliche Welt (*Apollonius v. Tyrland*, *Ovid's Metamorph. Aeneis, Alexander, Trojan. Krieg*); *b*) die christliche Welt (*Rudolf v. Montfort*, *Heinrich v. München*, *Jansen der Enenkel*, *Ottocar v. Horneck* — welche insgesammt Chroniken schrieben); *c*) deutsche Geschichte (*Annolied. Herzog Ernst*, *Heinrich v. Braunschweig*, *Jacob v. Konigshoven*), Hiebei bemerkt Rec. zweierlei, erstens, dafs das „historisch" ganz eigenthümlich hier gebraucht ist, und zweitens, dafs Jacob von Königshoven, die Zeit, wo alle Geschichtsschreiber des Mittelalters fabeln, abgerechnet, reine Geschichte schrieb. Rec. hat zwar nichts dawider, wenn Hr. *R.* die Geschichte als das gröfste epische Gedicht betrachtet, wie *Jean Paul* einmal diefs that; dennoch aber findet er eine solche Zusammenstellung oder vielmehr Gleichstellung von geschichtlichen Werken, und Werken, welche theils ihrem Stoffe nach nur historisch überliefert sind (z. B. *Ovid's Metamorph.*, etc.), theils, aufser dem geschichtlichen Namen, nichts geschichtliches an und in sich enthalten, z. B. *Herzog Ernst*, *Heinrich v. Braunschweig*, unstatthaft.

Endlich haben wir noch der Volksbücher zu gedenken, welche sammt und sonders auch Hr. *R.* unter dem Titel *Epos* begreift. Sie bilden die dritte Hauptart desselben. Da sie theils wirkliche Auflösungen epischer Gedichte sind, theils eine streng epische Entwickelung zeigen, so sind sie dem Epos auch schicklich beigezählt. Weniger schicklich scheinen dem Rec. die Reisebücher, wiewohl sie Volksbücher, dem Epos eingeordnet zu seyn.

Wir kommen jetzt zum *zweiten* Buche, welches *von der lyrischen Poesie im Mittelalter* handelt. Diese wird von dem Vf. eingetheilt in den *Minnegesang*, den *Meistergesang* und das *Volkslied*. Den Minnegesang bestimmt er als einen unmittelbaren Ausdruck der *unmittelbaren Empfindung*, welcher sich ihrem *Inhalt* unbefangen ergiebt und durch ihn seine Form unwillkürlich bestimmt. Den Meistergesang charakterisirt, dafs der producirende Geist sowohl der Mannichfaltigkeit seines Inhaltes als der verschiedenen Formen desselben sich bewufst wird. Indem er nun *nicht ohne diese Reflexion* auf sein künstlerisches Schaffen und dessen Gegenstände sich verhalte, verweile er sich mit Vorliebe in der Ausbildung der *Form*. Drittens, sagt Hr. *R.*, verschwindet theils die Beschränkung des einzelnen Dichters im Gehalte seiner Empfindung, theils auch die ängstliche Aufmerksamkeit auf die Reinheit der Form, wodurch *Lieder* entstehen, welche mit einem *dem ganzen Volke* zusagenden Inhalte eben so sehr eine *allgemein ergreifende* Form verbinden, und deshalb von Herz zu Herz und von Mund zu Mund sich verbreiten: der Volksgesang. — „Keine dieser Gestalten der Lyrik, fährt er fort, entsteht plötzlich, wie durch Verabredung, sondern eine ist der anderen involvirt und windet sich allmälich los. Der Volksgesang kommt aus dem Minnegesang eben so sehr, als aus dem Meistergesang und seinen eigenthümlichen Quellen hervor: aber Minne- und Meistergesang finden in seiner Allgemeinheit ihre wahre Bestimmung."

Gegen diese Eintheilung der lyrischen Poesie liefse sich Mehreres einwenden. Zuerst möchte Rec. bei dem Minnegesang nicht ein *unwillkürliches* Bestimmen der Form so gradezu annehmen, vielmehr ein eben so willkürliches wie bei den Gedichten späterer Zeit. Dann aber scheint ihm auch überhaupt die Ein-

Eintheilung in Minnegesang und Meistergesang nicht eben die beste zu seyn, wiewohl sie eine sehr gewöhnliche ist, denn auch das minnigste Minnelied, die Leiche natürlich ausgenommen, ist seiner Form nach ein Meisterlied, wie *J. Grimm* schon 1811, in seinem Werke: „Ueber den altdeutschen Meistergesang", genügend erwiesen hat. Die *dritte* Abtheilung hat auch nur in so fern Gültigkeit, als man das Volkslied dem künstlichen Meisterlied der späteren Zeit entgegensetzt; denn wie viele Minnelieder waren nicht zu ihrer Zeit wahre Volkslieder. Man denke z. B. nur an die Lieder *Nithart's*. Hr. *R.* sucht zwar seine Scheidung in Minne- und Meistergesang dadurch zu rechtfertigen, dafs er (S. 498) sagt: „Nicht das unterscheidet den Meistergesang von dem Minnegesang, dafs sein Inhalt schlechthin ein anderer, seine Form eine durchaus strengere, seine Dichter nur bürgerliche gewesen wären: im Gegentheil kann in diesen Punkten seine relative Einheit mit dem Minnegesang nachgewiesen werden. Vielmehr, was seine innere und dadurch äufsere Differenz von demselben ausmacht, ist das Bewufstseyn, was er über die Kunst gewinnt; diese *Reflexion* constituirt ihn zu einer eigenthümlichen Epoche unserer Poesie; er macht um seiner Verständlichkeit willen im Lyrischen dasselbe Moment aus, was das historische Epos im Epischen war. Das Produciren der Minnesänger war unbefangen. Es befriedigte sich in seiner Schöpfung und zog sich aus derselben nicht in sich zurück, um sie mit prüfendem Blicke hin und her zu betrachten und zu beurtheilen." So wahr diefs nun auch an sich seyn mag, dennoch genügt dieser Grund für diese Scheidung dem Rec. nicht. Die Reflexion der späteren Dichter, das Bewufstseyn, welches sie über ihre Kunst als Kunst gewannen, läfst sich auch früheren Dichtern nicht absprechen; dafs sie diefs nicht so oft und so bestimmt aussprachen, dafs sie es nicht zur Grundlage eines systematischen Gebäudes machten, wird dadurch leicht erklärt, dafs sie durch die Theilnahme ihrer Zeitgenossen an ihren Leistungen vielfach bewegt und abgehalten, wie die späteren Dichter durch das Gegentheil in sich selbst zurückgedrängt und zum Bau ihres Systemes bewogen wurden. Die Höfe und Burgen der Grofsen blieben seit dem 14ten Jahrh. den Dichtern meist verschlossen, wodurch ihre Vereinigung in Städten allein bewirkt ward. Hier aber waren sie rings mit dem Zunftwesen umgeben, was lag demnach wohl naher, als dafs die Dichter die einander kennen lernten und die einander vielfältig über die Theilnahmlosigkeit der Welt zu trösten hatten, aus Sinn und Begeisterung für ihre Kunst zusammen traten, und, ganz im Geiste der Zeit, in Zunftformen sich einschlossen. Dadurch allein schon wird die Reflexion der Dichter über ihre Kunst als solche erklärt, und eben durch diese Reflexion wurden sie verleitet, das ganze Wesen der Dichtkunst in die Form zu setzen. Was Hr. *R.* über den Wartb. Krieg sagt, billigt Rec. gröfstentheils, doch nicht alles, z. B. dafs er annimmt, *Wolfram* müsse der Anlage nach als Sieger angesehen werden. Nach des Rec. Meinung endet sich der Streit in Versöhnung, ohne dafs einer völlig siegte.

Das *dritte* Buch behandelt die didactische Poesie. Für die gelungenste Abtheilung desselben müssen wir diejenige erklären, welche sich mit dem *Reineke Fuchs* beschäftigt. Hn. *R's* Ansicht von *diesem Gedichte Heinrichs von Alkmer* ist eben so wahr als geistreich, jedoch auf die Fabel in ihrer ältesten Gestalt selbst ist sie nicht anwendbar. In dieser ist das Gedicht vom *Reinhart* ein rein historisches Epos, und nichts daran erdichtet als die Namen der auftretenden Individuen. Anders ist diefs alles freilich in den spätern Auffassungen dieser Fabel, und Rec. stimmt mit Hn. *R.* völlig überein, welcher in dem *sassischen Reineke* die Ironie des Weltlaufs erblickt.

Rec. glaubt hiedurch auf Hn. *R's* Werk hinlänglich aufmerksam gemacht zu haben. Er erkennt des Hn. Vfs Fleifs und Scharfsinn gebührend an, nur mufs er auch zugleich bedauern, dafs dieser, wie wir oben zeigten, sein Werk selbst für die gröfsere Anzahl der Freunde altdeutscher Literatur durch die Sprache seiner Schule wenigstens zum Theil unverständlich gemacht haben dürfte. Durch einfachere Sprache wäre gewifs der Werth und die Brauchbarkeit seines Werkes verdoppelt worden, und dafs Hr. *R.* dem Fassungsvermögen seiner Nebenmenschen angemessen sich ausdrücken könne, hat er in seinem Werke an mehr als einem Orte bündig und unwiderlegbar durch die That selbst bewiesen: So hoffen wir denn, dafs er es künftig auch überall wolle.

333.

HALLE, b. Anton: *Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie* von Dr. *Karl Rosenkranz*, aufserord. Prof. der Philos. an der Univ. zu Halle. *Erster* Theil. *Geschichte der orientalischen und der antiken Poesie.* 1832. XXX u. 335 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Die diesem Buche vorgesetzte, in einem scherzenden Tone geschriebene Vorrede giebt die Art und Weise an, welche der Vf. bei der Ausarbeitung dieses Werkes befolgte, und macht sich nebenbei über einige Recensenten früherer Werke des Vfs lustig. In Bezug auf das Erstere sagt Hr. *R.*: „Doch hat seine (des Recensenten der Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter, in den Wiener Jahrbüchern) Belehrung sehr gefruchtet, denn ich glaube nun zum wahren Begriff der Literargeschichte gelangt zu seyn. Eine ganz andere Oekonomie ist in diesem Buche sichtbar; es ist eine reine Compilation; aus tausendfachen Quellen ist es zusammen geflossen; die Hauptquelle ist immer mit Namen, Jahrzahl, Seitenzahl citirt; auch das Format der Bücher ist angegeben; selbst kritische Bemerkungen über die Quellen habe ich zuweilen gewagt, eine Kühnheit, die mir als einem gedankenlosen Menschen freilich nicht recht zusteht. — In jener Geschichte habe ich mir doch noch Mühe gegeben, zu heucheln und, wo ich von Andern borgte, einen Ton anzunehmen, als wäre ich Herr im

im Hause; aber jetzt habe ich auch diese winzige Selbstthätigkeit, die doch bei der bekannten Volubilität meiner Zunge und Feder so kinderleicht gewesen wäre, auch diese habe ich als etwas Gleifsnerisches unterlassen und die kaleidoskopische Beweglichkeit meiner Phantasie nicht in die geringsten Unkosten versetzt. Ich habe nur aus dem chaotischen Garten meiner Belesenheit eine unterrichtende Blumenlese veranstaltet."

Dieser Ankündigung zufolge hat der Leser dieser allgemeinen Geschichte der Poesie in Bezug auf den gegebenen Stoff nichts Neues zu erwarten, vielmehr nur eine auf Anderer Forschungen beruhende Schilderung der verschiedenen Arten, wie die Poesie sich entwickelte. Der Vf. behandelt zuerst die Geschichte der orientalischen, zweitens der klassischen, drittens der christlichen Poesie. Unter den Orientalen treten zuerst die *Chinesen* auf, deren Literatur durch Anzahl, Wichtigkeit und Authenticität ihrer Denkmale, nach *Abel-Rémusat*, als die erste von ganz Asien angegeben wird. Da es die *Liebe der Familie* ist, worauf eigentlich das ganze chinesische Daseyn beruht, so spiegelt sich diese natürlich auch sowohl in der ältesten Geschichte als Poesie China's ab. Das älteste Denkmal chinesischer Poesie ist das *Schi-king*, eine poetische Chrestomathie, welche in der Sammlung mit enthalten ist, welche *Kong-fu-tseu* im fünften Jahrhundert vor Christus von den alten Reichsschriften veranstaltete, und welche den Namen *Schu-king* führt. Jene Chrestomathie enthält lauter lyrische Gedichte aus den Zeiten der drei ersten Dynastieen, Hia, Schang und Tscheu, an der Zahl über dreihundert in vier Abtheilungen, deren erste *Kue-fong* (Sitten des Reiches), deren zweite und dritte *Ya* (Odae), deren vierte Abtheilung endlich *Schi-king* (Laudes) heifst. Ueber diese einzelnen Abtheilungen theilt Hr. *R.* manches Lehrreiche und Interessante mit, wovon wir einiges ausheben. Der Kaiser von China z. B. machte es einst seinen Vang, d. h. Vasallen, zur Pflicht, dafs, wenn einer von ihnen in die kaiserliche Residenz kam, er zugleich die schönsten und neuesten Gesänge seines Landes mitbringen mufste. Diese Gedichte wurden dem Kaiser überreicht, der sie den Gelehrten seines Hofes mittheilte, damit sie dieselben aufmerksam prüften, ihre Anmerkungen hinzufügten, und aus den jedesmaligen Lieblingsgesängen einer Provinz auf die Sitten ihrer Einwohner schlössen. — Eine in der That merkwürdige Einrichtung, welche jedoch nur dann ihrem Zwecke entsprechen dürfte, wenn das Volk volle Freiheit hat, seine Meinung über jedes Beliebige ungehindert und ungestraft auszusprechen. Diejenigen Gedichte, welche den Beifall des Kaisers und der Grofsen erhielten, wurden in der kaiserlichen Bibliothek in die Sammlung *Kue-fong* niedergelegt. Sie wurden auch bei feierlichen Opfern und andern Gelegenheiten abgesungen. Die *Odae*, die zweite und dritte Abtheilung, sollen erhaben und edel seyn, zumal die Gedichte des *Ta-ya* und *Siao-ya*. Sie haben es mit den Tugenden und Lastern der Herrscher zu thun. Sie wurden gesungen bei feierlichen Einzügen der Lehensfürsten in die Hauptstadt, bei ihrer Einführung in den Palast des Kaisers und bei der Audienz. Die vierte Abtheilung, *Sung*, enthält Hymnen zu Ehren Gottes, der grofsen Männer des Alterthums, und der abgeschiedenen Seelen. Sie wurden vorzüglich bei dem Dienste gebraucht, welcher den Manen verdienter Männer gewidmet war. Ihr Charakter soll Erhabenheit, Ernst und ein Wechsel zarter Empfindungen mit den kühnsten Bildern seyn. Aufserdem soll die chinesische Poesie noch einen grofsen Reichthum an den mannichfaltigsten satirischen und beschreibenden Gedichten haben. Ihre Dramen, woran in China gleichfalls kein Mangel ist, zerfallen in zwei Hauptabtheilungen, in lange historische Stücke, und in Possen. Schreien, Lärm und wüstes Schlachtenliefern herrscht nach dem Vf. im Uebermaafs in Ersteren. Epische Dichtungen haben die Chinesen nicht, wohl aber novellistische Romane, welche letztere Hr. *R.* eben aus dem Mangel echt epischer Motive erklärt. Diese Schilderung beschliefsen die Anmerkungen *Abel-Rémusat's* über das Formelle der chinesischen Poesie, welches, wie überall, anfänglich einfach war, später aber an Ueberkünstelung leidet. Dennoch sollen in China nie mehr Verse gemacht worden seyn, als seitdem es so schwer hält, gute zu machen.

Der Vf. wendet sich nun zur *Indischen Poesie*, und wir folgen ihm. Diese ist nach ihm die erste, von welcher auch andre Völker lebendig berührt wurden, da die chinesische, ganz in sich abgeschlossen, keinen Zweig in die Poesie anderer Völker hinüberpflanzte. Hier fliefsen die Quellen reichlicher, woraus folgt, dafs diese Poesie bei uns auch jetzt bekannter ist, und dafs wir uns mit der Angabe der Dichtungen, welche der Vf. charakterisirt, begnügen müssen. Das Charakteristische der indischen Poesie findet der Vf. in einem Kampfe des Verstandes mit der Phantasie. „Der Verstand, sagt er, zeigt sich in dem Triebe zur Unterscheidung der poetischen Formen; die Phantasie aber vergifst diese Beschränkung, und verweilt zu lange bei der Ausführung des Einzelnen. Selten löst sich diese Differenz zu einer vollkommenen Einheit. Daher schwebt die indische Kunst wie das indische Leben zwischen dem Gemessenen und Maafslosen, zwischen dem Rohen und Gebildeten, zwischen dem Schönen und Häfslichen." Dafs Richtige dieses Urtheils wird Jeder zugeben, der nur einigermafsen mit der indischen Poesie bekannt ist. Von dieser allgemeinen Charakteristik der indischen Poesie geht er zu *A.*, dem Epos, über, und nachdem er über das Metrische desselben das schon Bekannte angeführt hat, verbreitet er sich über die einzelnen Gedichte. Zuerst bespricht er der Ordnung gemäfs das älteste Epos, den *Râmâyana* des *Vâlmiki*, der die *Slokas* erfunden haben soll. Sollte die Erzählung dieser Erfindung mehr als ein Mythus seyn? Wir können uns wenigstens davon nicht wohl überzeugen. Der *Râmâyana* besteht mit Ausschlufs der verdächtigen Episoden aus 24,000 Distichen, und wird in sie-

sieben grofse Bücher eingetheilt; in der That ein Umfang, wogegen alle abendländischen Epopöen fast wie Zwerge erscheinen. Darauf folgt der *Mahâbhârata*, welcher es mit seinen Episoden bis zu 100,000 Slokas bringt. Als Dichter desselben wird *Vyâsas* angegeben, welches Wort jedoch *Sammler* bedeutet. Sollte aber auch *Vyâsas* ein wirkliches *Nomen proprium* seyn, so würde man doch diesem Dichter nur das uranfängliche Gedicht von 2400 Slokas zutheilen können, da die Namen der Dichter mancher Episoden wenigstens bekannt sind.

Wir kommen zu Abschnitt *B.*, der Lyrik, worüber jedoch Hr. *R.* kein allgemeines Urtheil abzugeben wagt, weil bisher noch zu wenig bekannt geworden. Von einzelnen Gedichten charakterisirt er unter andern die Elegie *Meghadûta*, d. i. der Wolkenbote; das Lehrgedicht des *Kalidasas*, *Ritusanhâra*, die Versammlung der Jahreszeiten, in sechs Gesängen; die hundert erotischen Sprüche des *Amara*, und vor allen die Idylle *Gitagovinda* von *Jayadevas*, welche die Liebe des *Krishna* zu der schönen Hirtin *Radha* besingt. „Diese Ueppigkeit, sagt er, diese zwischen dem Erhabenen und Gemeinen schwebende Sinnlichkeit, diese Gluth der Farben sind nur auf indischem Boden vollkommen verständlich; gegen diese Fülle der äufseren Erscheinung ist jede andere Natur arm." Die lyrische Poesie hat aber bei den Indiern dasselbe Schicksal gehabt, was ihr bei allen andern Völkern zu Theil ward. Sie soll, besonders seit der Bekanntschaft mit den Mohamedanern, immer mehr in einem schwülstigen und tändelnden Stile sich gefallen, oder auch die frühere auf eine ängstliche Weise nachzuahmen suchen. Ja diese Dichter sollen sich sogar als *Kâvyachauras* (Plagiarier) ohne alle Scheu zeigen und ganze Stücke ihren Gedichten einflicken, überhaupt aber geschmacklos zusammenhäufen, was früher, in sparsamer Vertheilung, zur wahrhaften Zierde der Poesie gehörte. Doch sollen die neuesten theils epigrammatischen, theils dialogischen Volkslieder einfach und lieblich ansprechend seyn.

Ueber das indische Drama verbreitet sich Hr. *R.* ziemlich ausführlich. Die Oekonomie dieser Dichtungen ist zu interessant, als dafs wir sie nicht kurz hier mittheilen sollten, zumal da dieser Gegenstand noch sehr Vielen völlig unbekannt seyn dürfte. Den Inhalt jedes Stückes nennen die Indier *Vastu*, Wesen. Er ist doppelartig, wesentlich oder episodisch, und begreift fünf Elemente in sich: das *Vija*, Samen, der Umstand, aus welchem die Begebenheit entspringt; das *Vindu*, Tropfen, die unabsichtliche Entwickelung eines Nebenumstandes, der für den Auslauf der Handlung bedeutsam wird; das *Patâka*, Fahne, eine Verzierung oder Episode; das *Prâkâri*, episodischer Umstand von beschränkter Dauer und untergeordneter Wichtigkeit, woran die Hauptpersonen keinen Antheil haben. Das *Kâryam*, Ende oder Zweck, durch dessen Erfüllung Alles erfüllt wird. Es läfst fünf Bedingungen zu: Anfang, Fortgang, Hoffnung des Erfolges, Forträumung der Hindernisse, Vollendung. — Die Abfolge der Umstände, durch welche ein Zweck endlich erreicht wird, enthält ebenfalls fünf Momente: das *Mukham*, der vorbereitende Lauf der Umstände, aus welchem die später entwickelten Begebenheiten entspringen. Das *Pratimukham*, die Metabasis, berechnet, um die Katastrophe zu hemmen oder zu fördern. Das *Gerbha*, die verdeckte Verfolgung des Plans, die anscheinend Hindernisse häuft, im Grunde aber die Hauptabsicht fordert. *Vimerscha*, die Peripatie, womit eine der beabsichtigten Wirkung entgegengesetzte hervorgebracht wird, wodurch im Lauf der Begebenheiten ein Wechsel entsteht, der die erregte Hoffnung täuscht; endlich das *Upasanhriti* oder *Nirvahana*, die Katastrophe. So Hr. *R.* Uns scheinen jedoch die zuletzt angegebenen fünf Benennungen mit dem zuvor angeführten ein und denselben Gegenstand zu bezeichnen, demnach eigentlich nur verschiedene Benennungen für ein und dasselbe zu seyn.

Jede dramatische Gattung hat ihre eigenen Helden und Heldinnen, theils mythologische, theils geschichtliche, theils Menschen des täglichen Lebens. Immer ist die Liebe in indischen Dramen die Hauptsache, und so mufs der Held immer als jung, schön, freigebig, gebildet, tapfer u. s. w. dargestellt werden, um diese Leidenschaft fühlen und einflöfsen zu können. Der *Nayaka*, der Held, kann seyn: *Lalita*, fröhlich, leichtsinnig und gut gelaunt; *sânta*, edel, tugendhaft; *dhirodatta*, hochstrebend, aber gemäfsigt und fest; *udatta*, glühend und ehrgeizig. Diese Eintheilungen zerfallen wieder in 48 Gattungen, und diese, indem sie durch die Theilung in Sterbliche, Halbgötter und Götter sich abermals vervielfältigen, zerspalten sich noch in 144 Arten. Eine gleiche Genauigkeit ist bei der Eintheilung der Klassen der *Nayikas*, der Heldinnen, befolgt worden. Merkwürdig ist, dafs die *Parakîya*, das Weib eines Andern, nie zum Gegenstand der Intrigue gemacht wird. Die andern Personen des Drama bilden den *Anga*, oder den Körper desselben. Von ihnen ist der *Pitamerdha*, der Vertraute des Helden, mitunter der Held der Nebenhandlung. *Pratinayaka* heifst der Widersacher des Helden. Jeder von diesen kann vornehmen oder gemeinen Standes seyn. Zwei Personen aber sind den indischen Dramen eigenthümlich, der *Vita*, ein in der Dichtkunst, der Musik und dem Gesange wohlgeübter Mann, der ohne Unterschied als der Gefährte eines Mannes oder einer Frau erscheint, und sich zwar in abhängigem, aber nie verächtlichem Verhältnisse befindet; dann der *Viduschaka*, ein aus Schlauheit und Einfalt gemischter Charakter, voll Neigung zum Wohlleben, ein Possenreifser, immer lebhaft, zuweilen sogar witzig. Er ist der demüthige Gefährte, nie der Diener eines Fürsten, und merkwürdiger Weise immer ein *Brahmane*. Auch die *Nâyikâ*, die Heldin, hat ihre Gefährtin, gewöhnlich ihre Milchschwester, oder eine Zofe, wenn sie Fürstin ist.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1833.

LITERATURGESCHICHTE.

Halle, b. Anton: *Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie* von Dr. *Karl Rosenkranz* u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr.* 33.)

Jedes Stück des indischen Drama's wird mit einem Vorspiel eröffnet, wodurch die Zuschauer Kenntniſs von dem Vf., seinem Werke, den Schauspielern und den vorausgesetzten Begebenheiten erhalten. Zwei Personen, worunter der Schauspiel-Director, treten auf. Ein kurzes Gebet beginnt. Drauf wird das Stück in Acten und Scenen fortgeführt; letztere bezeichnet der Auf- oder Abtritt einer Person. Die Lücken der Geschichte muſs der Dolmetscher, *Vischkambha*, ausfüllen, dem auch oblag, Scherze zum Besten zu geben. Der Scenenwechsel wird durch den Einführer, *Pravesáka*, angezeigt. Diese Personen suchen jedoch einige Dichter mit in die Handlung einzuflechten. Der Act, *Anka*, wird durch den Abtritt aller Personen bezeichnet; die Anzahl der Acte kann bis zu zehen steigen, deren erster eigentlich ein Vorspiel ist. Das Stück endigt, wie es begann, mit einem Gebete, von der Hauptperson gesprochen.

Die interessante Vergleichung des indischen Drama's mit dem klassischen und neuern wird jeder Leser leicht selbst zu machen im Stande seyn.

Merkwürdig ist die indische Mythe, welche die Erfindung des Drama's auf *Brâma* und *Shiva* zurückführt. Das Geschichtliche des indischen Drama's bringt der Vf. gleichfalls gewissenhaft bei. Die ältesten dramatischen Darstellungen, *Natya*, *Nritya*, *Nritta*, *Tándava* und *Lásya* waren nach ihm pantomimische Tänze mit Chorgesängen. Auch die indische Literatur über das Drama ist nicht vergessen worden. Doch wir haben uns vielleicht schon zu lange bei diesem Gegenstande aufgehalten; wir wollen demnach nur noch anführen, daſs die Hauptpersonen Sanskrit, die Nebenpersonen aber und die Frauen Prakrit sprechen, ferner daſs die Dramen in zwei Klassen zerfallen, die *Rúpaka's* und die *Uparúpaka's*, und daſs es von jenen zehen, von diesen achtzehen Arten giebt, welche sammt und sonders von einander verschieden sind. Wir betrachten nun des Vfs Darstellung der *Poesie der vorderasiatischen Völker*.

Bei seiner Schilderung der hebräischen Poesie folgt Hr. *R.* meist *de Wette* (Charakterist. des Hebräismus, im *dritten* Bande der Studien von *Daub* und *Creuzer*), und, was die Structur des hebr. Parallelismus betrifft, *Friedr. v. Schlegel*. Wir dürfen demnach Alles, was der Vf. in dieser Beziehung mittheilt, als bekannt voraussetzen. Die immerhin merkwürdige Erscheinung, daſs weder die alten Hebräer noch die Araber und Türken epische Dichtungen hervorgebracht haben — nur den Persern können wir dieſs, wie bekannt, unter den vorderasiatischen Völkern nachrühmen — sucht Hr. *R.* aus dem von diesen Völkern angenommenen besondern Verhältnisse der Menschen zu Gott zu erklären. „Weil keine Götter da sind, sagt er, so können sie nicht, wie im indischen Epos, handelnd auftreten; und weil die Menschen dem Willen ihres göttlichen Königs schlechthin unterthan sind, so können auch sie nicht handeln, wie im griechischen Epos; die wahrhafte, widerspruchslose That gehört nur dem Jehova. — Aus dem Ernst dieser Beziehung, fährt er fort, möchte sich auch ferner erklären lassen, warum weder in der jüdischen noch in der muhamedanischen Poesie das Drama entstehen konnte, in so fern es ohne Selbstbestimmung nicht gedacht werden kann, der Trieb des Monotheismus aber alles Geschehen auf des Einen Gottes unmittelbare Wirksamkeit zurückzuführen strebt. Weil nun dadurch die Individualität beschränkt wird, so fehlt es an Mannichfaltigkeit der Charaktere, und erst die christliche Welt hat in die Personen des alten Testaments eine solche abgeschlossene Eigenthümlichkeit zu legen gewuſst, daſs sie zur dramatischen Darstellung fähig würden." Rec. kann damit jedoch nicht völlig übereinstimmen, wenn er auch eine theilweise Wahrheit dieser Ansicht zugestehen muſs. Eine solche totale Abhängigkeit des menschlichen Willens vom göttlichen müſste, wenn sie zur Ueberzeugung eines ganzen Volkes geworden, jedes Handeln ersticken, weil dann jede Handlung unmittelbare Inspiration voraussetzte. Wir geben zu, daſs die Schriftgelehrten eine solche Abhängigkeit predigten, aber wir leugnen, daſs das Volk davon durch und durch überzeugt gewesen sey. Es muſs demnach ein anderer Grund für das Nichtvorhandenseyn des Epos und des Drama's bei diesen Völkern gesucht werden. Diesen glaubt aber Rec. darin zu finden, daſs bei den Hebräern und Arabern (nicht aber bei den Persern) dasjenige Zeitalter, welches man als das *Heldenalter* des Volkes betrachten kann, nur ein *Hirtenzeitalter* war. Aus diesem gelangten die Hebräer erst nach ihrer Flucht aus Aegypten, die Araber gar erst nach Muhamed's Erscheinung; sie nahmen aber keine Heldensage in ihren neuen Zustand mit hinüber, konnten daher auch nie das Epos erzeugen. Geschichtliche Helden werden aber nur durch ihren Gang durch das Gebiet der Sage zu epischen, nach altem Sinne. Bei dem

dem Mangel des volksthümlichen Drama's aber läfst sich zur Erklärung anführen, dafs weder Juden noch Perser noch Araber diejenige Stufe der Bildung erreichten, welche zur Hervorbringung eines Drama's unumgänglich nothwendig ist. Denn hinderte nur die angenommene Abhängigkeit des menschlichen Willens, so hätten sie ja doch wenigstens Schicksalsdramen erzeugen können.

Des Vfs Schilderung der arabischen, persischen und türkischen Poesie gründet sich auf Göthe's Noten und Abhandlungen zu seinem westöstlichen Divan, auf *Poeseos Asiaticae Commentarior. Libb. VI cum appendice*, auct. *G. Jones*, recudi curavit *J. G. Eichhorn*. Lips. 1777, auf die Werke des Hn. *v. Hammer* u. A. m. — Diese Poesie bezeichnet Hr. *R.* im Allgemeinen als die *Muhamedanische*, weil dieselbe ihrem Wesen nach durch die Religion des Islam bedingt wird. „Diese Poesie, sagt er, hat im Persischen sich auch episch ausgebildet, im Arabischen und Türkischen ist sie eigentlich nur lyrisch und didaktisch." Wir sind anderer Meinung, und glauben vielmehr, dafs die epische Poesie der muhamedanischen Perser als ein diesen zugefallenes Erbe ihrer nichtmuhamedanischen Vorfahren, und demnach nicht als eine nur besondere Entwickelung der allgemeinen muhamedanischen Poesie zu betrachten sey. Eben so wenig können wir unsere volksthümlichen epischen Gedichte der christlichen Poesie zuschreiben, da sie samt und sonders — ungeachtet des jetzigen Christenthums der in ihnen auftretenden Helden — aus heidnischer Vorzeit entsprossen. — Interessant ist die Erzählung, wie *Ishak*, Sohn *Scherefschah's* von *Tus*, der als Dichter des *Schahnamè* unter dem Namen *Firdussi* (der Paradiesische) bekannter ist, sich die Bekanntschaft *Anssari's*, des Königs der Dichter — eine stehende Hofcharge im persischen Reiche — verschaffte. „Zu einer Reise nach Gasna durch eine Klage über den Statthalter von Tus veranlafst, brachte er seine Zeit in dunkler Verborgenheit zu, ohne zu *Anssari* Zutritt erhalten zu können. Eines Tages gelang es ihm jedoch durch List, sich in *Anssari's* Gesellschaft zu stehlen, bei welchem sich eben seine beiden Schüler *Asdschedi* und *Ferruchi* befanden. Sobald *Anssari* in *Firdussi* einen bäurisch gekleideten Mann erblickte, rief er ihm scherzend zu: „Bruder, in die Gesellschaft der Dichter haben nur Dichter Zutritt." *Firdussi* entgegnete: „Auch ich bin ein Dichter!" Sogleich sagte nun *Anssari* einen Vers aus dem Stegreif her, und da *Firdussi* durch seine schnelle, die genaueste Kenntnifs der alten persischen Geschichte verrathende Antwort sich *Anssari's* Achtung erwarb, so trug dieser ihm auf, das *Bastannamè* (die altpersische Heldensage), das ihm von *Mahmud* den Samaniden zur Erneuerung aufgetragen worden, neu zu bearbeiten. *Anssari* selbst war, wie Hr. *R.* angiebt, zu bequem und zu klug, um Ruhm und Wohlleben durch eine so weitaussehende Unternehmung aufs Spiel zu setzen. Der Sultan versprach dem Dichter für jedes Distichon einen Ducaten; allein nur für das erste Tausend Verse erhielt er diese Belohnung; für spätere 60,000 liefs ihm der Sultan, der gegen ihn eingenommen worden war, nur 60,000 Silberstücke reichen. *Firdussi* hatte dreifsig volle Jahre auf die Arbeit verwendet, und hoffte bessern Lohn. Da er gerade im Bade war, als ihm dies Geld überbracht ward, so vertheilt er es im Zorne sogleich, indem er 20,000 Silberstücke dem Besitzer des Bades, 20,000 dem Verkäufer des Sorbets, und 20,000 dem Ueberbringer als Botenlohn gab. An dem Sultan rächte er sich aber durch eine Satire, die er in das Exemplar des *Schahnamè* schrieb, welches in der Bibliothek des Sultans aufbewahrt wurde. Er mufste flüchten und starb später (1030) im Elende. Von den beiden Hälften des *Schahnamè* ist unstreitig, wie Hr. R. richtig bemerkt, die erstere die bei weitem vollkommnere. Sie umfafst die heroisch epische Zeit, und da sie in ihrem Helden *Rusthm* (Rustan) einen Mittelpunkt hat, worauf Alles sich bezieht, so steht sie als ein organisches Ganzes da. Die zweite Hälfte, welche die historische Zeit begreift, entbehrt eines solchen Trägers, einer solchen innern Einheit. Sie rückt Chronikenartig von Dynastie zu Dynastie, von Glaubenswechsel zu Glaubenswechsel, von *Serdutsch*, über die Griechen (*Alexander*) die Christen, bis zu den Arabern vor. Diefs allein schon dient zum besten Beweise unserer oben aufgestellten Behauptung, dafs man die epische Poesie der Perser als eine besondere Gestaltung der allgemeinen Muhamedanischen Poesie nicht betrachten könne.

Treffend und wahr ist des Vfs Bemerkung, dafs, da das *Schahnamè* eine Folge von Jahrtausenden in sich begreift, die Fülle der Begebenheiten ein um so stärkeres Band bedürfe, damit das Werk in seiner Maafslosigkeit vor dem Sinne nicht zerfliefse und aus einander bröckele. Mit richtigem Blicke hebt er als diefs Band die *Blutrache* hervor, „weil diese als Idee das Mark der Völker bis in die spätesten Geschlechter durchdringt, sie mit der Seele eines unsterblichen Affectes begeistert, der stätig und ohne Unterbrechung in allen folgenden Geschlechtern wieder geboren, auch unaufhörlich an derselben Handlung webt, immer denselben Faden hin- und wiederwerfend."

Aufser diesem alten Epos haben die Perser auch noch romantisch-epische Gedichte, offenbar nur eine mit Lyrik verzierte Art von Nachahmungen des alten, ursprünglichen, woraus auch der Stoff zu einem wenigstens — *Chosru* und *Schirin*, von *Nisami* — entlehnt ist. *Leila* und *Medschnun*, von demselben Dichter, ist gleichfalls berühmt. Auch sein Buch Alexanders, *Iskendernamè*, verdient Beachtung. Wir theilen kürzlich davon Folgendes mit, um zu zeigen, wie wunderbar die Geschichte dieses Eroberers bei den Persern sich gestaltete: „Nach dem Lobe *Nassireddins* und der Hervorstreichung (?) aller Vorzüge der Geschichte Alexanders als eines Welteroberers und Propheten von Andern, folgt *das Lob des Frühlings und der Blumen*, das wie das *Lob der Rede* und die *Veranlassung des Werkes* sammt dem *vierfachen Lobe Gottes*, des *Propheten*, des *Königs* und des *Vesirs* zu den

den sieben Theilen der vollständigen Einleitung eines persischen Werkes gehört. Die Erzählung beginnt mit Alexanders Kindheit und seinem Unterricht in allen Fächern der Wissenschaft. Sein erster Zug ist gegen die Aethiopen gerichtet, über deren Streifereien die Aegypter sich beklagen. Alexander baut nach dem Siege Alexandria. Der persische Feldzug, als der zweite, nimmt besonders durch die Fabel vom Tribut der Goldeier und dem Briefwechsel Alexanders mit Darius grofsen Raum ein. Darius wird nach dem Verluste der Schlacht von zweien seiner Generale, den *Mahiar* und *Dschanusiar*, umgebracht. Alexander findet ihn noch in den letzten Zügen, und Darius empfiehlt ihm sein Reich, die Bestrafung der Mörder, und besonders seine Tochter *Ruscheng*. Alexander heirathet diese und bestraft jene. Drauf nimmt er seine Residenz zu *Istochr*, und sendet *Ruscheng* nach Griechenland. Später begiebt er sich nach *Berdaa*, welche Stadt in schöner Gegend der Königin *Nuschabe* gehorchte, einer durch ihre Schönheit und Weisheit berühmten Frau. Alexander, der sie unerkannt kennen lernen will, nähert sich ihr in der Rolle seines Gesandten, wird aber von *Nuschabe* erkannt, und da er noch leugnet, durch Vorhaltung seines wohlgetroffenen Bildnisses zum Schweigen gebracht. Darnach gelangt er zur Residenz *Keychosru's* und schaut in den Weltenspiegel, den er künstlich aus mehreren Metallen hatte verfertigen lassen, hält dann Kriegsrath, und beginnt den Zug nach Indien, und demnächst nach China, wo ein Kunstwettstreit zwischen griechischen und chinesischen Malern zu Gunsten der ersten entschieden wird. Während Alexander mit China's Eroberung beschäftigt ist, vernimmt er, dafs die *Russen*, seine Verbündeten, die Königin von *Berdaa* mit Krieg überzogen und ihre Residenz verwüstet haben, weshalb er zwei Feldzüge gegen sie eröffnet, und ihren König *Kaithal* endlich gefangen bekommt. So wird *Nuschabe* befreit und in ihr Land zurückgesendet. Alexander unterhält sich mit chinesischen Sklavinnen, und hört zuerst von der Quelle des Lebens im Lande der Finsternifs, welche der Prophet *Chiser* bewacht. Sogleich beschliefst er den Zug dahin, welcher als der siebente auch der Beschlufs der bis dahin geführten Geschichte Alexanders ist, welche aber nichts weniger als beendet, sondern nur beiläufig bis auf die Hälfte fortgeführt werden. Denn nachdem Alexander in das Land der Finsternifs gegen Norden vorgedrungen, und dort den Quell des Lebens, den ihn *Chiser* verweigerte, nicht gefunden, kehrt er wieder zur bewohnten Erde zurück, und bestrebt sich, die Könige, seine Statthalter, sich durch Wohlthaten zu verbinden." Die Geschichten von Alexander, Chosru und Schirin, Leila und Medschnun sind von persischen Dichtern oft wiederholt worden. Die persischen Dichter übten sich aber auch neben der romantisch-epischen Dichtkunst in den sogenannten *Kassiden*, d. h. Lobgedichten auf Fürsten, und in mystisch-didactischen Werken. Meister in den *Kassiden* ist *Ewhadeddin Enweri* (gest. 1152) und einer der besten mystischen Dichter *Senaji* von *Gasna* (gest. 1180). Die übrigen persischen Dichter hier zu nennen, überheben wir uns; merkwürdig aber ist es, dafs uns der letzte Dichter von Bedeutung, *Feisi* (1556—1605), wieder auf das altpersische Leben und seine Grundanschauung zurücklenkt, welches uns das *Schahnamè* in seinem ersten Theile schildert. Es enthält nämlich die berühmte Gedichtsammlung *Feisi's*, *Serre* (das Sonnenstäubchen) genannt, und vorzüglich der in zwölf Himmelszeichen mitgetheilte Lauf der Sonne neue Resultate der alten persischen Feuer- und Lichtreligion, mit welcher, wie Hr. *R.* angiebt, *Feisi* auf das innigste vertraut seyn mufste, und deren Abglanz in dem klaren Spiegel seines Geistes so schön widerscheint. Seine Darstellung der persischen Dichtkunst beschliefst der Vf. mit *Göthe's* Charakterisirung der persischen Dichter, welche in dessen Einleitung zum west-östlichen Divan S. W. VI. S. 70—72 zu lesen steht.

„Die arabische Poesie, fährt der Vf. fort, zeigt keinen solchen Stufengang. Es mangelte ein solch äufserer (— entweder solch ein oder ein solcher! —) fester Mittelpunkt für die Dichter, wie in Persien der Hof des Schahs darbot, mochten auch die herrschenden Dynastieen noch so sehr wechseln; die Dichter zerstreuten sich an die verschiedenen Höfe der Kaliphate (— sagt man denn der Hof des Königreichs? —), und nur *Harun al Raschid* bildete eine Zeit lang ein entschiedenes Centrum für die Pflege der Kunst. Die Araber, seit uralten Anfängen bekanntlich in Beduinen oder wandernde Hirten, und in Städtebewohner sich unterscheidend, zeigen in ihrer Poesie eine doppelte Richtung; die eine ist *lyrisch*, jedoch so, dafs sie *epische Elemente* in sich aufnimmt, und diese mit ihrer subjectiven Färbung durchdringt; die andere ist *phantastisch-episch*, denn anders kann man jene Erzählungen nicht nennen, welche zwischen der Wirklichkeit der Erscheinung und zwischen einer erträumten Welt magisch fesselnd hin und her schweben und deren treffende Charakteristik von *Göthe* wir oben mittheilten." Den Benennungen der beiden Richtungen der arabischen Poesie giebt Rec. zwar gern und unbedingt seinen Beifall, weil sich die arabische Poesie uns allerdings so zeigt; wenn jedoch der Vf. den Grund davon, dafs wir in der arabischen Poesie keinen solchen Stufengang bemerken, wie in der persischen, in dem Umstande zu finden glaubt, dafs die arabischen Dichter sich nicht an *einem* arabischen Hofe vereinigen konnten, wie die persischen an dem *einem* persischen, so kann Rec. diese Ansicht nicht theilen, und zwar, weil, wie er schon oben anführte, seiner Meinung nach, die rein epische Dichtung, oder genauer, die Epopöe keineswegs von der Gunst und Theilnahme der Fürsten an solchen Erzeugnissen abhängt, sondern einzig und allein von dem Vorhandenseyn einer volksthümlichen Heldensage. Eine solche konnten aber die Araber zufolge der ganzen Einrichtung ihres Lebens nicht wohl haben, weil weder wandernde Hirten, wenn sie sich auch zuweilen in Räuber umgestalten, noch auch emsig geschäftige Städtebewohner, sobald sie ihre Stadt nicht zum ero-

eberu-

obernden Staat erheben, Thaten vollbringen und Helden erzeugen, welche die Grundlage einer volksthümlichen Heldensage bilden können. Dafs übrigens das kräftige arabische Volk alle subjectiven Erfordernisse einer Epopöe in sich enthielt, beweiset schon die epische Richtung ihrer lyrischen Gedichte. Wäre Muhamed vier bis fünf Jahrhunderte früher erschienen, oder hätte er nur nicht seine Anhänger so ausschliefslich und allein auf den *Korân* angewiesen, alle andere Poesie aber als unheilig verboten, so würde sicher er selbst der Mittelpunkt der arabischen Heldensage geworden seyn, und gewifs mehr als eine arabische Epopöe füllen. — Doch genug hierüber.

Zuerst charakterisirt der Vf. die *arabischen Volkslieder*; mit Recht betrachtet er auch als solche die in der berühmten Sammlung *el-Moallakat*; d. h. die Aufgehangenen, weil sie am Eingang des Tempels zu Mekkah aufgehangen waren, enthaltenen sieben Gedichte aus der jüngsten Zeit vor Muhamed. Sie hatten sämmtlich auf der jährlichen Messe zu Okkadh, einer Stadt in der Landschaft Thehama, den Preis erhalten. Ihre Verfasser heifsen: *Amru*, *Kelthums* Sohn, aus dem Stamme *Tagleb*; *Hareth*, aus dem Stamme *Bekr*; *Tarafah*, *Antara*, *Lebid*, *Amral-Kais* und *Zohair*. — Die zweite Sammlung altarabischer Volkslieder entstand durch die Sorgfalt *Abu Teman's*. Sie besteht aus zehen Büchern, von deren erstem — *el Hamâsa* — die ganze Sammlung den Namen erhielt. Dann folgen die romantischen Erzählungen, welche *Asmai*, ein berühmter Grammatiker und Theolog am Hofe *Harun al Raschid's*, aus dem Munde des Volkes sammelte. Als den gröfsten selbstständigen arabischen Dichter aber bezeichnet der Vf. den *Motenebbi Ahmed*, Sohn *Husseins*, 915 zu Kufa geboren. Sein Divan besteht aus 289 *Kassiden* (Lobgedichte). Interessant ist, was der Vf. über die berühmten Mährchen *der tausend und einer Nacht* mittheilt. Dafs die Mährchen der tausend Nächte (diefs ist der ältere Name) aus dem Persischen übersetzt seyen, war zwar schon bekannt, nicht aber, dafs die Perser aus indischer Quelle geschöpft hatten. Von wem aber rührt die jetzige Form dieser Mährchen, nämlich die durch Mährchen ausgefüllten schlaflosen Nächte eines ostpersischen Königs, her? War schon der persische Dichter *Rasti*, unter dem *Gasnewiden Mahmud*, der sie zuerst bearbeitet haben soll, oder war nur der persische Erneuerer, *Esraki*, der Urheber derselben? Dieser Fragen hätte sich der Vf. nicht überheben sollen. Die arabischen Mährchen der tausend und einer Nacht sollen übrigens von den persischen Mährchen der tausend Nächte nicht nur dadurch verschieden seyn, dafs die eine Nacht hinzugekommen, und nicht die *Schehrsade*, sondern deren Amme *Dinaisade* die Erzählerin ist, sondern auch dadurch, dafs, wie Hr. *R.* sich ausdrückt, in den altpersischen Rahmen viel bunter arabischer Einschlag eingewebt worden. Das Reisebuch *Sindbads*, das Buch der *Wesire*, gleichen Ursprungs und gleichen Alters, sind heut der Tausend und einer Nacht einverleibt; dennoch aber ist der Wucher der einen Nacht, d. h. echt arabische Mährchen, der bei weitem gröfsere Theil der uns bekannten Sammlung. Dahin gehören alle Erzählungen, worin *Harun* die Hauptrolle spielt, welche ihrer Beschaffenheit nach erst einige Jahrhunderte nach dem Tode *Harun's* können eingereiht worden seyn, weil von dessen Regierung als von einer längst verflossenen die Rede ist. Eben so verhält es sich mit den Mährchen von dem ägyptischen Kaliphen *Bundukdari*, dessen Regierung in die andere Hälfte des 13ten Jahrhunderts fällt. Als das Vaterland dieser vermehrten und überarbeiteten Sammlung nimmt der Vf. mit Recht Aegypten an, denn das Leben in ihr ist das ägyptische unter der üppigen und glänzenden Herrschaft der Mamluken. — Von dieser Mährchensammlung wendet sich der Vf. zu den Verwandlungen des *Ebn Seid von Serûg*, oder den *Makâmen* des *Hariri* und seines Vorgängers *Hamadâni*, womit er seine Betrachtungen der arabischen Poesie beschliefst. — Das Kapitel des Vfs über die *Türkische Poesie* theilen wir ganz mit. „Die türkische Poesie, sagt er, hat wenig Eigenthümliches; sie ist im Ganzen genommen ein Nachhall der persischen und arabischen. Nur *Baki*, der 1600 starb, hat sich als individueller Lyriker grofsen Ruhm erworben."

(*Der Beschlufs folgt.*)

AUSLÄNDISCHE LITERATUR.

Frankfurt a. M., b. Sauerländer: *Fünf Englische Bühnenstücke* aus dem neuen Britischen Theater mit Teutschen erklärenden und Englischen kritischen Noten bearbeitet von *G. Pierre*. 1831. 411 S. 12. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Wer sich mit der englischen Conversations-Sprache bekannt machen und zur Lectüre der britischen Klassiker vorbereiten will, wird diese Sammlung mit Nutzen gebrauchen. Die Auswahl ist sehr lobenswerth. Das erste Stück, „*Manoeuvring*", ein Lustspiel in fünf Aufzügen, ist leicht und lebendig gehalten, der Dialog trefflich, die Sprache rein und der Gang des Ganzen anziehend und fesselnd. „*The Sailor 's Return*", Farce in zwei Acten, voll köstlicher Laune. Die drei folgenden Stücke: „*The Witness*", Trauerspiel in drei Acten, „*Sulieman*", Trauerspiel in fünf Aufzügen, und „*Thermopylae*", ein tragisches Drama in drei Acten, dienen als Muster des höhern Stils und bereiten den jungen Leser zur Lectüre *Shakspeare's* vor. Für die in der Sprache noch nicht gehörig bewanderten Leser ist unter jedem einigermafsen fremden Worte die deutsche Erklärung beigegeben, eine Einrichtung, welche das mühsame und zeitraubende Nachschlagen erspart. Hr. *P.* hat auf diese Erklärungen mehr Mühe gewendet, als sich dies beim ersten Blick herausstellt, und verdient den Dank aller angehenden Freunde des Englischen. Der Druck ist sehr sorgfältig, das Papier gut.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1833.

LITERATURGESCHICHTE.

Halle, b. Anton: *Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie* von Dr. *Karl Rosenkranz* u. s. w.

(*Beschluss von Nr. 34.*)

In Bezug auf die nun folgende *klassische Poesie* genügt es, dasjenige anzuführen, was Hr. *R.* in einer Anmerkung S. 155 darüber sagt. „Die Geschichte der klassischen Poesie, beginnt er, ist der Gegenstand so unzähliger, so gelehrter und fruchtbarer Untersuchungen gewesen, dafs die Beschäftigung mit dieser kritischen Literatur allein mehrere Menschenleben zu füllen im Stande ist. Es ist für unseren Zweck, den *allgemeinen Gang der Geschichte der Poesie darzustellen*, unmöglich, in das *Einzelne* uns einzulassen. Nur solche Schriften werden wir erwähnen, welche, vom *Standpunkt der Kunst* aus, Entwickelungen sowohl einzelner Dichter als ganzer Perioden der Dichtkunst darbieten." Damit verknüpft Rec. dasjenige, was die Anmerkung zu S. 158 in Hinsicht auf die griechische Poesie enthält. „Da wir auf nichts Anderes Anspruch machen, als nur die Resultate von den Forschungen der Beiden *Schlegel*, die an Umfang wie an innerem Gehalt bis jetzt unübertroffen und vom Standpunkt der ästhetischen Kritik am consequentesten sind, als ein Ganzes darzustellen, so wollen wir hier eine Uebersicht der betreffenden Bücher einfügen" u. s. w. Nun folgt das Verzeichnifs der Schriften der beiden *Schlegel* und einiger Andern (z. B. *Mohnike's* Geschichte der Literatur der Griechen und Römer; *Jacob's* Geschichte der griechischen Poesie in den Charakteren der vornehmsten Dichter aller Nationen; *Hegel's* Phänomenologie u. s. w.), deren der Vf. zu seiner Darstellung sich bediente. Seiner Geschichte der römischen Poesie liegt „vor allen" zu Grunde *Bernhardy's* Grundrifs der römischen Poesie, welchem Werke er „im Durchschnitt" zu folgen bemüht gewesen ist, „doch, sagt er in der Schlufsanmerkung, habe ich die Geschichte der römischen Poesie nicht nach der Norm einzelner Jahre, sondern nach ihren inneren Unterschieden behandelt, und weiche darin auch von *Bernhardy* in so fern ab, als ich das Augusteische Zeitalter nicht zur ersten Periode rechnen kann. Sollte ich ganz abstract die Theilung angeben, so würde sie als das erste unmittelbare Moment die römische von griechischer Cultur noch ganz unabhängige Volkspoesie enthalten, so weit wir uns ein Bild davon entwerfen können; dann würde erst der Abschnitt folgen, den *Bernhardy* den archaistischen nennt, wo der Typus der griechischen Poesie eindringt, und hierauf der Ciceronianische, wo die lateinische Bildung mit der griechischen sich so durchdringt, dafs im Umsturz der alten Republik diese Einheit als fertig gewordene dasteht, wie alle Dichter der Augusteischen Zeit beweisen, denen doch *Lucanus*, *Juvenalis*, *Martialis* u. A. sich so unmittelbar anschliefsen, dafs sie als der zweite Kreis nach jenem ersten der monarchischen Periode, den *Virgilius*, *Horatius* u. s. w. bilden, betrachtet werden müssen. Die dritte Periode der römischen Poesie läfst sich nicht so klar herausheben, wie die Entstehung der zweiten aus der ersten, weil das Versinken in Geschmacklosigkeit und Barbarei ein allmäliges war. Doch zeigt sich nach der Regierung der Antonine sogleich eine auffallende innere Armuth und äufsere Roheit, die nur von vereinzelten (d. h. einzelnen) Erscheinungen der Provinzen sparsam unterbrochen wird."

Da die Schriften, welche der Darstellung der griechischen und römischen Poesie des Vfs zu Grunde liegen, allgemein bekannt sind; da wir ferner durch die hier mitgetheilten Anmerkungen gezeigt haben, wo und in wiefern der Vf. von seinen Vorgängern abweicht, so wird der Leser sicher dadurch in den Stand gesetzt worden seyn, die Arbeit des Vfs. richtig zu würdigen. Wir können uns daher jedes besondern Urtheils darüber überheben, und fügen nur noch hinzu, dafs die Darstellung des Vfs hier klar und deutlich erscheint, und dafs also keine oder doch nur unbedeutende Spuren der dunkelen Ausdrucksart derjenigen philosophischen Schule darin wahrzunehmen sind, welcher der Vf. angehört. — Papier und Druck sind ausgezeichnet.

Aschaffenburg, b. Th. Pergay: *Kritisches Verzeichnifs höchst seltener Incunabeln und alter Drucke*, welche in der ehemals kurf. Mainzischen, jetzt k. Baier. Hofbibliothek zu Aschaffenburg aufbewahrt werden. Von *Jos. Merkel*, k. Hofbibl. u. Prof. u. s. w. Nebst Bemerkungen aus einem von *Wilh. Heinse* hinterlassenen Manuscripte. 1832. 8. (4 gGr.)

Der Vf. überrascht uns hier sehr angenehm mit der kurzen Geschichte des Entstehens und Aufblühens der k. Hofbibliothek zu Aschaffenburg aus der Hinterlassenschaft des letzten Kurfürsten von Mainz, *Fr. K. J. v. Erthal*. Da Niemand auf die Erbschaft desselben Anspruch machen konnte, so wurde dessen hinterlassenes Privat-Vermögen durch den Nachfolger,

ger; *Karl von Dalberg*, um so leichter zum Theil für den neuen Bibliothek-Fonds verwendet, als der Bruder des Kurfürsten, *Fr. K.* Oberst-Hofmeister *v. Erthal*, auch seine Büchersammlung von 3600 Bänden mit 18,000 Blättern von Kupferstichen hinzufügte. Der Fürst-Primas *von Dalberg* bereicherte diese Sammlung von 1802—1813 durch bedeutende, meistens von den Verfassern ihm gesendete Werke. Seitdem das Fürstenthum Aschaffenburg mit dem Untermainkreise Baierns vereinigt ist, steht unter dessen Regierung diese Hofbibliothek mit ihrem Verweser, und geniefst eine jährliche Unterstützung von wenigstens 900 Fl. Ob deren Verwendung im constitutionellen Geiste nur nach der jährlichen Abstimmung des gebildeten Publicums, und besonders des Personales der Lehrer, vom zeitigen Bibliothekare verwendet werden dürfe, oder ob die Vorliebe desselben für seine Wissenschaft das herrschende Princip zum Ankaufe bilde, ist zwar aus vorliegender Schrift nicht zu entnehmen; doch hoffen wir das erstere, ehe wir das letztere nach einem allgemeinen Gerüchte glauben können. Denn der Vf. erwähnt nicht nur seiner Vorgänger in der Verwaltung, *Günther*, *Heinse*, *Vogt*, *Engel*, *Windischmann*, sehr ehrenvoll für die weitere Bildung der Bibliothek, sondern bezieht auch deren bibliothekarische Thätigkeit zur Anregung seines eigenen Strebens. Die gröfste Ehrfurcht und Dankbarkeit führt er für *Wilh. Heinse*, seinem vom K. *Ludwig I.* mit einem Grabmale beehrten genialen Vorgänger, aus, weswegen er auch dessen hinterlassene Handschriften für die nähere Charakteristik der ihm anvertrauten Druckdenkmäler gewissenhaft in allen Fällen benutzt, in welchen *Ebert's* bibliographisches Lexicon und *Schaab's* Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst nicht zureichend scheinen.

Der Vf. zählt die Incunabeln nach der Zeitrechnung ohne neue Belehrung auf. Unter ihnen befinden sich nicht nur mehrere Mainzer Drucke, sondern auch kostbarere, als man in irgend einer Bibliothek antreffen möchte. Er beginnt mit der ersten lateinischen Bibel vom J. 1452—1456, von welcher zu Paris, und bei Lord *Spencer* in London, die schönsten Exemplare sich finden. Vorzüglichen Dank schuldet ihm das Publicum für die Mittheilung der ausführlichen Erklärung *W. Heinse's* (welche eigentlich den Hauptinhalt der ganzen Schrift ausmacht, während der Herausg. nur von einer interessanten Zugabe spricht) über *Historia s. providentia B. V. Mariae ex Cantico Canticorum*, deren *Ebert* in seinem Lexicon S. 9813 erwähnt.

Mit Vergnügen sehen wir einer kurzen Beschreibung der merkwürdigsten Manuscripte und Miniaturen, wie der seltensten Holzschnitte und Kupferstiche dieser Sammlung um so mehr entgegen, je schönere Vorarbeiten *Heinse* und einige Vorgänger hinterlassen haben, wie aus dieser Schrift zu schliefsen ist. Denn auf den Ruf der selbstständigen Arbeiten schien der Herausg. schon bei seiner ersten Nothgeburt: „über die Abwege der Philologie" u. s. w., Verzicht zu leisten, wie er hier auch gethan hat.

NATURGESCHICHTE.

1) Stuttgart, b. Cotta: *J. W. v. Göthe Versuch über die Metamorphose der Pflanzen.* Uebersetzt von *Friedrich Soret*, nebst geschichtlichen Nachträgen.

Auch unter dem französischen Titel:

J. W. de Goethe Essai sur la métamorphose des plantes. Traduit par *Fréd. Soret* et suivi de notes historiques. 1831. 240 S. 8. (1 Rthlr. 4 gGr.)

2) Göttingen, b. Dietrich: *Symbolarum phytologicarum, quibus res herbaria illustratur, fasciculus I.* Scripsit *Ludolphus Christianus Treviranus*, Med. et Ph. Dr. Cum tab. aen. II. 1831. IV u. 92 S. 4. (1 Rthlr.)

Nr. 1. Obgleich kurze Zeit vorher eine französische Uebersetzung der bekannten *Göthe*'schen *Metamorphosenlehre* nach der Originalausgabe (*Gotha* 1790) von *Friedrich de Gingins-Lassarez* (Genf 1829) erschienen war, so darf doch vorliegende typographisch schön ausgestattete keineswegs als überflüssig betrachtet, ja sie kann als eine ausgezeichnete Gabe nur mit Dank empfangen werden. Denn theils wurde sie von einem der Sache kundigen Manne unter den Augen des gefeierten Dichters gefertigt, theils mit neuen Zugaben versehen, so wie auch die auf der anderen Seite des deutschen Originals beigedruckte französische Uebersetzung manchen Vortheil gewährt. Da der wesentliche Inhalt jener Lehre schon zu häufig öffentlich besprochen worden ist, scheint es rathsam, blos auf die Zusätze dieser Uebersetzung noch aufmerksam zu machen. Sie sind in kurzen Sätzen (als Aphorismen) unter 3 Kapitel mit folgenden Ueberschriften gebracht worden: I. *der Verfasser theilt die Geschichte seiner botanischen Studien mit*; II. *Wirkung dieser Schrift und weitere Entfaltung der darin vorgetragenen Idee* 1830; III. *über die Spiral-Tendenz.* Wiewohl dieser Anhang theilweise aus des Vfs Schrift: zur Naturwissenschaft I, 1, unseren gebildeten Lesern bekannt seyn dürfte, so wird doch das Ganze durch viele hier zuerst mitgetheilte Bemerkungen zu einer interessanten Lectüre. Nur *ist* der Vf. selbst zu sehr Partei, als dafs er völlig vorurtheilslos über die geschichtliche Entwickelung, so wie gehörige Würdigung seiner Lehre und namentlich über die Aufnahme derselben in das Gebiet der strengern Wissenschaftlichkeit urtheilen könnte. Als *Göthe* zuerst mit seiner Theorie, nachdem ihm bereits *Linné* und *Wolff* vorausgegangen, auftrat, hatte er unstreitig das grofse Verdienst, die nur das Einzelne ins Auge fassenden, analysirenden Botaniker auf die so erfolgreiche Idee der allmäligen Entwickelung der einzelnen Pflanzenorgane mächtig hinzuwirken, und so Einheit in das Stückwerk des botanischen Studiums gebracht zu haben. Manches unserer Wissenschaft fern stehende poetische Gemüth wurde dadurch zu derselben mächtig hingezogen. Indefs konnte nicht den späteren tieferen Forschern entgehen, dafs diefs nur die leitende Idee sey, keineswegs aber hiedurch gründ-

gründlichere Darstellung und Erklärung des Pflanzenlebens und seiner Formen gewonnen werden könne. Wenn *Göthe* mehr die Umwandlungen des Aeufsern, der Formen, den Wechsel der Erscheinungen und ihren Zusammenhang aufzusuchen sich angelegen seyn liefs, bemühten sich andere den Grund dieser Erscheinungen nachzuweisen und überhaupt auf die ersten Elemente zurückzugehen. Sie erkannten, dafs auf diesem Gebiete nicht allein chemische Affinität, sondern auch eine höhere Lebenskraft walte, welche gleichsam mit freierer Willkür sich selber Formen bilde. Ueberdiefs konnte nicht übersehen werden, dafs auch aufser der *vor-* und *rückwärtsschreitenden Metamorphose* Göthe's noch andere Kräfte und Erscheinungen im Spiel waren, welche durch jene Ansicht nicht erläutert werden konnten und eine ganz andere Erklärungsweise erforderten. Ueberhaupt mufste man sich ja bei gründlicherer Untersuchung dieses Gegenstandes endlich zu der Ueberzeugung erheben, dafs eine Metamorphose alle Organismen beherrsche und hier und da blos mit mehrer oder minderer Deutlichkeit auftrete, aber stets das äufsere Zeichen einer inneren Umwandlung sey. Wollte man nun nicht den Grund mit der Folge, mit den äufseren Erscheinungen verwechseln, so mufsten ganz andere Principien gesucht werden, als die *Göthe*'sche Metamorphosenlehre bot. Diese Andeutungen mögen genügen, um manche mifsfällige Aeufserung gehörig zu würdigen, welche dem Koryphäen der Dichter entfuhr, sobald er Urtheile über Leistungen ausgezeichneter Männer der Wissenschaft fällte, welche sich nicht in dem engen Kreise bewegten, den er selbst vorgezeichnet hatte.

Nr. 2. Wurde in der *Göthe*'schen Schrift mehr die äufsere Entwickelung der Pflanzenformen im Allgemeinen betrachtet, so enthält die zweite uns vorliegende Schrift von *Treviranus* vorzüglich ins Einzelne gehende höchst gründliche und werthvolle Untersuchungen, wie man sie nicht anders von einem solchen Forscher zu sehen gewohnt ist. Da eben deshalb das Buch von keinem wissenschaftlichen ernststrebenden Botaniker entbehrt werden kann, so überhebt uns diefs der Mühe, ausführlicher in Darlegung des Einzelnen zu seyn, indem blos ein Ueberblick des Inhalts den Interessenten andeuten soll, welche wichtige Beobachtungen sie hier niedergelegt finden. Es zerfällt das Ganze in 3 Abtheilungen (Abhandlungen), wovon die erste *Beobachtungen rücksichtlich der Structur, sowie der Gattungen und Arten der Doldenpflanzen (umbelliferae)*; die zweite *über die Entwickelung des Embryo nach der Befruchtung in einigen Pflanzen*, und die dritte endlich eine *Probe karpologischer Beobachtungen* mittheilt. Mit welcher Genauigkeit ist nicht allein das Allgemeinere der Doldenpflanzen behandelt, ferner die Frucht, der Samen, die Eintheilungen, sondern auch die zeither in der Wissenschaft angenommenen Definitionen der Gattungen *Astrotricha*, *Bowlesia*, *Asteriscium*, *Pozoa*, *Sanicula*, *Dondia*, *Eryngium*, *Cicuta*, *Trinia*, *Sison*, *Ammi*, *Bunium*, *Pimpinella*, *Sium*, *Buplcurum*, *Oenanthe*, *Seseli*, *Athamanta*, *Cnidium*, *Meum*, *Angelica*, *Selinum*, *Peucedanum*, *Ferula*, *Heracleum*, *Tordylium*, *Thapsia*, *Laserpitium*, *Daucus*, *Scandix*, *Chaerophyllum*, *Echinophora*, *Cachrys*, *Hermas* und *Smyrnium*. Ueberall wird eine reiche Fülle der feinsten und schärfsten Beobachtungen, die genaueste Kritik bei Ausscheidung fremdartiger Elemente oder Zusammenziehung des zeither irriger Weise getrennten Stoffes getroffen, so dafs diese Abhandlung als ein wahres *Catharticon* der so schwierigen Familie der Umbellaten zu betrachten ist, ohne nur durch dieses unser Urtheil den Verdiensten eines *Hoffmann*, *Sprengel*, *Koch* und *De Candolle* um dieselbe Etwas entziehen zu wollen. Wir freuten uns namentlich, häufig auf die ursprüngliche Stammart hingewiesen zu sehen, woraus eine Menge von Abänderungen hervorgegangen waren, denen so manche die Ehre wirklicher Arten erzeigten. In der zweiten Abhandlung trifft man theils Berichtigung der bereits vom Vf. in seinen Werken: *Von der Entwickelung des Embryo und seiner Umhüllung im Pflanzen-Ei*. Berl. 1825., und: *De ovo vegetabili eiusque mutationibus observationes recentiores*. Wratisl. 1828., aufgestellten Lehren von der Entwickelung des Pflanzeneies nach der Befruchtung, theils aber auch ganz neue Bereicherungen. Gleich in dem ersten hierher gehörigen Paragraphen werden die neuesten Ansichten *Mirbel's* über diesen Gegenstand einer kritischen Revision unterworfen, und sie keineswegs als hinlänglich ausreichend erwiesen. In dem Folgenden wird eine weitere Auseinandersetzung und Erläuterung der bereits in der letzten lateinischen (akademischen) Schrift unsres Vfs erwähnten und diesen Gegenstand betreffenden Lehre durch genauere Darlegung der hierher gehörigen Verhältnisse gegeben. Als Beispiele dienten die Scitamineen (besonders *Hedychium*), *Nymphaea*, *Trapa*, *Anchusa* und *Ricinus*. Mit ihnen steht die dritte Abtheilung oder Abhandlung in näherm Verhältnisse, indem namentlich Früchte von Arten der Gattungen *Eriophorum*, *Vallisneria*, *Zannichellia*, *Stratiotes*, *Tacca*, *Aristolochia*, *Myriophyllum*, *Proserpinaca*, *Calligonum*, *Hottonia*, *Lysimachia*, *Cyclamen*, *Cuscuta*, *Loranthus*, *Francoa*, *Buxus*, *Drypis*, *Grewia* und *Reaumuria* vom Vf. kritisch beleuchtet und danach ihre Gattungscharaktere bestimmt werden. Die auf den beigefügten 3 Tafeln enthaltenen Abbildungen stellen Durchschnitte verschiedener Samen, sowie von Keimlingen (Embryonen) in verschiedenen Entwickelungsstadien dar, und sind eine dankenswerthe wesentliche Zugabe des ausgezeichneten Buches, was auch in typographischer Hinsicht Lob verdient. Möge es dem gelehrten Vf. gefallen, recht bald noch mehrere solcher gediegenen *Fasciculi* folgen zu lassen!

MEDICIN.

Osnabrück, b. Rackhorst: *Alexis Bompard's*, Doct. d. Medicin u. s. w., *Betrachtungen über einige Krankheiten des Gehirns und seiner Anhänge, über ihre Behandlung und besonders über die Gefahren der Anwendung des Eises*. Nach der zweiten im December 1828 in Paris erschienenen Ausgabe

gabe aus dem Französischen übersetzt mit Zusätzen von Dr. *Hermann Vezin*. 1830. VIII u. 110 S. 8. (12 gGr.)

Rec. glaubt, dafs dieses Buch ohne Nachtheil für die Arzneikunde nicht blos unübersetzt, sondern überhaupt ungedruckt hätte bleiben können, und es scheint die ganze Absicht des Vfs auf eine Declamation gegen die Anwendung des Eises bei Hirnkrankheiten, und die des Uebersetzers auf eine Widerlegung dieser Declamation hinausgegangen zu seyn. Es wird zuerst eine Darstellung der pathologischen Verhältnisse der Arachnitis, des *hydrocephalus acutus*, der *encephalitis* und der Apoplexie gegeben; aber wir finden hier nur Bekanntes, in allen Büchern Wiederholtes, oft von dem Bekannten nur das Bekannteste. Die Arachnitis wird hinsichtlich ihres Vorkommens, wie von andern Franzosen, so auch vom Vf. überschätzt; sie ist zwar nicht selten, aber meistens ist sie ein secundärer, zu andern Kopfaffectionen hinzutretender Zufall, selten tritt sie als selbstständige Krankheit auf, und die ihr zugeschriebenen Symptome fehlen oft, oft sind sie durch andre verdeckt. Die Ergebnisse der Leichenöffnungen sind mangelhaft angegeben, und hier, wie hinsichtlich der andern beschriebenen Krankheiten, scheint es dem Vf. an eigenen genauen Beobachtungen und Untersuchungen, ja überhaupt an eigenen Beobachtungen zu fehlen. Was über *hydrocephalus acutus* gesagt ist, würde uns von einem Schüler nicht genügen; es soll vom *hydrocephalus* der 1 bis 7jährigen Kinder die Rede seyn, und zur Bestätigung wird eine Beobachtung *Pinel's* von einer 70jährigen Frau angeführt, die überdies sicher nicht am acuten Hydrocephalus litt! — Dann wird die Behandlung für jene Krankheiten gemeinschaftlich angegeben, aber auch hier wieder nur das Triviale. Das Urtheil über die verschiedenen Arten von Blutentziehung ist aufserordentlich flach; Schröpfköpfe und Vesicatore sollen nicht angewandt werden, weil sie Schmerz machen und dies das Gehirn aufregt! ausleerende Mittel nicht wegen der häufig als Complication vorhandenen Gastro-Enteritis (der Vf. ist gemäfsigter Broussaisianer!). Endlich folgt die Verwerfung der Anwendung des Eises aus Gründen, bei denen wir es dem Uebersetzer Dank wissen, dafs er die Widerlegung derselben übernommen hat, die jedoch auch diesem zum Theil zu leer gewesen zu seyn scheinen, um etwas dagegen zu sagen. *Bls.*

SPRACHKUNDE.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Handwörterbuch der deutschen Sprache mit Hinsicht auf Rechtschreibung, Abstammung und Bildung, Biegung und Fügung der Wörter, so wie auf deren Sinnverwandtschaft.* Nach den Grundsätzen seiner Sprachlehre angelegt von Dr. *Joh. Christ. Aug. Heyse*, weil. Schuldirector in Magdeburg; ausgeführt von Dr. *K. W. L. Heyse*, aufserord. Prof. an d. Universität Berlin. *Ersten* Theils *erste* Lieferung. *A* bis *einmal*. 1831. II u. bis S. 320. *Ersten* Theils *zweite* Lief. *einmännerig* bis *hacken*. 1832. II u. bis S. 640. 8. (Subscr. Pr. für 2 Bde 2 Rthlr.)

Die Spracharbeiten des verstorbenen Schuldirectors *Heyse* haben zum praktischen Gebrauch mit Recht vielen Beifall erhalten, wenn man ihnen auch Originalität und wissenschaftliche Tiefe nicht zusprechen konnte; und für den praktischen Gebrauch war es auch ein guter Gedanke, ein Handwörterbuch, nach seiner Sprachlehre angelegt und folglich auch mit seinen sprachlehrlichen Benennungen, die wenigstens dem grofsen Kreise, welcher mit seiner Sprachlehre bekannt ist — denn sie hat in vielen Schulen Eingang gefunden, — verständlich sind, anzufertigen. Doch wollen wir keineswegs den Gebrauch dieses hier erst in *zwei* Lieferungen vorliegenden Werkes auf diesen Kreis allein beschränken. Die Ankündigung versprach: „ein zum Handgebrauche zweckmäfsig und bequem eingerichtetes, durch deutlichen, nicht zu kleinen Druck auf gutem Papiere sich auszeichnendes, seinem Inhalte nach Vollständigkeit und Genauigkeit mit Kürze vereinigendes und daher bei verhältnifsmäfsig geringem Umfange reichhaltiges Wörterbuch der deutschen Sprache. Dasselbe sollte den *echt-deutschen* Wörterschatz (mit Ausschliefsung der nicht völlig eingebürgerten Fremdlinge) in alphabetischer Folge möglichst vollständig darlegen und alle Bedeutungen und Gebrauchsweisen jedes Wortes in genetischer Anordnung mit lichtvoller Kürze und Bestimmtheit des Ausdruckes erläutern, dieselben auch, wo es nöthig schien, durch Beispiele und durch Hinweisung auf *sinnverwandte Wörter* verdeutlichen. Allein nicht blofs ein erklärendes Wörterverzeichnifs sollte dieses Werk seyn, sondern zugleich ein zuverlässiger Rathgeber zur richtigen grammatischen Behandlung und syntaktischen Anwendung der verzeichneten Wörter hinsichtlich ihrer *Rechtschreibung*, *Wortbiegung* und *Fügung*, mit beständiger Rücksicht auf etwanige der Volkssprache oder einzelnen Mundarten eigene Fehler und Mifsbräuche im Sprechen und Schreiben. — Nächst dieser vorwaltenden praktischen Bestimmung des Werkes sollte doch auch das rein wissenschaftliche Interesse theilweise befriedigt werden durch Berücksichtigung der *Wort-Abstammung* und *Bildung*, wobei zwar selten die Grenzen des deutschen Sprachgebietes überschritten, innerhalb derselben aber die Entstehung und Bildung der Wörter angedeutet, und auch die abweichenden altdeutschen Wortformen, wo es zweckmäfsig schien, den heutigen beigefügt werden sollten." — Den bisher erschienenen beiden Lieferungen müssen wir das Zeugnifs geben, dafs sie in allen diesen Rücksichten dem Hauptzwecke dieses Wörterbuches genügen, und wünschen nur eine baldige gleich umsichtige Fortsetzung, besonders aber die Beendigung des *ersten* Theils, wegen des dabei verheifsenen Erklärungs-Verzeichnisses der gebrauchten Abkürzungen, welches wohl zweckmäfsig hätte vorausgehen sollen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1833.

NATURGESCHICHTE.

1) Breslau, b. Korn: *Tergestina*, oder Beobachtungen und Untersuchungen über einige bei Triest im Meere lebende Arten der Gattungen *Octopus*, *Doris*, *Pinna*, *Ascidia*, *Serpula*, *Echinus*, *Asterias*, *Ophiura*, *Holothuria*, *Actinia*, *Caryophyllia*, *Actinotus*, von *F. L. G. Gravenhorst*, Königl. Preufs. Geh. Hofr., Prof. der Naturgeschichte u. s. w. zu Breslau. 1831. IX u. 166 S. 8. (1 Rthlr. 6 gGr.)

2) Dresden u. Leipzig, b. Arnold: *XIX Tabulae anatomiam Entozoorum illustrantes*, congestae, nec non explicatione praeditae ab *Eduardo Schmalz*, Doct. philos. Med. et Chir., Medico practico Dresdensi etc. 1831. VI u. 60 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gGr.)

3) Nürnberg, b. Zeh: *Die wanzenartigen Insekten.* Getreu nach der Natur abgebildet und beschrieben von Dr. *Karl Wilhelm Hahn*. — *Erster Band.* Mit 36 fein ausgemalten Tafeln. *Erstes Heft.* Mit 6 fein ausgemalten Tafeln. 1831. VI u. 36 S. 8. (1 Rthlr. 4 gGr.)

Nr. 1 liefert die Resultate eines fünfwöchentlichen Aufenthaltes des würdigen Vfs zu Triest, was er im J. 1830 Behufs wissenschaftlicher naturhistorischer Forschungen besuchte. Es sind dankenswerthe Bereicherungen der Wissenschaft, welche auch den Laien durch die Treue und Wahrheit der Darstellung hinziehen, und ihm eine bessere und gründlichere Ansicht von den in dem dortigen Meere waltenden Leben, namentlich den auf den Titel genannten Thiergattungen gewähren, als die wortreichste blühendste Reisebeschreibung, da das Wesentlichste und wirklich Interessante erfafst und hervorgehoben worden ist. Doch vermifst man nur ungern farbige, jene Beschreibungen erläuternde Abbildungen, welche gerade bei Meerthieren um so nöthiger werden, als sich so manche feine Nuancen der Gestaltung und des Colorits, namentlich das lebhafte ergetzliche Farbenspiel, das sie im Leben schmückte, gleich nach dem Absterben schwindet, und auch alsdann die Lage und Form so mancher Theile durch den Todeskrampf verändert und umgewandelt wird. Freilich gewährt auch selbst das farbige Bild fast immer nur einen matten Wiederschein des Glanzes, der während des Lebens jene Geschöpfe überstrahlt, da die Malerei mit ihrer Kunst kaum im Stande seyn dürfte die wunderbare, fast magische Brechung des Lichts in die heitersten brennendsten Farben mit aller Wahrheit wieder zu geben. Welch ein Gegensatz der im Weingeist unserer Museen aufbewahrten Meergeschöpfe mit den noch ihres Lebens im mütterlichen Element sich erfreuenden Individuen! Welch eine Symmetrie in den Theilen dieser meist als geringfügig betrachteten Thiere. Welche Entfaltung der von dem tieferen Forscher nachgestrebten Lebenserscheinungen! Wie einfach und schön das Meiste?

Doch hören wir, was der Herausgeber an Neuem der Wissenschaft brachte. Interessant ist die Respiration von *Octopus vulgaris*, welche unser Vf. mit gröfserer Genauigkeit beschreibt als es zeither der Fall war. Eine ähnliche Contraction und Expansion von fast gleicher Geschwindigkeit wie im Menschenkörper findet dabei Statt, indem das Wasser eingesaugt (durch 2 in den Queerspalten zwischen dem Vorder- und Hintermantel befindlichen Oeffnungen) und ausgetrieben wird (durch die Auswurfsröhre). Ueberhaupt wurden vom Vf. 4 Arten dieser Gattung untersucht, doch fand er keine neue. Dagegen lieferte ihm die Gattung *Doris* eine noch unbeschriebene, welche er *D. lugubris* heifst, weil sie eine völlig sammtschwarze Färbung zeigt. Sie soll der *D. limbata Cuv.* u. *D. nigricans Otto* verwandt seyn. Zwei andere *Dorisarten* waren bereits den Annalen der Wissenschaft eingetragen, doch ist die Structur der Fühler ins Klare gebracht worden. Auch glaubt er aus dem Strudel, welchen die in ein Glas voll Seewasser geworfene *Pinna nobilis* erregt, schliefsen zu müssen, dafs sich an der Seite des Byssusrandes das solche Erscheinungen hervorbringende Organ befinde. Jedoch empfehlen wir hierbei grofse Behutsamkeit, da wir mit mehreren Beispielen belegen könnten, wie leicht hier Täuschung möglich sey. — Die bei Triest vorkommenden beiden Ascidienarten (*Ascidia microcosmus* und *A. mentula*) sind vielleicht wegen ihrer Uebergänge mit *Müller* als blofse Formverschiedenheiten einerlei Art zu betrachten. *A. Mentula* schien fast ganz bewegungslos, und selbst die Erfahrung, welche der Vf. in dieser Hinsicht machte, erleidet eine andere Erklärung, als welche er gab, indem er sie als automatisch ansieht. Denn leicht wird erkannt, dafs wenn nach ungefähr 12 Stunden die früherhin frei aus der Wasserfläche hervorragende Körperhälfte so weit herabgesenkt war, dafs die obere Mündung wieder ins Wasser kam, solches noch kein Beweis dafür ist, zumal da man keine sonstige Bewegung wahrnehmen konnte. — Drei Arten von *Serpula* wohnten im Triest-Meere. Das schnelle Zurückziehen der im Wasser ausgebrei-

breiteten schönen *Serpula vermicularis* in die Röhre, bei irgend einer, selbst der leisesten Erschütterung, erinnert lebhaft an ähnliche Erscheinungen einiger auch bei uns im Wasser lebenden Nacktwürmer (namentlich *Lumbricus* (*Nais*) *tubifex L.*). Erhebt sich das Thier wieder aus seiner Röhre, so erscheint erst der Deckel, dann entfaltet das Thier endlich seine Kiemen (Fühlfäden), der gestielte Deckel erscheint in dem Mittelpunkte des Strahlenkranzes und zuletzt hängt er seitlich über. Ob die aus der Vertiefung zwischen den Kiemen hervorgetriebnen länglichten graulichen Körnerchen, welche bei einem groſsen Exemplare von *Serpula echinata* einmal beobachtet wurden, Eierchen (oder richtiger *Thierknospen*) gewesen sind, oder nicht, bleibt unentschieden, obschon das erstere, wie auch der Vf. annimmt, nicht unwahrscheinlich ist. Zwei neue Arten: *Vermicularis scabra* und *V. lineolata*, werden nach Exemplaren aus dem Breslauer Museum beschrieben. Doch sind blos die Gehäuse erörtert, die Thiere aber unbeachtet gelassen.

Bekanntlich erhielt *Echinus saxatilis* seinen Beinamen von der Annahme, daſs sich dieser Seeigel in eigenen von ihm selbst ausgehölten Felsenlöchern befinde; allein die Untersuchungen unsers Vfs haben solcher Hypothese keinen Vorschub geleistet, da er nichts fand, was dafür spräche. In der That hat dies auch schon aus anderen Gründen so viel gegen sich, daſs es sehr zu bewundern ist, wie dieselbe noch so manche Anhänger finden konnte. Die Bewegung dieses Thieres geschah übrigens dadurch, daſs sich die Fühlerenden scheibenförmig erweiterten und sich so abwechselnd ansaugten und losmachten. — Wie sich *Asterias bispinosa Otto* im Wasser umwendet, wird gut dargestellt. *Holothuria tubulosa* zeigt die mit einer Spitze versehenen gewöhnlich angegebenen Warzen durchaus nicht, daher dieser Umstand noch einer näheren Prüfung bedarf.

Vorzüglich wichtig scheint uns das zu seyn, was über die Actinien beigebracht wird. *Actinia adspersa* und *A. mutabilis* werden als zwei neue Arten aufgestellt, die Synonymie von anderen ausführlicher abgehandelt und namentlich darauf aufmerksam gemacht, daſs eine solche Umstülpung des Magens, wie man gewöhnlich bei diesen Thieren annimmt, nicht vorkomme. Auch anatomische und physiologische Gründe sprechen nicht dafür.

Eine neue *Caryophyllia* erhält den Beinamen *brevis*, wegen ihres kurzen Stamms (Körpers) und scheint wohl begründet. Letzteres gilt nicht in dem Maaſse von der neu aufgestellten Gattung *Actinotus*, welche dergestalt characterisirt wurde: *Stirpe cylindrica fixa, apice bifurcata, orificio terminati furcarum infundibuliformi, radiatim striato*, mit der einzigen Art *A. coccineus*, dessen Gabeln scharlachroth, während der Stamm oder Strunk weiſs seyn soll. Nur ein einzigesmal wurde dieſs Thier vom Vf. getroffen; daher er sich nicht weiter über seine anderweitigen Zustände und Entwickelungsstufen belehren konnte. Deswegen bleibt es aber auch immerhin gewagt, ein Genus auf solch unvollständige Beobachtung zu bauen.

Ein vollständiges Register erhöht die Brauchbarkeit des auch hinsichtlich des Drucks und Papiers empfehlungswerthen Buches.

In dem *zweiten* hier aufgeführten Werke wird eine schätzbare Sammlung von Tafeln geboten, welche die schwierige Anatomie der Eingeweidewürmer erläutern sollen. Sie haben aber nicht allein schon deshalb Werth, weil das in so manchen zum Theil theuren Werken hierher Gehörige vereint wurde, sondern auch in sofern sie wirklich einige das erstemal hier erscheinende Originalabbildungen enthalten. Obgleich nun dabei der Herausgeber einen lateinischen Commentar beifügte, so scheint uns dieser doch keineswegs völlig zu genügen. Der Vorrede gemäſs sollen diese Abbildungen besonders Anfängern in der Physiologie und Naturgeschichte bestimmt seyn. Wenn solches der Fall ist, so werden diese oft nothdürftigen Erklärungen der einzelnen Figuren sie schon deshalb nicht befriedigen, weil sie oft nur den Namen dieses und jenes Organs erfahren, ohne sich auf diese Weise von der genetischen Entwickelung, der Function, den Auftreten in den verschiedenen Stufen der Eingeweidewürmer u. s. w. die vollständigeren Kenntnisse erwerben zu können. Wollen sie letzteres, so werden sie sich genöthigt sehen, immer wieder zur Originalquelle zurückzukehren, und daselbst das Weitere über die fraglichen Gegenstände nachzulesen. Nehmen wir jedoch an, daſs der Herausg. sie auch für gereifte Männer vom Fach bestimmte, so wird die Sammlung, wie sie jetzt vorliegt, ihnen doch nicht die Originalschriftstellen, aus denen sie zusammengetragen, entbehrlich machen. Ohne daher ihre Nützlichkeit leugnen zu wollen, da wir sie ja gleich anfänglich als eine *schätzenswerthe* bezeichneten, sind wir doch der Meinung, daſs ihre Brauchbarkeit und ihr Hauptzweck (als Beförderungsmittel des Studiums der vergleichenden Anatomie für Anfänger) vorzüglich dadurch gewinnen würde, wenn sich der Herausg. der Mühe unterzöge, eine eigene Schrift auszuarbeiten, worin alle die auf solchem Gebiete zeither gemachten Erfahrungen logisch zusammengestellt, verarbeitet und mit gehöriger Kritik beleuchtet würden. Hierzu würden denn vorliegende Tafeln als ein treffliches Erläuterungsmittel dienen.

Was nun aber hier gegeben wird, besteht im Folgenden. Die Tafeln sind nach der Anordnung der *Rudolphi'schen* Werke über Eingeweidewürmer abgetheilt. Taf. I. (*Cystica*) enthält *Echinococcus hominis, E. veterinor. Coenurus cerebralis* und *Cysticercus pileatus*. — Taf. II. (*Cystica*) *Cysticercus cellulosae, C. fasciolaris, C. tenuicollis, C. longicollis* und *Anthocephalus macrourus*. — Taf. III. (*Cestoidea*) *Taenia villosa* aus den Eingeweiden von *Otis tarda, T. Himantopodis Melanopteri, Taenia Lari ridibundi*, alle drei nach Originalabbildungen welche Hr. Prof. *Nitzsch* dem Herausg. mittheilte; und

und zwei Glieder von *Taenia sinuosa* nach *Zeder* (Erster *Nachtr. zu Göze Eingew.* Nr. 18.) — Taf. IV. (*Cestoidea*) enthält einzelne Theile von *Taenia cucumerina*, *T. tripunctata*, *T. elliptica*, *Bothriocephalus planiceps*, *B. Echeneis*, *B. flos*, *B. fragilis*, *B. pilula*, *B. tricuspis*, *B. verticillatus*, *B. punctatus*, *Ligula sparsa*, *Taenia crassula*, *T. sphenocephala*, *T. longiceps*, *T. porosa*, *polymorpha*, *T. crateriformis*, *variabilis*. — Taf. V. (*Cestoidea*) *Bothriocephalus latus* und *Taenia Solium*. — Taf. VI. *Monostoma Faba Brems*. Aus *Parus major* und *Sylvia sibillatrix*, dieser Wurm befand sich in Beulen an dem Bauche, den Schienbeinen, Fersen u. s. w. dieser Vögel. Fig. 1 — 6 verdankt der Herausg. den berühmten *S. T. v. Sömmerring*, Fig. 7 — 9 dem Mittheilungen des Hn. Prof. *Fischer* in Wien. *Monostoma tenuicolle*. — Taf. VII. (*Trematoda*): *Distoma hepaticum* besonders ausführlich behandelt; *D. lanceolatum*. — Taf. VIII. (*Trematoda*): *Distoma Lucii*, *Amphistoma subtriquetrum*, *Holostomum serpens Nitzsch*. — Taf. IX u. X. (*Acanthocephala*) *Echinorhynchus Gigas*, sehr ausführlich nach *Cloquet*; *E. Haeruca*, *E. major*, *E. caudatus*. — Taf. XI. (*Acanthocephala*) *Echinorhynchus Proteus*, *E. macracanthus*, *E. polymorphus*, *E. compressus*, *E. nodulosus*, *E. moniliformis*, *E. caudatus*, *E. plagicephalus*, *E. pyriformis*, *E. sphaerocephalus*, *hystrix*. — Taf. XII. (*Acanthocephala*): *Echinorhynchus porrigens*. — Taf. XIII. (*Nematoidea*): *Ascaris lumbricoides*. — Taf. XIV u. XV. (*Nematoidea*): Fortsetzung der Anatomie von *Asc. lumbr.* nach *Cloquet*. — Taf. XVI. Dieselbe nach *Bojanus*. — Taf. XVII. (*Nematoidea*): *Ascaris vermicularis*; *A.* (*Hedruris*) *androphora*; *A. oxyura Nitzsch*; *A. tetraptera Nitzsch*; *A. semiteres*. — Taf. XVIII. (*Nematoidea*): *Ascaris reflexa*; *Trichocephalus dispar*; *Strongylus armatus*; *Strongylus elegans*; — Taf. XIX. (*Nematoidea*): *Strongylus Gigas*.

Man darf nicht glauben, daſs alle diese angeführten Arten vollständig d. h. in allen ihren Zuständen und Organen bildlich erläutert wären, sondern nicht selten sind blos einzelne Theile, wie z. B. Eier und dergl., dargestellt worden; dagegen erhielten einige, wie *Strongylus Gigas*, sehr ausführliche Abbildungen. Rücksichtlich der Latinität könnten manche Ausstellungen gemacht werden, welche wir jedoch um so lieber übergehen, als dieses nicht die Hauptsache seyn kann, und Druck, Papier und die von *Schröter* in Leipzig gestochenen Tafeln als vorzüglich zu bezeichnen sind.

Nr. 3. Der Anfang dieses Wanzenwerkes hat uns Freude gemacht. Das Aeuſsere wie das Innere empfiehlt sich auf den ersten Blick. Ein eleganter grauer Umschlag, schönes Papier, ausgezeichneter Druck, gründliche Beschreibungen und deutliche naturgemäſse illuminirte Kupfertafeln haben sich vereinigt, um ein Ganzes hervorzubringen, welches die Naturforscher nicht ohne Dank empfangen werden, zumal da es einem wesentlichen Mangel in unserer entomologischen Literatur abzuhelfen verspricht. Obgleich *Stoll*, *Wolf* und *Falleen* die Wanzen monographisch zu behandeln anfingen, so fehlt, was wenigstens die Werke der beiden ersten Autoren anlangt, indem *Falleen* nur die schwedischen Wanzen bearbeitete, noch viel, um dieses Gebiet nur irgend genügend beleuchtet zu haben, ja selbst die Begriffe der Gattungen *Lygaeus*, *Capsus*, *Miris*, *Edessa*, *Cimex* etc., welche *Fabricius*, *Latreille*, *Dalmann* u. s. w. noch näher zu bestimmen trachteten, paſsten namentlich auf ausländische Arten so wenig, daſs sich der Entomolog nicht selten deshalb in groſser Verlegenheit befand. Unser Vf. hat dies gehörig zu würdigen gewuſst. Er erkannte, daſs sowohl der ganze Habitus, als auch die verschiedene Einlenkung, relative Länge, Zahl und Form der Fühler- und Rüssel-Glieder, der Adernlauf der Oberflügel u. s. w. sehr wichtige Merkmale zur Begründung der einzelnen neuen Gattungen gewährten, welche zu schaffen wahres Bedürfniſs geworden. — Schon im vorliegenden Hefte wird davon eine gelungene Probe einer solchen Behandlung nach den angegebenen Rücksichten abgelegt: denn unstreitig wäre es zu voreilig gewesen, wenn der Vf., ehe er wo möglich alle Arten gehörig deshalb geprüft zu haben, schon ein fertiges System der gelehrten Welt vorlegen wollte. Besonders fehlen ihm, wie er sagt, ausländische hierher gehörige Insekten, um deren Mittheilung er die Entomologen in Anspruch nimmt. Wir würden ihm jedoch rathen, vor allen anfänglich fast ausschlieſslich die deutschen Wanzenarten ins Auge zu fassen. Denn von diesen kann er unstreitig noch am sichersten eine ziemlich vollständige Sammlung erhalten, sie am bequemsten in ihren verschiedenen Zuständen beobachten, um die wichtigsten Thatsachen zur Begründung eines systematischen Baues zu sammeln. Wie reich an neuen noch unbeschriebenen vaterländischen Arten gerade dieses Gebiet ist, erkannte selbst der, welcher nur von fern Antheil an solchen Forschungen nahm. Auch sind wir überzeugt, daſs sich die deutschen Naturforscher für ein solches Unternehmen mehr interessiren werden, als für eine Schrift, worin Einheimisches und Fremdes ohne Ordnung neben einander zu stehen kommt. So hätte man wenigstens von unserem Vaterlande etwas Vollständiges oder doch den Kern, woran sich die neuen Entdeckungen bequem anreihen könnten, während man im andern Falle das Ende eines das Fremde und Einheimische umfassenden Werkes gar nicht absieht. Dieſs ist zugleich die Hauptausstellung, wenn es anders als eine solche betrachtet werden kann, die wir an vorliegendem Hefte machen. Wenigstens wäre es sicher nicht unvortheilhaft gewesen, wenn der Vf. die ausländischen Arten in besondern Heften niedergelegt hätte, um doch wenigstens, wenn sonst keine besondere genaue systematische Reihenfolge eintreten sollte, das Vaterländische von dem Ausländischen

zu

zu scheiden und bequemer überblicken zu können. Doch wir wenden uns zu dem speciellen Inhalte des ersten Hefts: Taf. I enthält *Cerbus fulvicornis Fabr.* (Ostindien), *Oriterus destructor Melsh.* (N. Am.), *Pyrrhoceris haematideus Fabr.* (Ostindien, China), *Lopus Chrysanthemi Hahn* (Deutschl.) — Taf. II. *Lopus gothicus Fabr.* (Europa), *Largus humilis Drury* (Brasilien), *Cerbus valgus Fabr.* (Vorgeb. d. guten Hoffnung), *Miris dentata Hahn* (Deutschl.), *Capsus danicus L.* (Deutschl.). Taf. III. *Corizus Hyoscyami L.* (Europa), *Platynotus apterus L.* (Europa), *Lygaeus equestris L.* (Europa), *Dicranomerus nugax Fabr.* (Deutschl., Ital.). — Taf. IV. *Pachymerus tibialis Hahn* (Deutschl.), *P. agrestis Fallen* (Deutschl., Schweden), *Phylus pallipes Hahn* (Deutschl.), *Polymerus holosiceus Hahn*, als zweifelhaftes Synonym führt der Vf. *Cimex Ginestae Scop.* an (Deutschl.), *Lygus rufescens Hahn* (Deutschl.) — Taf. V. *Apiomerus hirtipes Fabr.* (Cayenne u. Brasilien), *Loricerus crux Stoll.* (Vorgeb. der gut. Hoffnung), *Loricerus violaceus de Haan* (Java). — Taf. VI. *Arillus serratus Fabr.* (*Cimex serratus L.*), *Cimbus productus Hachenb.* (Java), *Aptus apterus Fabr.* (Deutschl. und Frankr.)

Alle diese Arten erhalten deutsche Diagnosen und ausführlichere Beschreibungen, so wie Angabe der Synonymen und des Vaterlandes; auch werden im Texte, da wo es nöthig war, unter den einzelnen *species* zuletzt noch die ausführlicheren Erläuterungen der Abbildungen gegeben. Auf die systematische Begrenzung der Gattungen sind wir sehr gespannt und sehen überhaupt der schnellen Fortsetzung mit Theilnahme entgegen.

MEDICIN.

Leipzig, b. Cnobloch: *De Insania* commentatio secundum libros Hippocraticos. Dissertatio inauguralis medica, auctore *Hermanno Nasse*, M. D. 1829. VI u. 83 S. 4. (18 gGr.)

Es gehört zu den erfreulichen Erscheinungen unserer Zeit, dafs unsere jungen Doctoren wieder anfangen, Dissertationen zu schreiben, und wenn auch unter vielen tauben Nüssen hie und da nur *ein* schmackhafter Kern zu Tage tritt und sich in dem ersten Versuche schriftstellerischer Thätigkeit Geist und Leben regt, so ist der Nutzen für den jungen Autor sowohl als für das lesende Publicum nicht zu verkennen. Freilich setzt die Wahl des Stoffes nicht selten in Verlegenheit. Verschmäht der Autor sich mit fremden Federn zu schmücken, oder will er sich nicht blos theoretischen Speculationen überlassen; so bleibt ihm fast nur das Feld der Geschichte zu bearbeiten übrig, das indessen noch reichen Stoff zu den mannichfaltigsten Forschungen darbietet. Auch der Vf. der vorliegenden Inauguralabhandlung hat sich diesen Boden zur Bearbeitung gewählt. Die Vorliebe seines würdigen Vaters für das Studium der psychischen Krankheiten hat wahrscheinlich auch ihn zur Wahl eines dahin einschlagenden Themas bestimmt, das an sich schon anziehend ist, aber in unseren Tagen, wo man jenen Krankheiten eine so grofse Aufmerksamkeit schenkt, doppeltes Interesse erhält. Ist auch die Ausbeute, die wir über die Erkenntnifs, die Aetiologie, Prognose und Behandlung der Geisteskrankheiten aus den *Hippocratischen* Schriften schöpfen, nur gering, und stellt sich gerade hier das Uebergewicht der neueren Heilwissenschaft vor der älteren am augenfälligsten heraus, so sind deshalb Untersuchungen, wie sie der Vf. hier namentlich über das Verhältnifs der Seele zum Körper im gesunden und kranken Zustande, über den Theil der Seele, der bei der Irrsinnigkeit leidet, über die Worte und Begriffe der Manie, Melancholie, der verschiedenen Arten des *Deliriums* u. s. w. wie wir sie in den *Hippocratischen* Schriften finden, keinesweges ohne Nutzen. Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir dem Vf. in das Einzelne dieser Untersuchungen folgen wollten; aber das dürfen wir zu rühmen nicht unterlassen, dafs er die Werke jener alten Meister mit besonderem Fleifse studirt, und das Besondere zu seinem Gegenstand Gehörige auf sehr zweckmäfsige Weise zusammengestellt hat.

So gönnen wir denn gern dem Vater die Freude, wie sie sich in einem sehr schönen und traulichen Nachworte zu der Probearbeit des Sohnes ausspricht und theilen mit ihm das beglückende Gefühl über die Weihe des letzteren zum Priester der Wissenschaft, deren Gedeihen er selbst schon so förderlich gewesen ist. Mögen alle Hoffnungen, die das Vaterherz von dem weiteren Fortschreiten des Sohnes hegen mag, und auch die Wissenschaft billigerweise hegen kann, in Erfüllung gehen!

Hbm.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1833.

GEOGNOSIE.

Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Handbuch der Geognosie* von *H. T. de la Beche*. Nach der zweiten Auflage des englischen Originals bearbeitet von *H. von Dechen*, Königl. Preufs. Oberbergrathe u. s. w. Mit 23 neugedruckten Holzschnitten. 1832. XVI u. 642 S. 8. (3 Rthlr.)

Es ist zwar kein absoluter Beweis von der Vortrefflichkeit und Nützlichkeit eines Buchs, wenn es einen sehr raschen Absatz findet; aber einer Anführung ist es wohl werth, dafs das Original des vorliegenden Handbuchs der Geognosie in wenigen Monaten in seiner ersten Auflage vergriffen worden ist und gleich die Veranstaltung einer zweiten nöthig gemacht hat: denn es will diefs doch ziemlich viel sagen bei dem verhältnifsmäfsig nicht gar grofsen Publicum, dessen sich die *streng wissenschaftliche* Geognosie zu erfreuen hat und bei der bedeutenden Anzahl von neuen geognostischen Lehr- und Handbüchern, womit England, Frankreich und Deutschland gerade in den letzten Jahren überfluthet worden ist. Wir müssen aber auch dem deutschen Bearbeiter darin beipflichten, dafs das *Geological-Manual* — so heifst nämlich das *de la Beche'sche* Original — sich unter allen englischen und französischen Werken, welche in der letzten Zeit über Geognosie im Allgemeinen erschienen sind, durch seine praktische Brauchbarkeit, besonders rücksichtlich der geschichteten versteinerungsführenden Gebirgsbildungen sehr vortheilhaft auszeichnet. Es giebt eine sehr lobenswerthe Uebersicht von reinen Thatsachen, in soweit sie als sicher bekannt anzunehmen sind, und nur von solchen einfachen Folgerungen begleitet, welche unmittelbar aus dem Faktischen hervorgehen. Künstlich erdachte, unbelegte Hypothesen und Theorieen würde man vergeblich in dem Buche suchen. Ungemein fleifsig hat der Vf. dagegen gesammelt, und combinirt, jedoch wie man beim Engländer erwarten kann, mit ganz vorzugsweiser Berücksichtigung der Verhältnisse Grofsbritanniens. Die Kenntnifs der einzelnen Gebirgs-Bildungen und ihre Aufeinanderfolge ist bei der Arbeit das Wesentlichste, und in dieser Beziehung hat der Vf. auch namentlich die Petrefakten in einer Weise und Vollständigkeit angeführt, wie es vor ihm Niemand gethan hat. Die Aufstellung der Petrefakten-Verzeichnisse, so wie sie jeder besondern Formation angehören, war, bei der noch in diesem Fache herrschenden Verwirrung in der Synonymie, keine leichte Aufgabe, und der Vf. gesteht bescheiden genug, dafs er hierunter nach Vollkommenheit gestrebt, sie aber nicht habe erreichen können. Was er auf dieser schwierigen Bahn geleistet, verdient schon Anerkennung. Im Allgemeinen verstand er die gedrängte Haltung eines Compendiums, welche alles Unbestimmte, Schwankende, Ungewisse u. s. w. ausschliefsen mufs, so sehr durchzuführen, dafs man sich darüber wundern darf, wie in einem so engen Raum eine so übergrofse Masse von gesichtetem Material zusammengedrängt werden konnte, ohne an Uebersichtlichkeit und Klarheit zu verlieren.

Wenn wir so schon viel Gutes von dem Original sagen, so mufs dieses um so mehr von der deutschen Bearbeitung gelten, denn diese ist weit entfernt, eine blofse Uebersetzung zu seyn. Das Buch hat durch die der Verdeutschung einverleibten Verbesserungen, Ergänzungen, Vermehrungen der Beispiele, schärfer und richtiger gestellten Bestimmungen u. s. w. selbst durch theilweise Umarbeitungen, welche Hr. *v. Dechen* demselben in solcher Art angedeihen zu lassen wufste, dafs der Geist des Originals dadurch nicht gestört wurde, noch viel mehr an seinem materiellen wichtigen Inhalte gewonnen, als an seinem Volumen. Durch gehörige Berücksichtigung der im Originale mehr vernachlässigten Forschungs-Ergebnisse auf dem Continent, namentlich in Deutschland, ist das Werk zu einem eigentlich deutschen Buche geworden; Stil und Sprache machen es ebenfalls dazu. Hr. *v. D.* hat auch sehr wohl daran gethan, seine Zusätze und Verbesserungen nicht in Noten mitzutheilen, sondern, sich dem Originale streng anschliefsend, alles zusammenhängend in den Text zu verarbeiten, was allerdings viel mühsamer gewesen seyn mag, wodurch aber die Einheit des Vortrags auf eine sehr zusagende Weise erhalten worden ist. Wir können es dem deutschen Herausgeber besonders Dank wissen, dafs er bei diesem Verfahren Verzicht darauf leistete, jedem Leser anschaulich zu machen, wie viel in dem Werke von dem Vf. und wie viel sein eigen ist; wer sich die Mühe geben will, das Original mit der Bearbeitung zu vergleichen, wie Rec. gethan hat, wird indefs wohl bald finden, dafs Hn. *v. D.* bei der Abrechnung mit seinem Vf. noch ein sehr bedeutendes Verdienst um den innern Gehalt des Buches verbleibt.

Die Anordnung des ganzen Werks, wovon wir gleich Rechenschaft geben wollen, hat sich in der Bearbeitung nicht wesentlich verändert: denn nur der Anhang, in welchen Dinge verwiesen waren, die,

die, wie insbesondere die Erklärung von Kunstausdrücken, in die Einleitung gehören, ist im Laufe des Werks da eingeschaltet worden, wo er dem Zusammenhange der Materien nach seine natürlichste Stelle fand. Hierüber erklärt sich Hr. *v. D.* in der Vorrede selbst, so wie noch über einige andere Abweichungen gegen das Original. Wir heben davon Folgendes mit seinen eigenen Worten aus, indem wir der darin gegebenen Motivirung unsern vollkommenen Beifall ertheilen: „Den Schluſs des Originals: über geognostische Karten und Profile; Tafeln zur Berechnung der Höhen nach Barometer-Beobachtungen; Vergleichung der englischen und französischen Maaſse ist ganz fortgelassen worden, da die Behandlung dieser Gegenstände theils ungenügend ist, theils sie in andere deutsche Werke, die sich in den Händen aller Anfänger in dieser Wissenschaft befinden, vollständig aufgenommen sind; ihre Wiederholung daher als überflüssig angesehen werden konnte. Das Original enthält eine ziemliche Anzahl von Holzschnitten, welche charakteristische Versteinerungen darstellen; so überaus nützlich dieselben gewiſs seyn würden, sobald sie ein vollkommen deutliches und genaues Bild von dem Gegenstande geben, so leicht schienen sie doch in ihrer vorliegenden Gestalt entbehrlich zu seyn, wo die specifischen Unterschiede gröſstentheils aufgehoben sind, und nur der generische Charakter allenfalls daraus entnommen werden kann. Die so leicht zugänglichen Uebersichten von Hn. *Bronn* ersetzen in dieser Hinsicht vollkommen, was der Bearbeitung abgeht."

Nach einer vorangeschickten kurzen Einleitung — *Begriff der Geognosie* — theilt sich das Buch in XII Abschnitte.

I. *Gestalt, Dichtigkeit der Erde, Vertheilung des Landes und des Meeres, Salzgehalt, specifisches Gewicht des Meerwassers, Temperatur der Erde, der Quellen, der Meere und Landseen, der Atmosphäre, Thäler, Erhebungsthäler, Entblösungsthäler, Classification der Gebirgsarten, Schichtung, räumliche Verhältnisse der Schichten, geschichtete versteinerungsführende und geschichtete versteinerungsleere Gebirgsmassen, besondere Lagerstätten, Uebersicht der Classification der Gebirgsarten, Erhebung der Gebirgsketten und Erhebungssysteme nach E. de Beaumont.* — Alles bündig und doch verhältniſsmäſsig sehr reich ausgestattet. Die beobachteten Temperatur-Verhältnisse der Quellen in dem Bohrloche zu Rüdersdorf (S. 12.) sind recht interessant. Die Rubrik Thäler verbindet auf eine gar ansprechende Weise die Schilderung der Oberflächen-Verhältnisse des Planeten mit den Entstehungs-Ursachen der Berge und Thäler. *E. de Beaumont's* Lehre ist recht vollständig wiedergegeben, mit *L. von Buch* in gehörigen Einklang gebracht, durch gute Beispiele erweitert.

II. *Zerstörung des Festlandes, Fortschaffung der Gerölle bis in das Meer, Einwirkung des Meeres auf die Küsten, Geschiebebänke, Sandbänke, Ebbe und Fluth, Ebbe und Fluth in Flüssen und Meerbusen, Strömungen, fortschaffende Kraft der Fluth und der Strömungen, thätige und erloschene Vulkane, vulkanische Mineralprodukte und Gänge, Erdbeben, Gas- und Schlammvulkane, Ausströmungen von Gas, Erdbrände, Absatz durch Quellen, Korallen-Riffe und Inseln, Untermeerische Wälder und Torfmoore, Raseneisenstein, Geschiebestrand und Muschelmassen über dem Meeresspiegel, organische Reste der Gruppe gegenwärtiger Bildungen.* — Die Verwitterungs- und im Allgemeinen die Zerstörungs-Hergänge der Erdoberfläche sind trefflich und recht ausführlich geschildert. Ungemein viel Verdienst haben die Engländer um die nähere Ermittelung und Feststellung der Veränderungs-Ursachen der Erdoberfläche in der heutigen Zeit, wenn vielleicht auch einige von ihnen, wie z. B. *Lyell*, die Wirkungen überschätzen möchten. Die Rubriken über Vulkane, Gas-Ausströmungen, Quellen-Absätze sind von dem Bearbeiter sehr bedeutend weiter ausgeführt worden. Gelegentlich mag hier bemerkt werden, daſs in die Kategorie der Quellen-Absätze auch die neuerlich von dem Rec. gemeinschaftlich mit Hn. Prof. *Bischof* in *Schweigger-Seidel's* Journal umständlich beschriebene Beobachtung einer Schwefelzinksinter-Bildung aus Grubenwassern gehört.

Wir unterlassen die einzelnen Rubriken der folgenden Abschnitte vollständig aufzuführen, und erwähnen nur im Allgemeinen, daſs der III. Abschnitt von den *Geschieben, eratischen Blöcken, Knochenhöhlen und Knochen-Breccien* handelt; der IV. von der *Gruppe über der Kreide* und der *vulkanischen Thätigkeit während der Periode ihrer Bildung*; der V. von der *Kreidegruppe*; der VI. von der *Oolithengruppe* und dem *Lias*; der VII. vom *Keuper*, *Muschelkalk*, *bunten Sandstein*, *Zechstein* und *Rothliegenden*; der VIII. vom *Kohlengebirge*; der IX. von der *Grauwackengruppe*; der X. von den *untern geschichteten oder versteinerungslosen Gebirgsarten*; der XI. von den *ungeschichteten Gebirgsarten* und der XII. von dem *Vorkommen der Erze*.

Die Mittheilungen über Knochenhöhlen und Knochenbreccien sind gegen das Original ganz umgearbeitet und bedeutend erweitert; wer noch mehr davon wissen will, kann sich der Zusammenstellungen über diesen Gegenstand vom Rec. und *H. von Mayer* bedienen. Das Tertiär-Gebirge wird sehr vollständig geschildert, nicht so sehr nach einem allgemeinen Typus seiner Anordnung, der ihm zu fehlen scheint, sondern nach Lokalitäten, und nach solcher Rücksicht konnten auch nur die Versteinerungen daraus aufgeführt werden. Diese Verzeichnisse werden noch groſse Vervollständigungen erfordern; *Bronn's* neue Leistung auf diesem Gebiete erfüllt die Lücke wenigstens zum groſsen Theile. Ganz ungemein bedeutend sind dagegen die Verbesserungen in den Verzeichnissen der Versteinerungen in allen Bildungen in und unter der Kreide, welche wir dem Hn. Bearbeiter verdanken; für die Ausmerzung der durch die Synonymie veranlaſsten Doppel-Aufführungen und für die Vervollständigung ist dadurch

durch sehr viel geschehen. Hr. v. D. rühmt die grosse Unterstützung, welche Hr. *Leopold von Buch* und Prof. *Goldfufs* ihm in dieser Beziehung gewährt haben. Solche lautere Quellen mufsten allerdings das Tüchtige wacker fördern helfen. Einige Notizen hat Rec. ihm zwar auch zu seiner Arbeit mitgetheilt; er hat diese aber in dem wohlwollenden Danke, den er dafür in der Vorrede ausspricht, zu hoch angeschlagen: eine Erklärung, welche Rec. um deswillen hier abgeben mufs, um sich von dem möglichen Verdachte frei zu halten, dafs er sich theilweise selbst recensire. — Wie ähnlich das Schweizer Jura-Gebirge in der Reihenfolge der Schichten mit der englischen Oolithen-Gruppe ist: das hat *Thurmann* neuerlich in seinem trefflichen Werke dargethan, und dadurch wird eine Lücke ergänzt, welche bei *de la Beche* S. 353 geblieben ist. — Die sechs letzten Abschnitte der Bearbeitung sind fast mehr das Eigenthum des Hn. *v. D.* als des Vfs, besonders gilt dieses von jenen über die geschichteten versteinerungsleeren und massigen Gebirgsarten und über das Vorkommen der Erze. *v. D.* giebt uns darin gar vieles, was in andern Büchern nicht zu finden und das Ergebnifs seiner eigenen vielfachen Reisen und Forschungen ist. Wir müssen bedauern, dafs wir, bei dem engen Raume, der uns zu dieser Beurtheilung vergönnt seyn kann, dieses nicht einmal summarisch näher andeuten dürfen.

Die 23 eingedruckten Holzschnitte, Darstellungen von Lagerungs- und Schichtungs-Verhältnissen u. s. w., dienen gar sehr zur Erläuterung des Textes; alles ist bei dem Buche auf Raum-Ersparung eingerichtet, auch selbst die typographische Anordnung und Einrichtung.

Wenn wir also das vorliegende Werk aus guter Ueberzeugung recht sehr empfehlen, so können wir doch nicht wohl der Meinung seyn, dafs es sich ganz für die *ersten* Anfänger in der Wissenschaft eigene; es setzt allerdings Manches voraus. Zum weitern Studium auf einer bereits gelegten Grundlage ist es aber höchst nützlich und lehrreich, und auch der in den Ergebnissen der Scienz völlig Kundige wird Vieles darin finden, was seinen Gesichtskreis erweitern und seinem Geiste Genufs gewähren kann.

Nöggerath.

PÄDAGOGIK.

Bremen, b. Heyse: *Freuden und Leiden des Schulmanns.* Ein Vortrag bey Entlassung der zur Universität abgehenden Primaner — gehalten von Dr. *Wilhelm Ernst Weber*, Director u. Prof. der Gelehrtenschule zu Bremen. 1831. 30 S. 8. (5 gGr.)

Es verdient diese Rede eines unsrer geistreichsten Philologen und Schulmänner in einem weitern Kreise als im Weichbilde der Stadt Bremen bekannt zu werden. Denn sie behandelt zwey Punkte, die jeder Schulmann und jeder Freund des heranwachsenden Geschlechtes in unsern Tagen mehr als einmal einer ernsten Berücksichtigung unterworfen hat, nämlich die Theilnahme des Publicums an den Leistungen der Schule und zwar vorzugsweise an den öffentlichen Prüfungen und zweitens die Mitwirkung der häuslichen Erziehung bey den Bestrebungen der Schule. Beide Punkte sind von *Fr. Jacobs*, von *Friedemann*, *Kirchner*, *A. G. Lange*, *Birnbaum*, *Rehberg*, *Dilthey*, *Hanhart* und andern Würdigen öfters in Schul- und andern Schriften zur Sprache gebracht worden, und welcher Schulmann hätte in seinem Wirken nicht auch Stoff zu derartigen, unerfreulichen Bemerkungen gefunden! Aber auch nach diesen Erörterungen behalten die Betrachtungen des Vfs, die er vor einer gröfsern Versammlung aussprach und nachher durch den Druck bekannt gemacht, ihren eigenthümlichen Werth durch die Aufrichtigkeit und Freisinnigkeit, mit welcher er „vielen Aeltern dieser Zeit und so Manchen, die nah und fern, geheim und öffentlich, über Schulen und Erziehung reden, in diesen Blättern keinen Rosenstraufs, noch weniger einen Lorbeerkranz dargereicht hat." „Aber, sagt der Vf. in der Vorrede, wo man alte feste Sitte ehrt, (und wo geschieht diefs in Deutschland ernstlicher als hier zu Bremen?) da mufs man die Stützen solcher Sitte, Haus- und Schulzucht auch festhalten und vor Wanken und Einsturz bewahren. Unsre Jugend, von Natur gut und verständig, aber zu Phlegma und Selbstgefälligkeit nur zu geneigt, wird es uns Aeltern und Lehrern einst freudig verdanken, wenn wir ihrem Hange zu verkehrter Selbstständigkeit in Jahren, wo man nicht selbstständig seyn kann, einen ruhigen Widerstand leisten: wir haben schon ehr ein Recht ein gewisses Phlegma, im Nichtnachgeben, gegen sie geltend zu machen."

Die vom Vf. unter ausdrücklicher Bitte zahlreiches Zuspruches öffentlich angekündigte Prüfung in der Gelehrtenschule am 30. März 1831 hatte nur wenige Theilnahme gefunden und es war diefs ein Beweggrund mehr für den Vf. seine Rede durch den Druck zu verbreiten. Man könnte über diefs Thema einen sehr reichhaltigen Commentar schreiben: wir begnügen uns aber jetzt mit Anführung einzelner Stellen, die ein besondres Gewicht haben. Der Vf. beginnt mit der Erörterung des alten Spruches, dafs die Götter denjenigen hassen, wen sie zum Schullehrer gemacht haben, zeigt alsdann, wie der Schulmann jetzt weniger über Dumpfheit, Eintönigkeit und Vorkommnifs bei seinen Lebensverhältnissen zu klagen habe, sobald er sich dazu versteht, der Welt nur selbst zuerst einige Schritte entgegen zu treten (S. 5.) und weiset mit Feuer und Kraft die Beschuldigung ab als geniefse der Schulmann jetzt, wo die Regierungen ihn liberaler behandeln als früher, einer zu reichlichen Entschädigung für seine Mühwaltung oder werde durch Verzärtelung von Seiten der Be-

Behörden zu Ueppigkeit und Hochmuth verleitet. Aber nur über die Mifsgunst Einzelner darf sich der Schulmann bei dieser gröfsern Anerkennung von Seiten des Staats beruhigt fühlen; die öffentliche Meinung übt darum doch ihre Gewalt über ihn aus und er wird nie so vermessen seyn, sie zu verachten (S. 7 — 11), aber er wird darum nicht ohne Weiteres sich von dem Gesurre des Tages abhängig bekennen, sondern lediglich es mit der Einsicht und dem Prüfungseifer des Urtheilsfähigen zu thun haben wollen. Diefs könnte ihnen nur der Unverstand als Anmaafsung auslegen.

Weiter rechnet es der Vf. zu den sogenannten Leiden des Schulmanns, dafs er sich über diejenigen zu beklagen habe, welche seine Meinungen beherrschen, seine wissenschaftlichen Leistungen beaufsichtigen wollen, ohne selbst wissenschaftlich zu seyn. Hr. *Weber* zeigt hier mit ergreifender Beredtsamkeit, dafs der Schulmann nicht schweigen könne bei den Grofsthaten der Republiken des Alterthums, dafs er nicht dahin sinken dürfe in die sentimentale Nervenschwäche der Zeit, die das Himmelslicht der Vernunft schmäht oder einstimmen in die frevelhafte Verketzerung des Forschens und Wissens oder in die Verachtung der Tugend und Weisheit des Heidenthums. Mag er auch als ein Ungläubiger, als ein Tempelstürmer von den Eiferern verschrieen werden, so ist darum ein freier Geist noch kein Freigeist: und das wollen auch aufgeklärte Regierungen nicht, dafs der Schulmann dem Farbenwechsel und der Parteienwuth des Tages huldige; sie gönnen ihm eine feste, freudige, freie Gesinnung und Denkweise, die sich als Ausbeute eines fruchtbaren Studiums wissenschaftlicher Schätze bewähren; sie erkennen es, dafs wer gegenwärtig nicht selber die Augen aufgethan hat über das Leben sie auch andern für das Leben nicht aufzuschliefsen vermöge, das heifst nicht für das Leben, welches als die höchsten Aufgaben praktischer Weisheit aufstellt, so viel als möglich zu haben, so wenig als möglich zu thun, so lecker als möglich zu tafeln und so ruhig als möglich zu schlafen; sondern für das Leben, welches besteht in der edelsten Anstrengung für die gesammten Interessen der Menschheit, in der besonnensten Liebe zum Rechten, Guten und Schönen, in der uneigennützigsten Förderung Anderer, in der grofsmüthigsten Entäufserung unsrer selbst (S. 11 — 15).

Möchten doch diese goldnen Worte überall Leser, aber auch Vollbringer finden! Hn. *Weber's* Stimme verdient es ganz besonders, dafs sie nicht eine Stimme des Predigers in der Wüste sey.

Der zweite Theil (S. 16 — 22) handelt nun von dem wachsenden Mifsverhältnifs zwischen dem Ernst und der Anstrengung der Schule und der Untheilnahme, ja Nachlässigkeit des Hauses. Wir können keinen Auszug hiervon geben. Die Gewissenhaftigkeit der Aeltern in einer frühern Zeit in Beziehung auf ihre Kinder, die Noth des heutigen Lehrers, der, „wenn er sein Werk recht gründlich anfangen sollte, *Aeltern und Kinder zugleich zu erziehen* hätte (S. 19)", die Verachtung der strengen Schulzucht und strafbare Nachsicht im Hause, die Verketzerung der Lehrer als ruchloser Atheisten oder gefährlicherer Neuerer und die falsche Ansicht wissenschaftlicher Ansichten und Lehrmeinungen, zuletzt die geringe Theilnahme an Schulfeierlichkeiten — alles wird hier kurz, aber mit scharfen Strichen bezeichnet.

Auf diese Schattenseiten werden (S. 23) nur mit wenigen, aber innigen Worten die Freuden des Schulmanns geschildert. Wir hätten gewünscht, hier mehr zu lesen, aber der Hinblick auf die Gegenwart mochte für den Vf. vielleicht zu wenig erfreulich seyn, um sich hierüber noch weiter zu verbreiten. Den Schlufs machen herzliche Worte an die zur Universität abgehenden Schüler (S. 24 — 26). In einer Nachschrift berücksichtigt der Vf. (S. 26 bis 30) mehr die örtlichen Verhältnisse, fordert seine Mitbürger zur Mitaufsicht der Zöglinge auf, giebt die bestimmteste Versicherung, dafs er jede gegründete Beschwerde mit Ernst berücksichtigen werde, sagt jedoch, dafs er nichts von jenem wichtig-thuenden Censoreneifer halten könnte, der aus jedem Nadelöhr einen Thurmknopf mache. Am Ende erklärt er sich noch gegen die unmanierliche Weise mancher Aeltern, die den Lehrer glauben zur Rechenschaft ziehen zu können: „die Schule, sagt er, ist dem moralischen Gewissen der Lehrer anheimgestellt, *ihre* Gesetze und ihr Verfahren ist psychologischer, nicht juristischer Natur, und verantwortlich ist sie als eine Staatsanstalt lediglich den ihr vorgesetzten Staatsbehörden" (S. 29).

Hr. *Weber* hat sich nach unserm Dafürhalten ein wahres Verdienst durch die Bekanntmachung dieser Rede, die zugleich eine weitere Ausführung seiner trefflichen Vorrede zur *Uebungsschule des lateinischen Stils* heifsen kann, erworben. Wer Ohren hat zu hören, der mufs hier hören, wo ein Mann spricht, der auch für Nicht-Philologen durch seine Vorlesungen über *Schiller* und *Goethe*, durch seine Beurtheilungen *Goethe's* und durch seine Vorträge über den Liberalismus bewiesen hat, dafs er die gegenwärtige Zeit von mehr als einer Seite richtig aufgefafst hat und vor vielen also befähigt ist mitzusprechen, wo es die heiligsten Interessen der Gegenwart und Nachwelt gilt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1833.

TECHNOLOGIE.

1) Paris, b. Bachelier: *Considérations géologiques et physiques sur la cause du jaillissement des eaux des puits forés ou fontaines artificielles et Recherches sur l'origine ou l'invention de la sonde, l'état de l'art du fontenier-sondeur, et le degré de probabilité du succes des puits forés.* Par M. *le Vicomte Héricart de Thury.* 1829. XXXIX u. 339 S. u. 8 Kupfertafeln. 8.

2) Münster, b. Theifsing: *Vollständiger Unterricht über die Anlage der Bohr- oder der artesischen Brunnen und über deren Benutzung zum häuslichen Gebrauche, zur Bewässerung kleiner Flüsse, Bäche und Ländereien, wie auch zur Entwässerung versumpfter Grundstücke und Quellen.* Nebst Beschreibung der dazu nöthigen Maschinen und Werkzeuge und der Einrichtung guter Pumpen. Ein nützliches Handbuch für Brunnen- und Pumpenmacher, für den Bürger und Landmann. Von *Boner*, K. Pr. Steuer-Revisor. Nebst 3 Steintafeln. 1830. VI u. 74 S. 8. — *Zweite*, durchgehends vermehrte Auflage, nebst einer *Beschreibung einer Röhren-Bohrmühle.* Mit 4 Steintafeln. 1831. X u. 110 S. 8. (16 gGr.)

3) Wien, b. Gerold: *Die Artesischen Brunnen in und um Wien.* Vom Freiherrn *J. von Jacquin.* Nebst geognostischen Bemerkungen über dieselben von *Paul Partsch.* Mit einer lithographirten Tafel. 1831. 48 S. 8. (8 gGr.)

4) Nürnberg, b. Campe: *Gründliche Anweisung des sichersten, einfachsten und wohlfeilsten Verfahrens beim Bohren von Artesischen Brunnen mit genauer Angabe aller Vorsichtsmafsregeln und Vortheile.* In Verbindung mit dem Verfertiger artesischer Brunnen, *Joh. Aug. Gugler*, bearbeitet von Dr. *Joseph Gambihler.* Mit (5) Kupfern. 1832. 152 S. 8. (20 gGr.)

An manchen Punkten in Deutschland, namentlich im Oestreich'schen und im Münsterlande, gewann man springende Wasserquellen durch Bohren schon seit langen Jahren, und ihr Nutzen war örtlich sehr gut bekannt. Damit aber die Sache allgemeinere Verbreitung bei uns erhalten konnte, bedurfte es erst der Anregung der nachbarlichen Franzosen. Auf die deutschen *Quellbrunnen*, *lebendige Brunnen*, *Springquellbrunnen* (in *Unteröstreich*) und *Bohrbrunnen* (im *Münsterschen*) hatte man wenig geachtet; aber die *artesischen Brunnen* wurden bald ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, besonders wie die *Société d'encouragement* die Kunst, dergleichen Brunnen anzulegen, zum Gegenstande einer Preisaufgabe machte und *Garnier* im Jahr 1825 für sein vortreffliches praktisches Werk: *L'art du Fontenier-Sondeur, ou Manuel pratique de l'art de percer les puits artésiens* (übersetzt von *Waldauf von Waldenstein*) den Preis gewann. Nachdem man nun das Praktische des Gegenstandes näher und allgemeiner hatte kennen gelernt, sah man doch meist noch die Theorie desselben als ungemein schwierig an; die seltsamsten Dinge wurden darüber gefaselt und die Zeitblätter machten sich namentlich damit recht viel zu schaffen. Die Sache war auch zu einfach, als dafs man sich dabei gleich hätte beruhigen können: man mufste dem Verstande etwas zu schaffen geben und suchte Erklärungen, wo sie längst gefunden waren. Es bedurfte erst ausführlicher Auseinandersetzungen, um darzuthun, dafs die artesischen Brunnen nichts anders seyen, als künstlich geöffnete, angebohrte Quellen, welche ihre Speisung ganz auf dieselbe Weise erhalten, wie die natürlichen, sich von selbst auf die Oberfläche der Erde ergiefsenden Quellen; dafs diese nur durch ihre eigene Kraft die Hindernisse überwunden oder deren gar keine gefunden haben, wodurch sie von der Erdoberfläche zurück gedämmt waren, während bei den artesischen Brunnen dieselben Hindernisse erst durch künstliches Zuthun beseitigt werden müssen. Diejenige Theorie, welche die richtige ist für das Daseyn gewöhnlicher Quellen, ist daher auch nur allein die richtige für die Springwasser der artesischen Brunnen. So wie manche gewöhnliche Quellen, welche aus höhlenreichen Kalksteinbergen hervorbrechen, häufig Fische, Muscheln und Pflanzentheile mit sich führen, so haben auch artesische Brunnen ähnliche fremde Körper mit ihrem Wasserstrahl hervorgetrieben, namentlich führte ein solcher zu Tours an der Loire aus einer Tiefe von 335 Fufs Theile von verschiedenen Pflanzen (unter Anderm Samen von *Galium uligonosum*) und wohl erhaltene Schnecken (*Planorbis marginatus* und *Helix rotundata* und *striata*) bis zur Oberfläche, und ein anderer solcher Brunnen bei Bochum in Westphalen warf aus einer Tiefe von 143 Fufs Fische aus. Diese und ähnliche Thatsachen, welche in neuerer Zeit völlig glaubwürdig in Zeitschriften beigebracht worden sind, beweisen auf das schlagendste, dafs die artesischen Brunnen, gleich andern Quellen, ihre Speisung von Wassern erhalten, welche von der Oberfläche der Erde an andern, vielleicht oft sehr entlegenen Punkten in jene hineindringen und sich auf mehr oder minder langen Strecken in

in Gebirgsklüften oder lockeren Gebirgsarten fortbewegen, bis die festen, wasserdichten Gesteinschichten, welche sie zwischen sich einschliefsen, kein Hindernifs mehr darbieten, um sich, den einfachsten hydrostatischen Gesetzen folgend, an tiefern Punkten mit der Atmosphäre wieder in Berührung zu setzen.

Héricart de Thury hat sich schon früher in mehrern von ihm herausgegebenen Schriften und Abhandlungen, namentlich in den im Jahre 1828 erschienenen *Considérations géologiques et physiques sur le gisement des eaux souteraines, relativement au jaillissement des fontaines artésiennes*, bemühet, diese höchst einfache Theorie durchzuführen, die Belege zu sammeln, welche alle bei den artesischen Brunnen bisher beobachteten Erscheinungen dafür liefern, und aus dieser von der Erfahrung begünstigten Theorie Gesetze und Andeutungen aufzustellen für die Umstände, unter welchen das Gelingen der artesischen Brunnen wahrscheinlich ist. Diesen Absichten ist auch das unter Nr. 1. vorliegende Werk vorzüglich gewidmet, welches in dieser Beziehung eine ungemein vollständige Zusammenstellung von Thatsachen aus allen Gegenden enthält, zugleich auch alle übrigen abweichenden Theorien über diesen Gegenstand kritisch untersucht, und vollständige Nachweisungen über die erste Erfindung und die ganze Geschichte der artesischen Brunnen liefert. Es ist dieses Werk eigentlich eine vollständige, durch das neuerdings bekannt Gewordene ergänzte und gehörig in einander verschmolzene Sammlung alles desjenigen, was sein Vf. früher über artesische Brunnen schon herausgegeben hatte. Das eigentlich Technische, das Verfahren beim Bohren, die Beschreibung des Gezähes und alles was dahin gehört, ist eben so wenig in dem Buche berücksichtigt, als das Oekonomische der Sache; nach dem Titel, welcher sehr bestimmt den Inhalt des Werkes andeutet, war solches aber auch in demselben nicht zu erwarten. Die wichtigern Abschnitte führen folgende Ueberschriften: *Recherches sur l'origine ou l'invention de la sonde*; *Emploi de la sonde pour le percement des fontaines jaillissantes* (beides nur historisch); *Etat de l'art de forer les fontaines jaillissantes en France*; *les puits forés en Angleterre, du royaume des Pays-Bas, de la Basse-Autriche, de la Chine, en Afrique, dans les Etats Unis*; *Précis géologique ou Examen analytique des différentes formations du globe terrestre relativement à la marche souteraine des eaux*; *Considerations physiques ou Récherches d'hydrographie souterraine relativement au jaillissement des puits forés*; *Observations sur la cause du jaillissement des eaux des puits forés au fontaines artésiennes*; *Recherches sur les puits forés en France, à l'effet de prouver la possibilité d'en établir dans d'autres terrains que dans les terrains craïeux et marneux de nos départemens du Nord*.

Rec. erkennt dem Werke viel Werth zu, es enthält viel nützliches und im Allgemeinen wohl verarbeitetes Material und ist mit vieler Klarheit und Bestimmtheit abgefafst: indefs dürfte es doch oft zu wortreich seyn, und Rec. meint, dafs derselbe materielle Inhalt sich wohl auf der Hälfte des dazu verbrauchten Raumes hätte geben lassen. Es würde dieses um so leichter möglich geworden seyn, wenn der Vf. die eingeschaltete, höchst mangelhafte Uebersicht der Lagerungs-Geognosie ganz hätte weglassen und deshalb lieber blos auf ein anderes Werk verweisen wollen, wo dieser Gegenstand vollständig und gründlich behandelt ist. Der bedeutendste Theil des Buches, namentlich derjenige, welcher für die Anlage von artesischen Brunnen dadurch von Einflufs seyn kann, dafs er die Umstände, unter welchen ein günstiger Erfolg erwartet werden darf, näher bedingt und festzustellen sucht, ist schon in dem neuern Werke von *Waldauf von Waldenstein*: Die neuesten Beobachtungen und Erfahrungen über die Anlage der artesischen Brunnen. Wien, 1831. dem deutschen Publicum mitgetheilt (vergl. die Rec. des letztern Werkes in Nr. 95 der A. L. Z. vom J. 1832).

Schöner Druck und treffliches Papier zeichnen das Aeufsere des *Héricart de Thury*'schen Buchs noch aus.

Ueber die beiden unter Nr. 2. aufgeführten Auflagen der *Boner*'schen Schrift haben wir zuvörderst zu bemerken, dafs die zweite Auflage, welche des raschen Absatzes wegen der ersten schon nach Verlauf von vier Monaten hat folgen müssen, gegen diese um ein Drittel an Umfang gewonnen hat. Nach vorgenommener genauer Vergleichung beider müssen wir aber auch gestehen, dafs ihr praktischer Werth wenigstens in gleichem, wenn nicht in vergröfsertem Mafse gewachsen ist.

Es ist die wohldurchdachte Arbeit eines Praktikers, welche auf grofse Gelehrsamkeit keine Ansprüche machen kann, und vorzüglich nur das getreu wiedergiebt, was er sich durch eigene Erfahrungen, verbunden mit guter Urtheilskraft, angeeignet hat. Einfachheit, Gründlichkeit und Klarheit sind dabei besonders zu preisen, eine geringere Vollständigkeit und eine gewisse Einseitigkeit aber daneben wohl zu rügen. Bei allen gelehrten Untersuchungen, welche wir in andern Werken dieser Art finden, lehrt indefs doch keins so handgreiflich, wie dieses, das eigentliche Verfahren, wie unter einfachen Verhältnissen die Springwasser erschroten und auf die Oberfläche der Erde geführt werden sollen. Wir sind zwar weit entfernt, neben diesem das zuvor angeführte *Garnier*sche Werk in Verbindung mit der ebenfalls angeführten jüngern, sich daran anschliefsenden compilatorischen Arbeit von *Waldauf von Waldenstein* für entbehrlich zu halten; *Garnier* ist besonders wegen der gröfsern Umsicht im Allgemeinen und wegen seiner Vollständigkeit in der Angabe der Bohrapparate wichtig und nothwendig. *Boner* hat nur die Erfahrungen aus seinem Vaterlande (Münster) im Auge. Sein Büchlein ist solcher Art, dafs jeder, auch selbst der Bohrarbeiter, sich daraus belehren kann. „Ich schrieb für den Handwerker, Bürger und Landmann, nicht für den Mann vom Fache, obschon es möglich wäre, dafs auch dieser hie und da noch willkommene

mene Winke finden könnte": so sagt der Vf. in der Vorrede.

Die kleine Schrift hat schon viel Nutzen gestiftet, und wird solches noch ferner thun: diefs ist des Rec. vollkommene Ueberzeugung. Davon ausgehend, glaubt er sie auch allen und jeden empfehlen zu müssen, welche sich nicht blos über artesische Brunnen aus dem physicalischen Standpunkte belehren, sondern deren wirklich anlegen und möglichst schnell und mit den geringsten Kosten ihren Zweck erreichen wollen. Es schadet zu dieser Absicht dem Büchlein wenig, dafs das Geognostische und Chemische (vergl. S. 55 der 2ten Auflage: Untersuchung der Güte des Wassers) darin weniger vollständig, auch nicht einmal überall völlig schulgerecht nach den neuern Ergebnissen der Wissenschaft vorgetragen ist und mancherlei zu wünschen übrig läfst. Bei einer nochmaligen Auflage wäre freilich zu wünschen, dafs der Vf. auch *Garnier*, *Héricart de Thury* und *Waldauf von Waldenstein* benutzen und sich überhaupt in der Literatur seines Gegenstandes etwas mehr umsehen möchte.

Die Schrift Nr. 3. enthält zwei Aufsätze: I. *Die artesischen Brunnen in und um Wien*, vom Freiherrn *v. Jacquin*, II. *Geognostische Bemerkungen über die artesischen Brunnen in und um Wien*, von *Paul Partsch*. Beide Aufsätze waren bereits in der Zeitschrift für Physik und Mathematik von *Baumgartner* und *von Ettingshausen*. Bd. VIII. H. 3. abgedruckt. Hier erscheinen sie aber umgearbeitet und mit vielen Zusätzen und Verbesserungen der Vff. versehen.

Der erste Aufsatz enthält eine recht interessante Geschichte der artesischen Brunnen in und um Wien. Dafs dieselben in einer unvollkommenern Art bereits vor anderthalb Jahrhunderten in Unteröstreich allgemein üblich waren, berichteten schon *Cassini* und *Belidor*: aber auch wahrhafte artesische Brunnen in der engsten Wortbedeutung wurden in der Wiener Gegend seit bereits 16 Jahren in bedeutender Anzahl angelegt. Es wird eine tabellarische Uebersicht dieser Springquellen mit Angabe ihrer wichtigsten Verhältnisse mitgetheilt. Die Beiträge zur geognostischen Kenntnifs der Gegend von Wien, welche der zweite Aufsatz liefert, sind nicht unwichtig; das beigefügte lithographirte Gebirgsprofil des Wiener Beckens erläutert die Verhältnisse recht gut. Beide Aufsätze erreichen ihren eigentlichen Zweck, wenn sie, wie nicht zu bezweifeln, zur Vermehrung solcher Anlagen speciell in der Gegend von Wien aufmuntern; sie bieten in den mitgetheilten Thatsachen bedeutende Assecuranz für das Gelingen derselben in der dortigen Gegend dar. Sonst leisten sie aber für die praktische Seite der Sache, aus einem mehr allgemeinen Standpunkt betrachtet, wenig. Dem wissenschaftlichen Geognosten ist die Schrift eigentlich wichtiger, als demjenigen, der sich speciell mit artesischen Brunnen beschäftigt. In *Waldauf v. Waldenstein*'s neuerm Werke ist dieselbe auch schon gehörig benutzt.

Die Schrift Nr. 4. kömmt in ihrer Tendenz am meisten mit derjenigen von *Boner* (Nr. 2.) überein. Sie ist zwar *viel*, *viel gelehrter* abgefafst, wie diese: aber nichts desto weniger möchten wir diese nicht für diejenige des Hn. Dr. *Gambihler* hingeben, und würden vielmehr keinen Verlust darin gesehen haben, wenn letztere ganz ungedruckt geblieben wäre. „Wir gestehen gerne den Werth der Arbeiten der Herren *Boner*, *Schemming*, *Waldauf*, *Jacquin*, *Garnier*" (dieser hätte doch etwas früher genannt werden können), „*Poppe* u. s. w., allein wir hielten es trotz dieser achtbaren Arbeiten für *nothwendig*, die Sache noch einmal darzustellen, um wo möglich dem Bohrverfahren *allenthalben und überall*, wobei wir natürlich vorerst unser Vaterland Baiern im Gesicht hatten, solchen Eingang zu verschaffen, dafs jeder unternehmende Mann, welches Standes er sey, dasselbe mit Glück und ohne zu hohe Kosten wagen könnte." So steht in der Vorrede. Aus dem Machwerk selbst hat aber Rec. weder diese Nothwendigkeit der nochmaligen Darstellung des Gegenstandes erkannt, noch weniger mag er glauben, dafs dadurch der bezeichnete Zweck erreicht werden dürfte.

Die Schrift zerfällt in *drei* Kapitel. I. *Ueber die zur Kunst, artesische Brunnen zu bohren, nöthigen geognostischen Vorbegriffe*. Die geognostischen Vorbegriffe, welche hier gegeben werden, sind so gut wie gar keine oder noch schlimmer, als wenn sie gar nicht vorhanden wären, denn obgleich die eigentliche Lagerungs-Geognosie in diesem Kapitel auf 6 Seiten abgethan wird, so steht doch darauf so viel Falsches und Veraltetes, dafs dessen wohl eben so viel seyn möchte, als des Guten und Wahren. Wir würden diefs, als Nebensache, weniger rügen, wenn die Schrift in ihrer ganzen Haltung nicht auf eine besondere Gelehrsamkeit Anspruch zu machen schien. Das ganze Kapitel holt gar gewaltig weit aus: vom Werden und vom Seyn der Dinge im Allgemeinen ist sehr breit darin die Rede, aber viel weniger von dem, was bei den artesischen Brunnen in Betracht zu ziehen wäre. Rec. kann nicht umhin, theils um ein Beispeil des Bombastes des Vfs zu geben, theils auch um eine Stilprobe des Hn. Dr. zu liefern, den §. 3 hier abzuschreiben: „So stellt die Erde, sie möge nun einmal entstanden seyn oder nicht, möge in der Welt der sinnlichen Dinge *so* alt, als der Weltgeist selbst, das ist ewig und nur an der Oberfläche (von der Tiefe, gegen welche die erste unbedeutend ist, *wissen wir gar nichts*) immerwährenden Wechseln unterworfen seyn, einmal ein *Ganzes* vor: das ist, in Luft, Wasser und Erde ist *gar nichts*, welches unwesentlich, das ist, im Ganzen nicht nothwendig verbunden wäre, im genauesten Zusammenhange bei jedem Wechsel hinge; nichts wird verloren, das Neue ist nur unserm Auge neu, eine Zugabe an irgend einer Stelle verändert das Ganze nicht und bedingt sogleich Abnahme an einer andern Stelle. Man hüte sich ja, gegen die Natur und die ewig wahren Naturgesetze den Fehler zu begehen, zu glauben, es gäbe etwas Zufälliges, etwas, welches, so bald es ist und so lange es ist, hätte willkürlich hinweggenommen werden und aus dem Daseyn der Dinge verschwinden sollen. Dieser Satz ist un-

unserer Sache von grofsem Werthe, wie wir nachher gleich zeigen werden. Man halte ihn nicht etwa für zu hoch; strengere Anwendung des gesunden Menschenverstandes wird ihn bald fassen." Es thut uns leid, hier für diese breite Stelle so viel Raum weggenommen zu haben: aber wir mufsten den Vf. doch ausreden lassen, damit uns nicht der Vorwurf werde: wir hätten ihn so in Stücke zerfleischt, dafs man in den Fragmenten seine eigenthümliche Natur nicht mehr wieder erkennen könne. Auch ist die S. 40 gegebene Definition von artesischen Brunnen in ihrer Art gar zu einzig, man möchte wohl sagen, gar zu possirlich, als dafs man sich's versagen könnte, sie hier noch mitzutheilen: „Der *artesische Brunnen* ist ein, durch eine in die Oberfläche der Erde senkrecht bald mehr, bald weniger gebohrte, nicht sehr weite Höhlung in verschiedenen Tiefen künstlich gefertigter Brunnen, um aus demselben, wie aus einer Quelle, besonders dem sich allseitig ausdehnenden Wasser das Steigen gegen die Oberfläche zu jeder Zeit möglich zu machen." Rec. hält es für völlig unnöthig, hier weiter noch zu commentiren.

Die beiden andern Kapitel: II. *Von den zum Bohren der artesischen Brunnen nothwendigen Instrumenten und Werkzeugen*, und III. *Von dem Bohrgeschäfte und allen dabei stattfindenden Vor- und Nebenarbeiten*, — sind viel geniefsbarer, wie das erste, ja zum Theil praktisch schlicht und gut, wenn auch durch nichts besonders ausgezeichnet. Es will dem Rec. bedünken, als wenn daran die Feder des Dr. *Gambihler* weniger Antheil hätte, und diese beiden Kapitel vielleicht von dem auf dem Titel genannten Verfertiger artesischer Brunnen, *Joh. August Gugler*, vorzugsweise herrühren möchten. Wenigstens führt die im Ganzen genommen sehr abweichende Auffassung und Darstellung derselben zu dieser Vermuthung. Und ist sie begründet, so müssen wir bedauren, dafs *Gugler* an eine so schlechte Hülfsleistung gerathen ist, ohne welche sein Buch viel eher Eingang gefunden haben würde.

Wir schliefsen die Recension dieser vier Schriften mit der Bemerkung, dafs der Director der Badenschen Ludwigs-Saline zu Dürrheim, Herr *von Althaus*, ein sehr ausführliches Werk über Erdbohrer und artesische Brunnen bald herauszugeben gedenkt. In einem Briefe desselben, welcher in *von Leonhard's* Jahrb. der Mineralogie. 1832. S. 227 abgedruckt ist, werden wir schon ausführlich mit dem Plane bekannt gemacht. Die Salinisten der neuern Zeit, welche mit dem Erdbohrer früher unmöglich Geschienenes ausgeführt haben, sind überhaupt diejenigen, von welchen wir am meisten für die praktische Ausführung der artesischen Brunnen lernen können. Wie viel Nützliches würde uns namentlich der in Bohrarbeiten so erfahrene Hofrath *Glenck* mittheilen können!

Bermannus.

SCHÖNE LITERATUR.

Breslau, b. Leuckart: *Ben David, der Knabenräuber*, oder: *Der Christ und der Jude.* Schauspiel in fünf Aufzügen. Nach *Spindler's* Erzählung „Der Jude" für die Bühne bearbeitet von *Bernhard Neustädt*, Mitglied des Theaters zu Breslau. 1832. VIII u. 163 S. 8. (1 Rthlr.)

Hält es schon schwer, aus einer Novelle ein echtes Drama zu bilden, indem Erzählenhören und Anschauen zweierlei ist, so mufs die Schwierigkeit wachsen, wenn man die Hauptfabel eines so reichhaltigen und episch ausgeführten Romans wie *Spindler's* „Der Jude" zu einem Drama umgestalten will. Hr. *B. Neustädt* hat diese Schwierigkeit mit vielem Geschick im vorliegenden Stücke, an dem wir aber den altfränkischen und schwankenden Titel tadeln, überwunden, wozu ihm, dem Schauspieler, die praktische Kenntnifs des Bühnengerechten sehr zu Gute gekommen ist. Diefs beweiset schon die bühnenverständige Umwandlung der im Romane so äufserst interessanten Judith, der frommen Tochter aus der Mördergrube, in eine stumme Rose, von der es freilich nicht erklärt ist, wie sie, unter solchen Gräueln aufgewachsen, zu einem so frommen Herzen gekommen ist. Dafs der Vf. sich auf dergleichen Motivirung der Charaktere nicht eingelassen hat, zeugt aber gerade von seinem dramatischen Takte, denn wie im Leben das Daseyn eines Charakters seine Möglichkeit beweiset, so auch im Drama, dem Abdrucke des Lebens: in diesem mufs nur das, was geschieht, gehörig motivirt seyn; und in diesem Punkte möchte den Vf. eher ein Vorwurf treffen: die Verhältnisse zwischen Dagobert und Wallrade, ja selbst zwischen Dagobert und Esther im Anfang, treten nicht bestimmt hervor. Dafs Dagobert der *stummen* Rose in der dritten Scene des ersten Aufzuges gebietet, nach ihm in Frankfurt zu *fragen*, wollen wir auf Dagoberts Zerstreutheit in diesem Augenblicke setzen. — Von den aus dem Roman bekannten Personen treten auf: *Herzog Friedrich* — gut und würdig gehalten; *von der Röhn* — in einer ergreifenden und sehr bühnengerechten Scene mit Wallrade und dem Grafen Montfort; *Katharina*, seine Frau — unbedeutend; *Dagobert* — gut gezeichnet; *Wallrade* — roh und widrig, wie im Roman selbst; *Gerhard v. Hülfshofen* — unbedeutend; *Ben David* und *Jochai* — trefflich; *Esther* — freilich nicht Spindlers, der Walter Scott'schen *Rebecca* nachgebildete Esther, sondern eine, die dem Dagobert ziemlich frei und hingebend entgegen kömmt; *Zodick* — sehr gut aufgefafst und durchgeführt. Damit es ein *Schauspiel* werde, hat der Vf. Dagobert und Esther richtig verheirathet, — wogegen wir keinen Einspruch machen wollen. Wir trauen diesem Drama keine unbedeutende Wirkung auf der Bühne zu. Im Dialoge hat der Vf. gröfstentheils den Spindlerschen Ausdruck in Prosa beibehalten, und der ist charakteristisch und gut.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1833.

CHEMIE.

München, Stuttgart und Tübingen, in d. Cotta. Buchh.: *Lehrbuch der Chemie.* Als Leitfaden bei seinen Vorlesungen für die Studirenden an der Universität und zum Selbstunterricht. Von *Heinrich August Vogel*, der Medicin u. Philos. Doct.; Mitgl. d. Königl. baier. Akad. d. Wissensch.; Conservator des chem. Labor. u. ord. Prof. d. Chem. an d. Ludwig-Maximilians-Univ. zu München. *Erster* Band. Mit 4 lith. Taf. 1830. XX u. 544 S. gr. 8. *Zweiter* Band. Mit 2 lith. Taf. 1832. VI u. 814 S. gr. 8. (7 Rthlr. 20 gGr.)

Trotz der grofsen Menge von Lehr- und Handbüchern, welche wir über Chemie, sowohl reine als angewandte, bis jetzt besitzen, erscheinen doch fast jedes Jahr mehrere neue. Die Ursache davon liegt theils in der Eigenthümlichkeit der Wissenschaft, welche im Ausbilden und Fortschreiten begriffen ist und vielleicht ewig bleiben wird, theils in der Eigenthümlichkeit der Verfasser, welche der Hoffnung und des Glaubens sind, etwas Besseres, Vollkommneres als ihre Vorgänger zu liefern. Man kann wohl behaupten, dafs letztere Ursache die vorwaltende ist: bald gefällt die Ordnung nicht, in welcher die Gegenstände zusammengereiht sind, bald die Darstellungsweise, bald der zu grofse oder zu geringe Umfang, den die vorhandenen Bücher haben. Das ist denn auch bei dem vorliegenden Werke der Fall, wie aus der Vorrede hervorgeht: der Vf. „fühlte während seiner Thätigkeit als Lehrer an der Münchner Universität wiederholt und dringend das Bedürfnifs eines Leitfadens zu seinen Vorlesungen (S. X), welche von der philosophischen Fakultät ausgehen, und von Zuhörern aus fast allen Fächern der Wissenschaften besucht werden" (S. XII). Natürlich mufste es also dem Lehrer vorzüglich darum zu thun seyn, seinen Zuhörern zu ihrer Gesammtvorbildung einen allgemeinen Ueberblick der Chemie zu verschaffen, und eben deshalb waren Werke von grofser Ausdehnung und von specieller Richtung als Leitfaden für die Vorlesungen nicht anwendbar. Rec. kann es nicht leugnen, dafs er nach diesen ausgesprochenen Ansichten mit grofsen Erwartungen das Werk durchging. Er hatte sich gefafst gemacht auf eine geistreiche Darstellung der Wissenschaft, welche eben sowohl dem Dilettanten genügen, als auch demjenigen, dem die Chemie zu seinem Geschäfte oder zu seinen ferneren Studien nützlich oder nothwendig ist, als ein solider Boden für das darauf zu Bauende dienen könnte, auf einen klaren und von einem hohen Standpunkte aus genommenen Ueberblick der Hauptlehren der Chemie, auf eine sorgfältige Auswahl des an und für sich langweiligen Details, noch durch lehrreiche Zusammenstellungen und piquante Verknüpfungen Interesse erregend; kurz, Rec. hatte sich im Voraus gefreut, etwa ein Bild von den anziehenden Vorlesungen, wie sie von einigen pariser Chemikern gehalten werden sollen, zu bekommen. Wie weit diese Hoffnungen erfüllt worden sind, wird man aus dem Folgenden ersehen.

Die streng systematische Anordnung der Gegenstände, sowohl die *Gmelin*'sche als die *Thenard*sche für den Vortrag unpassend findend, wovon auch Rec. im Ganzen überzeugt ist, hat der Vf. geglaubt, „eine Mittelstrafse einschlagen zu müssen, indem er die Verbindungen mehr nach ihren Haupteigenschaften zusammenstellte, ohne dabei auf den Grundstoff eines jeden, welcher ihnen nur selten ein Hauptmerkmal ertheilt, besondere Rücksicht zu nehmen" (S. XIII). Rec. glaubt, was er schon früher in diesen Blättern ausgesprochen hat, dafs man zwar über die befolgte Ordnung in der speciellen Chemie mit dem Vf. nicht rechten, aber Consequenz des angenommenen Princips fordern könne. Warum wurde also dann die Ameisensäure von den vegetabilischen Säuren getrennt, und namentlich von der Essigsäure, mit welcher sie nach dem Vf. selbst (II. 696) viele Aehnlichkeit hat? Wie darf man nach den vom Vf. ausgesprochenen Grundsätzen Allantoïssäure, Ameisensäure, Fettsäure, Blau- und Cyansäure zusammenstellen? und den Harnzucker vom vegetabilischen Zucker trennen und erst beim Harne betrachten? und eben so beim Pikromel und dem Milchzucker. Ohne weiter die Beispiele gleicher Inconsequenzen zu häufen, so kann man mit Recht fragen, warum, wenn die *Verbindungen*, nicht auch die einfachen Stoffe nach ihren Haupteigenschaften zusammengestellt wurden? So sind Brom und Jodine von der Chlorine getrennt, die Flufssäure zwischen den Oxyden des Schwefels und der Chlorine betrachtet; das Silicium eröffnet die Reihe der sogenannten Erden, und ist von Boron und Kohle geschieden; bei den Metallen ist das Arsen durch fünf andere Metalle von dem ihm so ähnlichen Antimon, das Tantal vom Scheel und Titan, welches letzteres zwischen Ni und Lo aufgeführt ist, das Vanad vom Chrom, das Osmium vom Gold und diese beiden wieder sehr weit vom Tellur, das Silber von Cu, Hg und Pd getrennt. Kurz, an eine Zusammenstellung nach irgend *einer* Haupteigenschaft, geschweige denn nach einem allge-

gemeinen Bilde oder einem Complexe der Eigenschaften der Elemente ist nicht zu denken. Nur die Alkalien, die sogenannten alkalischen Erden und eigentlichen Erden sind unter dem allgemeinen Titel der *Salzbasen* (als wenn es sonst keine weiteren gäbe) vereinigt. Aber warum schleppen wir denn aus dem vorigen Jahrhunderte noch den Begriff von *Erde* wie einen alten Aberglauben mit uns herum? Derselbe ist bei vorurtheilsfreier Betrachtung für die jetzige Zeit unhaltbar geworden, wie schon aus der Verschiedenheit und Unbestimmtheit der Meinungen darüber hervorzugehen scheint. Der Vf. giebt als allgemeine Merkmale der Erden an (I. 317): weifse Farbe, Unveränderlichkeit und Unschmelzbarkeit beim Feuer unserer Windöfen, Geschmacklosigkeit, Unlöslichkeit im Wasser und Spec. Gew. bis 4,0. *L. Gmelin* sieht von der Farbe ab, und setzt die Grenze des Sp. Gew. auf 5,0. *Berzelius* nimmt die Kieselsäure aus der Klasse der Erden, äufsert sich aber übrigens nicht bestimmt über den Begriff derselben. Nimmt man die Bestimmungen des Vfs an, so ist wenigstens die Titansäure noch unter die Erden zu rechnen; denn sie hat den willkürlichen Census der Eigenschaften, bis auf das Spec. Gew., welches jedoch nur um 0,25 die Bestimmung übersteigt. Thut man diefs aber, so ist es natürlich, die Tantalsäure auszuschliefsen, da diese so ungemeine Aehnlichkeit mit der Titansäure hat. An letztere schliefst sich aber eben so fest Scheelsäure und Zinnoxyd; wo will man nun den Sack mit Erden zuschnüren? — Die Kieselsäure unter die Salzbasen zu rechnen, wie der Vf. gethan hat, ist bei den ausgebildeten Ansichten unserer Zeit unpassend. Es herrscht also ziemlich viel Willkür und zwar nicht allein in der höhern Anordnung, sondern auch bei der Behandlung der einzelnen Unterabtheilungen. So z. B. bei den Salzen. Bei den schwefelsauern Salzen sind die Basen nach folgender Ordnung aufgeführt: Ba, Sr, Ka, Na, Li, H^3N, Ca, Mg, Al, Zr, Be, Y; bei den salpetersauren Salzen wird Ba und Sr zwischen H^3N und Ca aufgeführt; bei den phosphorsauren haben Ba und Sr mit dem Ca ihre Stellen gewechselt, und so ist fast bei jedem andern Salze eine andre Ordnung gewählt. Ferner: der Betrachtung der Sulfate im Speciellen sind ihre Merkmale im Allgemeinen vorausgeschickt; aber es wird unter jedem einzelnen Sulfat auch unmittelbar das unterschwefelsaure, schweflig- und unterschweflichsaure Salz derselben Base betrachtet, als wenn auf diese auch die für die Sulfate angegebenen allgemeinen Kennzeichen pafsten, oder jene Salze blofse Abarten der Sulfate wären. Nur für die schwefligsauren Salze finden wir die allgemeinen Merkmale, jedoch unmittelbar dem schwefligsaurem Baryt vorausgeschickt, also mit ganz speciellen Gegenständen vermengt. Unter den salpetersauren Salzen wird blos beim Ammoniak das salpetrigsaure Salz mit angeführt; 3 Seiten später (421) folgt das Allgemeine über die Nitrite, ohne der übrigen Salze Erwähnung zu thun.

Von Stöchiometrie wird der Anfänger aus diesem Buche nicht leicht einen klaren Begriff bekommen. Der Ausdruck *Atom* wird gebraucht, aber dazu werden die *Gmelin*'schen M. G. benutzt. Die Unterschwefelsäure wird zusammengesetzt betrachtet aus $S + 2\frac{1}{2}O$ und die unterschweflige Säure aus $S + O$, die Oxalsäure aber aus $2C + 3O$. Nach S. 252 soll der Phosphor der Salpetersäure 3 At. O entziehen, um Phosphorsäure, aus $P + 2\frac{1}{2}O$ bestehend, zu bilden. Das einfach kohlensaure Kali, Natron und Ammoniak werden basische Salze genannt, und die Auflösung von $CaO + CO^2$ in kohlensaurem Wasser ein neutrales Salz! Nirgends ist Gebrauch von den Zeichen gemacht worden, daher auch die Erklärung der Processe im Allgemeinen sehr weitläufig ausgefallen. So nimmt S. 249 die Erklärung, wie NO entsteht, zum Theil durch ganz unnöthiges Anführen der numerischen Verhältnisse wenigstens eine halbe Seite ein, was mit einer einzigen Zeile dargestellt ist:

$$H^3N + NO^5 = 3HO, 2NO.$$

Uebrigens findet sich die Darstellung der stöchiometrischen Gesetze im dritten Abschnitte neben atmosphärischer Luft und Wasser, nachdem schon im zweiten Abschnitte an sehr vielen Orten die stöchiometrische Zusammensetzung der Verbindungen angegeben worden ist. — Die Lehre von der Verbrennung, welche etwa eine Seite einnimmt, wird nach herkömmlicher Weise blos auf den Sauerstoff angewandt, und dieser den übrigen, verbrennlichen, Körpern entgegengesetzt. — Ueber die Salze finden sich nur die älteren Begriffe, und bei ihrer Betrachtung im Allgemeinen ist das Nothwendige von der Krystallographie angebracht, gerade als wenn nur Salze krystallisirende Körper wären! — Fluorsilicium wird als Salz aufgeführt. — Die vorgetragene Theorie der Aetherbildung ist unklar und pafst nicht auf alle vorkommende Fälle.

Aber es sind auch viele Einzelnheiten geradezu falsch. S. 26 wird Sir *Humphry Davy* mit der Bürde einer ganz unphilosophischen Idee belastet: *Davy* ist nie der Meinung gewesen, die Ursache der *Affinität* sey Electricität, in dem Sinne, wie es namentlich *Berzelius* behauptet hat; beider Meinungen sind ihrem Wesen nach himmelweit von einander unterschieden. Da *Davy* sich an mehreren Orten sehr nachdrücklich gegen diese ihm zugeschriebene Meinung verwahrt, so geht daraus hervor, wie wenig die Schriften dieses grofsen Philosophen gelesen werden. — Eben so soll *Berzelius* die untersalpetrige Säure (d. h. NO^3) bezweifelt haben: im Gegentheil wird sie von diesem Chemiker in Schutz genommen, dafür aber aus triftigen Gründen die salpetrige Säure der Franzosen (NO^4) als eigenthümliche Säure verworfen. — Die Einfachheit der Chlorine wurde zuerst von *Davy* ausführlich erwiesen; *Gay-Lussac* und *Thenard* haben zwar vorher schon die Idee ausgesprochen, aber gleichsam nur mit zwei Worten und ohne die Absicht zu zeigen, sie im Ernste verthei-

theidigen zu wollen. Nach S. 129 soll, „wenn man den Phosphor in verschiedenen Gasarten oder Flüssigkeiten den Sonnenstrahlen aussetzt," rothes Oxyd entstehen. Nach S. 137 soll Schwefel in Substanz im Urin und in der Galle vorkommen. Nach S. 145 wird ganz allgemein gesagt, das Selen finde sich „in der deutschen Schwefelsäure". S. 177 heifst es: „100 Luft enthalten 0,0567 kohlensaures Gas, oder 1000 Luft etwa $\frac{1}{1700}$"; hier ist wohl ein Druckfehler und soll heifsen: die Luft (nicht 1000 Luft) enthält etwa $\frac{1}{1800}$. — Dafs das Volumen unverändert bleibt, wenn man N und ½ O vermischt, ist kein Beweis, dafs sich die Gase nicht chemisch verbinden. — Von ihrer chemischen Zusammensetzung hängt es nicht ab, ob eine Flüssigkeit verdampfe oder nicht, wie S. 193 behauptet wird. — Die „alkalischen Basen" sind in Mineralwässern auch an Kohlensäure gebunden; diefs ist jedoch S. 200 verschwiegen, trotz dem, dafs es beim Kalk und der Magnesia angeführt wird. — Nach S. 379 sollen die mehrsten neutralen Sulfate (alkal. und *erdiger* Basis) durch ein anhaltendes Glühen keine Veränderung erleiden. — Der Datholit (Datolith!) wird S. 441 als bors. Kalk und das Chlorkalium, Chlornatrium u. s. w. werden unter der Ueberschrift „Hydrochlorate" (S. 464) aufgeführt. — Alle trocknen Schwefelverbindungen sollen nach S. 487 (ohne Angabe, ob in freier Luft oder in verschlossenen Gefäfsen) bei einer sehr hohen Temperatur zersetzt werden, der Schwefel sich verflüchtigen und die Basis zurückbleiben; das wäre ja eine sehr leichte Methode, Kalium, Natrium u. s. w. darzustellen! — Das Salicin und Populin werden unter den basischen Stoffen des Pflanzenreichs aufgeführt. —

Rec. will über andre Fehler und Ungleichmäfsigkeiten, Eigenthümlichkeiten des Ausdrucks, der Nomenclatur und der Ansichten des Vfs hinweggehen; nur zwei Punkte kann er nicht unerwähnt lassen. Zuerst die im I. Bande 5½ Seite einnehmende Tabelle der berechneten Reduktionen der Fahrenheitschen Grade auf Celsius und Reaumur. Die Berechnung ist ganz *unnöthig* bis auf die zweite Decimale ausgeführt; *denn* ohne Nonius sind ja an einem gewöhnlichen Quecksilberthermometer die Zehntel nicht mehr ablesbar. Viel praktischer ist es, die in gleicher Länge ausgeführten Scalen, wie sie an Thermometern ungefähr sich wirklich vorfinden, unmittelbar neben einander zu legen; der Fehler, den man hier beim Abschätzen gleicher Grade begeht, und der sich vielleicht auf ein oder mehre Zehntel erstrecken mag, wird vollkommen durch die ursprünglichen Beobachtungsfehler compensirt. Und dann kann Rec. seine Verwunderung über die Anhänge an beiden Bänden nicht unterdrücken; diese haben die Ueberschrift: „Allgemeiner Ueberblick der vorkommenden Gegenstände, welche für die Vorlesungen an die Tafel geschrieben werden". Entweder war das Buch als Leitfaden zu den Vorlesungen, oder der Abdruck der Dinge, die der Vf. bei seinen Vorlesungen an die Tafel anzuschreiben für gut findet, unnöthig. Der allgemeine Ueberblick, der zum Isten Bande 24, zum IIten aber nur 4 Seiten einnimmt, enthält nämlich durchaus nicht die allgemeinen Grundzüge der Ordnung, welche der Vf. befolgen will, nicht etwa häufig vorkommende Zahlen und Verhältnisse, oder sonst Gegenstände, welche dem Gedächtnifs fest imprimirt werden müssen, sondern Analysen, Recepte, u. dgl., welche im Texte sehr gut ihren Platz finden konnten.

Rec. bedauert aufrichtig, an diesem Werke so viel Tadelnswerthes gefunden zu haben, um so mehr, da er offen bekennt, durch den Ruf des Vfs im Voraus dafür eingenommen gewesen zu seyn. Und wenn er auch alles hier Angeführte hätte übergehen wollen, so wäre er doch in der unangenehmen Nothwendigkeit gewesen, bemerklich zu machen, dafs dieses Werk nicht geeignet ist, jungen Leuten zu ihrer *Gesammt*ausbildung einen allgemeinen Ueberblick der Chemie zu gewähren, weil darin zuviel von Anwendungen, und besonders auf Medicin Notiz genommen wird, unter den Synonymen sogar vorzugsweise *ältere* pharmaceutische Namen sich vorfinden.

Druck und Papier, so wie die lithographischen Tafeln, sind gut.

D. O. B. Kühn.

SCHÖNE LITERATUR.

Leipzig, b. Leo: *Faustus*, ein Gedicht von *Ludw. Bechstein.* 1833. Mit Kupfern. 195 S. 4. (3 Rthlr.)

Nachdem *Faust's* Geschichte so oft dramatisch behandelt worden, konnte eine epische Auffassung derselben eine neue Anschauung dieses unsterblichen Thema's darzubieten scheinen. Nur fragt sich, ob nicht in dem Stoffe selbst eine unmittelbare Anlage sey, welche ihn bei weitem mehr für die dramatische, als für die epische Gestaltung eigene. *Widmann's* weitschweifige Erzählung, der schlichte Ton des Volksbuches und *Klingers* Faust sind die einzigen uns bekannten prosaischen Darstellungen. Indessen wollen wir einmal von der Majorität der dramatischen Behandlung von dem Puppenspiel an, durch *Marlow*, Maler *Müller*, *Göthe*, *Schenk*, *Klingemann*, *Holtei* u. A. hindurch bis auf *Grabbe's* Faust und Don Juan absehen; es könnte in der geschichtlichen Entwickelung der Poesie das Gesetz enthalten seyn, dafs ein Stoff, der ursprünglich episch war, in die dramatische Form überginge, und nachdem er in derselben sich vollendet, noch einmal in höherer Verklärung zur epischen Form sich erhöbe; allein ohne dafs der Stoff selbst

zur

zur epischen Breite sich hinneigte, werden wir diesen Gang nicht finden. Er ist da z. B. in der Sage des Fortunatus; diese wurde schon im sechszehnten Jahrhunderte dramatisirt; *Tieck* erhob sie in dieser Gestalt auf den Gipfel der Vollendung; *Uhland* hat eine epische Gestaltung in der heiteren Weise des Ariosto'schen Tons begonnen. Dafs die Geschichte des Faust in *Göthe's* Bearbeitung die Vollendung erreicht habe, ist wohl kein Zweifel mehr. Herr *Beckstein* hat zum Volksbuche zurückkehren müssen, um Beziehungen vor sich zu haben, welche noch nicht von Anderen ergriffen und erschöpft wären. Er hat daher vorzüglich die *Schwänke* zum Gegenstande erwählt, welche das Volksbuch von dem grofsen Zauberer erzählt, der bald artig und galant, wie gegen die Gräfin von Anhalt, bald burschikos, wie in Auerbachs Keller, bald mit phantastischer Pracht, wie bei dem Kaiser Maximilian, sich geberdete. Es wäre nun gegen eine Ausführung dieses Stoffes nichts zu sagen, wenn sie malerisch, individuell vollbracht wäre, wie dies z. B. von *Marlow* geschehen ist, der alle diese Späfse behandelt und doch den strengen, finsteren Geist der Sage festhält. Allein der Vf. hat aus Faust einen *sentimentalen* Träumer gemacht, der in Schwermuth versunken, eine kraftlose Sehnsucht nach Wissenschaft, Genufs und Ruhm hegt; es ist so gar kein Zusammenhalt der einzelnen Begebenheiten in diesem unbestimmten Charakter, dafs sie, jede für sich, selbstständig erscheinen und Faust nur das äufsere Band ist, welches der Dichter um sie herumgewunden hat.

Worin sich der Mangel an poetischer Individualisirung besonders kund giebt, ist der Hang des Vfs zu *allegorischen* Figuren. Wenn die Allegorie wirkliche Allegorie ist, so hat sie ihre vollkommene Berechtigung in der Kunst; wenn aber das Allegorische die Ohnmacht des Dichters verräth, mit frischer Lebendigkeit das unmittelbare und wirkliche Daseyn zu schildern, so wird es lästig. Im Epischen können wohl Götter, Teufel und Engel auftreten; allegorische Personen aber verschwimmen in das Nebulose; die Personification des Begriffs ist darin einem untergeordneten Standpunkt angehörig, welchen die europäische Kunst während des Mittelalters in zahllosen und weitschweifigen Allegorieen überwunden hat. Unsere Kunst fordert die Darstellung der Idee in der Wirklichkeit; schon eine Marquis Posa ist ihr zu flach und allgemein, zu wenig ein wahrer Mensch, nur die geistreiche Repräsentation der Menschheit. Für sich mag nun das Allegorische noch bestehen; aber so, wie es in der Henriade, oder als Reue, Furcht, Gewissen, Schwermuth u. dgl. wie bei unserm Vf. auftritt, wird es trocken und ungeniefsbar.

Hr. *Beckstein* hat die Faust'sche Sage, was wir ihm auch schon früher in Bezug auf die Heimonskinder und den Todtentanz vorwarfen, nicht tief genug genommen; er hat sich an die äufseren Contraste, Einsamkeit und Weltgewühl, Unschuld und Verdammnifs, Liebe und sinnliche Lust u. s. f. gehalten, ohne uns die innere Entzweiung dieser Zustände zu entfalten. Als epischer Dichter konnte er das freilich nicht in dem Maafse, als der dramatische; indem er aber mehr die *Erscheinung* malte, mufste er doch den Zusammenhang der einzelnen Momente, genauer als von ihm geschehen, begründen, und das Eigenthümliche einer jeden Situation localer, sinnlicher, bestimmter veranschaulichen; Faust mufste in trüben, verzweifelnden Augenblicken nicht blos die Stirn schlagen u. s. w. Der Vf. kann sehr leicht täuschen, indem jeder *einzelne* Vers, jede *einzelne* Strophe, selbst *einzelne* Romanzen, befriedigend dünken; jedoch im *Ganzen* angesehen, verschwindet dieser Schimmer, der durch das Blühende der Diction und Klingende des Metrums über das Einzelne hingegossen wird, z. B. S. 44:

„Hoch Faustus! Hoch! Er lebe!" so schallts im hellen Saal
Vom Munde froher Zecher, Pokal klingt an Pokal;
Gewandte Diener fliegen, den Elfen gleich, umher;
Süfs rauscht von holden Klängen ein unsichtbares Meer.

So schön solche Einzelheiten sind, so ist doch in keiner etwas enthalten, das zu einem längeren Verweilen stimmte, weil sie immer zu allgemein und gewöhnlich ausfallen. Man kann sich kein getreueres Bild von dieser äufserlich blendenden Poesie machen, als die hinzugefügten *Kupfer* geben. Diese sind recht sauber und scharf gestochen; aber in der Zeichnung ist immer etwas Verfehltes, bald in den Gliedern, bald im Gesicht. Das Charakteristische des Momentes ist schwer zu enträthseln, weil die Bestimmtheit des Affectes mangelt; die Gestalten haben sämmtlich das Ansehen, nach Modellpuppen gefertigt zu seyn; welche Mifsgestalt ist der die Helena um Liebe bittende Faust, wie *gemacht* erscheint das Entsetzen auf den Gesichtern bei Prästigiar, wie philisterhaft der von Helena, einer leblosen Statue, scheidende Faust und so durchgehends! Dagegen ist auf das Beiwerk, auf die Ausschmückung der umgebenden Scenerie eine übertriebene Sorgfalt verwandt, wodurch der Eindruck der Hauptgestalten, die Auffassung des individuell Hervorspringenden vollends verlöscht wird.

Karl Rosenkranz.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1833.

GÄRTNEREI.

Stuttgart u. Tübingen, b. Cotta: *Neues Handbuch des verständigen Gärtners*, oder *neue Umarbeitung des Taschenbuchs des verständigen Gärtners* von 1824. — Aus dem Französischen des Almanach du bon jardinier von 1825 bis 1828 frei übersetzt und aus eigenen und fremden Erfahrungen ansehnlich vermehrt von *J. F. Lippold*, Prof. der alten und neuen Sprachen, so wie der Geschichte und Naturgeschichte in Paris u. s. w. Nebst bedeutenden Zusätzen und Verbesserungen, mitgetheilt von den Gebrüdern *Baumann* x. *Soulange Bodin* x. *Geoffroy* x. *Erster* Band. Mit 65 lithographirten Zeichnungen und 3 grofsen Tabellen. 1831. VIII u. 776 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Sich erst selbst in diesem wirklich üppig gehäuften Gemisch von Sachen zu orientiren, um dem Publicum eine Ansicht davon zu geben, das ist keine leichte Sache. Mit blofsem Durchblättern und Ueberlesen der Haupt- und tausenderlei Nebensachen ist's nicht gethan; denn welches auch sehr starke Gedächtnifs möchte den hier in einem wunderlichen Gemenge aufgestapelten Vorrath festhalten und sich endlich systematisch denken! Alle Unterstützungsmittel einer Uebersicht entbehrt dieses Werk ganz: da ist keine Inhaltsanzeige; da sind keine Ueberschriften auf den Blattseiten, sondern diese breit genug leer gelassen; da ist kein Register, sondern eine 54 Seiten lange Erklärung der Zeichnungen macht den Beschlufs, und wenn erst späterhin, vielleicht am 2ten oder gar 3ten Bande ein Register beigefügt werden sollte, so möchte es leicht kommen, dafs, wenn alles, wie billig da eingetragen wird, man sich im grofsen Reichthum von Gegenständen verirrte. Zu diesen Klagen über den sonst in Praxi, d. h. hier in Beischaffung von einem Schwall von vielen vielleicht interessanten Materialien, verständigen Gärtner, fand sich Rec. bei Durchgehung des Buchs nur zu oft veranlafst und glaubt, sie gleich im Eingange dieser Anzeige nicht unterdrücken zu dürfen, damit ihm nicht Jemand, der die Schrift gebrauchen will, den Vorwurf mache, als habe er einen wesentlichen Mangel derselben verschwiegen. Rec. hat also, um in der regellosen Ordnung Umsicht zu gewinnen, sich entschliefsen müssen, ein Inhaltsverzeichnifs zu fertigen, das, weil fast unter allen so scheinenden Hauptrubriken eine Menge ebenfalls bunt unter einander geworfener Nebenrubriken vorkommen, bedeutend ausgedehnt worden ist; er mag nun aber, nachdem er bei der Unterstellung der Sachen auch mit aller Genauigkeit verfahren ist, diese Inhalts-Specification überblicken wie er will, es bleibt das Gerippe ein Chaos, in welchem die Materialien zu einem leidlichen Gebäude durch einander geworfen liegen, dem aber nur durch einen an Symmetrie gewöhnten Architect eine Gestalt gegeben werden kann.

Mit diesem eben Gesagten contrastirt nun freilich sehr, was der Vf. gleich im Anfange seiner Vorrede — begeistert wie Horaz, als er sein *exegi monumentum* sang — freudig niederschrieb: „Eine 2te Ausgabe von einem anerkannt nützlichen Werke bedarf keiner Entschuldigung mehr, zumal wenn sie nicht blos Abdruck der ersten Auflage, sondern gänzliche Umarbeitung genannt zu werden verdient. Diefs ist der Fall mit dem vorliegenden Werke. Darum glaubt der Uebersetzer nur einige kurze Winke über den Plan des Buchs geben zu müssen."

Also nach einem veränderten Plane ist dieses Buch jetzt dem deutschen Publicum gegeben worden? — Möchte es dieser Veränderung Beifall zuwinken! Aber gewifs werden Viele mit Rec. einem bunten Durcheinanderwurfe Planmäfsigkeit absprechen; denn hier ist das *Varietas delectat*, wirklich überboten.

Zur Ansicht wollen wir nur einige Hauptüberschriften hierher setzen. S. 1. Gartenbaugesellschaften. S. 3. Neuigkeiten die Gärtnerei insbesondere und den Landbau überhaupt betreffend. S. 11. Nekrologie des Gartenbaues (sind 2 Sterbefälle französischer Gelehrten). S. 13. *Noisette's* neue aus England mitgebrachte Pflanzen; S. 32. Gartenneuigkeiten vom Jahre 1826; S. 35. Merkwürdigkeiten aus dem Gebiete der Kunstgärtnerei. S. 40. Neue Entdeckungen und Erfindungen im Gebiete der Gärtnerei; S. 54. Oeffentliche Ausstellungen der Kunstgärtnerei in den Niederlanden; S. 56. Seit 1825 in Frankreich im Handel eingeführte Zierpflanzen durch *Cels*, *Noisette*, *Lemon*. S. 59. Anbau der Trüffeln. S. 61. Gartenneuigkeiten vom Jahre 1827; S. 82. dergleichen nach der Ausgabe v. J. 1828, und unter dieser Rubrik kommt mit vor die weifse Weide zu Bauholz; Aepfel den Winter über aufzubewahren; u. s. w. und unter allen den eben gedachten Rubriken kommt noch gar vieles Heterogene vor, was nur ein ganz eigener Combinationsgeist dahin stellen konnte.

Das Werk ist ursprünglich ein Journal, und der Uebersetzer hat, wie er in der Vorrede sagt, in die Jahr-

Jahrgänge desselben Einschaltungen gemacht „aus den reichen Fundgruben öffentlicher und Privatbibliotheken von Paris, dieser Welthauptstadt und vorzugsweise aus dem Erfahrungsschatze praktischer Handelsgärtner." Das Werk wurde also als Garten-Quodlibet geboren, und der Uebersetzer hat die Buntfarbigkeit noch vermehren zu müssen geglaubt. Dafs übrigens auf den 721 Seiten vieles Wissenswerthe stehen möge, läfst sich denken; Rec. hebt einiges aus, zürnt aber mit dem Vf. nicht, wenn dieser meint, es seyen in seinem Chaos schönere Perlen zu finden.

Eine wohl nützliche Erfindung ist S. 40 Sauerwein von unreifen Trauben, Citronen, Johannis- und Berberisbeeren und ähnlichen sauern Früchten mittelst der Gährung sehr leicht zu bereiten und ihn als erfrischendes Getränk zu gebrauchen. S. 43 f. über die Vortheile die Saamen vor der Aussaat keimen zu lassen und über die Beförderung des schnellen Keimens, so wie S. 44 der Rath, dafs man Erbsen, Linsen und Bohnen vor dem Kochen keimen lasse, indem sich dadurch ein Zuckerstoff entwickelt, welcher diesen Gemüfsen mehr Schmackhaftigkeit giebt, und so soll es in der Vorzeit üblich gewesen seyn. S. 60. Die Zustimmung, die der Vf. der Abhandlung des Hn. *Bönholz* über den Anbau der Trüffeln giebt, indem er sagt: die Trüffel werde wohl nicht mit Unrecht für ein Mittelding zwischen Pflanze und Thier gehalten und dafs sie sich in der für sie geeigneten Erdart wie die Eingeweide- und andere Würmer im thierischen Körper bilde, ist wohl nicht zu billigen; so wie er denn auch das ganze sonderbare Recept zum Trüffelbau auf Gartenbeeten, selbst unhaltbar findet. S. 168 die Dahlien sollen ein gesundes Futterkraut für Schweine, Schafe, Kühe und Dammhirsche seyn, getrocknet auch von Ziegen und Lämmern begierig gefressen werden; das Verfahren über ihren Anbau zu Grünfutter steht schwankend da, so wie auch S. 171 das Mittel zur Vergröfserung der Artischocken. — S. 172—205. Alles was Hr. *Poiteau* auf seiner Reise nach Belgien im Jahre 1828 in den dortigen Gärten und Ausstellungen gesehen hat, würde allenfalls, nebst dergleichen noch oft vorkommenden Berichten aus dem Auslande in einem Abschnitte: Geschichte der Gärtnerei, zusammengestellt, aber sehr abgekürzt, mehr Effect machen als in den breiten und buntfarbigen Mittheilungen, welche nebst den oft weitläuftigen Andeutungen, was in mehreren Handelsgärten Seltenes zu haben war, und zwar bis 1830 dem Interesse nur Eintrag thun.

S. 217 — 368 ist ein wohl zu umfassender Garten-Kalender und es fragt sich, ob der Vf., wie er in der Ueberschrift sagt: den Dank seiner Leser verdienen werde, indem er, statt *v. Essen's* deutschen Gartenkalender, der von ihm 1824 in diesem Gartenbuche erschien, jetzt einen nun schon etwas veralteten Gartenkalender hat abdrucken lassen, und damit das: „*Prüfet alles, behaltet das Beste*", nun in Ordnung sey. Dem Tafelkalender von *Ridgway* hingegen können wir unsern Beifall nicht versagen. — Die nun S. 369 — 406 folgenden allgemeinen Grundsätze der Gärtnerei enthalten schwerlich für den gröfsten Theil des Publicums etwas Anziehendes; sie verbreiten sich über Erd- und Bodenarten, ihre Analyse, 2 Angaben der Bestandtheile der Normalerde von *Clamart* und der Heiderde von Mendon bei Paris; über Dünger, Compost, die verschiedenen Wasserarten; über Begiefsen, Einflufs der Atmosphäre auf die Vegetation; über Landbau und zwar Rigolen, Umhacken, und nur mit Fingerzeigen auf Rühren, Jäten, Felgen — und dann macht den Beschlufs die Angabe und Beschreibung von einer Menge Gartenwerkzeuge, dergleichen schon in dem Vorhergehenden im Ueberflufs aufgeführet worden, welches Unternehmen fast zu raumverschwendend scheint.

S. 407 — 506 sind die ersten Grundzüge der Botanik abgehandelt. In dieser Reihefolge und so versteckt zwischen Garteninstrumenten und Gartenneuigkeiten dürfte wohl schwerlich Jemand diesen Artikel vermuthen. Um die Beschaffenheit der Pflanzen, die in gröfsern oder kleinern Partien in diesem Werke schon namhaft gemacht worden waren, kennen zu lernen — mufste der verständige Gärtner wohl nothwendig diesen Abschnitt, wenn er ja sich nicht entschliefsen konnte ihn zu unterdrücken, sondern sich gedrungen fühlte, das in den botanischen Handbüchern 100 Mal Gesagte auch hier in grofser Ausdehnung mitzutheilen, gleich zu Anfang des Werks setzen. Der Inhalt umfafst 7 Kapitel: Organe der Ernährung, der Fortpflanzung, Blüthezeit, die Frucht, der Saamen, einige Nebenmerkmale, und ganz kurz der Wohnort der Gewächse, mit einer Menge Unterabtheilungen. Neues haben wir darin nicht gefunden. Am Schlusse dieser Abhandlung steht die Bemerkung: „Als Anhang zu dieser gedrängten (?) Uebersicht der Pflanzenphysiologie und ihrer botanischen Kunstsprache lassen wir nun hier noch die Systeme *Tournefort's*, *Linnee's*, *Thunberg's*, *Jussieu's* und *De Candolle's* und zwar in tabellarischer Form folgen." — Sie sind auf grofse Bogen gedruckt und gewähren eine leichte Uebersicht; dann folgt wieder von S. 507 — 721 ein Auszug aus den Gartenneuigkeiten des Originals für 1830. Dieses ist nun das allerbunteste Gemisch, und ein wahres Quodlibet von verschiedenem Interesse. S. 505 f. sind Beispiele von der Keimkraft mancher Saamen angeführt: *Miniosa pudica* keimte noch nach 60 Jahren; der Saame einer Hülsenfrucht aus *Tournefort's* Herbarium ging noch nach 100 Jahren auf; spanische Melonenkerne keimten noch nach 37 Jahren, und 23jährige Saamen der *Alcea rosea* gaben noch schöne Pflanzen; *Theodor von Saussure* liefs Weizenkörner keimen, rifs sie dann aus und trocknete sie, zum 2ten Mal darauf gepflanzt keimten sie von neuem und wuchsen wie anderes Getreide auf; auch Gerste und Roggen besitzen diese ungeheure Lebenskraft. — S. 510. Dr. *Murray* entdeckte, dafs das Fleisch (*parenchyma*) des weifsen Maulbeerbaums

baums aus einem, der chinesischen Seide ähnlichen Gewebe bestehe und meint, die Seide sey eigentlich ein Pflanzenproduct, welches durch die mechanische Einwirkung der Spinnwerkzeuge der Seidenraupen neu verarbeitet und zu Fäden ausgebildet werde. Bricht man 2 — 3jährige Aeste ab, so kann man dieses Gewebe leicht unterscheiden. Ist eine etwas gewagte Hypothese.

S. 512. Die Befruchtungsfähigkeit des Saamenstaubes mehrerer Pflanzen einer und derselben Art ist sehr verschieden; bey einigen währt sie nur 2 bis 3, bey andern 10 — 12 Tage. Mit dem in einer Papierdute trocken gemachten Saamenstaube von *Paeonia sibirica* befruchtete *Lemon* noch nach 16 Tagen die *Paeonia chinensis* vollkommen. Ein wirkliches Paradoxon. — S. 513 — 520 kommen Erdarten und Düngemittel und zuletzt die Bemerkung: die Kartoffel ist bey ihrem Wachsthum nicht gleichgültig gegen Sand, aus einer Tiefe von 10 Fuſs gegraben, sie wuchs darauf freudig und brachte groſse Knollen; übrigens wuchs auf diesem Sande kein Gras noch Kraut. — S. 541 f. neue Rosenarten, 548 Azaleen; S. 564 ist der Pomeranzenbaum von Otahiti *Citrus Lumia Otaitensis* ausführlich beschrieben; S. 567 bis 582 seltene Sorten von Pflanzen, Bäumen, Obstarten, Gemüſse und ökonomische Gewächse; S. 583 bis 590. Ausstellung Florens und der Gartenkunst zu Brüssel, Gent, Antwerpen u. s. w.

Es folgt nun eine Rubrik Vermischtes oder Garten-Allerley, wovon ein groſser Theil sich auf erschienene Schriften bezieht, welche aber manches Interessante enthält; wir wollen nur Einiges davon anführen. S. 591 f. Aussaat englischer Dahlien. S. 594. Notiz über die Monatsrosen; S. 597. Beginn und Fortschritte der Gärtnerei in Baiern; S. 602. Vegetabilisches Wachs von *Myrica pensylvanica*; von einer Anpflanzung dieses Strauchs auf 1 Morgen Sumpfland würde man jährlich 455 Pfund Wachs erhalten können; S. 617 f. Vermehrung der Gewächse durch Saamen und die verschiedenen Arten des Säens; durch Wurzelsprossen und besonders S. 629 ff. durch Stecklinge; S. 636 — 662 durch Pfropfen und die verschiedenen Methoden desselben, darunter auch die des krautartigen Pfropfens. S. 662 bis 682 Erziehung der Pflanzen, dabey hauptsächlich über den Baumschnitt. S. 682 — 704. Schutzmittel zur Erhaltung der Gewächse: Beete, Zäune, Strohdecken u. s. w. besonders Mistbeete und ihre Anlegung, Gewächshäuser und die verschiedenen Arten derselben. S. 704 — 407 Krankheiten der Pflanzen. S. 707 — 721 Mittel gegen schädliche Insekten; dergleichen schon in dem Vorhergehenden mehrere untermischt gegeben sind. Den Schluſs des Werks macht von S. 722 — 776 die Erklärung der Abbildungen.

Rec. kann es nicht über sich gewinnen, in diesem Werke ein dem (deutschen) Publicum mitgetheiltes so allgemein nützliches Geschenk zu erkennen; auch dahin nicht einstimmen, was der Vf. in der Vorrede äuſsert: „daſs dieses Werk *systematischer* (?) geworden sey, als das Taschenbuch"; dieses liegt zwar Rec. nicht vor; aber er kann kaum glauben, daſs solches rücksichtlich einer verunglückten systematischen Anordnung den verständigen Gärtner überbiete. Auch rühmt der Vf. unter vielen andern noch in seiner Vorrede: „daſs den Hausmüttern besonders alles das Neue wichtig seyn würde, was über die Benutzung des Obstes gesagt sey, da — die Franzosen es im Einmachen der Früchte auſserordentlich weit gebracht hätten." Von dieser Benutzung und Einmachung des Obstes werden aber die deutschen Frauen in diesem dicken Werke herzlich wenig finden, und wenn sie sich müde geblättert haben, mit Rec. glauben, es habe sich diese Rubrik in die Papiere des Vfs verloren, oder sei in seiner Feder stecken geblieben. Auch meint Rec. dürfe der Uebersetzer nicht so stark mit dem Eigenlobe „*mühsamer Forschungen*" hervortreten, denn es ist und bleibt das Ganze blos eine Uebertragung des *Almanach du bon jardinier* mit mancherlei das Werk corpulenter machenden Einschaltungen. „Für Aerzte und Apotheker — heiſst es endlich — wird die Uebersicht der Medicinalpflanzen von Dr. *Gautier* um so erwünschter, je mehr die französischen Aesculape in der Kunst das (leibliche oder ewige?) Heil der Menschen zu befördern, von der Methode der deutschen Aerzte abweichen." Rec. meint, die deutschen Aerzte möchten sich wohl nach *Gautier's* Uebersicht nicht sonderlich sehnen, da deutscher Fleiſs ihnen die trefflichen Werke über Medicinalpflanzen geliefert habe, die auch wohl französische Aesculape studiren könnten.

Das Werk macht übrigens der Verlagshandlung durch saubern Druck auf weiſsem Papier und die schönen lithographirten Tafeln Ehre.

GENEALOGIE.

WEIMAR, im Verl. des Land.-Ind.-Compt.: *Genealogisch-historisch-statistischer Almanach.* — *Zehnter* Jahrgang für das Jahr 1833. VIII u. 810 S. 1833. kl. 8. (2 Rthlr.)

Dieser *Almanach* übertrifft an wissenschaftlichem Umfange alle ähnliche in Deutschland und ist besonders für die neueste *Historie* und *Statistik* ein wahres Bedürfniſs. Dazu kommt, daſs der gegenwärtige Besitzer des Landes-Industrie-Comptoirs zu Weimar, der durch seine Schriften rühmlichst bekannte Hr. *Obermedicinalrath von Froriep* unablässig bemüht ist, von Jahr zu Jahre für eine immer gediegenere Einrichtung desselben zu sorgen. Zu dem Ende hat er dessen Bearbeitung gegenwärtig dem geschickten und thätigen Hn. Dr. *Schmidt* übertragen und ist so glücklich gewesen, diesem Gelehrten auch officielle Quellen zu verschaffen. — Die Anordnung ist, im Ganzen, der des vorigen Jahrganges gleich. Den Anfang macht die *Genealogie* der *europäischen Regentenfamilien* nebst einer *statistischen Uebersicht* ihrer Staaten. Unter diesen nehmen den ersten Platz ein: die groſsen Mächte von Europa in alphabetischer Ordnung, nämlich: das *britische Reich*, *Frankreich*, *Oesterreich*, *Preuſsen* und *Ruſsland*. Hier haben, gegen

gegen den vorigen Jahrgang gehalten, das *Britische Reich* und *Frankreich* die meisten Zusätze und Verbesserungen erhalten. Namentlich ist bei den *britischen Colonien* nicht nur die Bevölkerung von 1829, sondern auch die Anzahl derselben richtiger angegeben worden. So findet man, aufser der im vorigen Jahrgange aufgeführten, jetzt *Prinz Eduards Insel*, *Antigua*, *Granada*, *Montserrat*, *Nevis*, *St. Kits*, *Tortola* und *Anguilla*. Ferner in besonderen Columnen: die Zeit der Einnahme, Abtretung oder Niederlassung, desgleichen: ob die Colonien gesetzgebende Versammlungen haben, oder nur unter Ministerialbefehlen stehen. S. 16 u. 17 ist eine sehr ins Einzelne gehende Uebersicht der *Einnahmen* und *Ausgaben* in *Grofsbritannien* und *Irland* in den J. 1828, 1829 u. 1830 gegeben, und der Einnahme-Etat 1832 für *England* und *Wales*, *Schottland* und *Irland* hinzugefügt worden. — Bei der *Staatsverfassung* S. 19 heifst es: „Die *Thronfolge* ist in männlicher und weiblicher Linie erblich und geht vom Vater auf den Sohn und seine Erben, in deren Ermangelung auf den Bruder u. s. w. über; das *weibliche* Geschlecht der älteren Linie schliefst mithin das *männliche* der jüngeren Linie aus, aber *in der Linie des Herrschers* überspringt der *jüngere Sohn* die *ältere Tochter* und das männliche Geschlecht gewinnt den Vorzug." Statt: *in der Linie des Herrschers* hätte richtiger gesagt werden sollen: in *Einer und eben derselben Linie*. (s. *Blackstone's commentaries on the laws of England the seventh edition*. S. 194.) Denn wenn sich z. B. in der Linie des verstorbenen Herzogs *von Kent*, also nicht in der Linie des *Königs*, oder Herrschers ein Prinz befände, der jünger als die Prinzessinn *Victoria* wäre, so würde er *vor* dieser bey der Thronfolge den Vorzug haben.

Bei *Frankreich* ist die *Gröfse* zu 10,050 Quadratmeilen und die *Zahl der Einwohner* im J. 1832 zu 32,560,934 angegeben worden. Hinzugekommen ist im gegenwärtigen Jahrgange die Eintheilung der Einwohner nach ihrer *Sprachverschiedenheit* im J. 1831. Demnach redeten *Französisch*: 29,485,900. *Deutsch*: 1,140,000, *Galisch* (in Bretagne): 1,050,000; *Italienisch*: 185,079; *Flamändisch*: 177,950; *Baskisch*: 118,000.

Bei *Preufsen* ist S. 68 die Volksmenge am Ende des J. 1828 zu 13,038,960, *Neufchatel* nicht mitgerechnet, angeschlagen worden; aber so viel betrug sie damals nicht, sondern nur 12,726,110, nach der preufsischen Staatszeitung v. J. 1829, Nr. 275. Erst am Ende des J. 1831 belief sich die Zahl der Einwohner, *ohne Neufchatel*, so hoch. S. preufs. Staatszeitung 1832, Nr. 187.

Nach den *fünf* grofsen europäischen Mächten folgt der *Deutsche Bund*. In der Einleitung dazu ist im gegenwärtigen Jahrgange die nöthige Ergänzung hinzugefügt: „Die deutsche Bundesversammlung stützt sich in ihren Beschlüssen auf die deutsche Bundesakte, welche am 8. Jun. 1815 abgeschlossen worden und auf die am 15. Mai 1820 in Wien unterzeichnete Schlufsakte der über Ausbildung und Befestigung des deutschen Bundes gehaltenen Ministerialconferenzen." Am Schlusse dieses Abschnittes ist der Graf *Bentink* aufgeführt, dessen ganz eigene Verhältnisse sowohl zum deutschen Bunde als auch zum Grofsherzoge von Oldenburg in Absicht der Herrschaft *Kniphausen* S. 291 u. 292 richtig auseinander gesetzt worden sind. Die zweite Hälfte des Abschnittes wird von den *mediatisirten Standesherren im deutschen Bunde eingenommen*. Sie sind alle in alphabetischer Ordnung von S. 297—472 aufgeführt.

Im *dritten Hauptabschnitte* werden die *sämmtlichen übrigen Europäischen Staaten* zusammengefafst. Sie sind eben so, als die oben genannten fünf grofsen europäischen Mächte, abgehandelt. Zuerst kommt die *Genealogie*, dann der *Staat* nach *Areal* und *Volksmenge*, die *Staatsverfassung*, der *Hof*, *Titel des Regenten*, *Wappen*, *Ritterorden*, *oberste Landesbehörden und diplomatisches Corps*. Diesem Abschnitte ist eine *Tabelle* angehängt, welche eine *statistische Uebersicht* der sämmtlichen Staaten Europa's für 1832 nach folgenden Rubriken enthält: 1) *Name* der europäischen Staaten; 2) *Areal* in geographischen Quadratmeilen; 3) *Volksmenge* nach kirchlichen Abtheilungen in Katholiken, Evangelische, Griechen, Moslemen und Juden; 4) *Finanzen*, sowohl Staatseinkünfte, als auch Staatsschulden in *Gulden*; 5) *Landmacht*, sowohl im Frieden als auch im Kriege; 6) *Seemacht*, sowohl im Frieden als auch im Kriege. — Bei der Berechnung der Finanzen in *Gulden* bemerkt Rec.: dafs hier nicht angegeben ist, was für eine Art von Gulden man zu verstehen hat. Dies aber ist durchaus nothwendig, da die Gulden in Deutschland einen so verschiedenen Werth haben.

Der *vierte Hauptabschnitt*, die *vornehmsten aufsereuropäischen Staaten umfassend*, ist ein Vorzug dieses Almanachs, welcher um so willkommner ist, da man nur in gröfseren, meisten Theils ausländischen, Werken etwas Brauchbares über den Gegenstand findet. Hinter jedem Erdtheile folgt eine Tabelle, welche, wie die vorher beschriebene, eine statistische Uebersicht der einzelnen Staaten desselben giebt. Hier sind die Einkünfte nach bestimmten Gulden, nämlich nach *Conventionsgulden* angeschlagen, wobei keine Zweideutigkeit, wie bei der obigen Tabelle, obwalten kann.

Was zu wünschen wäre, ist, dafs wenigstens bei diesem Abschnitte die Quellen ganz kurz in einer Note angeführt worden wären, aus welchen der Vf. geschöpft hat, wie z. B. bei den *Societätsinseln* S. 680 geschehen ist. — Es würde zu weit führen, auch nur die allerwichtigsten Notizen von den *aufsereuropäischen* Staaten hier mitzutheilen. Rec. begnügt sich, die Leser dieser Blätter darauf aufmerksam gemacht zu haben.

In der folgenden chronologischen Uebersicht der Hauptbegebenheiten im Volks- und Staatsleben vom Beginne der Geschichte bis auf unsere Tage ist keine wesentliche Veränderung vorgenommen worden, ausgenommen dafs man die neuesten Begebenheiten hinzugefügt hat. Da oft auch der *Tag*, an welchem sich die merkwürdigsten Begebenheiten ereignet haben, von grofser Wichtigkeit ist, so vermifst man diesen bei den meisten ungern. Nur dann und wann ist er angeführt worden. Ueberhaupt möchten diese nur kurz angedeuteten Begebenheiten wohl besser tabellarisch behandelt werden, weil diefs eine bequemere Uebersicht gewährt.

Den Beschlufs macht eine Chronik des Tages nach den Monaten des Jahres 1832 geordnet.

MONATSREGISTER

vom

FEBRUAR 1833.

I.

Verzeichniſs der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweite die Seite an. Der Beisatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

He-

Sphynx

(Die Summe aller angezeigten Schriften its 73.)

II.

Verzeichnifs der im Intelligenzblatte enthaltenen literarischen und artistischen Nachrichten und Anzeigen.

A. Nachrichten.

Vermischte Nachrichten.

B. *Anzeigen.*

Ankündigungen von Buch- und Kunsthändlern.

Vermischte Anzeigen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1833.

SCHÖNE LITERATUR.

1) Paris, b. Auffray: *Dante* traduit en vers, par stances correspondantes aux tercets textuels, par *Joseph Antoine de Gourbillon.* L'enfer. 1831. XV u. 376 S. 8.

2) Innsbruck, b. Wagner: *Dante Alighieri's göttliche Komödie.* In deutsche Prosa übertragen und mit den nöthigsten Erläuterungen versehen durch Dr. *J. B. Hörwarter* und *K. v. Enk.* — *Erster* Theil, die Hölle. 1830. *Zweiter* Theil, das Fegefeuer. 1831. 456 S. 8. (2 Rthlr.)

3) Leipzig, b. Brockhaus: *Die göttliche Komödie des Dante.* Uebersetzt u. erklärt von *Karl Ludwig Kannegiefser.* — *Dritte*, sehr veränderte Auflage. *Erster* Theil, mit einem Titelkupfer u. dem Plane der Hölle. *Zweiter* Theil, mit dem Plane des Fegefeuers. *Dritter* Theil, mit dem Plane des Paradieses. 1832. 869 S. 8. (3 Rthlr.)

Drei Uebersetzungen des *Dante*, in dem kurzen Zeitraum von zwei Jahren erschienen, eine französische und zwei deutsche, wovon die eine ganz neu, die andre hier zum drittenmale in neuem Gewande erscheint, sind gewifs etwas jedem Freunde des Dichters höchst erfreuliches, indem sie beweisen, dafs nicht allein in Deutschland, wo wir es schon gewohnt sind, dafs Ausgezeichnetes jeder Art eine rühmliche Anerkennung finde, sondern selbst in Frankreich, welches bisher allem Fremden nur eine gar laue und beschränkte Theilnahme gewährte, der gröfste Dichter des Mittelalters anfängt, die ihm in vollem Maafse gebührende Achtung und Liebe zu finden. Wir lassen wie billig dem Fremden den Vortritt.

Nr. 1. Hr. *Gourbillon* hat ohne Zweifel ein sehr verdienstliches und kühnes Werk unternommen. Es fehlte zwar bisher nicht an französischen Uebersetzungen des *Dante* in Versen und in Prosa; aber seit dem ersten Uebersetzer, dem alten *Balthasar Grangier*, im 16ten Jahrhundert, welcher sich der regelmäfsigen sechszeiligen Strophen bediente, ist es keinem einzigen der neueren französischen Uebersetzer auch nur eingefallen, den *Dante* anders als entweder in Prosa, oder in den die ganze französische Poesie tyrannisch beherrschenden Alexandriner, mit paarweise abwechselnden männlichen und weiblichen Reimen, zu übersetzen. Selbst der sonst talentvollste und geistreichste von allen, *Antony Deschamps*, welcher 1830 zwanzig einzelne, aus dem ganzen Gedichte gewählte Gesänge herausgegeben, hat es doch nicht für nöthig erachtet, die Form seines Originals zu berücksichtigen, oder es nicht gewagt, die schwierige Aufgabe zu lösen, sich dieser Form selbst oder auch nur einer annähernden zu bedienen. Dieses Bestreben, so viel als möglich nicht blofs Worte und Gedanken, sondern auch die Form des Originals zu reproduciren, ist es nun eben, was die Arbeit des Hn. *Gourbillon* vortheilhaft auszeichnet. Er hat es zwar nicht gewagt, in Terzinen zu schreiben, was, nach den einstimmigen Klagen aller französischer Dichter über die unendliche Schwierigkeit des Reims im Französischen, auch vielleicht kaum zu erreichen war. Er hat ferner nicht den eilfsylbigen Vers des Originals, welcher dem zehnsylbigen französischen entspräche, sondern den gewöhnlichen Alexandriner gebraucht: was wir um so mehr bedauern, als die einzige Stelle, in welcher er sich des zehnsylbigen Verses bedient hat, die Uebersetzung der Inschrift des Höllenthors, am Anfang des dritten Gesanges, gerade unserm Gefühle nach eine aufserordentlich gute Wirkung macht, und den Wunsch lebhaft erweckt, das Ganze möchte eben so behandelt seyn. Aber er hat doch wenigstens den immer noch kühn genug zu nennenden Versuch gemacht und durchgeführt, jede Terzine des Originals durch eine vierzeilige Strophe zu übersetzen, so dafs er zwar ein Drittel mehr Verse als das Original, aber doch eine gleiche Zahl der Strophen erhielt. Dies hat nun zwar dem Uebersetzer manche ihm in Rücksicht auf die Fesseln, in denen sich die französische Poesie bewegt, sehr erwünschte Erleichterungen gewährt, aber auch unzähligemale, ja fast in jeder Strophe, sehr unangenehme nichts sagende, oder oft sogar den Ton und die Farbe des Originals zerstörende Einschiebsel und Lückenbüfser herbeigeführt, welche vielleicht das am meisten Tadel verdienende an dieser Arbeit sind, welche man sonst, mit einem seit kurzem Mode gewordenen Ausdruck: *un travail conscientieux* nennen möchte. — Der Uebersetzer ist, wie er selbst sagt, mehrere Jahre in Italien gewesen und hat selbst MSS. zu Rathe gezogen, so dafs sein Text, welchen er aber leider äufserer Umstände wegen nicht hat mit abdrucken lassen können, in vielen Stellen von dem gewöhnlichen *Crusca* Text abweicht. Wie glücklich oder unglücklich er aber in der Wahl der Lesarten gewesen, läfst sich bei der allgemeinen Beschaffenheit dieser Uebersetzung, nur in wenigen Fällen mit Sicherheit bestimmen. Seine Uebersetzung ist daher auch vor dem Drucke in Italien früher als in Frankreich bekannt geworden, und hat in mehreren italienischen Journalen, namentlich von *Viviani*, dem Herausgeber der ausgezeichneten Aus-

Ausgabe des *Dante*, Udine 1823, und von *Bianchetti*, Herausgeber des *Giornale sulle scienze e lettere delle provincie Venete*, so wie im *Poligrafo di Verona*, rühmende Erwähnung, Anerkennung und Beifall gefunden: und im Vergleich mit seinen französischen Vorgängern verdient er diese Auszeichnung auch vollkommen, denn er ist ohne Zweifel der erste Franzose, der es ernstlich mit seinem Dichter gemeint hat, der sich bemüht hat, die Eigenthümlichkeit des Originals, die kühnen Ausdrücke und Wendungen, die Abstufungen des Tones nach dem jedesmal behandelten Gegenstande wiederzugeben, dem es um wahre Treue der Uebersetzung zu thun gewesen und der nicht gemeint hat, man müsse dem alten rohen Barden die Falten ausglätten, die Ecken abschleifen, seine angeblichen Blöſsen bemänteln und ihm den Flitterstaat moderner Phrasen umhängen, wie es bisher in allen französischen Uebersetzungen und ganz besonders selbst in der prosaischen, aber höchst entstellenden des Hn. *Artaud* gehalten worden war. Was er gewollt, ist daher durchaus zu loben: ob er aber auch geleistet, was er gewollt; ob er den innern Beruf habe, wodurch allein ein solches Ziel zu erreichen wäre; das sind andre Fragen, die wir leider nicht so unbedingt bejahen können und den Leser jetzt in den Stand setzen wollen, sich selbst über diese Arbeit ein Urtheil zu bilden. — Zu den gelungensten Stellen zählen wir vor allen die vorhin erwähnte Ueberschrift des Höllenthors:

> Par moi l'on va dans la cité dolente,
> Par moi l'on va dans la douleur sans fin,
> Par moi l'on va vers la race méchante:
> Mon grand auteur *s'arma d'un droit divin*,
> Ouverte ici par la toute - puissance,
> Par la sagesse et le premier amour,
> L'éternité seule a vu ma naissance,
> Et moi je dure éternelle à mon tour:
> Vous qui entrez perdez toute espérance.

worin nur die Worte: *s'arma d'un droit divin*, als leere, ganz im Geiste der modernen französischen Poesie, aber nicht des *Dante*, gedachte Flickwörter unbedingt zu verwerfen sind. War es nun hier möglich, die gerade in dieser Stelle so auffallende Concision des Originals in zehnsylbigen Versen, die noch obenein beinahe in Terzinenform geordnet sind, wiederzugeben, warum, so möchte man fragen, sollte es denn nicht möglich seyn, das Ganze, wenn auch nicht in wahren Terzinen, doch im Versmaaſs des Originals zu übersetzen? Daſs der zehnsylbige Vers, wie die Franzosen sagen, zu schwach sey für groſse und würdige Gegenstände, ist doch wohl nur ein altes unbegründetes Vorurtheil, welches hoffentlich, wie so manche andre eingewurzelte falsche Meinungen der französischen Poetik, in der gegenwärtigen kritischen Zeit von den Jüngern der romantischen Schule wird angefochten und beseitigt werden. Sehr zu loben sind ferner, um bei diesem Gesange zu bleiben, V. 25:

> Diverse lingue, orribili favelle,
> Parole di dolore, accenti d'ira
> Voci alte e fioche e suon di man con elle
> Facevan un tumulto, il qual s'aggira
> Sempre 'n quell' aria senza tempo tinta,
> Come la rena quando a turbo spira.

> Des langages divers le confus assemblage,
> Ces pénibles soupirs, ces accens de la rage,
> Le choc assourdissant des mains, ces hurlements,
> Ces sons rauques et durs emportés par les vents,
> Forment comme un bruit sourd, qui roule et s'amoncèle
> En cet air que recouvre une nuit éternelle;
> Tel en nuage épais par les vents entassé,
> Le sable dans les airs vole au loin dispersé.

oder V. 34:

> Ed egli a me: questo misero modo
> Tengon l'anime triste di coloro
> Che visser senza infamia e senza lodo.

> Ces douloureux accens, me répondit Virgile,
> *Sont l'inutile effet du remords inutile*
> De ces laches mortels, qui vécurent jadis
> Sans mériter l'éloge, ou même le mépris.

wo nur der zweite Vers eins von den vielen Beispielen von verunglückten, eingeschobenen Versen darbietet, welche die vierzeilige Strophe herbeigeführt hat, und wodurch so oft ein unangenehmer Contrast mit dem Sinne des Originals entsteht, wie hier durch die widrig spielende, der ganzen Idee der Hölle noch obenein widersprechende Antithese. Ein noch fataleres Beispiel solcher epigrammatischen Gegensätze, wovon *Dante* nichts weiſs, hat der Uebersetzer C. XXI. V. 10 u. f.:

> L'un du navire usé rajeunit la surface;
> En ses flancs entr'ouverts l'autre avec force entasse
> L'étoupe visqueuse et les suifs protecteurs,
> *De ses nobles dégats humbles réparateurs.*

in den mit Cursiv - Schrift gedruckten Worten als eine auf seine alleinige Rechnung kommende Schönheit angebracht. Sehr zu loben ist ferner, um nicht zu weitläuftig zu werden, die Kühnheit, womit der Uebersetzer manche poetische Ausdrücke seines Originals nachgebildet hat; wie wenn er *Jo venni in luogo d'ogni luce muto* durch: *Je parvins en un lieu tout muet de lumière* übersetzt (worüber er übrigens sehen mag, wie er mit den strengen Grammatikern seines Volks zurecht kommen mag), und die Aufmerksamkeit, welche er auf die oft so bedeutende Wortstellung des Originals richtet. — Zarte, innige, oder eminent leidenschaftliche Stellen, wie die Erzählung *Francesca*'s im Vten oder *Ugolino*'s im XXXIIIsten sind ihm im Ganzen am besten gelungen. Wie aber steht es mit den grellen, niedrig komischen Partieen des Originals? Hier, man kann es nicht leugnen, ist die Schwierigkeit für einen französischen Uebersetzer eine vielleicht unüberwindliche. Zu tief liegt in der ganzen Geistesrichtung der Franzosen die Ueberzeugung begründet, daſs in der Poesie dergleichen eigentlich gar nicht vorkommen sollte, und daſs, wo solche Dinge nun einmal nicht ganz zu vermeiden sind, die höchste Kunst des Dichters sich darin zeigen müsse, durch die Zartheit des Ausdrucks und die glückliche Wahl und Stellung der Beiwörter das den Franzosen sonst unerträglich scheinende zu mildern und mit einem poetisch seyn sollenden Schleier zu bedecken.

Von

Von dieser Ziererei weiſs nun *Dante* freilich nichts und es blieb dem armen Uebersetzer, der übrigens auch hier das Möglichste versucht hat, kaum etwas andres übrig, als zu mildern, zu umschreiben, zu vertuschen und nach unsrem Gefühl dadurch nur zu oft sein Original bis zur Unkenntlichkeit zu entstellen. Wenn er also C. XXII. V. 14:

> Ahi fiera compagnia! ma nella chiesa
> Co' Santi ed in taverna co' ghiottoni.

durch:

> Mais, quelsque soient les lieux où le sort l'ait jeté,
> Le sage se soumet à la nécessité.

oder ebend. V. 57:

> Gli fe' sentir come l'una sdrucia

durch:

> De ses crocs acérés lui fait sentir les coups.

oder ebend. V. 58:

> Tra male gatte era venuto il sorco.

durch:

> En de perfides mains cette ombre étoit tombée.

oder ebend. V. 92:

> — ma io temo ch' ello
> Non s'apparecchi a grattarmi la tigna

durch:

> — mais je crains qu'à part soi
> Ce démon ne s'apprête à fondre ici sur moi!

übersetzt, so erkennt man leicht, auch ohne das Original vor Augen zu haben, aus dem ganzen Zusammenhange, daſs der Dichter, der diese Scene entworfen, wohl etwas ganz andres gesagt haben müsse. Das Bild der derben, echt thierischen Natur der Teufel und ihrer Gemeinheit geht gröſstentheils verloren und es entsteht ein unangenehmer Contrast zwischen der Keckheit der geschilderten Scene und den zahmen Worten, womit sie ausgedrückt wird. Ein Dichter, welcher ursprünglich so schriebe wie hier der Uebersetzer, würde gar nicht auf den Einfall kommen, eine solche Scene malen zu wollen. — Sollen wir nun noch einmal den Gesammteindruck, welchen diese Uebersetzung auf uns gemacht hat, in wenigen Worten zusammenfassen, so müssen wir gestehen, daſs sie uns allerdings matt, farblos und schwächend erscheint: überall ist durch Breite, durch Einschiebsel und müſsige Epitheta, die dem groſsen Dichter durchaus fremd sind, die scharfe und sichere Zeichnung des Originals verwaschen und abgestumpft. Dennoch zweifeln wir nicht, daſs der Vf. von seinen Landsleuten den Vorwurf übergroſser Kühnheit erfahren wird, und daſs sie ihm gänzlichen Mangel an Eleganz und Geschmack vorwerfen werden, was eben in unsrem Sinne ihm eher zum Lobe gereicht. Er selbst ist sich auch nur allzusehr bewuſst, wie wenig er auf freundliche Theilname bei seinen Landsleuten zu rechnen habe, wie ungünstig der gegenwärtige Augenblick, wo politische Parteiungen alle Gemüther in Anspruch nehmen, der Herausgabe eines solchen, Vorkenntnisse, Studien und ernsten Sinn fordernden Werkes sey: aber die Nothwendigkeit scheint ihn zu diesem, wie er selbst gesteht, voreiligem Schritte gezwungen zu haben. Er habe, sagt er in der Verrede, in der Juli-Revolution den gröſsten Theil seiner schwachen Hülfsquellen eingebüſst, und von den Umständen gedrängt, müsse er, sehr wider seinen Willen, auf die gleichzeitige Herausgabe des Textes und eines von ihm ausgearbeiteten Commentars Verzicht leisten, weil kein Buchhändler sich dazu verstehen wollte. Viel scheint indeſs an diesem Commentar nicht verloren zu seyn, wenn wir von dem der Uebersetzung beigegebenen erklärenden Register aller im Gedichte vorkommenden Personen- und Ortsnamen auf jene zurückgehaltene Arbeit schlieſsen dürfen. Wie ungünstig in der That die Aufnahme gewesen, welche dies Werk bisher gefunden, zeigt wohl zur Genüge das gänzliche Schweigen aller französischen Journale, welche doch nicht unterlassen haben, die allerdings verdienstlichen Versuche von *Antony Deschamps* und selbst die neue Auflage der prosaischen Uebersetzung *Artaud's* ausführlich zu erwähnen. *Dante* wird und kann nie ein Liebling des französ. Publikums werden; er wird in Frankreich ewig nur bei wenigen Einzelnen Anerkennung finden.

Nr. 2. Vor 60 bis 70 Jahren, wo *Dante* kaum mehr als dem Namen nach in Deutschland bekannt war, hätte diese Uebersetzung vielleicht eine dankenswerthe Arbeit genannt werden können; obgleich man doch auch schon damals die für ihre Zeit gar nicht schlecht zu nennende Uebersetzung von *Bachenschwanz* hatte: für unsre Zeit aber hätte sie, nach des Rec. Ueberzeugung, die er auch schon anderswo ausgesprochen hat, füglich ungedruckt bleiben können. Damit soll aber keineswegs gesagt seyn, daſs ihm eine prosaische Uebersetzung des *Dante* überhaupt unzulässig oder überflüssig erscheine. Wenn wir die wenigen Stellen lesen, welche *Schlosser* in seinem Aufsatz über *Dante* (Heidelberg 1824) gelegentlich in Prosa übersetzt hat, so können wir wohl glauben, daſs eine Uebersetzung des Ganzen in diesem Geiste geschrieben manchem verständlicher und ansprechender erscheinen könnte, als die in andrer Hinsicht so höchst verdienstlichen Arbeiten von *Kannegieſser* und *Streckfuſs*, welche für ungeübte Leser leicht etwas gezwungenes, dunkles und abschreckendes haben können. Aber freilich müſste man an eine solche prosaische Uebersetzung dann auch den höchsten Maaſsstab anlegen. Eine solche müſste vor allen Dingen sich der gründlichsten Genauigkeit und Treue bis ins Kleinste befleiſsigen, so daſs auch nicht der geringste Zug, nicht die leiseste Färbung des Originals darin vermiſst würde. Ton und Charakter des Gedichts im Ganzen müſsten nicht allein in einer solchen Uebersetzung sich abspiegeln, sondern auch mit der höchsten Sprachgewandtheit und Meisterschaft müſste der Uebersetzer die unendlich mannichfaltigen Tonarten seines Originals nachbilden. Die Sprache müſste eben so fern bleiben von moderner und flacher Eleganz, als von prosaischer Gemeinheit, von Schwulst, wie von Plattheit; sie müſste, glauben wir, sich so viel als möglich der Sprache Luthers in den gelungensten

Thei-

Theilen seiner Bibelübersetzung nähern; theils wegen der Verwandtschaft des Stoffs und Styls zwischen dem Bibelwort und dem Werke des grofsen Dichters; theils damit in der edlen Alterthümlichkeit der Sprache das deutsche Ohr etwas dem ähnliches vernähme, was der heutige Italiener beim Klange der allerdings etwas veralteten Sprache *Dante*'s empfindet. Von dem allen scheinen aber unsre Uebersetzer auch nicht die leiseste Ahndung gehabt zu haben. Schon ihr Vorwort erweckt eben nicht die erfreulichsten Hoffnungen. Sie wollen „diese Uebersetzung ursprünglich nicht für das Publikum, sondern zum eignen Gebrauch bestimmt haben und nur die Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit metrischer Uebersetzungen zum genaueren Verständnifs und das in öffentlichen Blättern ausgesprochene Bedürfnifs einer getreuen prosaischen Uebersetzung habe sie veranlafst, ihre Arbeit öffentlich bekannt zu machen. Die Eigenthümlichkeit des Originals und unsrer Sprache bringe den metrischen Uebersetzer zu tausend Wendungen und Zusätzen, die, wenn auch noch so glücklich, das Verständnifs des Textes nicht fördern: Verständlichkeit sey also ihr eigentlicher Zweck gewesen, und sie seyen nur dann von der wörtlichen Uebertragung abgewichen, wenn diese unverständlicher gewesen wäre, als der von ihnen gewählte Ausdruck." Man sieht, der Standpunkt, den sie gewählt haben, ist dürftig genug; aber wie wenig haben sie auch nur das erfüllt, was sie versprochen! Man urtheile selbst. Wir wählen den bekannten 5ten Gesang der Hölle. V. 4 — 12: „Graunvoll steht Minos da und *fletschet*; beim Eingang untersucht er die Vergehen, richtet und entsendet, je nachdem er sich umschlinget. Ich sage nämlich, dafs, wenn die *schuldige*, zum Unglück *gewordene* Seele vor ihn tritt, sie sich ganz entdecket, und dieser *Untersucher* der Sünden sieht, welch ein Ort der Hölle ihr zukomme; *so* umschlingt er sich mit dem Schweife so viele Male, als er sie Stufen hinunter heben will." Ohne unsre Erinnerung wird jeder, der das Original versteht, wohl leicht erkennen, dafs die mit Cursiv-Schrift gedruckten Worte theils gar nicht im Italienischen vorhanden, theils ungeschickt übersetzt sind; wie denn auch das Ganze eben so schlecht und gemein geschrieben als fehlerhaft construirt ist. V. 15: „und dann geht's abwärts mit ihnen." V. 29: „wie's das Meer im Sturme macht." V. 55: „Durch das Laster der Ueppigkeit war *sie so verdorben*, dafs sie in ihrem Gesetze *Belieben* zum *Erlaubten* machte." V. 60: „Der Soldan." V. 103: „Liebe, welche keinem Geliebten das Lieben erläfst, ergriff mich so stark, *diesem hier zu gefallen*, dafs" — V. 133: „Als wir von dem ersehnten Lächeln lasen, wie es geküfst ward, von einem solchen Liebenden" — mögen als Beispiele der durchaus unedlen, gemeinen Sprache dieser Uebersetzung dienen. V. 31: „Der höllische Orkan, der nimmer rastet, *reifset* die Geister in seinem *reifsenden* Fluge mit sich" — zu dieser unangenehmen Wiederholung giebt das Original gar keine Veranlassung, so wenig als V. 126: „so will ich *reden* wie einer der weint und *redet*". Dagegen ist wieder, wo das Original absichtlich verwandte Worte wählt, in der Uebersetzung davon keine Spur, wie V. 100: *Amor, ch' al cor gentil ratto s'apprende, Prese costui* — übersetzt durch: „Liebe, die edler Herzen sich leicht *bemeistert, ergriff* diesen *zu meiner schönen Gestalt*" — Wie undeutsch, ungeschickt und unverständlich sind folgende Stellen: V. 48: *traendo guai. Wehklagen dehnend.* V. 68: *e nominolle a dito, und nannte sie nach dem Fingerzeig.* V. 130: *gli occhi ci sospinse, enthob die Augen.* Ja, nicht einmal immer richtig verstanden haben sie den Dichter. Wenn sie V. 135: *Questi, che mai da me non fia diviso* durch: „der nie von mir getrennt werden *möge*", übersetzen, so haben sie offenbar *fia, wird*, mit *sia*, sey oder möge, verwechselt. Und wenn sie V. 137: *Galeotto fu il libro e chi lo scrisse, Galeotto war des Buches Namen und dessen, der es schrieb*, übersetzen, so haben sie zwar leider *Kannegiefser's* Beispiel für sich, aber unbegreiflich bleibt es immer, wie sie nicht das Unpassende dieser literarhistorischen Notiz an dieser Stelle gefühlt und nicht den einfachen Sinn: *Ein Verführer war das Buch und der es geschrieben*, erkannt haben. Diese wenigen Proben werden hoffentlich hinreichen, unser obiges Urtheil zu rechtfertigen und zu beweisen, dafs es den Uebersetzern sowohl an gründlicher Kenntnifs beider Sprachen als an Gewandtheit im deutschen Ausdruck und vor allen Dingen an Sinn für eine edle, dem Original sich anschliefsende Prosa fehlt. Vergleicht man damit den alten ehrlichen *Bachenschwanz*, so wird man kaum umhin können, diesem den Vorzug zu geben, weil er in seiner, allerdings etwas zerflossenen Sprache wenigstens ein besseres Hülfsmittel zum Verständnifs des Dichters darbietet, als diese neue Uebersetzung, und weil seine Sprache, für die damalige Zeit ausgezeichnet zu nennen, bei weitem angenehmer ins Ohr fällt, als die unsrer Uebersetzer. Die erklärenden Anmerkungen zum Gedicht sind der Uebersetzung ganz würdig, d. h. vollkommen unbedeutend. Die Uebersetzer sagen selbst: „sie sprächen darin kein andres Verdienst an, als aus dem Vorhandenen der italienischen Commentare (d. h. aus der unbedeutenden Mailänder Ausgabe 1805 und aus *Fernow*, der selbst nur den *Lombardi* excerpirt hat) und des deutschen von *Kannegiefser* das Nothwendigste ausgewählt zu haben." Wo sie diese Führer verlassen, und es geschieht wirklich ein paarmal, da erfahren wir denn aus ihrer eignen Kenntnifs, dafs der Provenzale Bertram dal Bornio *ein Engländer* gewesen; dafs *einer alten Tradition zufolge* Paulus in den dritten Himmel verzückt worden sey (die Stelle 2 Corinth. 12, v. 2. ist zufällig in den von ihnen gebrauchten Ausgaben nicht angeführt); dafs Cölestin V. zu Gunsten seines Nachfolgers Bonifaz VIII. in seine Einsiedelei zurückgekehrt sey; dafs im neunten Gesange das Schliefsen und Zudecken der Augen vor dem Gorgonenhaupte die Gefahr andeute, der man sich durch das Lesen *ketzerischer Schriften* aussetze u. dgl. m.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1833.

SCHÖNE LITERATUR.

1) Paris, b. Auffray: *Dante* traduit en vers — — par *Jos. Ant. de Gourbillon* etc.

2) Innsbruck, b. Wagner: *Dante Alighieri's göttliche Komödie* — — von *J. B. Hörwarter* und *K. v. Enk* u. s. w.

3) Leipzig, b. Brockhaus: *Die göttliche Komödie des Dante.* Uebersetzt u. erklärt von *Karl Ludwig Kannegiefser* u. s. w.

(*Beschlufs von Nr.* 41.)

Nr. 3. Die *Kannegiefser*'sche Uebersetzung, welche hier zum drittenmale wesentlich verändert und verbessert erscheint, ist in Deutschland wohl zu allgemein bekannt, als dafs sie unsrer Empfehlung noch bedürfte. Nur von dem kann hier die Rede seyn, was der Uebersetzer für diese neue Ausgabe hat thun wollen und was er nach des Rec. Meinung damit geleistet hat. Er selbst sagt in der Vorrede, „sein Hauptzweck sey gewesen, seine Uebersetzung verständlicher und fliefsender zu machen", und als eine Folge dieses Princips ist es wohl auch anzusehen, dafs er die vielen lateinischen Stellen des Originals diesmal mit geringen Ausnahmen verdeutscht, und die provenzalische Stelle, Purg. XXVI des Altdeutschen entkleidet hat. Bei dieser Veränderung hat nun zwar der des Lateins unkundige Leser scheinbar gewonnen; aber in der That auch nur scheinbar. Mufste er sonst sich in den Noten die Erklärung des Lateins aufsuchen, so war ihm durch diese kleine Mühe das Verständnifs desselben leicht gewonnen, und er hatte dann auch davon ganz den Eindruck, welchen der Dichter ohne Zweifel beabsichtigte: jene, mit wenigen Ausnahmen, aus der *Vulgata* und aus jedem Katholiken bekannten Kirchenhymnen entlehnten lateinischen Worte erinnerten ihn an den wesentlich religiösen und kirchlichen Charakter des ganzen Gedichts, zu welchem sie eben so nothwendig gehören, als die lateinischen Gesänge zu dem damaligen christlichen Cultus. Für den Katholiken hatten sie also ohnehin, auch selbst in Deutschland, nichts störendes, eher etwas erhebendes; und selbst der Protestant konnte sich um so leichter darin finden, als ja auch in unsern älteren Gesangbüchern Lieder vorkommen, worin beide Sprachen mit einander verbunden sind. Dafs das dem Italienischen in Klang und Form so nahe verwandte Latein im Original für Ohr und Auge etwas weniger fremdartiges hat, als in der deutschen Uebersetzung, ist freilich ein Vorzug des Originals, der durch nichts zu ersetzen ist; aber wie vieles andre giebt es in jeder wahren Dichtung, was auch die vollkommenste Uebersetzung nie wiederzugeben vermag? Mit der Verdeutschung dieser lateinischen Stellen ist der Uebersetzung etwas geraubt, was ihr durch keine Häkchen, womit solche übersetzte Worte und nicht einmal immer bezeichnet sind, ersetzt werden kann: denn die deutschen Worte sind eben deutsch, und unterscheiden sich durch nichts von den übrigen, und können auf keinen Fall dem Leser den vom Dichter beabsichtigten Eindruck machen. Früher also mufste mancher Leser zwar bei solchen Stellen fragen, hatte dann aber auch den rechten Gewinn und Genufs davon: jetzt fragt er nicht allein nicht, sondern wird in den meisten Fällen nicht einmal bemerken, dafs hier etwas sey, was seine Aufmerksamkeit auf eine besondre Weise spannen solle. Der Gewinn scheint uns gering gegen diesen Verlust. Eher liefse sich die Uebertragung der provenzalischen Stelle in gewöhnliches Deutsch rechtfertigen, weil das Uebersetzen in das Altdeutsche allerdings seine bedeutenden Schwierigkeiten hat; obwohl wir früher es immer für einen sinnreichen und glücklichen Einfall des Uebersetzers gehalten hatten, jene Worte in eine Mundart übertragen zu haben, die sich in der That zum heutigen Deutsch fast eben so verhält, wie das Provenzalische zum Altitalienischen. — Was nun der Uebersetzer als sein Hauptziel angiebt, nämlich seiner Uebersetzung noch gröfsere Verständlichkeit und Flüssigkeit zu geben, danach hat er wenigstens mit redlichem Eifer und unendlicher Mühe und Arbeit gerungen; und vollkommen gegründet ist was er in der Vorrede sagt, dafs kein einziger Gesang der Uebersetzung ganz derselbe geblieben ist, mehrere zur Hälfte, einige fast ganz umgearbeitet worden sind. Ueber den Erfolg seiner Bemühungen indefs möchten die Stimmen, wenn auch nicht in Hinsicht auf das Ganze, doch gewifs über vieles Einzelne wohl sehr getheilt ausfallen. Wer, wie Rec., diese Uebersetzung in ihrer bisherigen Gestalt vielfältig gebraucht und trotz einzelner Härten und Unvollkommenheiten, wegen des redlichen Strebens nach gründlicher Treue, lieb gewonnen hatte, dem kann oft selbst eine zum Theil bessernde Veränderung weniger gefallen. Es ist als ob der Ton und Charakter des Ganzen, an welchen man nun einmal gewöhnt war, verändert wäre, und die einzelne Verbesserung erscheint als fremdartiges Einschiebsel. Dies geschieht besonders dann, wenn der Uebersetzer, um einen offenbar falschen oder mangelhaften Ausdruck mit einem wirklich bessern zu vertauschen, nun, wegen des veränderten Reimes,

mes, genöthigt ist, auch in den folgenden untadeligen Versen vieles zu ändern; was dann nicht selten zum Nachtheil des Ganzen ausfällt. Ein Gedicht in Terzinen ist wie eine Kette die aus den zartesten Gliedern besteht, man kann daran nicht leicht ein schadhaftes Glied mit einem bessern vertauschen, ohne die Continuität und Glätte des Ganzen zu verletzen; um des kleinen Gewinnes willen wird oft viel mehr und wichtigeres geopfert. Dies ist der Eindruck, welchen diese neue Bearbeitung hin und wieder auf den Rec. gemacht hat. Er gesteht gern, dafs dieser Eindruck nur für diejenigen vorhanden seyn kann, welche die ältere Arbeit schon früher genau gekannt haben und sie mit der neueren im Einzelnen vergleichen. Aber auch abgesehen von allen Einzelnheiten, möchte doch der allgemeine Charakter der ältern der der gröfseren Strenge und Treue seyn, während die neuere, nach des Rec. Gefühl, der Deutlichkeit oft zu viel geopfert hat. Wenigstens wünschte er nicht, dafs der treffliche Uebersetzer in einer vierten Ausgabe, an welcher er zu arbeiten versichert, diesem Streben nach Verständlichkeit noch mehr nachgeben möchte: *Dante* läfst sich nun einmal nicht wie eine Romanze in unsren Taschenbüchern lesen, und wer ihn bis zur Durchsichtigkeit klar übersetzen wollte, würde eben dadurch den Charakter des Originals gänzlich verwischen. Rec. hat beide Arbeiten in vielen Gesängen aus jedem Theile des Gedichts gewissenhaft verglichen und erlaubt sich nun bei einigen das Resultat seiner Beobachtungen mitzutheilen. Im ersten Gesange der Hölle (welche überall die meisten Veränderungen erfahren hat) sind von 136 Versen kaum 17 ganz unverändert geblieben. Von den umgearbeiteten haben einige sechzig entschiedene Verbesserung erfahren; bei etwa 40 könnte das Urtheil schwanken. Die Interpretation ist hier wie beinahe überall fast durchaus die nämliche geblieben, wogegen vieles zu erinnern wäre. Der Ausdruck *Menschensohn* V. 130 wäre wohl besser vermieden worden, da Christus sonst in der Hölle nie so deutlich bezeichnet wird. Im Vten Gesange ist in der Erzählung Francesca's mit Recht nur weniges verändert worden; wäre nur auch V. 100 und folgende unberührt geblieben, denn wer möchte nicht die alte Lesart:

> Amor, der schnell ergreift ein edles Herz,
> Liefs Sehnsucht ihn nach meiner Schönheit fassen,
> Die nun dahin; die Art macht noch mir Schmerz.

der jetzigen:

> Die Liebe, die schnell edlen Herzen naht,
> Fing ihn durch meines Leibes Reiz; unschonend
> Nahm ihn dann die mir noch schmerzhafte That.

unbedingt vorziehen, welche beinahe vollkommen unverständlich und wohl nur dadurch herbeigeführt worden ist, dafs der zu gewissenhafte Uebersetzer des *Prese costui* und *mi prese* in den beiden aufeinanderfolgenden Terzinen durch *Fing ihn* und *fing mich* ausdrücken wollte. — Im Xten Ges. sind von 136 Versen nur etwa 63 unverändert geblieben; die meisten Veränderungen sind wahre Verbesserungen. Im XIXten sind dagegen nur etwa 16 Verse umgearbeitet worden, meist sehr glücklich. Die Stelle von V. 28 — 30, die unberührt geblieben, bedarf und wartet noch der Heilung; denn:

> Wie ölgetränkter Körper Flammen pflegen
> Sich hinzuziehen bis zur höchsten Spitze,
> So war vom Zeh zur Ferse das Bewegen

drückt gar nicht den Gedanken des Dichters aus, der vielmehr sagt: Wie das Flammen der ölgetränkten Dinge pflegt auf der äufsersten Oberfläche zu spielen, so war es hier von der Ferse bis zu den Spitzen der Zehen. Der alte Fehler V. 122: *Mit so vergnügter Lipp' hatt' er vernommen*, ist auch geblieben. *Labbia* heifst aber nie Lippe, sondern Antlitz; es müfste also heifsen: mit so zufriednem Blick hatt' er u. s. w.

Der XXIste Gesang hat nicht sehr viel Veränderungen erfahren; etwa 95 Verse sind fast unberührt geblieben. Die Stelle V. 25 — 28 ist zwar verändert, allein auch so, wie sie jetzt lautet, ist sie unklar und erreicht nicht den Sinn des Dichters. Die Namen der Teufel sind hier mit deutschen einigermafsen entsprechenden vertauscht, doch möchten: *Backenschnautzbart* für *Barbariccia*, *Schweinsleder* für *Ciriatto*, *Kritzekratz* für *Graffiacane*, besonders aber *Blutigroth* für *Rubicante* wohl nicht viel Beifall finden. Wie solche Dinge zu machen, mufs man von *Schlegel* und *Tieck* lernen. — Der XXXIIIste Gesang ist fast zur Hälfte und meist recht glücklich umgearbeitet. Noch immer aber hat der Uebersetzer die doch höchst zweifelhafte Lesart *lume* V. 26 beibehalten. *Denn* V. 7 für *doch*; *jener* V. 152 für *jede* sind Druckfehler, welche sich schon in der älteren Ausgabe befinden, so wie auch V. 143 — *wo siedendheifsen Peches Wogen*, welches wohl eigentlich heifsen sollte: *wo sieden heifsen Peches Wogen*, oder noch genauer: *zähen Peches (tenace pece)*. — In Purg. XXX sind auf 145 Verse nur etwa 35 Verse, aber diese auch gründlich und glücklich, verbessert. Nur V. 77: *Scham grub in meine Stirne dieser Hohn*, hätte, da es dem Sinne des Originals nicht entspricht, verändert werden müssen. — In Parad. XVII sind auf 140 Verse nur etwa 30 verändert und wirklich und in der That verbessert. Dieser Gesang gehört zu denen, in welchen das ernstliche Bestreben des Uebersetzers, alles dunkle und schiefe klar und deutlich zu machen, ihm am besten geglückt ist.

Auch in der Einleitung und in den Anmerkungen zum Gedicht ist die bessernde Hand des Vfs nicht zu verkennen, obgleich aufser einigen geschichtlichen und literärischen Erläuterungen eben nichts wesentlich neues hinzugekommen ist. Die bildliche Darstellung der Hölle hat einige Verbesserungen erhalten; das Bild des *Purgatorio* ist neu hinzugekommen, und das ganze Aeufsere dieser neuen Ausgabe steht dem der früheren in keinem Stücke nach.

Eine blofs lobpreisende Anzeige dieser trefflichen Arbeit wäre dem Rec. ein viel angenehmeres und nebenbei auch viel leichteres Geschäft gewesen; er glaubte aber dem Hn. Uebersetzer seine grofse Achtung

tung besser dadurch zu beweisen, dafs er dessen neue Arbeit nicht blofs flüchtig angesehen, sondern genau durchforscht und auf die noch vorhandenen Mängel derselben hingewiesen hat. *B.*

FREIMAURER-LITERATUR.

1) Ilmenau, b. Voigt: *Asträa*, Taschenbuch für Freimaurer auf das J. 1832. Herausgegeben von *Fr. v. Sydow*, Königl. Preufs. Major a. D. *Sechster* Jahrgang. (1 Rthlr. 8 gGr.)

2) Sondershausen, b. Eupel: *Die Freimaurerei* oder Enthüllung der Geheimnisse und Geschichte der Freimaurerei ɛc. ɛc., von *L × × × × ×*. 1831. (16 gGr.)

Nr. 1. Dies ist der *sechste* Jahrgang dieses Taschenbuches, es mufs also in der *freimaurerischen* Welt — die bekanntlich, literarisch betrachtet, wohl sehr klein zu nennen ist — Beifall finden. Der Vf. erkennt dies in der Vorrede dankbar an, und bittet übrigens um brüderliche Zuschriften und Mittheilungen, zum Behuf der Aufnahme in seine Asträa, durch den Weg des Buchhandels an seinen Verleger.

Damit die Leser sehen, was sie etwa hier finden möchten, theilen wir denselben die Hauptabtheilungen mit: 1. *Der Freimaurer in politischer Beziehung*. 2. *Rede zum Johannisfest*. 3. *Ueber den geistigen Charakter der Freimaurerei*. 4. *Ueber Logen-Correspondenz*. 5. *Aus der Brieftasche eines Freimaurers*. 6. *Zwei Fragen*. 7. *Bruchstücke aus dem Tagebuche eines Freimaurers*. 8. *Maurergedanken*. 9. *Die drei Grundpfeiler des Maurergebäudes*. 10. *Einiges von der Hüttenbrüderschaft zu Strafsburg und der Handwerksmaurerei*. 11. *Maurerliteratur*. 12. *Nekrolog*. 13. *Die Erziehungsanstalt* u. s. w. 14. *Wie kommt es, dafs so viele Freimaurer sich von dem Orden zurückziehen* u. s. w. 15. *Hat die Freimaurerei zu der Reformation etwas beigetragen, hat sie einen Einflufs auf dieselbe gehabt und worin besteht dieser?* 16. *Verbesserungen zu der im 5ten Jahrgange der Asträa befindlichen Logenübersicht*. 17. *Gedichte*. Man sieht daraus, wie sich Hr. *v. Sydow* bemüht hat, in sein Taschenbuch Vielseitigkeit der Materien zu bringen, was ihm auch wirklich in mehr als einer Hinsicht gelungen ist, so dafs wir mit gutem maurerischen Gewissen die *Asträa* als eine der bessern Lectüren über Geist und Zweck der Freimaurerei zu empfehlen vermögen.

Nr. 2. Dies Büchlein gewährt mehr als dessen marktschreierischer Titel verheifst, in welchem die oben angemerkten „ɛc. ɛc." eigentlich noch sagen sollen „von ihrem Entstehen an und ihrer Verbreitung bis auf die jetzigen Zeiten, nebst einer Erklärung ihrer Symbole, Hieroglyphen und Allegorien, der Aufnahmen in den Orden und einem Verzeichnisse sämmtlicher Logen." Was die Erklärung der Symbole, Hieroglyphen u. s. w. betrifft, so sind dieselben theils unrichtig, theils so confus untereinander geworfen, dafs daraus auch kein Maurer, geschweige der Nichtmaurer, klug werden kann; aber dagegen zeugt die Uebersicht der Geschichte der Freimaurerei, ihrer verschiedenen Systeme, der Länder, wo sie blühen, wirklich von um- und einsichtiger Behandlung dieses schwierigen Stoffes.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Lübeck, b. Asschenfeldt: *Martinus Lutherus (,) libertatis Christianorum vindex, sive de vita meritisque Lutheri brevis enarratio* (,) gymnasiorum tironibus scripta ab *Henrico Kunhardt*, A. M. Gymn. Lubec. Professore. 1832. VIII u. 102 S. 8. (12 gGr.)

Bei dem Herannahen der dritten Jubelfeier der Augsburgischen Confession, so erzählt der längst rühmlichst bekannte Vf. in der Vorrede seiner Schrift, hatte der Senat der freien Stadt Lübeck den Lehrern an den Schulen zur Pflicht gemacht, die ihnen Anvertrauten auf diese Feier gehörig vorzubereiten. Der Vf. aber begnügte sich nicht mit dem zu ertheilenden geschichtlichen Unterrichte, sondern dictirte auch in den von ihm zu leitenden Stilübungen Luthers Leben zum Uebersetzen in das Lateinische. So entstand das vorliegende Buch, welches der Vf., wie es scheint, denn ganz deutlich erklärt er sich nicht hierüber, mit dem Wunsche durch den Druck veröffentlichte, dafs es vielleicht neben den Schriften der Alten in den untern (?) Klassen gelehrter Schulen mit gelesen werden möchte.

Wenn nun gleich dem Rec., welcher die vorliegende Schrift mit vielem Interesse gelesen hat, die Lectüre derselben weder für die höhern, noch für die niedern Gymnasialklassen in öffentlichen Unterrichtsstunden durchaus passend erscheint, für die höhern nicht, weil diese hier doch wohl nur zu den Schriften der Alten hinzuführen sind, und für die niedern nicht, weil die vorliegende Schrift in mancher Hinsicht über deren Horizont hinausgeht (vergl. besonders den Abschnitt S. 84—101.): so glaubt er dieselbe doch als eine sehr passende Privat- und Nebenlectüre für Schüler der obern Klassen empfehlen zu können; denn der Vf. erzählt nicht nur in guter Ordnung und mit Klarheit und Freimüthigkeit, sondern auch mit einer sehr ansprechenden Leichtigkeit und in einer der klassischen Sprache des Alterthums sich sehr annähernden Latinität. Nur das Eine bleibt zu wünschen übrig, dafs er den grofsen Reformator noch mehr zu dem eigentlichen Mittelpunkte seiner Darstellung gemacht, und seinen Vorsatz, eine „*narratio de vita meritisque Lutheri*" zu liefern noch fester im Auge behalten haben möchte; denn namentlich von dem J. 1530 an (S. 34), wo sich der Vf. weitläufig über den Reichstag zu Augsburg auslässt, was sich durch die *Veranlassung* der Schrift allerdings entschuldigt, tritt Luther bei ihm wohl zu sehr in den Hintergrund, indem nun eigentlich blofs die

die Geschichte der deutschen *Reformation* bis zu Eröffnung des Tridentiner Concils erzählt wird, und von Luther, dessen Tod (S. 82—84) noch berührt ist, nur einzelne Aeufserungen hin und wieder einfliessen. So erfahren wir hier nichts von der durch ihn veranlafsten noch durchgreifendern zweiten Kirchen- und Schulvisitation in Chursachsen (im J. 1538), von den neuen, verbesserten Bibelausgaben von 1541 und 1545, von seiner Thätigkeit im akademischen Lehramt, von seinen Verhältnissen zu seinen Freunden und von seinem Familienleben, von den mancherlei Leiden, welche ihn nach und nach des Lebens müde machten, und ihn bewogen, im J. 1544 seine Aemter niederzulegen und sich auf sein Landgut Zeilsdorf bei Borna zu begeben, so wie von seiner bald darauf folgenden Zurückberufung und Rückkehr nach Wittenberg.

Dabei haben sich auch einige kleine Unrichtigkeiten eingeschlichen. S. 2 läfst der Vf. Luthern, dessen Jugendgeschichte wohl allzu kurz abgefertigt ist, auf der Schule zu Magdeburg vom J. 1498 bis 1501 verweilen, und ihn dort Unterstützung finden, während er doch nur ein Jahr lang dort blieb, und in Eisenach durch die Wittwe Cotta unterstützt wurde. S. 18 läfst der Vf. die ganze Bibel (*sacri codicis libri omnes*) schon im J. 1523 in der deutschen Uebersetzung erscheinen, da doch vor 1534 die vollständige Lutherische Bibelübersetzung nicht vorhanden war. S. 38 heifst es, die Augsb. Conf. sey „*in sacello satis amplo*" vorgelesen worden, während die Gegner der Reformation doch wohlweislich eine nur eine geringere Anzahl von Menschen fassende Kapelle dazu gewählt hatten, was wohl ausdrücklich hätte bemerkt werden sollen. Der Anfang des Trid. Concils endlich ist (S. 76) auf das Jahr 1543, und Luthers Tod und Bestattung auf den 18. und den 22. *April* 1546 irrig gesetzt (S. 83). Eben so legt der Vf. Luthers Ausspruche: mit Friedrich dem Weisen sey die Weisheit, und mit Johann dem Beständigen die Frömmigkeit selbst gestorben, offenbar nicht den wahren Sinn unter, wenn er (S. 51) hinzusetzt: „*Ex quo intelligitur, quorsum vel optimos viros abripiat egregiarum virtutum admiratio: nam* (,) *quae in horum principum laudem* (*ab eo*) *dicta erant, eadem* (*ea*), *si tam vere* (,) *quam eleganter essent enuntiata, omnem profecto Lutheri aetatem haud levi adspergerent macula.*"

Die angehängte beredte Schilderung der Tugenden und Verdienste Luthers (S. 84—101), welche indefs keinen ganz festen Plan verfolgt und mehr andeutend verfährt, rechtfertigt Luthern zugleich gegen einige Vorwürfe, und schliefst sehr passend mit der Bemerkung, dafs Luther nur die Bahn gebrochen habe, auf welcher weiter fortzuschreiten unsre Pflicht sey. Nur möchte Rec. wünschen, dafs der Vf. seine Persönlichkeit hier weniger habe hervortreten lassen, wodurch der Eindruck des Gesagten geschwächt wird, wie S. 87: „*Quodsi* (*si vero*) *pluribus in locis*" etc., und: „*Haud ego diffiteor*" etc., oder S. 97: „*Etsi nemo unquam mihi persuadebit —, tamen contendere ausim*" etc., und: „*Nollem a Zwinglio discessisse Lutherum*" etc., oder S. 101: „*Nemo mihi persuadebit, fidem — — — — antecedere debere disquisitionem.*"

Was endlich die Latinität des Vfs betrifft, auf welche hier ganz besonders Rücksicht zu nehmen ist, so haben wir ungeachtet seines sehr lobenswerthen Bestrebens, möglichst rein zu schreiben, doch noch einige Anstöfse gefunden, welche bei einer zu wünschenden zweiten Auflage der Schrift zu entfernen seyn möchten. So z. B. S. V *profitebantur* statt *professi sunt*, wie überhaupt das Imperfectum öfter statt des Perfectum gesetzt ist; S. V und öfter *et* —, *et vero* st. *et* —, *et* —, oder auch *non solum, sed etiam*; S. 2 *per latum orbem*; S. 2 *cui tenuis quaerebatur victus* (beides unprosaisch), und *Noster* oder auch *Lutherus noster* (wenn Cicero sagt *Hirtius*, *Pansa noster*, so hat diefs einen ganz andern Sinn); S. 5 *dici non potest, quanta cum verecundia accederet* (*accesserit*); S. 15 *confessio veritatis*; S. 16 *accedebat, ut* — (mufs hier heifsen *accedit, quod*); ebendas. *denique* st. *tandem*; S. 17 *quod* —, *idem* (st. *id*, wie überhaupt öfter *idem*, st. *is*; ein sehr gewöhnlicher Fehler der Neuern); S. 24 *salutem* (besser *de salute*) *animarum agere*; S. 26 *suae ipsorum* (st. des blofsen *suae*) *sententiae*; mehrere unnöthige Conjunctive, wie S. 36: *cum ab reliquis, qui remanere iussi essent, flagitasset* etc., oder S. 45: *vehementer displicebat* (*displicuit*) — *Electori* —, *qui* — *cognovisset* etc., und *at ille, qui semper sibi constaret,* — *respondit*; S. 32 *generosum in pectore spiritum ducere* (poetisch); S. 33 *vix* [*aliter facere*] *potuit, quin* —; S. 34 *in eius comitatu erat*; S. 35 *magna armatorum caterva stipatus*; S. 36 *comitante principum cohorte* und *frequens armatorum procerumque caterva* (alles poetisch); S. 40 *exaudire* (st. *percipere*, unrömisch), so wie *scriptus est libellus confutationis nomine*; S. 52 *parentare*, eine Leichenrede halten, u. dergl.

Endlich sind auch noch einige, obwohl unbedeutendere, Druckfehler stehen geblieben, wie S. VII *fasta* (st. *fastu*), S. VIII *deos* (st. *deus*), S. 8 *brevii* (st. *brevi*), S. 13 *vertutis* (st. *virtutis*), S. 30 *lenitte* (st. *lenitate*), S. 39 *imperatur* (st. *imperator*), S. 53 *dissentium* (st. *dissentientium*), S. 97 *redeuntque* (st. *redeantque*).

Zu einer Herausgabe des Lebens Melanchthons von *Camerarius*, oder einer lateinischen Biographie irgend eines andern um Deutschland verdienten Mannes, welche der Vf. für den Fall einer günstigen Aufnahme dieser ersten Schrift in der Vorrede verspricht, glauben wir ihn angelegentlich aufmuntern zu dürfen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1833.

KRIEGSWISSENSCHAFT.

Stuttgart, b. Sonnewald in Comm.: *Die Artillerie für Officiere aller Waffen, in systematischer, taktischer und technischer Beziehung*, dargestellt von *L. v. Breithaupt*. — *Erster* Theil. System der Artillerie, mit 2 Beilag. 15 Tab. und 4 Stein(druck) Tafeln. 1831. XVI, 316 u. LXXX S. 8. (alle 3 Theile 10 Rthlr.)

Mit lobenswerthem Fleisse führt der Vf. fort: einen, obgleich schon vielfach bearbeiteten Zweig zu kultiviren, indem er die schon vorher in seinen kleinern Schriften seit 1824 theils untersuchten theils angedeuteten Gegenstände in diesem, als einen Collectiv-Werke zusammen fasst. Er gehet dabei von dem Grundsatze aus: „Es sey nothwendig, das bisherige vielfältige Artillerie-Material möglichst zu vereinfachen, damit ein National-Heer, so wie der Kriegsverband eines Staates mit möglichster Berücksichtigung des bürgerlichen Interesses bestehen und damit der neu ausgehobene seine Bildungsstufen in der möglichst kürzesten Zeit durchlaufen kann." Im *ersten* Abschnitt werden nun die besondern Eigenheiten jeder Waffe (Truppenart) kurz angegeben und dabei die Infanterie mit *Pistongewehren* ausgerüstet, als „unter *allen Umständen*, bei jeder Witterung und auf jedem Boden streitfähig", vorausgesetzt. Dass diess auch in finsteren Winternächten der Fall ist, wo dem Manne Hand und Finger von dem eisigen Regen erstarren, dürfte dem Vf. schwer zu erweisen seyn. Rec. kann sich nicht der Ueberzeugung entschlagen: dass ein gewöhnliches Gewehr mit Trichter-Zündloch zum Selbstaufschütten und mit Zylinder-Ladestock für die Linien-Infanterie am angemessensten sey. Mit voller Ueberzeugung hingegen muss man Hn. v. *B.* beyfallen, wenn er sich gegen den neuern Grundsatz erklärt: „dass die leichte Artillerie mit möglichster Beweglichkeit nur *nöthige Wirkung* vereinigen soll.

Nicht zu *Vauban's* Zeiten sind die grössten Kaliber der schweren Geschütze entstanden; sie waren schon längst da, und die deutschen Artilleristen konnten sich nur mit Mühe entschliessen; sie gegen die leichteren Kanonen der Franzosen zu vertauschen. (*Mieth*, Geschützbeschreibung. Fol. 1683. 1s Bch.; 29 Kap.) Die Franzosen hatten damals nur 33, 24 und 16*pfündige* Kanonen, die allgemein 10 Fuss oder 19; 21; 24 Mündungsdurchmesser lang waren.

Im 1. Kap. des *zweiten* Abschnittes werden die Eigenschaften und das Mischungsverhältniss des Schiesspulvers untersucht und die dahin gehörigen Versuche und Erfahrungen theils im Text, theils in den Tabellen aufgeführt. Merkwürdig erscheint die: dass in einer eisernen Kanone die Verbrennung der Ladung vollkommener und gleichförmiger erfolget als in einer metallnen, woraus denn eine um Etwas vergrösserte Schussweite entspringt — die hier eine grössere Gewissheit des Treffens genannt wird. Dieselbe Erscheinung würde sich nothwendig auch bei der Zündung der Geschütze durch Perkussion zeigen, weil die Schlagröhrchen von Knallpulver ein schnelleres und heftigeres Zusammenbrennen der Ladung hervorbringen, wie auch S. 45 erwähnt wird.

Das Mischungsverhältniss des Preussischen Pulvers wird S. 47 zu 72 Salpeter; 18 Schwefel; 10 Kohlen angegeben; Rec. findet es aber im *Leitfaden z. Unterr. in der Artillerie* der Ausgabe von 1818, zu 75 Salpeter; $11\frac{1}{2}$ Schwefel; $13\frac{1}{2}$ Kohlen.

In Hinsicht der Bestimmung des Geschützes und seiner Bespannung für die *leichte Artillerie* werden S. 57 fg. einige interessante Beispiele der Beweglichkeit der Truppen im Kriege angeführet, und 6 Pferde als die zweckmässigste Geschütz-Bespannung angegeben, weil bei dieser die Beweglichkeit der Artillerie auch durch den Verlust einiger Pferde nicht aufgehoben wird. In Hinsicht der Laffeten giebt S. 65 die Vergleichung der nöthigen Zugkraft, um das stehende, aufgeprotzte Geschütz fortzubewegen:

3371 Pfd. schwere 6*pfündige* Kanonen, mit gewöhnlicher Laffete, eisernen Achsen, und 24 Schuss in der Protze auf gleichem Wiesenboden, wie 100: 6, 7.

3283 Pfd. schwere Sechspfünder, desgl. 32 Schuss in der Protze, eben so, wie 100: 6, 3.

3242 Pfd. schwerer Sechspfünder, mit gleich hohen Hinter- und Vorderrädern nach Englischem System, eisernen Achsen, $4\frac{1}{2}$ Fuss breiter Spuhr und 32 Schuss in der Protze, wie 100: 5, 6.

3216 Pfd. schwerer Sechspfünder mit 5 Fuss breiter Spuhr eben so. Auf einer horizontalen Bettung verhielt sich jedoch die Zugkraft der beiden letztern Geschütze, wie 1, 8: 2, 4.

Nothwendig schneiden die Geschütze mit Englischer Laffete auch in weichem Boden weniger tief ein, als die gewöhnlichen. Zugleich haben jene noch den Vortheil: dass durch die lose Verbindung der Laffete und Protze, die gegenseitige Mittheilung der Erschütterung auf steinigtem Wege verringert, folglich die Munition gut erhalten wird, und das Auf-

und Abprotzen erleichtert ist. Rec. verbietet der Raum: dem Vf. in Aufzählung der Vortheile des Englischen Systems zu folgen, das neuerlich auch bei der französischen Artillerie — jedoch mit Beibehaltung der Deichsel — eingeführet worden ist; gegen das sich aber der General *Allix* (*Systeme d'Artillerie de campagne* 8. 1827.) entschieden erkläret und manche, nicht ganz verwerfliche Gründe dagegen anführet. *Eine Bemerkung* dürfte hier nicht am unrechten Orte stehen: der Vf. hat über die Möglichkeit des Fahrens durch tiefe Hohlwege Versuche angestellt, und die nothwendige untere Breite desselben für die 4½ — 5 Fuſs breiten Fuhrwerke 5, 4 Fuſs gefunden. Sei es: daſs sich diese Breite in den Gebirgen des südlichen Deutschlands, Frankreichs und Spaniens findet; in den Sächsischen und Böhmischen Gebirgen ist dies nicht der Fall. Hier sind die Wege häufig unten nur 4, und in der Höhe der Achsen 5, 4 Fuſs breit. Das Geleis der Sächsischen Artillerie ist daher allgemein auf 2 Dresdner Ellen bestimmt.

S. 77 gehet der Vf. zu den Wirkungen der leichten Artillerie über, wo nach den Versuchen in den Jahren 1826 — 24 mit dem Zwölfpfünder: auf 600 Schritt von 45 Schuſs 19, oder 0, 42; auf 800 Schritt von 363 Schuſs 81, oder 0, 22; auf 1000 Schritt ⅛ und auf 1200 Schritt gegen ⅛ der Schüsse trafen. Der Sechspfünder hatte auf 600 Schritt von 69 Schüssen 40 treffende oder 0, 57; auf 800 Schritt $\frac{2}{10}$ und auf 1000 Schritt $\frac{1}{11}$ der Schüsse. Eine andere Schuſstabelle von 1830 giebt für den Zwölfpfünder auf 600 Schr. 0, 53; auf 800 Schr. 0, 46; auf 1000 Schr. 0, 25 und auf 1200 Schr. 0, 25; für den Sechspfünder aber 0, 60; 0, 4; 0, 6. Die, das Ziel mit dem Ersten Aufschlag treffenden Würfe der Zehnpfündigen Haubitze waren auf die eben erwähnten Entfernungen 0, 94; 0, 57; 0, 052; 0, 33, und auf 1800 Schr. 0, 16; die gröſsten Seitenabweichungen der Granaden aber betrugen von 10 — 75 Schr. S. 89 wird jedoch bemerkt: daſs die Haubitze *wegen der Kürze ihres Rohres eine geringere Gewiſsheit des Treffens verspricht*, als die Kanone, die in den meisten Fällen noch nach dem Ersten Aufschlage trifft, wenn die Kugel vor dem Ersten feindlichen Gliede aufschlägt. Mit 9 — 10 Kaliber langen Haubitzen traf jedoch, nach Rec. Erfahrung, bey sorgfältiger Richtung auf 800 Schr. immer die zweite Granade eine 9′ hohe 20′ breite Blende, welches auch mit den S. 93 angeführten Maynzer Versuchen im Jahr 1828 übereinstimmt, dem zufolge der Vf. den 12 Kaliber langen 24Pfünder als Haubitze für die leichte Artillerie bestimmt. Ohne aber gerade das Treffen des Objectes *ohne Aufschlag* zu verlangen, wird die Wirkung dieses Geschützes dennoch die der gewöhnlichen kurzen Haubitzen weit übertreffen. Daſs dies auch in Hinsicht der Kartätschen der Fall seyn muſs, folgt schon aus der Construction des Rohres, wenn man sich auch der Shrapnels nicht bedienen will, die nach Rec. Meinung wohl *mehr* in der Einbildung leisten als sie in der Wirklichkeit gewähren, weil die weit hinter dem Feinde springenden Granaden nur bestimmt scheinen: die Zurückweichenden zu schrecken und sie vor, ins Treffen zu treiben oder ganz fort zu jagen. Unter allen Umständen würde Rec. anstatt der 6löthigen Kugeln, zwölflöthige anwenden die auch den unerschrockensten unfähig zum Gefecht machen. — S. 108 folgt die Construction dieser kurzen Vierundzwanzigpfünder, begründet auf die, durch die Erfahrung bestimmte Metallstärke der Feldgeschütze zu ⅓ des Kugelgewichtes Ladung. Die Maaſse des *eisernen* Rohres finden sich S. 116, wo jedoch die Metallstärke (3 Zoll am Zündloche und 1⅛ Zoll vorn) wohl etwas gering erscheinet, so lange nicht *wiederholte* Versuche darthun: daſs sie hinreichend ist. Schlüsse von dem Widerstande *anderer* Geschützröhre aus Guſseisen mit anderen Ladungen und unter andern Verhältnissen dürften nach neuerlichen Erfahrungen nicht allezeit genügende Sicherheit gewähren.

Das 3te Kap. gehet zu dem Geschütze der *schweren Artillerie* über, wo sich wegen des sicherern Schusses der lange und kurze Vierundzwanzigpfünder weit vorzüglicher erwies, als die 7 und 10pfündige Haubitze; weshalb der kurze Vierundzwanzigpfünder — dessen Kugel bei den Mainzer Versuchen auf 600 Schritt 4 — 5½ Fuſs in einem Kugelfang von leichtem Sande eingedrungen ist, für völlig brauchbar und hinreichend zu dem Festungs - Angriffe erkläret wird. Mit Interesse *liest* man hier S. 153 die 1824 in England angestellten Versuche: frei stehende Carnotsche Mauern von 21 Fuſs Höhe, hinter einer Contregarde auf 600 Schr., durch Kugelschüsse und Granaden aus Caronaden und Haubitzen nieder zu legen; welche ein vollkommen günstiges Resultat gaben, daher auch nach S. 157 der kurze Vierundzwanzigpfünder bei der Niederländischen Feld - Artillerie 1829 anstatt der Haubitzen eingeführet worden ist. Der Vf. bemerkt S. 157 mit Grund: daſs in den Feldzügen 1814 der Alliirten am Rhein und nachher der Russen gegen die Türken dieses so sehr erleichterte Geschütz sehr wesentliche Vortheile dargeboten hätte, wenn es bei den Armeen eingeführet gewesen wäre.

Der dreiſsigpfündige Mörser wird zwar von dem Vf. zu dem Belagerungskriege empfohlen; Rec. muſs aber bemerken: daſs er doch dem fünfzigpfündigen in der Fallkraft weit nachstehet, wenn er ihm auch in der Genauigkeit des Wurfes gleich ist; jene wächst durch das vermehrte Gewicht der Bombe (von 63 auf 102 Pfd.,) alles übrige gleich, beinahe um das Doppelte, weil sie bekanntlich aus dem Producte der Geschwindigkeit und des Gewichtes der Bombe zusammengesetzt ist. Es wird demnach immer vortheilhaft, wenn auch nicht unter allen Umständen nothwendig seyn: einige fünfzigpfündige Mörser für die Belagerungsartillerie zu bestimmen, obwohl die bei weitem gröſsere Zahl derselben aus sieben - bis dreiſsigpfündige bestehet.

Um die Grenzen dieser Anzeige nicht über die Gebühr auszudehnen, siehet sich Rec. genöthigt, den

den Inhalt des IV. Kap. über die Artillerie-Fahrzeuge und des V. über den Bedarf an Munition blos anzugeben. Von jenen wird das Englische System angenommen; von letzterer werden 244 Schuſs als Verbrauch Eines Geschützes nach der Erfahrung des Feldzuges 1814 angegeben. Der Vf. empfiehlt bei einem entfernten Kriegstheater die Fertigung der vorräthigen Munition in den Depots auf dem Wege dahin, um der Mühe und den Kosten des weiten Transportes zu entgehen. Er sucht dabei den Einwurf der damit verbundenen Schwierigkeiten zu entkräften, die wenigstens der *allgemeinen* Ausführbarkeit des, an sich gewiſs nützlichen, Vorschlages entgegen treten.

Das VI. Kap. handelt von den Brandraketen, deren schon *Geisler* (Curiense und vollkommene Artillerie. Fol. 1707) erwähnt, und sie — mit einer Granate versetzt — 1688 in Berlin gesehen hat. Den davon angeführten Schriften wären noch *Cotty* (*Dictionnaire de l'artillerie*) und *Ruggiery* (Praktischer Unterricht in der Feuerwerkskunst 8.) beizufügen. Die S. 205 gegebenen (*Congreve'schen*?) Sätze haben *das* gegen sich: daſs der Satz der 8*zolligen* durch die Vermehrung des Salpeters von 7 auf 20 Theile die, durch einen um 6 Theile geringern Zusatz von Chlorkali verminderte Stärke wieder erhält und dadurch um so mehr geneigt wird, beim Zünden die Hülse zu sprengen; auch nur allein vermittelst der Wasserpresse zusammengedrückt werden kann.

Der *dritte* Abschnitt redet von der erforderlichen Zahl der leichten und schweren Geschütze und der vierte gehet zu der Organisirung des Personellen der Artillerie über, womit sich das VII — X Kap. des Werkes beschäftiget. Im XI und XII Kap. finden sich empfehlenswerthe Bemerkungen über die wissenschaftliche Ausbildung des Artilleristen, des Officiers wie des Gemeinen. Rec. kann sich jedoch nicht mit der Ansicht vereinigen, daſs der Unterofficier nur die für seinen Dienst nöthigen Kenntnisse erwerben soll; dann würde bei einem plötzlich ausbrechenden Kriege 1) der noch nicht völlig ausgebildete junge Officier im Felde gar keine Unterstützung von den ihm zugetheilten Unterofficiers haben und 2) würde es an Ersatz des, vielleicht zufällig starken Abganges von Officieren fehlen.

Die *zweite* Abtheilung: das System der technischen Artillerie, steht in Hinsicht der guten Bearbeitung der Ersten nicht nach; muſs aber im Werke selbst nachgelesen werden. Die Beilagen enthalten 1) Versuche über die chemische Beschaffenheit des Schieſspulvers und 2) über die Beweglichkeit der Geschütze.

PÄDAGOGIK.

Leipzig, in Comm. b. Hinrichs: *Zwei Gebrechen der meisten Gelehrten-Schulen in Deutschland.* Eine Abhandlung von M. *Benj. Aug. Bernh. Otto*, Lehrer an der Nikolai-Schule und Frühprediger an der Universitäts-Kirche zu Leipzig. 1830. 51 S. gr. 8. (6 gGr.)

Die beiden hier zur Sprache gebrachten Gebrechen betreffen den Unterricht in der *deutschen Sprache* und in der *Religion* auf Gelehrtenschulen. Der Vf. wünscht in der ersten Beziehung, es möchte auf den Gel. Sch. künftig die deutsche Sprache neben den alten mit mehr Liebe und gründlicher als bisher gepflegt; in der zweiten Beziehung, es möchte der Religionsunterricht auf Gel. Sch. nur den dazu passendsten Personen anvertraut werden. Wie beides geschehen könne, darüber läſst der Vf. sich hier weiter vernehmen. Er giebt einen ziemlich detaillirten Plan für den deutschen Sprachunterricht von *Sexta* bis *Prima*, parallel laufend mit dem lateinischen. Hierin ist Manches, was die Lehrer an Gel. Sch., jeder nach seinem Standpunkte, mit Vortheil näher prüfen und den Umständen gemäſs anwenden werden. Im Ganzen trägt das Raisonnement des Vfs das Gepräge der rechten Ruhe und Reife nicht an sich. Sehr wahr sagt er unter andern: die den Geist ertödtende Art des deutschen Sprachunterrichts bestehe darin, daſs man die deutsche Grammatik behandele wie die lateinische. Allein den Lehrern, welche sich hierin nicht selbst zu helfen wissen, wird das, was der Vf. zur Verbesserung beibringt, schwerlich genügen. Es fehlt an Präcision der Begriffe, am Concreten der Darstellung. So bei dem, was über die Bildung des philosophischen Stils in *Prima* gesagt ist. — In Betreff des Religionsunterrichtes wird man dem Vf. das Daseyn des gerügten Gebrechens leichter noch als allgemein vorhandenen Mangel zugeben, als in Betreff der Muttersprache. Er will, daſs der genannte Unterricht nur Solchen übertragen werde, welche zwar Schulmänner, zugleich aber auch Theologen von Profession sind, nicht den bloſsen Philologen, noch weniger aber Predigern, für welche dieser Unterricht nur Nebenbeschäftigung wäre. Solche nennt er Schultheologen, und meint, (nicht ganz mit Unrecht, jedoch übertreibend, wie oft) daſs sich eher hundert gute Kirchentheologen als ein guter Schultheolog finden lassen. Nach der Amtsangabe des Vfs auf dem Titel der Abhandlung könnte er selbst ein Schultheolog der verlangten Art seyn.

Neuerdings ist, im J. 1831, von dem Vf. noch ein „*Drittes Gebrechen* der Gelehrtenschulen" (Leipz. b. Kayser) erschienen, worin er „die vorurtheilsvolle und unwissenschaftliche *Ueberschätzung des lateinischen Unterrichts* rügt, und eine gänzliche Umgestaltung der Gel. Sch. Deutschlands beabsichtigt. Rec. kennt diese Schrift nicht näher; aber nach dem Inhalte der vorliegenden und nach dem wirklichen Stande der Sache möchte er fürchten, der Vf. kämpfe mitunter gegen Dinge, die nicht sind. Fast scheint es, der Vf. habe die unglückliche Neigung dazu. So wiederholt er (S. 36, vergl. S. 2) die Behauptung, daſs der Lehrplan für die Gel. Schulen Baierns

Baierns von Jesuiten entworfen, und deswegen so einseitig ausgefallen sey.

Ulm, in Comm. der Stettin. Buchh.: *Vollgültige Stimmen aus dem gelehrten Stande über das Rechtsverhältnifs des Schullehrer-Standes* zu Kirche und Staat, und über *die Wichtigkeit der Schule* und was derselben Noth thut, nach den Grundsätzen der Humanität und den Bedürfnissen unserer Zeit; zur Beherzigung für die hohe Bundesversammlung in Frankfurt, für die hohen Regierungen weltlichen und geistlichen Standes in ganz Deutschland und die Landstände, und zur Ermunterung für alle Lehrer. — Mit hoher Censur-Bewilligung. — 1830. XII u. 248 S. in 8. (12 gGr. *netto.*)

Eine blofse Zusammenstellung abgerissener Stücke aus den Schriften von etwa 50 pädagogischen und philosophischen Schriftstellern Deutschlands, auch aus andern, ausländischen, älteren, oder sonst den Gegenstand berührenden Schriften, zu dem Zwecke, die Allgemeinheit der Anforderungen an den Staat und die Gemeinden in Betreff einer mehr zeitgemäfsen Stellung des Schullehrerstandes anschaulich und dadurch eindringlicher zu machen. Dieser an sich löbliche Zweck wird durch das gewählte Mittel nicht erreicht werden. Denn der hier vorliegende, übrigens sattsam bekannte, *Consensus virorum eruditorum* über den fraglichen Gegenstand möchte allenfalls Ueberzeugung bewirken helfen, wo sie etwa noch nicht vorhanden und doch nöthig wäre; aber die Mittel zur Ausführung, die Besiegung der Schwierigkeiten, einen ausführbaren Plan zur Verwirklichung giebt er nicht an die Hand; und doch — *hoc opus, hic labor!* — Auch den Schullehrern selbst kann es wahrlich nicht zur „Ermunterung" gereichen, wenn sie hier die funfzig- und mehrfache Wiederholung dessen lesen, was sie bereits mit mehr oder weniger Deutlichkeit und Bescheidenheit selbst gedacht und empfunden haben, und damit die, besonders ökonomische, Lage vergleichen, in welcher sie grofsentheils noch sich befinden. Zudem übertreibt der (uns unbekannte) Herausgeber Manches in der Vorrede, und verdiente zur Beweisführung angehalten zu werden, dafs der Schullehrerstand sich noch „in allen Staaten in drückenden Verhältnissen und einem gesetzlosen (*sic*) Zustande befinde", dafs „unter den meisten Gliedern des geistlichen Standes von Haus aus Abneigung gegen den Schulstand und die Schule herrsche," und dergl. m. — Uebrigens sind die excerpirten *Dicta classica* nach den 4 Abschnitten geordnet: 1) von der Wichtigkeit der Schule für den Staat; 2) von der Besoldung der Lehrer; 3) von den Verhältnissen des Schullehrerstandes zu Kirche und Staat, und den Hindernissen, welche der Schule im Wege stehen; 4) von der Beaufsichtigung der Schule. Voran geht auf acht Seiten, als Einleitung, eine Stelle aus dem Schulrechte u. s. w. von *Gräfe.*

Der Gegenstand ist wichtig. Viel ist geschehen, in allen deutschen Ländern, in Vergleich mit dem vorigen Jahrhunderte; Viel ist noch übrig, in Vergleich mit der Aufgabe. Es ist leicht, *die ersten Schritte zu thun*, und kein verständiger Schullehrer wird leugnen, dafs sie im Allgemeinen gethan seyen; aber es ist schwer, *die weiteren Schritte folgen zu lassen*, und kein Staatsmann und kein Schulaufseher wird behaupten, dafs wir, in Ansehung der Geschwindigkeit sowohl als der Sicherheit dieser folgenden Schritte, mit dem Anfange der Bewegung das Gleichmafs halten. Dasselbe gilt von dem geistlichen Stande, in Betreff der Kirche sowohl als der Schule. Es ist um Vieles anders und besser geworden; die wichtigsten Anforderungen ergehen *jetzt* an den *Staat.* Stillstehen nach den gemachten Anfängen würde die verderblichsten Rückschritte zur Folge haben.

SCHÖNE LITERATUR.

Braunschweig, im Verl.-Comptoir: *Der Renegat auf Morea.* Trauerspiel in drei Aufzügen. Nach dem Neugriechischen des Olympiers *Georg Lascaris*, ehemals Officier der heil. Schaar und Adjutant des verst. Fürsten Alexander Ypsilanti. Von *Harro Harring.* 1831. VIII u. 104 S. 8. (16 gGr.)

Wenn zwei Morde auf der Scene und einer *hinter* der Scene ein Trauerspiel machen: so ist diefs eins — — und ein Renegat, ein eingefleischter wollüstiger Teufel, und ein edeltrauender Schafskopf von Franzosen, Günstling Ibrahim Pascha's, sind würdige Helden desselben; dabei wird entsetzlich viel geschwätzt, besonders von dem Renegaten. Einzelnes ist nicht ohne Talent: wem es angehört, Hn. *Harro Harring* oder seinem griechischen Freunde, wissen wir nicht; allein das zwei sich vereinigen, und aus dem grofsen Weltschauspiele des Todeskampfes eines Heldenvolks keinen tragischern Stoff zu finden wissen, als den einer gemeinen und dummen Intrike niedriger Wollust, die Ekel aber keinen Schauder zu erregen vermag, das zeugt von einem inneren Eunuchismus. Hr. *Harro Harring* fodert die deutschen Bühnen auf, doch ja diefs Trauerspiel recht bald auf die Bühne zur Aufführung zu bringen, *um die Theilnahme an dem unglücklichen Volke von Neuem anzuregen.* Arme Griechen!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1833.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Zur Vermittelung der Extreme in den Meinungen*; von **Friedrich Ancillon.** *Zweiter* Theil. Philosophie und Poesie. 1831. IV u. 384 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)

Ausführlich, und mit der Anerkennung des hohen, wissenschaftlichen Geistes, so wie des sichern Urtheils und Blickes des verehrten Vfs. über die wichtigsten Gegenstände im Kreise der Geschichte und Politik, erklärte sich Rec. über den *ersten*, zunächst den Forschungen über Geschichte und Staatskunst gewidmeten, Theil des vorliegenden trefflichen Werkes in dieser A. L. Z. (1828. Nr. 225—227). Im Allgemeinen kann und muſs der Rec. auf dieses damals ausgesprochene und durch mehrere Belege aus dem *ersten* Theile bestätigte Urtheil sich beziehen: denn ein Mann, wie der Vf., bleibt sich gleich in Hinsicht der philosophischen Klarheit der Begriffe, der gemäſsigten staatsrechtlichen und politischen Ansichten, und der Gediegenheit der stilistischen Form. Allein die Leser der A. L. Z. haben das Recht, zu verlangen, daſs über die Fortsetzung einer so wichtigen und in jeder Beziehung gediegenen Erscheinung in der Literatur in einem ähnlichen Verhältnisse berichtet werde, wie über den Anfang derselben. Dies ist auch in der That bei dem vorliegenden *zweiten* Theile um so nöthiger, weil die in demselben enthaltenen 11 Abhandlungen *sehr verschiedenartige Stoffe* behandeln, wie die Leser bei der Inhaltsangabe von selbst ermessen werden.

Wollte Rec. sein Urtheil in zwei Sätze zusammen drängen, so würden die folgenden genügen, welche Rec. aus der Anzeige dieses Werkes in der „*revue encyclopédique*" (1832. Avril. p. 129) entlehnt; „*C'est une exposition claire, précise, elégante, des controverses les plus importantes sur différens points de la philosophie et de l'art. Sous ce rapport nous ne connaissons pas de livre recent, qui présente une lecture plus instructive et plus utile.*" Allein eben wegen der Wichtigkeit der behandelten Stoffe wird eine weitere Besprechung derselben zur Recensentenpflicht.

Schon der Titel des Werkes spricht es aus, daſs der Vf. die *Mitte* zwischen den Extremen aufsucht und darstellt, und daſs er — viele Jahre früher, bevor in Paris der *politische* Begriff des *Juste milieu* ausgeprägt ward, — bereits im ersten Theile dieses Werkes zwischen den einander schroff entgegenstehenden Extremen der Meinungen *die rechte Mitte* auffand und entwickelte. Ja, Rec. bekennt seine völlige Ueberzeugung, wenn er erklärt, daſs ihm das *Juste-milieu* des ehrwürdigen Vfs. ungleich mehr zusagt, als das an der Seine. Denn bei dem Vf. ist dieses System kein farbeloses Schaukelsystem, das zwischen beiden Extremen charakterlos sich bewegt, und, ohne Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit, bald mehr, bald weniger dem einen, oder dem andern Extreme sich nähert, und *aus* beiden ein *mixtum compositum* bildet, das bald in die Schattirungen der Revolution, und des „*mouvement*" bald in die der Stabilität und Reaction hinüber schillert. Der Vf. *weiſs*, *was er will*. Sein System ist ein neues, selbstständiges, in sich nothwendig zusammenhängendes Ganzes, ein von den beiden Extremen verschiedenes, zwischen beiden die Mitte haltendes, *Drittes*, das jeder Annäherung an irgend ein Extrem sich umsichtig enthält, und — wenn dieses System einen Gattungsnamen bekommen soll — das *System der Reformen* genannt werden muſs. Daſs aber dem Vf. es gelang, *dieses* System mit Meisterhand zu begründen und durchzuführen, hat einen tiefern Grund, als die Alltagsleser seines Werkes ermessen. Der Grund der Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit des *Ancillon*'schen Systems liegt nämlich darin, daſs in der Individualität dieses Schriftstellers Philosophie und Geschichte *völlig gleichmäſsig* ausgebildet sind; daſs er *beiden* Wissenschaften seit mehrern Jahrzehnten mit gleicher Gründlichkeit, Tiefe und Vielseitigkeit sich zuwandte, und daſs in allen seinen Lehren, Aussprüchen und Darstellungen der wissenschaftliche Charakter beider gleichmäſsig sich durchdringt.

Doch würde diese gleichmäſsige Erforschung beider Wissenschaften, der Philosophie und der Geschichte, noch nicht allein den Ausschlag über den literarischen Werth der Werke des Vfs. geben, wenn nicht die *groſsartige Auffassung* der darzustellenden Stoffe aus beiden Wissenschaften damit in der innigsten Verbindung stände. Denn wenn der Vf. die Leser in das Gebiet der Philosophie führt, so erinnert seine Darstellung nie an die besondere Farbe irgend eines Schulsystems, es nenne sich nun nach *Kant*, *Fichte*, *Schelling*, *Hegel*, oder anders. Es ist *Philosophie*, was er giebt, aber *nicht* die Philosophie einer Schule; es ist das philosophische Haussystem eines richtig, hell und zusammenhängend denkenden Forschers, der eben dadurch seine Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit bewahrt, daſs er mit Geist und Kraft *über* den philosophischen Schulen steht, und folglich *zu* keiner derselben gehören kann. Dasselbe gilt eben so von allen Abhandlungen, in welchen der Vf. die Kreise der *Geschichte* berührt. Bei einem

einem solchen Kenner der Geschichte stöfst man auf keine trockene Nomenclatur von geschichtlichen Namen und Zahlen; auf keine Spur der durchwässernden Breite anderer neuerer Geschichtsschreiber; auf kein kleinliches Spiel mit pikanten Anekdoten und Sentenzen, in welchem die geschichtlichen Bijouteriehändler sich gefallen: vielmehr enthalten seine *geschichtlichen* Darstellungen die Auffassung der Weltbegebenheiten und der Ergebnisse derselben *im Grofsen*; die Auffassung dessen, was Völker und Staaten in Hinsicht auf Verfassung, Regierung, Erziehung, Religion, Wissenschaft und Kunst entweder vor- oder rückwärts brachte, verbunden mit höchst lehrreichen und oft überraschenden Andeutungen aus dem öffentlichen Leben der erloschenen und bestehenden Völker und Reiche für die richtige Beurtheilung der Ereignisse und Vorgänge der Gegenwart. — So wie daher beide in der innigsten Verbindung, Philosophie und Geschichte, die hohe Weihe zum Staatsmann geben: so auch zum Schriftsteller, der nothwendig alle die überragt, welche nur einseitig entweder blos von der Philosophie, oder einzig von der Geschichte ausgehen. Rec. hat in einem beinahe 40jährigen öffentlichen Leben Toleranz gelernt, und giebt der freien Prüfung und Widerlegung irriger Meinungen und einseitiger Ansichten den Vorzug vor allen Verketzerungs- und Verdammungsbullen. Allein dringen wir tiefer in die Erscheinungen unserer Tage ein, und führen wir dieselben, namentlich in Hinsicht auf Politik — auf ihre letzten Gründe zurück; so ist es eben jener Mangel an *gleichmäfsiger* Bildung durch Philosophie und Geschichte, welcher den verworrenen Meinungskampf der meisten Zeitgenossen erklären läfst. Denn während der eine Theil, ohne nähere Ergründung der Geschichte, und ohne Anerkennung der festen *geschichtlichen* Unterlage des innern und äufsern Lebens der Staaten, das Ideal einer Staatsform aufstellt, das, wo möglich, mit Einem Schlage in die Wirklichkeit eintreten, und eine Gegenwart *ohne Vergangenheit* begründen soll, sitzt der andere Theil — der gar nicht begreifen kann, wozu das Philosophiren fromme — am Arbeitstische, zerspaltet das *historische Recht* mit anatomischer Genauigkeit in seine kleinsten Bestandtheile, und will von demselben kein Jota abhandeln lassen, selbst wenn die Thatsache des Veraltens und Absterbens gewisser geschichtlicher Rechtsformen dem ruhigen Forscher unverkennbar sich aufdrängte. Die *erste* Partei vergifst, dafs jeder Staat, selbst jede Wissenschaft, *historisch* entstand, und dafs das Ideal der Vernunft nichts weiter, als der höchste Maasstab ist, an welches das Fortschreiten der Individuen, der Völker und der Staaten auf dem sichern Wege allmähliger Reformen gehalten werden mufs; die *andere* Partei hingegen behandelt die Menschheit nicht als ein Geschlecht vernünftiger, freier, von Gott selbst zum Fortschreiten bestimmter Wesen, sondern nimmt jeden Staat als eine, geschichtlich kunstvoll zusammengesetzte, Maschine, die um jeden Preis auf dem *Statu quo* erhalten werden mufs, als ob die Geisterwelt mit Stereotypenschrift zusammengesetzt wäre. So kämpft die „Bewegung" mit der „Stabilität", und die Stabilität mit der Bewegung. Die erste will die Völker aufregen, und sie im Eilwagen und mit Meilenstiefeln zum Ideale führen; die zweite aber erklärt Alles, was besteht, für recht und gut, blos *weil* es besteht. Zwischen diesen Parteien, die in der neuesten Literatur das grofse Wort an sich gebracht haben, steht allerdings die Partei *der Vermittelung zwischen den Extremen* ziemlich einsam da; allein sie darf auf zwei sichere Bundesgenossen rechnen, auf die schwesterlich vereinigte *Philosophie und Geschichte*; und unser Vf. kann in Deutschland als der umsichtigste und vielseitigste Repräsentant dieser gerechten Mitte gelten, welcher die *gemäfsigten* Grundsätze und Lehren, die er aufstellt, eben seiner tiefen und gleichmäfsigen Kenntnifs der Philosophie und Geschichte verdankt. — *So* gab sich der Vf. im ersten Theile; so werden wir ihn im zweiten Theile wieder finden. Wir erinnern unsere Leser aus der Beurtheilung des ersten Theiles daran, dafs der Vf., in jeder einzelnen Abhandlung, jedesmal im Voraus *Satz* und *Gegensatz* als die beiden Extreme aufstellt, zwischen welchen er *die Mitte* aufsucht, festhält, und wissenschaftlich durchführt.

1) *Ueber die Grenzen der Wirksamkeit des Staates.* — *Satz*: Die Wirksamkeit des Staates vermöge Gesetz, Anordnungen, Anleitungen, mufs über alle Zweige des gesellschaftlichen Mechanismus sich erstrecken. *Gegensatz*: Die Wirksamkeit des Staates mufs in den engen Grenzen des allgemeinen und besondern Schutzes aller rechtmäfsigen Thätigkeiten sich halten. — Sehr treffend bemerkt der Vf., dafs in diese zwei entgegengesetzte Gesichtspunkte, nach welchen man den Zweck, die Mittel und den Wirkungskreis der Regierung und der Gesetzgebung angiebt, die denkende und die civilisirte Welt sich theilen, dafs man aber, um sie *zu versöhnen*, einen Standpunkt nehmen müsse, der *über die beiden kriegführenden Parteien* sich erhebt.

Der Vf. geht, mit Recht, von der Geschichte aus, indem er aus der Geschichte der Völker die Bestätigung des Gesetzes der ununterbrochenen *Entwickelung* des Menschengeschlechts nachweiset, und erinnert, dafs diese Entwickelung eben so ungerechter- und unklugerweise gehemmt, wie mit Freisinnigkeit und Besonnenheit befördert werden kann. Sehr wahr fügt (S. 12) der Vf. hinzu: „Allein das Erstere ist nicht ohne Gefahr für die Regierungen, die dieses Wagestück versuchen, und bleibt immer ein Unglück für das Volk, das man auf diese Art in einer immerwährenden Kindheit zu erhalten trachtet. Das ewige Gesetz der Entwickelung der Wesen siegt über die kleinliche Vorsicht und die ohnmächtige Gewalt schlecht berathener Herrscher; das Menschengeschlecht thut einige Schritte weiter, und indem die Einzelnen im Staate unter dessen schützender Aegide die Sphäre ihrer freiwilligen Thätigkeit erweitern, macht alles eine progressive Bewegung, und schreitet vorwärts."

In

In einer lebensvollen und kräftigen Schilderung zeigt darauf der Vf., wie ein Volk *aus sich selbst* diesem Gesetze der Entwickelung und des Vorwärtsschreitens folgt; er entwickelt sogar den Höhepunkt des Ideals, wo ein Volk aller positiven Leitung von oben entbehren könnte. Er zeigt aber (S. 18), nachdem er zugestanden hat, dafs eine progressive Bewegung in dieser Entwickelung geschichtlich in den verschiedenen Perioden, bald rascher, bald langsamer, nachgewiesen werden könne, — „dafs es diesem idealischen Zustande, wie allen Idealen, gehe": man strebt und trachtet nach ihnen, ohne sie je ganz zu erreichen. „Die Geschichte aller Völker zu allen Zeiten — dies ist sein Resultat — ist immer nur eine Approximation, eine mehr oder minder glückliche Annäherung zu dieser höchsten Energie der individuellen Thätigkeit." Diesen Satz erläutert er durch geschichtliche Belege, indem er an Griechenland und Rom erinnert. Doch erkennt sein historischer Takt die grofsen Vorzüge der neuern Zeit vor der Welt des Alterthums. Er sagt (S. 19) wörtlich: „Die drei letzten Jahrhunderte haben in dieser Hinsicht alle ihre Vorgänger weit überflügelt, und die neuere Welt erscheint hier der alten weit überlegen." Mit Recht erinnert der Vf. daran, dafs es „die *christliche Religion* war, aus deren Schoofse die ganze heutige Civilisation hervorging." Rec. kann sich nicht versagen, die hieher gehörende treffliche Stelle aufzunehmen: „Diese Religion *der Freiheit* hat die Sklaverei, die in der alten Welt vorherrschend war, abgeschafft, den Frauen ihre Würde zurückgegeben, indem sie ihnen heilige Rechte einräumte. Diese Religion *der Sittlichkeit* hat das ethische Reich begründet, und dessen Gebiet ausgedehnt; viele Verhältnisse und Handlungen, die früher dem juridischen Zwange unterworfen waren, unter das sanftere Joch der moralischen Gesetze gestellt, und der freiwilligen innern Nothwendigkeit vieles zugewiesen, was früher eine eiserne Nothwendigkeit mit Gewalt erzwang. Dadurch hat sie in das Leben der Staaten und in das grofse gesellschaftliche Treiben neue Mittel, neue Kräfte, eine wahre Emancipation gebracht, und eine grofse Veränderung in dem wechselseitigen Einflusse und der Thätigkeit der Regierungen und der Einzelnen bewirkt. In den neuern Staaten trachten die Regierungen, und müssen dahin immer mehr streben, *ihren unmittelbaren Wirkungskreis zu beschränken*, *den der Einzelnen zu erweitern*, und ihnen frei zu geben, was früher von den höchsten Potenzen des Staates ausging und ausgehen mufste."

Dessen ungeachtet spricht der Vf. (S. 23), — und mit völliger Zustimmung des Rec. — der Regierung einen bedeutenden Einflufs auf die Leitung des gesammten innern Staatslebens, namentlich in Hinsicht *der Gesammtrichtung desselben* zu. Man mufs den Vf. selbst über die einzelnen Hauptpunkte nachlesen, in welchen die Thätigkeit der Regierung sich ankündigen soll. Rec. ist überzeugt, dafs kein einziger dieser Punkte fehlen darf, wenn anders die Regierung ihre hohe Stellung, ihre Würde und ihre Kraft behaupten soll. Kein Staat kann an Ordnung und gleichmäfsiger innerer Gestaltung gewinnen, sobald die Wirksamkeit der Regierung zu sehr beschränkt wird, selbst wenn im Einzelnen in der Mitte des Volkes noch so viel Intelligenz und rechtlicher Wille verbreitet wäre. Denn eben bleibt es die Aufgabe der Regierung, dafs die ganze vereinzelte Masse der Intelligenz und sittlichen Kraft des Volkes *durch sie* zu einer geordneten und harmonischen Gesammtwirkung vereinigt werde, was freilich *die* Vorbedingung voraussetzt, dafs die Regierung an Intelligenz und sittlicher Kraft *höher* steht, als die Gebildetsten im Volke, und dafs von der Regierung selbst die zeitgemäfsen, nöthigen und wohlthätigen Reformen ausgehen, sobald sie die Spuren des Bedürfnisses derselben unter dem bessern Theile der Nation wahrnimmt, bevor das Gefühl dieses Bedürfnisses in der Mitte des Volkes so stark wird, dafs dieses zuletzt als ein Recht *fodert*, was ihm die Regierung *zur rechten Zeit* als Geschenk und Wohlthat *bieten* konnte. — In diesem Sinne und Geiste versteht der Rec. die folgende, aus grofser politischer Umsicht geflossene, Stelle (S. 27): „Im Allgemeinen läfst sich nicht bestimmen, auf welche Gegenstände, auf welche Art, zu welcher Zeit die Regierung in einem jeden Staate einschreiten darf oder mufs. Die wechselseitigen Schranken, welche die Sphäre des Gemeinen- und des Privatwesens, der Gesammt- und der individuellen Wirksamkeit bestimmen und begrenzen, sind von Natur beweglich, und verengen oder erweitern sich, den besondern Verhältnissen eines jedes Volkes und der Stufe seiner intellectuellen und moralischen Bildung gemäfs. Die Demarcationslinie zwischen der einen und der andern kann nicht auf eine scharfe, sichere, feste Art gezogen werden. Eine aufgeklärte, verständige, dem hohen Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft stets nachstrebende Regierung wird sie von selbst treffen, und sie in einer jeden Periode des Daseyns des Volkes mit geschickter Hand sich selbst vorzeichnen; eine schlaffe, engherzige, geistlose, oder eine despotische, tyrannische wird diese Linie geflissentlich, oder unbewufst, doch immer verfehlen. Es wäre überflüssig die eine, es wäre fruchtlos und unnütz die andere dieser Regierungen belehren zu wollen."

Darauf berührt (S. 30) der Vf. „die heutige Lieblingslehre der *Mündigkeit der Völker*." Der Vf. gesteht zu, dafs, wenn es je ein mündiges Volk geben könne, dieses in Gesellschaft leben würde, „ohne einer gesellschaftlichen Ordnung eigentlich unterworfen zu seyn." Er leugnet aber, und mit ihm der Rec. aus eigner genauer Kenntnifs des Volkes *als Masse*, dafs es je ein ganzes mündiges Volk geben könne. Allerdings giebt es im Staatensysteme Europa's unzählige Abstufungen der Civilisation in der öffentlichen Ankündigung der Völker. Wie verschieden ist doch der Standpunkt der allgemeinen Civilisation in Preufsen und in Spanien, in Grofsbritannien und in der Türkei, der Mittellinien nicht einmal zu gedenken, auf welchen mehrere europäische Völ-

Völker zwischen den genannten Extremen der europäischen Civilisation gefunden werden. Allein, dieser Verschiedenheit ungeachtet, wird, selbst unter den civilisirtesten Völkern des Erdtheils, *die numerisch grösste Zahl des Volkes nie politisch mündig*, und bedarf also für immer der *Leitung* und *Vertretung*.

Dass die *Leitung* der Regierung zustehe, darüber kann kein Streit seyn. Verschieden sind aber die Ansichten über die *Vertretung* der Volksinteressen. Der Vf., ob er gleich der britischen Verfassung volle Gerechtigkeit wiederfahren läfst, ist doch (S. 36) „*den sogenannten vermeintlichen repräsentativen Formen*" nicht geneigt, und behauptet, „dafs die Einzelnen nie als Repräsentanten der Totalität vortreten können und sollen." — Ueber *diesen* Gegenstand erlaubt sich Rec. eine Gegenrede. Rec. geht mit dem Vf. von *dem* Satze aus, dafs die grofse Masse des Volkes nie mündig wird, und folglich nach seinen materiellen und geistigen Interessen *geleitet* und *vertreten* werden mufs. Diefs kann aber, bei fortschreitenden Völkern und bei der Anerkennung des Systems der Reformen, auf zweifache Weise geschehen: entweder durch die Regierung und durch eine hochgebildete, streng rechtliche und selbst zeitgemäfs fortschreitende Beamtenwelt; oder durch die Regierung und durch die Vertreter des Volkes, sie mögen nun Stände, oder Kammern, oder Parlament heifsen. Rec. gesteht willig zu, dafs diese Volksvertretung, in Hinsicht auf die höchsten Staatszwecke, keinesweges *da* ein dringendes Bedürfnifs ist, wo die Regierung und die Beamtenwelt auf der Höhe des Zeitalters stehen, und *von oben her* die anerkannt nöthigen Reformen und Fortschritte im Staatsleben mit rechtlicher und sicherer Hand bestimmen und leiten. Allein selbst in einem auf *diese* Weise regierten Staate, und unter der Annahme, dafs die höchsten Regierungsglieder völlig unter sich einverstanden sind über das zu befolgende und zu verwirklichende System, bedarf es doch irgend einer Garantie gegen die so leicht möglichen Ausschreitungen einer — selbst hochgebildeten — Beamtenwelt, weil eben dieser Beamtenwelt eine instinktartige Hinneigung *zum Aristokratismus* einwohnt. Und dennoch giebt Rec., ohne Bedenken, selbst diesem Beamtenaristokratismus — sobald er von tüchtiger Intelligenz, von ernstem Gefühle der Dienstpflicht und von einem *reinen* Ehrgefühl durchdrungen ist — den Vorzug vor ständischen Deputirten und Repräsentanten, welche nur nach dem trügerischen Maafsstabe des gröfsern oder kleinern Grundbesitzes, oder des Maximums einer Steuerquote in einer sogenannten Deputirtenkammer zusammen gewürfelt werden, ohne von fern ihre geistige und sittliche Befähigung zu Vertretern des Volkes zu berücksichtigen, sobald nur jenen zufälligen Bedingungen entsprochen wird. Nothwendig müfsten solche politische Wage- und Kunststücke das ganze Repräsentativsystem verdächtigen. Denn während jeder anzustellende Beamte durch vielfache Prüfungen und Vorarbeiten im praktischen Staatsleben seine Befähigung und persönliche Würdigkeit zur Uebernahme eines niedern oder höhern Staatsdienstes bewähren mufs; während man nicht einen Holzhauer zum Organisten ernennt, wenn er nicht Orgel spielen kann; während man keinen zum Schullehrer beruft, der nicht lesen, schreiben und rechnen kann; und während keiner Justizrath wird, der nicht die Rechte versteht, — greift ein Wahlgesetz von der oben genannten Weise blind hinein in die Masse des Volkes nach den Reichsten und Begütertsten, wie der Fischer in sein Netz nach dem schwersten Karpfen und Hechte, und man glaubt nun eine gediegene Zahl von Volksvertretern erlangt zu haben, wenn man einige Dutzend gröfsere und kleinere Grundbesitzer, Kaufleute, Handwerker und Fabrikanten, als Mitglieder einer zweiten Kammer zusammengebracht hat. Es ist nicht möglich, dafs durch ein solches politisches Lotto zunächst *nur die* als Treffer gezogen werden, welche, nächst Hufe und hoher Steuerquote, zugleich auch *die wenigen, wirklich politisch Mündigen* unter der grofsen Masse der nie zur politischen Mündigkeit gelangenden Millionen des Volkes wären! Es ist nicht denkbar, dafs eine solche unter sich nach Bildung, Kenntnifs und sittlicher Kraft unendlich verschiedene Zahl von Deputirten, die, mit absichtlicher Verewigung der einzelnen Stände der Gesellschaft, selbst der Zahl nach dem Bürger- und Bauernstande zugetheilt werden, mehr für die Zwecke des Staates zu leisten vermöge, als eine sorgfältig gebildete und geprüfte, und nicht nach Gunst, sondern nach Verdienst ernannte, so wie mit dem eigentlich praktischen Staatsleben genau vertraute, Beamtenwelt.

Allein neben dieser unverkennbaren Schattenseite vieler neuen ständischen Verfassungen, *tritt* doch auch eine Lichtseite derselben hervor. So gewifs ein tüchtiger Beamtenstand in sich mehr Stabilität enthält, als eine buntschäckig zusammen gewählte zweite Kammer, wenn der Gevatter Christoph dem Gevatter Gottfried die Stimme giebt, und in einem Krähwinkel mit 1000 Seelen Bevölkerung ein Bürgermeister Staar ohne Schwierigkeit die Mehrheit der Stimmen bekommt; und so gewifs ein *gebildeter*, rechtlicher und praktisch geübter Beamtenstand ungleich mehr für die eigentliche Administration und für das Urtheil darüber sich eignet, als der zum Deputirten des Volkes gewählte Schenkwirth, Papiermacher, Seifensieder und Leineweber; so kann doch nicht geleugnet werden, dafs eine *zweckmäfsig gewählte* Volksvertretung die Bedürfnisse und Wünsche der einzelnen Stände und Provinzen eines mittlern oder gröfsern Staates noch genauer kennen *kann*, als die Beamtenwelt, und dafs die Wahrnehmung der materiellen und geistigen Interessen im Staate am sichersten von denen erwartet werden darf, welchen die Beschäftigung mit diesen Interessen zur Aufgabe des Lebens ward.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

März 1833.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Zur Vermittelung der Extreme in den Meinungen*; von *Friedr. Ancillon* u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr. 44.*)

Soll eine ständische oder repräsentative Vertretung nach dem bereits Angeführten in *diesem* Sinne wohlthätig wirken und die rechtliche und wohlwollende Regierung des Staates, auf ihrem hohen Standpunkte, für die Verwirklichung ihrer Absichten mit dem Volke harmonisch unterstützen: so folgt, dafs — wo möglich — nur diejenigen in die Reihen der Volksvertreter eintreten, die zu den Wenigen der politisch Mündigen im Volke gehören. Mögen diese Wenigen ein Vermögen von halben Millionen besitzen; oder, als Fabrikherren, an 200 Tischen arbeiten lassen; oder mögen sie eine Landprediger- und Schullehrerstelle von 3—400 Rthlr. Einkommen bekleiden; oder mag ihr Steuercensus an sich unbedeutend seyn; — den Ausschlag bei der Wahl mufs ihre *persönliche Würdigkeit*, die Kraft ihrer Intelligenz, ihre Vaterlandsliebe, ihr praktischer Blick und Tact, und vor allem das *Zutrauen* der Wähler zu ihnen geben. *Diese* Eigenschaften bedarf der Staat von seinen Deputirten, denn weder Hufenbesitz noch Geldkasten geben Intelligenz und moralische Tüchtigkeit.

Die tüchtigsten und mit dem praktischen Staatsleben bekannten politischen Schriftsteller unsrer Zeit stimmen beinahe allgemein darin überein, dafs die grofse Aufgabe eines zweckmäfsigen Wahlgesetzes *darauf* beruht, *den Kreis der Wähler möglichst zu beschränken, dagegen den Kreis der Wählbaren möglichst zu erweitern.* Je gröfser der Kreis der Wähler (durch die im Wahlgesetze aufgenommenen Bestimmungen) wird, desto weniger ist zu verhüten, dafs die politischen Unmündigen und die eigentlichen Proletarier in die Reihen der Wähler und der Deputirten kommen, und diese sind eben d[illegible] Krebsschaden der repräsentativen Verfassungen. Die Unwissenden, die Egoisten, die ungebildeten Schreier, die Demagogen *à la Hambach* in den Kammern, gehören — mit wenigen Ausnahmen — wo nicht der Geburt, doch der geringen Bildung nach, zu den *untern* Volksklassen. Nur wenn der Kreis der Wähler *enger* gezogen und möglichst auf erfahrne, gebildete und tüchtige Männer beschränkt wird, kann die Regierung mit gröfserer Sicherheit darauf rechnen, dafs sie tüchtige Deputirte erhält, und nur diese sind geeignet und würdig, als politisch Mündige im Namen und für die Interessen der politisch unmündigen Masse zu sprechen, und einer gerechten und wohlwollenden Regierung mit der *wahren* Darstellung der wirklichen Bedürfnisse der verschiedenen Stände des Volkes entgegen zu kommen. Allerdings ist ein *Wahlgesetz* in *diesem* Sinne eine schwere Aufgabe, und keine Arbeit von einigen Vormittagen; allerdings leiden das neue französische Wahlgesetz und selbst die britische *Reformbill* an diesem Grundübel vieler Wahlgesetze, dafs sie den Kreis der Wähler viel zu sehr erweitern und das demokratische Princip selbst in die Wahlversammlungen einführen; allein denkbar bleibt es, dafs eine Regierung, die kein Bedenken trägt, die Intelligenz sich gegenüber auf den Bänken der Volksvertreter zu erblicken, mit dieser für die gemeinschaftliche Berathung der Gesammtinteressen des Staates weiter kommen wird, als mit den *blos* nach grofsem Grundbesitze und nach einem Maximum der Steuerquote zusammen gewürfelten Deputirten, die aus der Stimmengebung eines — durch das Wahlgesetz zu sehr erweiterten — unbehülflichen Haufens unfähiger Wähler hervorgehen.

Rec. ist überzeugt, dafs diese aufgestellten Ansichten eine unmittelbare Folge des Systems der Reformen sind, zu welchem der ehrwürdige Vf. sich bekennt. Denn nicht sowohl das Repräsentativsystem selbst — wo man demselben den Vorzug vor einer in sich abgeschlossenen und sorgfältig abgestuften Beamtenhierarchie giebt, — sondern die grofsen, in der Wirklichkeit vorliegenden, Mifsgriffe in der Gestaltung und bei der Einführung desselben, haben dasselbe dem praktischen Staatsmanne verdächtigt, der aus einem, über *allen* Parteien stehenden, Standpunkte die grofsen Angelegenheiten des Staatslebens auffafst. Doch wir hören (S. 36) den Vf. selbst. „Es ist höchst wichtig in einem jeden Staate, dafs die Vernunftmäfsigkeit der Gesetze durch eine *vielseitige Beleuchtung* derselben gesichert sey, und dafs die Nationalinteressen, um gehörig erörtert und gründlich betrachtet zu werden, *durch gesetzmäfsige Organe repräsentirt* werden. Nun ist unstreitig am besten dafür gesorgt in einer Verfassung, wo, neben den erblichen Gewalten, auch Wahlgewalten vorhanden sind, die zur Gesetzgebung mitwirken. So wie es in jeder zweckmäfsigen Justizorganisation mehrere Instanzen giebt, um die Anwendung der Gesetze auf jeden einzelnen Fall mit Einsicht und Unparteilichkeit zu sichern, *eben so müssen auch für die Gesetzgebung mehrere Instanzen statt finden*, damit die Gesetzentwürfe unter verschiedenen Gesichtspunkten geprüft, und alle verschiedene Interessen, die das Gesetz berück-

rücksichtigen soll, untersucht, abgewogen und richtig beurtheilt werden. Die drei Instanzen, durch welche das Gesetz in *England* gehen mufs, sind: der König, das Oberhaus und das Unterhaus. Da jede dieser drei Instanzen eine verschiedene Stellung hat, hat sie auch einen verschiedenen Gesichtspunkt, und so wird es beinahe unmöglich, dafs die Gesetzgebung einseitig und oberflächlich behandelt werde."

Noch giebt Rec. das (abgekürzte) Schlufsresultat des Vfs, in welchem er *völlig* mit demselben übereinstimmt, und dem er die ausgebreitetste Beherzigung von allen Staatsmännern, Publicisten und politischen Schriftstellern wünscht. „Obgleich ein Volk eigentlich *nie mündig* wird, so verbreitet sich doch allmälig der Wohlstand im Gefolge der Arbeit unter eine gröfsere Anzahl von Individuen, mit dem Wohlstande die Cultur; und auch die untern Klassen gewinnen an Einsicht, an Kenntnifs, an Geistesthätigkeit. Es können ihm also ohne Gefahr mehrere Dinge, deren Pflege seine Regierung früher selbst übernahm, überlassen werden. Es kann sich *nie selbst regieren*, im strengen Sinne des Wortes; die zwingende Gewalt des Staates mufs zwar immer mit Kraft die feindseligen Leidenschaften zurückhalten; und die Leitung der allgemeinen Interessen, die nur durch allgemeine Mittel befördert werden können, mufs immer von oben ausgehen; allein das Volk kann bei zunehmender Cultur *weniger* regiert werden, vieles von ihm selbst ausgehen, und von ihm zweckmäfsig geführt und gethan werden. — Wenn ein Staat nicht von Fremden beherrscht und unterjocht, und also von ihnen verwaltet wird, so leitet sich die Nation selbst. Nicht allein, dafs der Herrscherstamm aus ihrer Mitte entsprossen, mit ihr verwandt, in ihr verwachsen, ihr zugehört, sondern die ganze Beamtenwelt, von der höchsten bis zur niedrigsten Stufe, geht aus der Nation selbst hervor. Vermöge dieser mit ihr verzweigten Organe spricht sie sich selbst Recht, leitet ihre Verhältnisse im Innern und im Aeufsern, beaufsichtigt das öffentliche Einkommen, so wie sie selbst gegen ihre Feinde die Waffen führt und sich selbst vertheidigt. *Das erste gilt freilich nur von dem gebildetern Theile des Volkes*; allein er ist doch ein integrirender Theil des Ganzen, und, *kraft seines innern gediegenen Gehalts, verdient er am meisten, das Ganze würdig zu vertreten.* Noch mehr. Man kann heut zu Tage nicht verkennen, dafs die Regierungen selbst die Nützlichkeit, ja die Nothwendigkeit fühlen, das Volk über seine Angelegenheiten und Bedürfnisse zu vernehmen, *und ihm also eine Art von Mündigkeit zuzuerkennen.* — Das Volk, als solches, ist freilich *nie mündig, und wird es in seiner Totalität nie seyn*; aber eine ansehnliche Anzahl von Staatsbürgern gelangt zu einer gewissen politischen Reife, und führt eine Stimme, die befragt und vernommen wird." — Rec. glaubt in den staatswissenschaftlichen Schriften unsres Zeitalters einige Belesenheit zu haben; doch kennt er keine derselben, wo der so vielfach gemifsbrauchte Begriff der *Volksmündigkeit* so klar, so gemäfsigt, so auf Geschichte und Erfahrung gestützt, und so zeitgemäfs entwickelt und zur Entscheidung gebracht worden wäre, wie hier von dem ehrwürdigen Vf. Möchten doch die Vielen, die jetzt *mit* und *ohne* Beruf über die heiligsten Interessen der Völker und Staaten schreiben, von dem Vf. Grundsatz und Ton der Darstellung lernen.

Rec. fühlt, dafs er bei der Anzeige und Beurtheilung der *ersten* Abhandlung verhältnifsmäfsig lang verweilte; allein die Wichtigkeit des zur Sprache gebrachten Gegenstandes und das allgemeine Interesse an demselben in der Mitte aller civilisirten Staaten, wird ihn deshalb nicht blos entschuldigen, sondern auch rechtfertigen. — Raum und Zeit nöthigen ihn, bei den Mittheilungen aus den folgenden Abhandlungen kürzer zu seyn.

2) *Ueber das Verhältnifs des Idealen und der Wirklichkeit.* — *Satz*: Das Ideal allein kann die Wirklichkeit beleben, gestalten, vervollkommnen; ohne dasselbe hat sie weder Werth, noch Würde, weder Haltung, noch Zweckmäfsigkeit. *Gegensatz*: Die Wirklichkeit kann allein der Natur des Menschen genügen; sie allein entspricht seinen Bedürfnissen, seinen Wünschen, seiner Bestimmung; das Ideal ist ein leeres Hirngespinnst, welches die Wirklichkeit uns entrückt und entzieht, oder dieselbe verfälscht und verdirbt. — Wer behält in diesem Kampfe der Extreme Recht? Die rechte Mitte, wie der Vf. sie darstellt. Im Voraus erinnert Rec., dafs wenige deutsche Abhandlungen über einen abstracten Stoff in einer so klassisch stilistischen Form gehalten sind, wie die anzuzeigende. Sie gewährt, schon vermittelst ihrer Form, dem gebildeten Leser einen reinen und hohen Genufs. Denn der Vf. führt den Leser theils durch das Gebiet der Wirklichkeit mit der Auffassung und Darstellung ihrer grofsartigen Erscheinungen, so wie ihrer niederdrückenden Zustände, theils durch die Welt der Ideale, unter welchen er die Ideale des Wahren, des Schönen, des Guten besonders hervorhebt, und mit dem Aufsteigen des menschlichen Wesens zu dem Unendlichen endiget. Der Vf. weiset nach, dafs beide, die Wirklichkeit und das Ideal, in und durch die Doppelnatur des Menschen bedingt sind, dafs folglich der Mensch von beiden sich nicht trennen kann, und dafs er sie unter sich auszugleichen und zu versöhnen suchen mufs. — Nicht Theile der geistvollen, höchst ansprechenden Ausführung, nur die Ergebnisse derselben können — wiewohl sehr verkürzt — hier ihre Stelle finden. „Man frage sich ernstlich, was wäre das Ideal ohne die Wirklichkeit, oder die Wirklichkeit ohne das Ideal; und es wird sogleich einem jeden Unbefangenen einleuchten, dafs alle Fächer der productiven Thätigkeit, alle Zweige des menschlichen Wissens, alle Verhältnisse der Gesellschaft durch diese Trennung verlieren, und in ein unfruchtbares und zweckloses Treiben, oder in eine flache, stereotypische Mittelmäfsigkeit verfallen würden. — Es erhellt, dafs eine totale Trennung des Idealen und der Wirklichkeit für beide, wenn sie denkbar wäre, gleich lähmend und vernichtend ausfallen würde, beide, in der menschlichen Natur gegründet, sollen nicht allein ne-

neben einander bestehen, sondern mit einander sich ausbilden, sich allmälig immer mehr durchdringen, und einen innigen, unverbrüchlichen Bund stiften. In ihrem wechselseitigen Einflusse besteht die *Vermittelung* ihrer wechselseitigen Vortheile und Nachtheile und der entgegengesetzten Charaktere, die sie in ihren Extremen darbieten. Eine vollkommene Durchdringung und Verschmelzung beider in allen Zweigen des menschlichen Thuns und Treibens ist unmöglich, und wird *nie* statt finden. Die Approximation beider in einer ununterbrochenen Progression soll das höchste Ziel der Menschheit seyn."

3) *Ueber die klassische und romantische Poesie*, oder über die Leistungen der Poesie in den letzten Decennien. — *Satz*: Die Poesie hat in den letzten Decennien grofse Fortschritte gemacht, und zu gröfserer Höhe und zu neuem Leben sich empor geschwungen. *Gegensatz*: Die Poesie ist in Verfall gerathen, und auf Abwege gestofsen, welche sie immer mehr von der einzig wahren Richtung der frühern Jahrhunderte entfernen. — In einem lebensvollen Gemälde geht der Vf. von dem Ursprunge der Dichtkunst in der Phantasie und dem Gemüthe (dem Gefühlsvermögen) des Menschen aus, schildert die zwei verschiedenen Charaktere aller Poesie, die *Objectivität* und die *Subjectivität*, und weiset nach, dafs keine von beiden ganz ausschliefslich, aber beide mehr oder minder hervorstechend, bei *allen* Völkern und in *jeder* Literatur gefunden werden. Er belegt geschichtlich, dafs das Uebergewicht bald der einen, bald der andern Art der Dichtkunst, von der Periode des Lebens eines Volkes abhänge, in welcher der poetische Genius sich offenbart. „Die *südlichen* Völker im Schoofse einer freigebigen, freundlichen, anmuthigen Natur, in einer milden, gleichmäfsigen, erwärmenden Luft, unter einem heitern Himmel im überströmenden Lichte der Sonne wandelnd, athmen gewissermafsen Freude und Schönheit ein, *treten gern aus sich selbst*, oder vielmehr kehren nur selten in ihr Ich zurück, stets angezogen von den reizenden Eindrücken, die von allen Seiten ihnen zufliefsen. — Die *nördlichen* Völker haben im Allgemeinen ein ernsteres, in sich gekehrtes, mehr reflectirendes Wesen; so wie die ihnen zu Theil gewordene Natur eine ernste, düstere, strengere Gestalt und Farbe darbietet. Im Norden unterscheidet sich die Dichtkunst durch einen eigenthümlichen Charakter; in ihr wird Alles bezogen auf den Menschen, auf die Art, wie die Dinge ihn bewegen, *und die Subjectivität gewinnt die Oberhand.* Dieses Gepräge trägt vor allen andern die *deutsche* und die *englische* Literatur, obgleich Beide Kunstwerke aufweisen können, die sich durch eine schöne Objectivität auszeichnen." — Darauf führt uns der Vf. in die Kreise der griechischen und römischen Dichter, deren ästhetischen Charakter er kurz und treffend skizzirt, und gedenkt sodann der neuern italienischen, spanischen, französischen und deutschen Dichter. Er erinnert an die Individualität der Dichter, aus welcher sich zunächst ihre dichterische Richtung und ihr Ton erklären läfst, und spricht das geschichtliche Ergebnifs aus, dafs die Literatur eines Volkes, und namentlich dessen Dichtkunst, immer der gesteigerte und ideale Ausdruck seines Nationalcharakters, seines eigenthümlichen Gewinns sey. „Der Dichter trägt immer die Farbe seiner Nation, und auch, wenn er ihr voreilt, und höher, als sie, steht, kann und darf er nie seinen Ursprung verleugnen, noch seine Nationalität verwischen. — Noch weit mehr empfängt der Dichter die Einwirkung seiner Zeit, der ihn umgebenden Welt, des geistigen und moralischen Zustandes der bürgerlichen Gesellschaft, und der Form, welche die Civilisation in einer gegebenen Periode annimmt."

4) *Ueber das Verhältnifs des Allgemeinen zum Besondern in der menschlichen Erkenntnifs.* — *Satz*: Die allgemeinen Begriffe und Grundsätze haben allein absolute Wahrheit, und die individuellen Wesen, so wie die einzelnen Thatsachen, sind nur Erscheinungen. *Gegensatz*: Die individuellen Wesen und die einzelnen Thatsachen, die uns der innere oder der äufsere Sinn offenbart, haben allein Wahrheit, und die allgemeinen Begriffe und Grundsätze haben nur einen formellen Werth. — Allerdings dauert, nur unter dem Farbenspiele neuer Systeme und Terminologieen, der alte Kampf fort, der bereits die Scholastiker in Nominalisten und Realisten theilte; und schwerlich wird der *vermittelnde* Weg des Vfs von den Parteiführern, welche auf der äufsersten Rechten und Linken ihre Schüler um sich versammeln, als der richtige anerkannt werden. Allein der Rec. dankt dem Vf. für die klare und ruhige Ausführung dieser Vermittelung in der vorliegenden Abhandlung, besonders weil er, in dem Verlaufe derselben, die Nachtheile jener Extreme in dem Gebiete der Staatswissenschaften, der Gesetzgebung, und selbst der Religion nachweiset. Durchgehends erkennt der Leser den Reichthum der philosophischen Kenntnisse des Vfs; er mag nun vom Plato oder Aristoteles, oder von Baco und Cartesius, oder von den neuen Systemstiftern sprechen, die er nur nach ihren Lehren, nicht nach ihren Namen, anführt. Verstattete es der Raum, so würde Rec. mehrere treffliche, von ihm gezeichnete, Stellen ausheben. Es genüge an einigen. Der Vf. entscheidet sich nämlich (S. 254) mit Recht dafür, dafs das Allgemeine mit dem Besondern verbunden, vereiniget und verschmolzen bleiben müsse, wenn das erstere Realität erhalten und behalten soll. Er sagt: „Das gemeinsame Seyn hat nur Bestand in dem Daseyn der besondern Wesen, und ist nur in ihnen vorhanden. Trennt man das Seyn vom Daseyn, um es unabhängig von letzterm zu betrachten und zu behandeln; so kann man es thun, ohne gegen die Logik sich zu versündigen. Aber diese Abstraction kann keinen wahren Nutzen gewähren, und zu vielen Irrthümern Anlafs geben. Sie ist an sich leer, da man das Seyn im Allgemeinen und an sich weder wahrzunehmen, noch deutlich zu denken vermag, weil nichts oder alles von ihm bejaht oder verneint werden kann. — *Den Beweis davon geben die letzten philosophischen Systeme in Deutschland.* Man hat das reine Denken und das reine

reine Seyn als die Urgrundsätze alles Wissens und die Quellen alles Erkennens aufgestellt und angegeben. Man hat ihre vollkommene Identität angenommen, und daraus die unerschütterliche Gewifsheit der Objectivität unserer Erkenntnisse gefolgert. Unstreitig sind beide identisch. Allein da das reine Denken und das reine Seyn, beide, leer von allem Inhalte sind, so ist das Resultat kein anderes, als die Identität der Leerheit." Damit vergleiche man die schlagende Stelle (S. 262): „In der Philosophie hat man bald hier die äufsere Welt, oder das NichtIch, in das Ich, und das individuelle Ich selbst in ein allgemeines transcendentales Ich aufgehen lassen; dort das Subjective durch das Objective, das Objective durch das Subjective aufgehoben, und zum festen Punkte den Indifferenzpunkt, wo beide verschwinden, angenommen. *Man ist noch weiter gegangen.* Um dem Scheine nach etwas Reelles aufzustellen, hat man *das Denken und das Seyn für identisch* erklärt; aber indem man von allem Daseyn sich losrifs, um das reine Seyn aufzufassen und darzustellen, das Denken an sich selbst von einem bestimmt Gedachten, von aller Materie des Denkens entblöfst aufstellte, führte der Satz der Identität des Denkens und des Seyns auf ein leeres Nichts. So geschah es denn, *dafs man auf verschiedenen Wegen das Absolute zu erhaschen glaubte*, und von ihm auszugehen wähnte, um entweder das Bedingte, Individuelle nach Belieben zu construiren, oder in einer stolzen Abgeschiedenheit sich ganz von ihnen loszumachen. — Indem die Philosophie diesen luftigen, öden, leeren Weg einschlug, hat sie auf der einen Seite ihren Inhalt verloren, ihre Anwendung erschwert, die Wirklichkeit den Gegenständen abgesprochen, die sie zu erklären berufen war, und das individuelle Daseyn, statt es höhern Principien unterzuordnen, denselben aufgeopfert. Auf der andern Seite hat sie durch ihre abenteuerliche Tendenz ihren Feinden Waffen in die Hand gespielt; sie haben dieselbe, mit anscheinendem Rechte, als ein nutzloses Hirngespinnst verschrieen." — Rec. hat sich oft im Stillen gefragt: wie viele Schriften von der philosophischen Literatur der letzten 10 Jahre nach dem Ablaufe der nächsten 10 Jahre noch gelesen werden dürften? Denn abgesehen von den wenigen Meistern der Wissenschaft, wie hat sich doch das Mittelgut zum Mitsprechen gedrängt, um wichtig und vornehm zu thun, indem man die Meister durch selbstgeschaffenen Nonsens zu — rectificiren vermeinte! Und dieser philosophische Hahnenkampf sollte zur *wahren* Philosophie führen, und studirende Jünglinge für die höchsten Angelegenheiten unsres Geschlechts begeistern?

5) *Ueber Idealismus, Materialismus und Dualismus.* — *Satz*: Da eine jede wahre Philosophie in einer Einheit bestehen mufs, so giebt es nur zwei mögliche Systeme, die sich wechselseitig ausschliefsen: Idealismus und Materialismus. *Gegensatz*: Es giebt im Weltall zwei Principien, oder einen Dualismus; allein diese zwei Principien müssen in die Einheit sich verbinden lassen. — Genau schliefst diese Abhandlung an die vorhergehende sich an. Sie ist kürzer, als diese, und doch erschöpft sie ihre Aufgabe, eben so die Unhaltbarkeit des Idealismus, wie des Materialismus nachzuweisen, und für den wohlverstandenen *Dualismus* (nicht den *dogmatischen* der *Wolf*'schen Schule, welcher den Causalzusammenhang zwischen den Dingen an sich und den Erscheinungen mit mathematischer Gewifsheit demonstrirt zu haben meinte) sich zu erklären. Treffend sagt der Vf. (S. 294): „Eine innere Nothwendigkeit, über die wir nichts vermögen, und die trotz aller Spitzfindigkeiten und Sophismen der transcendentalen Philosophie sich uns immer wieder aufdringt, spricht für die Realität der äufsern Welt, wie für die Realität des Bewufstseyns, der Ideen und der Gefühle, die in ihm aufgehen und sich uns offenbaren, und bricht dem reinen Idealismus, so wie dem reinen Materialismus, den Stab. Zwischen denjenigen, die den Geist, als solchen, aufheben und in die Materie versenken, und denjenigen, welche die Realität der Materie, und mit ihr die der äufsern Welt leugnen, stehen die *Dualisten in der Mitte, und in gleicher Entfernung von beiden Extremen.* Der Dualismus begreift die Existenz der äufsern Welt, oder der Materie, eben so wenig, als die der innern Welt, oder des Ichs; allein er nimmt beide mit gleicher Gewifsheit und Ueberzeugung an, weil beide ihm als zwei Thatsachen mit einer unwiderstehlichen Evidenz gegeben sind. — Den wesentlichen Unterschied beider Welten und Substanzen können wir nicht angeben, noch weniger mit Sicherheit bestimmen, auf welche Art sie, mit einander verbunden, eine stete Wechselwirkung auf einander ausüben; aber so viel wissen wir, dafs Ausdehnung oder Vielheit nicht Einheit, Undurchdringlichkeit nicht Persönlichkeit, Bewegung nicht Freiheit, Receptivität nicht Intelligenz ist, und seyn kann."

6) *Ueber das Absolute und das Relative.* — *Satz*: So wie es nur ein Absolutes giebt, so hat auch das Absolute allein objective Wahrheit und wahres Seyn. *Gegensatz*: Das Relative allein existirt wirklich, und es giebt nichts Absolutes. — Rec. darf dem Vf. nicht in der scharfsinnigen Aufstellung beider Extreme folgen, wohl aber das von ihm (S. 308) gezogene Resultat mittheilen. „Das System der allgemeinen Relativität, und das des Absoluten, welches Eins und Alles seyn soll, sind beide unhaltbar, weil sie beide Extreme sind. Hingegen nimmt man reale, bedingte Existenzen an, und eine reale unbedingte, die uns beide in unserm Innern gegeben sind, so bleibt die Art, wie beide zusammenhängen, immer für uns ein Räthsel. Aber diese, die beiden Extreme vermittelnde, Ansicht entspricht wenigstens den Urthatsachen des Bewufstseyns. Nach dieser Ansicht hat unser Ich eine reale Existenz; die Kraft, die wir in uns fühlen, oder vielmehr die wir als unser Selbst fühlen und die unser Wesen ausmacht, ist eine Realität. Sie ist nicht immer, was sie uns zu seyn scheint; allein sie ist wirklich."

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1833.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Zur Vermittelung der Extreme in den Meinungen*; von *Friedr. Ancillon* u. s. w.

(*Beschluss von Nr. 45.*)

Am Schlusse der Abhandl. Nr. 6, *über das Absolute u. Relative*, geht der Vf. zur *Existenz Gottes* über. „In dem Ich und in dem Nicht Ich, in der Wechselwirkung, die in dem Weltall statt findet, worin alles zugleich bedingend und bedingt ist, wird uns eine *dritte Existenz* gegeben, die eines Wesens, welches, selbst nicht bedingt aber alles bedingend, als unbedingt und als absolut anzunehmen, wir uns genöthigt finden. Dieses Wesen, *Gott*, ist die realste aller Realitäten, die Quelle aller Existenzen. Aus ihm strömen sie alle aus; alle zwar abhängig von ihm, aber wirklich seyende reale Wesen. *Wie* dieses Absolute, das nicht ein reiner und leerer Begriff, noch weniger ein allgemeines, alles Einzelne unter sich aufnehmendes Wort, sondern ein wahres Wesen ist, *in den Tiefen seiner Wesenheit seyn mag*; wie die andern Wesen, und wir selbst mit ihm zusammenhängen; welcher Unterschied, außer den angegebenen, zwischen dessen Realität und Seyn, und unserer Realität so wie unserm Seyn existirt, können wir weder ergründen noch erforschen. Allein dieses unendliche Wesen stehet in seiner geheimnißvollen Persönlichkeit ewig und unwandelbar da."

7) *Ueber Freiheit und Nothwendigkeit.* — *Satz*: Es ist alles nothwendig im Weltall, und die vermeintliche Freiheit nur eine täuschende Erscheinung. *Gegensatz*: die Freiheit allein ist die reale Urkraft, und die Nothwendigkeit die aus ihr hervorgehet, nur Schein. — Es sind nur 8, aber inhaltsreiche Seiten, welche diese Abhandlung füllt; viele Leser würden mit dem Rec. eine noch reichhaltigere Ausstattung gewünscht haben. Hier stehe das *vermittelnde* Resultat derselben. „Wir beweisen die Nothwendigkeit vermöge Vernunftschlüsse, und erkennen also dieselbe mittelbar. Wir fühlen das Daseyn der Freiheit, und fühlen dieselbe unmittelbar. Daher entstehet für uns eine *doppelte Ordnung* der Dinge, die physische und die moralische, die der Natur und die der Freiheit, das Reich der bedingten und das der unbedingten Kraft. In der ersten herrscht ein alles bestimmendes und jeden Widerstand erdrückendes Gesetz; in der zweiten gebietet das Gesetz freiwilligen Gehorsam, und kündigt sich durch den Widerstand an, den er vorfindet; er mag den Sieg über dasselbe tragen, oder ihm unterliegen."

8) *Ueber Eudämonismus und Ethik.* — *Satz*: Es giebt nur angenehme oder unangenehme Empfindungen, schädliche oder nützliche Dinge. Die Sittlichkeit bestehet in der Kunst, die einen zu vermeiden, die andern zu erhalten und zu bewahren. Eudämonismus allein ist die wahre Ethik. *Gegensatz*: Es giebt Pflichten und Rechte, die über alles andere erhaben sind. Die Ethik ist die Theorie von beiden, und der Begriff der Vollkommenheit gleicht sie mit allen andern Forderungen der menschlichen Natur aus. — Der Vf. unterscheidet genau zwischen den mannichfaltigen Formen, unter welchen der Eudämonismus aufgetreten ist; allein gegründet ist (S. 327) sein Ausspruch, daſs alle Systeme desselben aus einer und derselben Wurzel stammen: dem Interesse höherer oder niedrigerer Art, als dem einzigen Princip unsers Thuns und Lassens. Sehr wahr sagt (S. 329) der Vf. von diesem System: „Wenn der Mensch kein anderes Gesetz seines Thuns und Lassens zu befolgen hat, als dem Vergnügen nachzustreben, und sich dem Schmerze zu entziehen; so giebt es keine Tugend und kein Laster, sondern nur Klugheit und Glück, oder Unklugheit und Unglück. In diesem System kann von Ethik nicht die Rede seyn." — Allein auch das entgegengesetzte System, das Alles auf den reinen und strengen Begriff der Pflicht bezieht, ist, (S. 335) nach dem Vf., einseitig „Es faſst eine der Hauptseiten der menschlichen Natur auf, erkennt die Gewalt und die Macht des Gewissens an, und giebt ihm, was ihm gebührt; verkennt aber einen eben so ursprünglichen Trieb des Menschen, der ihm nicht erlaubt, seine Glückseligkeit ganz außer Acht zu lassen." — Darauf spricht der Vf. aus, daſs zwischen diesen beiden, oder über denselben ein drittes System, oder vielmehr ein dritter Begriff stehe, der die Anhänger der strengen Pflicht und die der Glückseligkeitslehre näher bringen, und zur Vermittelung, wie zur Ausgleichung ihrer wechselseitigen Aussprüche dienen kann: der Begriff der *Vollkommenheit*. Mit Recht erinnert der Vf., daſs nicht von der *absoluten* Vollkommenheit die Rede seyn könne, denn diese gehöre dem unendlichen Wesen allein, sondern von einer *relativen*, der Vollkommenheit der menschlichen Natur. „Diese Vollkommenheit besteht in der *harmonischen* Entwicklung *aller* Kräfte und aller Vermögen des Menschen." — Die Männer vom Fache erinnern sich, daſs der verewigte

ewigte *Franz V. Reinhard* seine Moraltheologie auf dasselbe Princip der Vollkommenheit, als ein *principium mixtum*, gründete, und beide, das materielle (der Eudämonisten), wie das blos formelle (der Kantianer) für einseitig erklärte.

9) *Ueber eigennützige und reine Liebe.* — *Satz*: Es giebt nur eigennützige Neigungen, und was man Liebe nennt, löset sich immer in eine solche auf. *Gegensatz*: Es giebt eine reine Liebe, der eigennützigen nicht allein fremd, sondern ganz entgegengesetzt. — Diese gemüthvolle Abhandlung, für die Wünsche der Leser auf 9 Seiten nur zu kurz behandelt, schliefst sich, nach Darstellung der eigennützigen und reinen Liebe und nach der nachgewiesenen Vermittelung zwischen beiden, ganz der vorigen Abhandlung an.

10) *Ueber Glauben und Unglauben.* — *Satz*: Der Unglaube allein bewahrt vor Aberglauben und vor Schwärmerei. *Gegensatz*: Der Glaube allein sichert gegen den Aberglauben, so wie gegen die Schwärmerei, indem er die wahre Frömmigkeit erzeugt. — Rec. mufs sich begnügen, das vermittelnde Ergebnifs des Vfs aufzustellen (S. 361): „Der *Glaube* allein kann dem Unwesen des Unglaubens und des Aberglaubens ein Ende machen. Er allein vermittelt die beiden Extreme. Der Glaube ist eine Ueberzeugung, nicht aus Vernunftschlüssen, sondern aus dem Wesen der Vernunft selbst geschöpft, und aus ihrer Tiefe hervorgehend; ein unwiderstehliches Fürwahrhalten gewisser Thatsachen des innern Sinnes, die uns als objective Existenzen aufgedrungen werden. Indem sie uns die Seele, die Freiheit und die Gottheit offenbaren, erheben sie uns über die sinnlichen Schranken, und öffnen uns die ewigen Pforten der übersinnlichen Welt. Dieser Glaube ist zugleich der Anfangs- und der Endpunkt des menschlichen Wissens. Von ihm geht alles aus, zu ihm kehrt alles zurück. Wer ihn nicht in der Wurzel seines Gemüths findet, der findet ihn nirgends, und für den giebt es auch nichts anderes sicheres, unzweifelhaftes und gewisses." — Was der Vf. (S. 366—368) über den *Mysticismus* sagt, und wie er *hier* aufgestellt wird, bringt den Rec. beinahe in den Fall, mit dem Mysticismus zu versöhnen; nur darf er nicht verschweigen, dafs der Mysticismus eines Denkers, wie *Ancillon* ist, himmelweit abliegt von dem Marasmus der sogenannten frommen Brüder von Herrnhuth und — oder —, den diese gern auch als wahren Mysticismus in Theologie und Philosophie, und, was noch schlimmer ist, ins wirkliche Leben einschwärzen möchten. Der Unterschied ist: des Vfs Mysticismus ist *transcendental*, der Mysticismus der frömmelnden Theologen und Philosophen *transcendent*. Jener beruht auf der Identität der Idee und des Gefühls im klaren Selbstbewufstseyn; dieser in einer objectiven Nebelbildung, die kein Sonnenblick der Vernunft durchdringen, kein Hochgefühl des sittlich reinen Herzens zur lautern Wärme verklären kann. Und alle Nebel, die (nach dem Kopfe der Frömmler) steigen, bedeuten den Regen (der wasserreichen Literatur der Frömmler unserer Tage).

11) *Ueber italienische und spanische Poesie in den fünf letzten Decennien.* Der Vf. giebt diesen kurzen Aufsatz als Anhang zur Abhandlung über classische und romantische Poesie, und weiset nach, dafs auch hier sich in den Urtheilen der *Satz*: dafs Italien und Spanien viel, und der *Gegensatz*: dafs sie nichts geleistet haben, ausspreche. Rec. erklärt sich für incompetent, über *diesen* Gegenstand aus eigener Sachkenntnifs mitsprechen zu dürfen, so geistvoll übrigens die Vermittelung zwischen Satz und Gegensatz durchgeführt worden ist.

Am Schlusse dieser Anzeige, deren Ausführlichkeit ihre Entschuldigung in der Trefflichkeit der vorliegenden Abhandlungen findet, erlaubt Rec. sich den Wunsch: dafs dem Vf., auf seiner hohen Stelle im Staate, noch immer diejenige Mufse bleiben möge, von der Welt der Literatur sich nicht ganz abzuwenden, weil es in der Natur der bürgerlichen Verhältnisse liegt, dafs Werke von hochgestellten Staatsmännern, besonders von so entschiedenem innern Gehalte, wie das vorliegende, eines bleibenden und wohlthätigen Einflusses auf ihre Zeitgenossen sich versichern. Gewifs werden daher diese *Vermittelungsversuche der Extreme in den Meinungen* nicht ohne den glänzenden Erfolg bleiben, dafs Viele — an der Hand eines solchen Meisters — von der Berührung der Extreme einlenken in *die* Mitte, welche zur festen Ueberzeugung, zur Besonnenheit und zur fruchtreichen Wirksamkeit im Staate, in der Kirche, in der Kunst, und in den gesammten weiten Kreisen der Wissenschaften führt.

KIRCHENGESCHICHTE.

1) Erfurt, b. Keyser in Comm.: *Die Prediger-Kirche zu Erfurt.* Dargestellt und herausgegeben von *Georg Quehl*, Diaconus u. s. w.

Auch unter dem Titel:

Die Religion der Thüringer. — *Erster* Theil. *Das* Heidenthum der Thüringer, den Eintritt und die erste Verbreitung des Christenthums in Thüringen, und die Darstellung der Prediger-Kirche in Erfurt enthaltend. Mit 9 Abbildungen. 1830. XX u. 304 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

2) Magdeburg, b. Creutz: *Die Jacobi-Kirche in Magdeburg*, bei Gelegenheit der zweiten Säcularfeier der Zerstörung Magdeburgs 1631, geschichtlich dargestellt und zum Besten eines Predigerwitthums an gedachter Kirche in Druck gegeben von *C. A. Reinhardt*, Pastor an genannter Kirche. 1831. XVI u. 215 S. 8. Mit 3 Steindrücken.

Von Nr. 1 dürfte eine Anzeige fast zu spät kommen, da das Buch, dem Vernehmen nach, bald nach seiner Erscheinung schon der Gegenstand ärgerlicher Strei-

Streitigkeiten geworden ist. Da es indefs in *dieser* A. L. Z. noch nicht, und in einer andern zwar überaus leidenschaftlich, aber durchaus nicht wissenschaftlich beurtheilt worden ist, so scheint es um so zweckmäfsiger, hier ihm eine Stelle anzuweisen, als eben eine Schrift ganz verwandten Inhalts (Nr. 2.) uns jene wieder ins Gedächtnifs zurückruft.

Nr. 1 zerfällt in zwei ganz verschiedenartige Theile. Von S. 1 — 70 geht, als eine Art von Einleitung, eine kurze Darstellung des Heidenthums und der ersten Einführung des Christenthums in Thüringen; und von da an beginnt, nach einigen Bemerkungen über den Dominikaner- oder Prediger-Orden überhaupt, die Geschichte und Beschreibung der Prediger-Kirche zu Erfurt. Der erste Theil, auf den der Vf. so viel Werth legt, dafs er das Buch im allgemeinen darnach betitelte, gehört nun eigentlich zum Ganzen gar nicht, und würde vielleicht bei der Geschichte einer unmittelbar in die erste Gründung des Christenthums in ihrer Gegend eingreifenden, oder in einem gröfseren Umfange einflufsreichen Kirche zu rechtfertigen seyn, nicht aber bei einer, die, wie die Prediger-Kirche zu Erfurt, einige Jahrhunderte nach der allgemeinen Verbreitung des Christenthums erst entstand, und in geschichtlicher Hinsicht gar viele ihres Gleichen hat. Es ist aber die Darstellung der angeblichen heidnischen Religion der alten Thüringer nicht nur beziehungslos zum Ganzen, sondern auch in sich selbst höchst planlos und fehlerhaft. Eine wunderliche Mischung von zusammengerafften Nachrichten aus der *nordischen*, und ganz erdichteten, längst in ihrem Ungrunde dargestellten Angaben aus einer vermeintlich teutschen Mythologie, wird als die Religion der alten Thüringer vorgetragen, und wir müfsten keine Recension, sondern ein eignes Buch, stärker als das vorliegende, schreiben, um diese Verwirrung aufzulösen. Wollte man ausscheiden, was entweder offenbarer, längst widerlegter Irrthum ist, oder doch auf die Thüringer durchaus nicht pafst, so würde am Ende nichts übrig bleiben. Die Hauptschriftsteller über das deutsche Alterthum, z. B. einen *Delius*, hat der Vf. gar nicht gekannt. Auch in seinen Nachrichten von der ersten Verbreitung des Christenthums in Thüringen sieht es sehr wüst und wirr aus. Hier paradiren noch im feierlichsten Ernste die Blasius-Kapelle, die zu Erfurt zwischen 570 und 590; die Gangolfs-Kapelle, die eben daselbst 636 erbaut worden seyn; der Klausner Adeodat, dem der König Dagobert im Jahr 708 sein Schlofs auf dem Petersberge zu einem Kloster eingeräumt haben soll, und dergleichen schöne Sachen mehr, die gute Geschichtforscher längst in das Reich der Träume verwiesen haben. Es wird also am besten und für die Ehre des Vfs am schonendsten seyn, diesen ganzen Theil seiner Arbeit stillschweigend zu beseitigen. Eben so lassen wir auch das, was er über den Dominikaner-Orden, die Stiftung des Prediger-Klosters zu Erfurt (im Jahre 1229), dessen Stifter, den Grafen Ilger von Hohenstein, und verwandte Gegenstände, nicht in der besten Ordnung und nicht ohne beträchtliche Irrthümer und fremdartige Beimischungen, sagt, auf sich beruhen, und wenden uns zu dem beträchtlichsten und dankenswerthesten Theile des Buchs, der Geschichte und Beschreibung der Prediger-Kirche selbst. Hier kann man dem Vf. das Lob, seine Materialien fleifsig und reichlich zusammengetragen zu haben, nicht streitig machen; und wenn sich unter dem, was er aus diesen Materialien mittheilt, allerdings, wie bei allen Werken solcher Art, vieles findet, was nur ein Lokal-Interesse haben kann, so ist doch die Prediger-Kirche, als eins der schönsten Denkmale altdeutscher Baukunst sowohl als durch ihre merkwürdigen Schicksale, immerhin auch für allgemeinere Theilnahme ganz geeignet. Der Vf. beginnt mit der Beschreibung der Kirche nach ihrem innern und äufsern Bau; doch wäre hierbei die Mitwirkung eines Architekten zu wünschen gewesen, um dieser Beschreibung auch für die Kunst einigen Werth zu sichern, den man ihr jetzt nicht beimessen kann. Hierauf werden die einzelnen Gegenstände, Orgel, Kanzel, Taufstein, Altäre, Gemälde, Kronleuchter, ja sogar alle Kirchengeräthe, mit etwas zu weit getriebener Umständlichkeit, beschrieben; dann folgt die Beschreibung der in der Kirche noch vorhandenen, so wie einiger untergegangenen Denkmale aus älterer und neuerer Zeit. Hier können wir einen argen Mifsgriff des Vfs nicht unbemerkt lassen, mit dem er eins der schönsten und seltensten Denkmale seiner Kirche, aus offenbarem Mangel an Alterthumskenntnifs, herabsetzt; er giebt nämlich dem S. 115 beschriebenen Grabmale des Ritters *Dietrich von Lichtenhain* die Jahrzahl 1466 (MCCCCLXVI.), ungeachtet er in einer Note sagt, dafs „ein achtungswerther Alterthumsforscher" die Jahrzahl 1266 (MCCLXVI.) gelesen habe, und deshalb diesen Stein für den ältesten der Prediger-Kirche, ja für einen der ältesten in Erfurt erkläre. Rec., der dieses Denkmal aus eigner Ansicht genau kennt, mufs jenem ungenannten Alterthumsforscher vollkommen beistimmen: denn wenn der Vf. glaubt, in der Jahrzahl vier C gelesen zu haben, so rührt dies nur daher, weil er *ein* vorn geschlossenes C der alten Lapidarschrift für *zwei* ansah. Zum Ueberflusse sei noch bemerkt, dafs die ganze Arbeit an jenem Denkmale, gleich auf den ersten Anblick, nicht das 15. sondern das 13. Jahrhundert ausspricht, und dafs unter allen um 1466 bekannten Mitgliedern der Familie von *Lichtenhain* keiner Namens *Dietrich* vorkommt. Auch können wir den Vf. belehren, dafs der S. 121 erwähnte Grabstein, dessen Umschrift er nicht ganz lesen konnte, einem unter den Gelehrten seiner Zeit geachteten, wenn gleich nicht als Schriftsteller bekannten, M. *Petrus Kämpfer* aus Forchheim gehört, und ergänzt werden mufs: *evangelicae doctrinae propugnator* (wahrscheinlich eine Anspielung auf des Verstorbenen Namen). Bei dem S. 125 beschriebenen Oelberge konnte die Wahl zwischen den Jahren 1282 und 1484 nicht schwer seyn, und mufste nothwendig

für

für die letzte entscheiden. — Die *Geschichte* der Prediger-Kirche (S. 126 u. f.) wird vom Vf., was die älteren Zeiten betrifft, sehr mangelhaft vorgetragen; doch ist es nicht ganz seine Schuld, dafs er von den Schicksalen des Prediger-Klosters und dessen Säcularisirung keine vollständigern und richtigern Nachrichten geben konnte, die indessen wirklich vorhanden sind. Die S. 127 erwähnte Versammlung mehrerer Grafen, deren Gegenstand der Vf. nicht kannte, betraf eine Schuldforderung an den Grafen von Regenstein. — Bei der Erwähnung der neusten Reparaturen der Kirche (S. 141) wünscht der Vf. das Wiederfinden der alten schönen Kunst der Glasmalerei; zu seinem Troste sey ihm gesagt, dafs diese nicht neu erfunden zu werden braucht, da sie nie verloren war, vielmehr in gedruckten Büchern weitläuftig beschrieben zu finden ist. — Hierauf folgen (S. 143 u. f.) die *gottesdienstlichen Feierlichkeiten und sonstigen Handlungen*, unter denen verschiedene merkwürdige Ereignisse vorkommen. Bei der sonstigen Ausführlichkeit des Vfs ist es um so auffallender, dafs er bei einer Begebenheit der neusten Zeit, der Wiedereinweihung der Prediger-Kirche am 4. December 1808, der Predigt des damaligen Frühpredigers, jetzigen Pfarrers *Weingärtner*, worin eigentlich die neue Weihe über die Kirche ausgesprochen wurde, mit keinem Worte gedenkt, die ihm doch keineswegs unbekannt seyn konnte, da sie sogar gedruckt vorhanden ist. Auch hätte sich (S. 154) von der Feier des Reformations-Jubiläums 1817 doch wohl etwas mehr sagen lassen, als dafs sie in der Prediger-Kirche auf keine des Aufzeichnens werthe Weise gehalten worden sey, wenn gleich der Vf. noch nicht dabei mitwirkte. — Von S. 158 an, folgen nun *biographische Mittheilungen* über sämmtliche, seit der Reformation, an der Prediger-Kirche angestellt gewesene Prediger, die aber, bei den reichen gedruckten und handschriftlichen Vorarbeiten, die dem Vf. zu Gebote standen, seinem biographischen und bibliographischen Talente wenig Ehre machen. Die Ungleichmäfsigkeit in der Ausführung ist durch die, von einigen reichlicher, von andern sparsamer vorhandenen Nachrichten, leicht zu entschuldigen; nicht aber die Unordnung, an welcher die meisten ausführlicheren Darstellungen leiden, die Einmischung fremdartiger Dinge ganz am unrechten Orte, und die auffallenden, eben so unbegründeten als parteiischen Urtheile, die der Vf. zuweilen ausspricht; wenn er z. B. in dem eben so unbesonnenen und unlautern, als übel angewandten, und höchst anstöfsige Streitigkeiten veranlassenden Religionseifer eines *Georg Silberschlag* des Aeltern und *Andreas Poach* (S. 167 u. f.) etwas sehr rühmliches findet; dagegen den friedfertigen *Aurifaber* (S. 197) nicht undeutlich in ein sehr nachtheiliges Licht stellt, und überhaupt die damaligen Händel ganz verkehrt auffafst: denn die Theilnahme einiger katholischen Geistlichen an dem von einem evangelischen Pfarrer zu gebenden Rektoratschmause brachte doch wohl noch keine Gefahr, (S. 173.) „*die erlangte Glaubens- und Gewissensfreiheit alsbald wieder zu verlieren und unter das Joch menschlicher Satzungen zurückgeführt zu werden*"; — wenn er ferner die weder ganz redliche noch kluge Weise, mit welcher *Teuder* die Lehren Calvin's einzuführen suchte, unter den Euphemismen *der Strenge mit welcher er sich an die Schrift band* (S. 201) und *der ersten Unionsversuche* (S. 203) versteckt; wenn er sodann (S. 186) *Schmidt's* Streitigkeiten mit *Bahrdt*, aus *Brodneid* ableitet, *weil B. sich eines gröfseren Beifalls als S. erfreut habe*; oder (S. 255) von *Engelhard* sagt: „Die Kunst, sich in Hohe und Niedere zu schicken, machte ihm sehr viele Freunde", gleich als habe sich derselbe durch kein anderes, als ein so zweideutiges Verdienst empfohlen. Von einigen der geschilderten Personen sind wichtige Lebensumstände vergessen; so erwähnt der Vf. (S. 274) bei *Karl Andr. Lossius* nicht, dafs derselbe Pastor zu S. Thomä war, und von da an die Prediger-Kirche kam, weshalb er auch hier seinen Pfarr-Rang behielt; von *Sömmerring* wird (S. 188) gesagt, er habe als Privatdocent an der Universität Vorlesungen gehalten, aber ganz verschwiegen, dafs er bei derselben viele Jahre lang *Prof. ordin.* der Theologie, auch einige Jahre Professor am Gymnasium war. Während der Vf. bei Einigen ihre Schriften mehr oder weniger vollständig aufzählt, wird (mehrerer von Erfurt weggerufener und im Auslande verstorbener Geistlichen, wie *Götze*, *Breithaupt*, *Weifsenborn* u. A. deren Schriften doch zum Theil auch für Erfurt von besonderer Wichtigkeit waren, nicht zu gedenken) von *Bohn's* Schriften (S. 251) nur beiläufig die Wochenschrift „die Religion", von *Vogel's* Schriften (S. 187) gar nichts erwähnt. Auch an Anachronismen fehlt es nicht, wenn z. B. (S. 282) von *Casp. Fried. Lossius* gesagt wird, derselbe sey durch die Herausgabe des Erfurter neuen Gesangbuchs an der Fortsetzung seiner, mit Eoban Hesse begonnenen Arbeiten für die Erfurtische Kirchen- und Gelehrten-Geschichte verhindert worden; da doch Eoban Hesse schon später erschien, als das Gesangbuch, und *L.* nachher noch beinahe 20 Jahre lebte. — Nach diesen biographischen Nachrichten folgt (S. 284 u. f.) noch etwas über das Rechnungswesen der Kirche, die Wahl und Amtsverrichtungen der Geistlichen, die Kirchen-Inspection, u. d. m. und endlich (S. 296 bis zu Ende) die Beschreibung *des 600jährigen Jubiläums der Kirche*, mit ausführlicher Mittheilung der zu demselben vom Vf. gefertigten, jedoch in poetischer Hinsicht ganz unbedeutenden Gesänge.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

März 1833.

KIRCHENGESCHICHTE.

1) Erfurt, b. Keyser in Comm.: *Die Prediger-Kirche zu Erfurt.* Dargestellt und herausgegeben von *Georg Quehl* u. s. w.

Auch unter dem Titel:

Die Religion der Thüringer. — Erster Theil u. s. w.

2) Magdeburg, b. Creutz: *Die Jacobi-Kirche in Magdeburg — — von C. A. Reinhardt* u. s. w.

(*Beschlufs von Nr.* 46.)

Im Allgemeinen bemerken wir schliefslich noch, dafs man auf viele Ungenauigkeiten stöfst, die dem Vf. nicht zur Ehre gereichen. So sollen (S. 199) Luthers von *Aurifaber* herausgegebene Briefe 12 Bände ausmachen; S. 228 ist von einer Martins-Kirche in Wittenberg die Rede, die bekanntlich dort gar nicht existirt; S. 242 wird das berühmte *Casimirianum* in Coburg zu einer *Casimir'schen Anstalt* gemacht; nach S. 247 hat „*ein Professor der Medicin*" eine Tochter des Seniors *Pfeiffer* geheirathet; da hätte doch dieser Mann (der berühmte *Albrecht*, der erste Professor der Medicin auf der Univ. Göttingen) wohl verdient, genannt zu werden. — Andere Verstöfse, die sich besonders in den Jahrzahlen häufig finden, sind vielleicht Druckfehler; so starb z. B. *Sauerbrey* (S. 245) nicht 1727, sondern 1722; *Lozzen* (S. 250) nicht 1755, sondern 1758; u. dgl. m. Die Sprache des Vfs leidet an vielen Incorrectheiten; unter andern fällt es sehr sonderbar auf, wenn er von Predigern, Barfüfsern, Augustinern u. dgl. spricht, hierunter aber die Mitglieder der nach jenen Namen benannten Pfarrgemeinden versteht, und dadurch zu wirklichen Mifsverständnissen Anlafs giebt; denn wenn es z. B. heifst, die Prediger hätten einen zum Pfarrer gewählt, so wird jeder, der sich nicht sogleich jenes sonderbaren Sprachgebrauchs erinnert, meinen, dies hätten die sämmtlichen im Predigtamte stehenden Geistlichen gethan. In der Bildung neuer Worte, z. B. *Belebnisse* (S. 196), ist der Vf. sehr unglücklich. Häufig bemerkt man auch eine seltsame Interpunction, die zu oft und gleichmäfsig vorkömmt, als dafs sie Druckfehler seyn könnte, nämlich ein Punkt, wo ein Komma hingehörte; z. B. S. 264: „Dies war dem Johannes zum Heil. Indem der Grofsvater sich die Erziehung seines Enkels sehr angelegen seyn liefs. Unter der Leitung desselben" u. s. w. — Ein noch gröfserer Uebelstand ist aber die ungemeine Selbstgefälligkeit, mit welcher der Vf., wo es sich nur thun läfst, seine eigne Person hervorzuheben scheint, indem er nicht nur bei allen in die Zeit seiner Amtsführung fallenden Begebenheiten sich selbst als die leitende Hauptperson angiebt, z. B. S. 143: „Während des Baues, welchen zu leiten und zu beaufsichtigen ich mir recht herzlich angelegen seyn liefs" u. s. w. oder S. 284: „Ich habe während meiner Amtsführung einen wahrhaft religiösen Geist und kirchlichen Sinn in meiner mir theuren Predigergemeinde neu aufleben sehen!" u. dgl. m., und seinen ältern Amtsgenossen, der dabei, wie sich vermuthen läfst, doch auch nicht unthätig geblieben seyn wird, mit gänzlichem Stillschweigen übergeht; sondern sogar (S. 150) des bei seiner Trauung ihm bereiteten feierlichen Empfanges unter den merkwürdigen Ereignissen gedenkt, S. 156 u. a. O. Stellen aus seinen eignen Predigten mittheilt, u. dgl. m. Wir wollen den Vf. hierbei zwar keiner unrühmlichen Absicht beschuldigen; aber es ist nicht zu verkennen, dafs der Verdacht einer gewissen Ruhmredigkeit sehr nahe liegt, die der Vf. mit verdoppelter Aufmerksamkeit hätte vermeiden sollen: denn wem ziemt es mehr, als gerade dem christlichen Prediger, in allen Dingen nicht seine eigne, sondern allein Gottes Ehre zu suchen? — Die auf dem Titel angezeigten 9 Abbildungen befinden sich auf 3 Tafeln, wovon eine die Prediger-Kirche von der nördlichen, die andere eben dieselbe von der östlichen und westlichen Seite darstellt, die dritte aber die Bildnisse von 6 ehemaligen Predigern dieser Kirche enthält. Die letzteren sind sehr übel gerathen.

Nr. 2 tritt zwar viel anspruchloser auf, ist aber in jeder Hinsicht weit besser gelungen, da der Vf. sich seinen Plan deutlicher gemacht, und weil er nicht zu viel umfassen wollte, sich innerhalb seiner schärfer bestimmten Grenzen, um so sicherer und gründlicher befestigt hat. Die Jacobi-Kirche ist zwar in Magdeburg, dem Range nach, keine der ersten, ihre Geschichte ist aber um so reichhaltiger und merkwürdiger, als sie in die Geschichte der Stadt wesentlich eingreift, und an allen zum Theil so grofsartigen Begebenheiten derselben den engsten Antheil nimmt. Dem Vf. gebührt der Ruhm, diese Geschichte nicht nur, auf den Grund ungemein fleifsiger und sorgsamer Forschung, in grofser Vollständigkeit und mit wahrer Liebe, sondern auch in einem wahrhaft christlichen und kirchlichen Sinne bearbeitet zu haben. Genau in der Beschreibung der Einzelnheiten, treu in der Geschichtserzählung, wird seine Darstellung auch durch öftere, jedoch weder lang ausgesponnene, noch künstlich gesuchte und gewendete, sondern immer ganz frei und natürlich von selbst sich darbietende,

und als Ausflüsse eines bewegten Herzens, auch wieder zum Herzen sprechende Andeutungen und Ermahnungen, lehrreich und erbaulich; wenn der Vf., wie es bei der Geschichte der letzten Jahre nicht selten der Fall seyn mufste, von sich selbst zu sprechen hat, geschieht es mit der musterhaftesten Anspruchlosigkeit und Bescheidenheit; und wiewohl natürlich des Vfs Mitbürger seine Schrift mit dem gröfsten und ungetheiltesten Interesse lesen werden, so ist doch die ganze Behandlung so, dafs den weit gröfseren Theil auch der Fremde, wenn es ihm nur nicht ganz an Interesse für die Sache fehlt, nicht unbefriedigt aus der Hand legen wird. Ohne weit auszuholen, beginnt der Vf. mit *allgemeinen Vorerinnerungen*, die eine Beschreibung der Kirche nach ihren einzelnen Theilen und Merkwürdigkeiten, nebst der Angabe ihrer Parochialverhältnisse enthalten. Hier bedauern wir nur, dafs der Vf. (S. 3) sich des unschicklichen Ausdrucks bedient, die Jacobi-Kirche sey *im gothischen Stil des spätern Mittelalters* gebaut. Wenn man mit dem so häufig gemifsbrauchten Worte *gothisch* noch einen vernünftigen Sinn verbinden will, so kann es nur den älteren, durch die Rundbogenform sich auszeichnenden Baustil des 12ten Jahrhunderts und früherer Zeiten bezeichnen; von diesem kann aber bei der Jacobi-Kirche, die in ihrer jetzigen Gestalt erst im 14ten Jahrhundert entstanden ist, und in welcher mithin durchaus die Spitzbogenform (der eigentliche *altdeutsche* Baustil) herrscht, gar nicht die Rede seyn. — Die *Geschichte* der Kirche (von S. 16 an), welche den Haupttheil des Buches ausmacht, zerfällt in 4 Zeiträume, wovon der *erste* mit der ersten Zerstörung der Kirche in der Belagerung Magdeburgs durch den Kurfürsten Moritz, 1551, der *zweite* mit ihrer zweiten Zerstörung bei der Eroberung Magdeburgs durch Tilly, 1631, der *dritte* mit ihrer abermaligen Verwüstung durch den Blitz, 1706, schliefst, und der *vierte* bis auf unsere Zeit herabgeht. Da ein Auszug aus dieser Geschichte hier unzweckmäfsig seyn würde, so bemerken wir nur im Allgemeinen, dafs unser obiges Urtheil über das Buch im Ganzen diesem Theile desselben ganz vorzüglich gilt, und dafs der Fleifs des Vfs im Sammeln der Nachrichten, wie seine Besonnenheit im Hervorheben des Interessanten und in der Verbindung des Besondern mit dem Allgemeinen, und endlich sein richtiges Urtheil, gleich grofsen Beifall verdient. Selbst die Geschichte der Stadt Magdeburg überhaupt hat bei dieser Gelegenheit manche Bereicherung und Berichtigung erfahren, und fast dürfte man wünschen, der Vf., den seine Untersuchungen gewifs noch auf manche andere geführt haben, hätte sich nicht allzu streng an seinen eigentlichen Gegenstand gehalten. — Es folgen hierauf (von S. 127 an) noch mehrere Anhänge, nämlich: I. *Ueber das kirchliche Leben*. Die Kirchenordnungen der Stadt Magdeburg überhaupt, die natürlich auch für die Jacobi-Kirche galten und gelten. II. *Das Kirchen-Collegium*. Die Mitglieder desselben, seit 1557, so weit sie sich aus den Rechnungen nachweisen lassen, werden namentlich aufgezählt. III. *Kirchenbeamten*; nämlich Prediger, Custoden, Organisten, Cantoren, Todtengräber, Calcanten und Observatoren oder Kirchenvögte. Von den Predigern sind mehr oder weniger vollständige biographische Nachrichten mitgetheilt, wobei uns nur der Wunsch übrig bleibt, dafs der Vf. ihnen da, wo es möglich und nützlich war, noch etwas mehr Ausführlichkeit gegeben, und insbesondere nicht unterlassen haben möchte, bei denen, die als Schriftsteller aufgetreten sind, ihre Schriften zu nennen, wodurch das Buch nicht nur eine absolutere Vollständigkeit, sondern auch literärhistorischen Werth bekommen haben würde. Die einfache Verweisung auf *Kettner's Clerus Magdeburgicus* genügt um so weniger, als dies Buch aufserhalb Magdeburg in wenig Händen ist, und überhaupt sich selten macht. Es ist ja auch gerade der Vorzug speciell-geschichtlicher Werke, dafs man in ihnen alle *Specialia* über die betreffenden Gegenstände beisammen findet! — Die übrigen Kirchenbeamten sind nur namentlich genannt. — Die folgenden Anhänge (V—XII.) betreffen gröfstentheils das Besoldungs-, Stiftungs- und Rechnungswesen der Kirche; in einigen werden ältere Gedichte auf merkwürdige, die Kirche betreffende Ereignisse vor der Vergessenheit gerettet. — Von den 3 Abbildungen giebt die *erste* eine Ansicht der Jacobi-Kirche 1631 vor der Zerstörung, die *zweite* eben dieselbe 1831 (jedoch, was nicht ganz zweckmäfsig scheint, von der entgegengesetzten Seite), die *dritte* einen Grundrifs der Kirche. Alle drei sind gut ausgeführt; doch hätte auf dem zweiten Blatte die auf dem Kirchhofe zum Trocknen aufgehangene Wäsche, welche die Darstellung nur allzu naturgetreu macht, füglich wegbleiben mögen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Wolbrecht: *Moses Mendelssohn*. Sammlung theils noch ungedruckter, theils in andern Schriften zerstreuter Aufsätze und Briefe von ihm, an und über ihn. Herausgegeben von *J. Heinemann*, Dr. d. Philos. Mit einem Titelkupfer. 1831. X u. 440 S. 8. (1 Rthlr. 18 gGr.)

Vorliegende Sammlung sollte zunächst, wie die Vorrede erklärt, den Zweck haben, „den jüngern Glaubensgenossen *Mendelssohn's* den Weisen zu vergegenwärtigen, der in jeder Beziehung ihr Muster seyn soll." Es leuchtet aber bald ein, dafs dieses auf die *deutsch gebildeten* und von christlicher Cultur durchdrungenen Stammgenossen *Mendelssohn's* zu beschränken ist; denn diese haben, unvermögend, dieser Cultur zu widerstehen, das Bedürfnifs gefühlt, die Anforderungen derselben mit der religiösen Stellung des Israeliten auszugleichen. Eine solche Ausgleichung kann, wie es scheint, nur durch Aufopferung an Positivem von beiden Seiten zu Stande kommen und namentlich so, dafs der Israelit seine Religion zur historischen Grundlage macht und das Christliche, als eine allgemeine Entwickelung des Geistes, auf-

auffafst, wobei nur auf die Moral gesehen wird, als mit dem Judenthum durchaus nicht streitend; die Erwartung des Messias aber, wo man offen zu Werke geht, als Wiederbringers eines glückseligen Zustandes der Nation, aufgegeben, wo man leise und Vorurtheile schonend verfährt, nicht bestritten, wenigstens wie vieles andere, dem man die Ehrfurcht der Jugend vor dem Alter erweist, mehr bildlich als wörtlich aufgefafst wird. Solche Versuche der Ausgleichung nahmen vorzüglich im 18ten Jahrhundert, der eigentlichen Zeit der Aufklärung, ihren Anfang, und *Moses Mendelssohn* hat bei solchen Versuchen wohl um so mehr den Spätern (z. B. den Gründern des deutsch-israelitischen Gottesdienstes) zum Muster gedient, da eine durchaus würdige Gesinnung und eine tadelfreie Handlungsweise, mit der ausgezeichnetsten Fähigkeit des populären Denkens und seltener Gelehrsamkeit verbunden, auch seinen christlichen Zeitgenossen hohe Achtung einflöfste. Es hat daher die Erinnerung an diesen Mann, wie dieselbe durch die erwähnte Sammlung geschieht, auch aufser dem Kreise seiner Stammesgenossen ein Interesse, besonders zu einer Zeit, wo die politische Stellung der Juden zu dem christlichen Staat (und diese kann doch wohl von der *religiösen* nicht getrennt werden) einer vielfachen Prüfung unterworfen wird. Zugleich ergänzt diese Sammlung die philosophischen Schriften Mendelssohns, und zeigt dem, welcher von dem Standpunkte der gegenwärtigen Zeit auf die Bestrebungen dieses Mannes zurückblickt, durch manches Fragment der Moral und Aesthetik, wie dieser, von den höchsten Interessen erfüllte Denker auf dem psychologischen Standpunkt, welcher zu seiner Zeit der herrschende war, sich mit gröfserer Freiheit, als viele seiner namhaften Zeitgenossen, bewegt, und manches Thatsächliche lebensvoller aufgefafst hat. Freilich können wir hier mit dem Herausgeber rechten, dafs er den oben angegebenen Gesichtspunkt nicht festgehalten, auch durchaus keine Nachweisung gegeben hat, woher er die Stücke dieser Sammlung genommen, und warum er manches wieder hat abdrucken lassen, was in *M's* gedruckten Schriften schon zu finden ist. Ueberhaupt ist in der Zusammenstellung der gegebenen Stücke keine Ordnung, kein Plan zu bemerken. Aber auch so wollen wir diese Sammlung willkommen heifsen und den Lesern empfehlen, in der Ueberzeugung, dafs sie, selbst abgesehen von dem Gesichtspunkte, welchen die Geschichte unserer philosophischen Literatur hier darbietet, durch die zwanglosen Mittheilungen des jüdischen Weisen auf mannichfaltige Weise werden angezogen werden.

Wir geben aber unsern Lesern den Inhalt dieses Buches näher an. Die Einleitung, welche auf *Lavater's* Erläuterung der Titelsilhouette folgt (*M's* Bild im Medaillon, dem Brustbilde des *Sokrates* gegenüber), besteht aus dem, im Auszuge gegebenen Nekrolog, durch welchen *Nicolai* Mendelssohn's Tod in der allgem. deutschen Bibliothek bekannt machte, welcher aber sehr zweckmäfsig in die darauf folgende *Biographie* hätte verarbeitet werden können. Letztere zählt die Hauptmomente seines Lebens auf, ohne ih. dieselben genauer einzugehen. So z. B. ist der Einflufs *Lessing's* auf *M.*, welchen dieser selbst so bedeutend fand (vergl. S. 339), durchaus nicht tiefer gewürdigt und fast nichts über seine philosophische Bildung gesagt. Doch fehlt es dieser Biographie überhaupt an gehörigem Zusammenhang und Anordnung. So sagt der Vf. in der angehängten Charakteristik: „sein gottesfürchtiger Charakter, durch seine Menschenliebe bestärkt, bewog ihn, treu alle Ceremonialgesetze seiner väterlichen Religion zu beobachten"; und *unmittelbar* darauf: Obgleich er ein Zögling von *Wolf* und *Baumgarten* war u. s. w. — so gehörte er übrigens zu den Eklektikern." Folgende Stelle (S. 12) ist ganz sinnlos: „Er untersuchte den Ursprung der angenehmen und unangenehmen Empfindungen, und zergliederte den Begriff der Vollkommenheit. Sie ist wohl, seiner Meinung nach, eine besondere Nachahmung der Natur" u. s. w. Unfehlbar kann in den letztern Worten nicht von der Vollkommenheit, sondern von der *Kunst* die Rede seyn. Am Schlusse giebt Hr. *H.* ein Verzeichnifs der *Schriften* M's und dessen, was über ihn geschrieben worden ist. Letzteres Verzeichnifs möchte noch mancher Vervollständigung bedürfen; namentlich ist die Schrift: *Mendelssohn's* Leben und Meinungen. Hamb. 1787., und *Sim. Hochheimer* über *Mendelssohn's* Tod. Wien 1786., ferner der Artikel in *Michaud's diction. biogr.* übersehen worden; auch fehlt die Ausgabe seiner Werke, Wien u. Pesth 1820. 8.

Die Aufsätze, die hier nun folgen, sind I. ein Gebet, unter der unpassenden Ueberschrift: „*Andachtsübung*", von guter Gesinnung erfüllt, am Schlusse offenbar an das Vaterunser erinnernd. II. *Schreiben an einen deutschen Erbprinzen*; für Rec. eines der interessantesten Stücke dieser ganzen Sammlung. *M.* beantwortet darin mit redlicher Gewissenhaftigkeit zwei kitzliche Fragen, welche ihm die Durchlaucht vorgelegt hatte, nämlich: was hat ein unter dem mosaischen Gesetze lebender Weltweiser (das heifst im Sinne der damaligen Zeit wohl zugleich ein Freidenker) für Gründe, die historischen Beweise des alten Testaments *anzunehmen* und die des neuen Testaments zu *verwerfen*, und 2) aus welchem Grunde ein solcher die Zeugnisse für den Glauben der Christen *verwerfe*, die in dem A. T. vorkommen, und unter dem mos. Gesetze selbst als göttliche Eingebungen verehrt worden sind. Es ist keine Frage, dafs es damit auf ein Glaubensbekenntnifs abgesehen war. *M.* antwortet auch ganz subjectiv: er finde in dem A. T. nichts, was seiner philosophischen Ueberzeugung widerspreche; dagegen eine dreieinige Gottheit, die Menschwerdung einer Person derselben, ihr Leiden und die Genugthuung durch dasselbe seiner Ueberzeugung nach den ersten Grundsätzen der menschlichen Erkenntnifs zu widersprechen scheinen. Auf die Concessionen damaliger freier Denker (*Bonnet* insbesondere) Rücksicht nehmend, bemerkt er unter anderm: er halte es für ein Criterium der Wahrheit in Religionssachen, dafs eine *ausschliefsende* Religion

nicht die wahre seyn könne, da alle Menschen von ihrem ewigen Schöpfer zur Glückseligkeit bestimmt seyn müssen; dafs Ewigkeit der Höllenstrafen, Stellvertretung und Genugthuung, Erbsünde, Teufel, mit einer gereinigten Lehre nicht übereinstimme, und dafs er in den evangelischen Büchern nirgends etwas davon gefunden habe, dafs der Stifter der christlichen Religion das mosaische Gesetz habe aufheben und die Juden davon *dispensiren* wollen. Wolle man diefs Alles christlicher Seits zugeben, so bekomme man eine Religion, an welcher Christen und Juden gleichen Antheil nehmen könnten. Alles komme auf die logische, nicht auf die historische Wahrheit der Lehren an. Auf die zweite obige Frage antwortet er, er finde in dem alten T. auch nicht die Spur eines Beweises für den Glauben der Christen; er äufsere aber hier nur *aufgefordert* seine reine Ueberzeugung und werde niemals, wie manche Freigeister thun, den Glauben eines andern stören. In letzterer Beziehung bemerkt auch der Vf. S. 23, ihm habe die Denkfreiheit, welche er *als entscheidenden Charakter des Judenthums betrachtet*, zugleich ein unschätzbares Erbtheil geschienen. Hierin wäre nun wohl die Täuschung die, dafs *M.* als ein Ererbtes betrachtete, was der Einflufs *seiner Zeit* ihm *gewährte*; denn diese war es, welche ihm verstattete, „die rabbinische Hierarchie in den Grenzen zu halten" und „kirchliche Gewalt und Macht für Redensarten anzusehen, von denen er sich kaum deutlichen Begriff machen könne" (S. 92); dafs er ferner seine aufgeklärte Deutung des Judenthums in *diesem selbst* begründet fand, weshalb er auch die Ceremonieen desselben gewissenhaft befolgte; und dafs er endlich, wie so Viele seiner Zeit, meinte, das Allgemeine oder vielmehr das Gemeinsame der positiven Religionen, was die natürliche Theologie seiner Zeit darzustellen suchte, sey die *gereinigte Religion.* Was aber an andern auf diesem Standpunkte als flache, dünkelhafte Freigeisterei hervortrat, fand in der Innigkeit seines Gemüths, mit welchem er sich auch an seine, bisher immer verfolgten, Stammesgenossen anschlofs, ein glückliches Gegengewicht; woraus auch zu erklären ist, warum er mit den *Rechtgläubigen* nichts zu thun haben will und die *Freigeister* sogar unausstehlich findet; vergl. S. 250.

III. *Kleine Aufsätze*, meist Fragmente und unausgeführt. 1) *Giebt es natürliche Anlagen zum Laster?* Er kommt hier noch nicht zur eigentlichen Beantwortung der Frage. Der Aufmerksamkeit werth ist es, wie schon *M.* in diesem Fragment bei Berücksichtigung des Verhältnisses der Erkenntnifskraft zur Tugend mit den allgemeinen Bestimmungen des Begriffs vom Verstande unzufrieden ist, und hier „eine *besondere Art* von Erkenntnifs fodert, die man mit und ohne merkliche Klugheit im gemeinen Leben, mit und ohne grofsen Verstand in Wissenschaften und Künsten besitzen kann." Er verlangt zur Hervorbringung heroischer Tugend, dafs der Stoicismus (so nennt er eigenthümlich: die Gewalt über die Empfindung) mit dem Enthusiasmus (hierunter versteht er, die Fertigkeit, das Abwesende mit der Lebhaftigkeit des Gegenwärtigen, das Uebersinnliche mit der Lebhaftigkeit des Sinnlichen zu empfinden) sich verbinde; oder, wie er es auch anders ausdrückt: das Vermögen, Empfindungen in Vernunftschlüsse aufzulösen und Begriffe der Vernunft zu versinnlichen. Wie aber diefs Gleichgewicht *möglich* und zu bewirken sey, darüber erklärt sich dieser Aufsatz freilich nicht. Aber gewissermafsen setzt sich die Reflexion im Folgenden fort: 2) *Von der Herrschaft über die Neigungen.* Eigentlich aber ist das Wesentliche, wovon die Untersuchung ausgeht, die Stärke der Motiven beim Handeln, und diese Skizze wird in dem Briefe an *Lessing* S. 240 erwähnt (welches dort hätte *bemerkt* werden können). Die Stärke der Motiven hängt nach *M's* Bemerkungen ab von der Menge des Guten, was wir in einer Sache sehen, von der Deutlichkeit dieser Einsicht, und von der Zeit, doch so, dafs die Zeit im umgekehrten Verhältnisse mit der *Deutlichkeit* steht. Hiemit meint *M.* die *Schnelligkeit* des Vorstellens; aber diese allein, oder die Verminderung der Zeit kann nicht die Quantität der Motiven vermehren, sondern vielmehr die *Energie* des Vorstellens. Aus jenen Prämissen wird geschlossen, dafs die Anleitung zur Tugend nicht nur von der Demonstration ihrer Lobenswürdigkeit, welche die Deutlichkeit ihrer Vorstellung (im Allgemeinen) vermehre und von der Menge der Motiven, welche uns ihre vortrefflichen Seiten zeigt — die Geschäfte der allgemeinen praktischen Philosophie und der Ethik — sondern auch von der Fertigkeit abhänge, die Menge von Motiven schnell zu überdenken. Letztere aber werde erhalten durch Gewohnheit oder Uebung und mittelst anschauender (intuitiver, concreter) Erkenntnifs. Der von Formalismus freie Denker sah wohl ein, dafs die Anleitung zur Tugend *nicht* allein von der *Wissenschaft* ausgehe, allein er schlägt die Erkenntnifs der *Regel* mit seiner Zeit zu hoch an. Hiebei wird verwechselt Erkenntnifs des Gesetzmäfsigen mit Erkenntnifs und Bewufstseyn des Gesetzes; Uebung im Gesetzmäfsigen mit der Uebung im Denken der Gesetze. Daher wird auch von einer Verwandlung der symbolischen Erkenntnifs in eine anschauende gesprochen (S. 52), d. h. das Abstracte soll als das erste aufgefafst und *nachher* erst individualisirt, oder wie man sagt, auf das Besondere angewendet werden, was mit der damals herrschenden, psychologischen Unterscheidung der oberen und unteren Erkenntnifskräfte zusammenhängt, die sich hier verbinden und zusammenstimmen sollen. Nicht klar mit diesem Gegenstande zusammenhängend, und eben auch nicht tief, wird am Schlusse noch von der *Illusion* gesprochen. Siehe darüber die Widerlegung *Lessing's* in dem S. 243 mitgetheilten Briefe.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1833.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Wolbrecht: *Moses Mendelssohn* — — Herausgegeben von *J. Heinemann* u. s. w.

(*Beschlufs von Nr. 47.*)

3) *Zufällige Gedanken über die Harmonie der innern und äufsern* Schönheit. Wir vermuthen, dafs diese Ueberschrift nicht von dem Vf. herrührt, da auch im Aufsatze selbst der Ausdruck innere Schönheit gar nicht vorkommt. Die Arten und das Ideal der Schönheit sind der Hauptgegenstand dieser fragmentarischen Reflexionen, welche von dem Verhältnisse des Innern und Aeufsern bei dem schönen Gegenstande nur ausgehen. Schön ist ihm, was einen angenehmen Schein hat, die Schönheit die sichtbar gewordne Güte und Tüchtigkeit; er leugnet aber, dafs die hierin ausgedrückte Harmonie *vollständig* seyn könne, aus dem unzureichenden Grunde, weil bei der Schönheit viel *Subjectivisches* mit unterlaufe, was doch nur in der *Auffassung*, nicht wesentlich im Gegenstande liegen würde. Aus diesem Grunde nimmt auch *M.*, im Widerspruche mit sich selbst, einen einzigen wahren Geschmack an, wogegen er ein absolutes Ideal der Schönheit (als ein sich selbst widersprechendes *Abstractum*) mit Recht verwirft. 4) Der *Vorbericht zu den Morgenstunden* enthält das rührende Bekenntnifs dieses strebsamen Geistes, dafs er durch Krankheit am Lesen verhindert, in der Philosophie auf dem Punkte des Jahres 1775 stehen geblieben sey. Er sieht das Sinken der Schule, in welcher er sich gebildet hatte, ohne Klage, ahndet schon die Wirkungen des alles zermalmenden *Kant's* und wünscht, dafs dieser auch mit demselben Geiste wieder *aufbauen* werde, mit welchem er niedergerissen habe. 5) *Vorrede zu Menasseh Ben Israel's Rettung der Juden.* Wir billigen den Abdruck dieser Vorrede, da das Buch selbst weniger verbreitet ist. *M.* zollt hierin auch *Lessing* und *Dohm* seine Verehrung. Jener, sagt er, hat als philosophischer Dichter (im Nathan), dieser als philosophischer Staatskundiger den grofsen Zweck der Vorsehung, die *Bestimmung des Menschen und die Gerechtsame der Menschheit im Zusammenhange* gedacht. Aber dem jüdischen Weisen entgingen auch die *Schwierigkeiten* nicht, welche der Staat findet, seine Mitbrüder, „diese eingebornen Kolonisten, zu seinen Bürgern zu machen"; Schwierigkeiten die erst für *unsere* Zeit nicht unüberwindlich seyn werden. *M.* klagte: Vernunft und Menschlichkeit erheben ihre Stimme umsonst, denn grau gewordenes Vorurtheil hat kein Gehör! Er sucht den Einwand zu widerlegen, dafs die Vermehrung der Juden einem Staate schädlich sey. Jetzt ist es wohl nur der schlimme *Uebergangszustand*, welchen die christlichen Staaten scheuen, wenn die Rede davon ist, den Juden alle bürgerliche Rechte einzuräumen, und das fremde Element völlig mit sich zu verschmelzen. Man fürchtet das Fremdartige, das eben doch durch diese Aufnahme *aufhören* soll fremdartig zu *seyn*, und ohne dieselbe genöthigt wird, sich in feindseliger Verstellung und Verschlagenheit zu befestigen. Eines ist es in dieser sehr langen Vorrede, wodurch *M.* keinen überzeugen wird, der eine höhere Vorstellung von dem Ursprung und Wesen der Kirche hat, als er und seine Zeit hatten, nämlich die Art, wie er kirchliche Gewalt und Macht (und mufs man nicht sagen auch Kirche selbst mit ihr?) verwirft (92 S.) ausgehend von der damals herrschend-werdenden Ansicht, dafs Staat und Kirche auf *Verträgen* beruhe, Verträge aber über veränderliche Meinungen ein Unding seyen. Ihm ist Kirche nur die *äufserliche* Form des Gottesdienstes, und man weifs wohl, dafs im Sinne damaliger Zeit das *Aeufserliche* mit dem Zufälligen fast gleichbedeutend ist. Diefs haben aber die *strengen Anhänger des jüdischen Ceremonialgesetzes* so wenig, als die nicht indifferenten Christen, jemals zugegeben. *M.* selbst aber ist darin inconsequent, dafs er eine Gemeinde zwar statuirt, und für die Auctorität des Alterthums eine religiöse Scheu hegt (vgl. S. 105); aber den Gemeinschaftsverband auf Null reducirt, indem er der Gemeinde das Ausschliefsungsrecht abspricht, weil es zur Intoleranz häufig gemifsbraucht worden ist.

IV. *Unterhaltungen Mendelssohn's mit Dav. Friedländer; von letzterem aus Erinnerung niedergeschrieben.* Hier werden manche tiefe Blicke auf das Verhältnifs der *Veränderung* zur *Gewohnheit*, auf den wahren Werth der *Auctorität*, gegenüber der *eignen Einsicht* gethan. Sehr schön, heifst es (S. 105): „der Mensch im geselligen Zustande wäre ein unglückseliges Wesen, wenn er nichts unternehmen, nichts thun und nichts lassen wollte, als bis er selbst gesehen, versucht und erwogen hätte; wenn er nichts auf Auctorität, auf Treu und Glauben annähme, sich nicht auf das stützen wollte, was andere vor ihm geurtheilt haben"; und — was auch für unsere Zeit zu beherzigen ist: „es ist eine unerläfsliche Pflicht, so lange ein Volk durch Lage der Umstände verhindert ist, selbst zu urtheilen, ihm die heilsame und ehrwürdige Meinung, die es von dem Verstande, dem

dem guten Willen, der Würde des Alterthums hat, zu lassen und den auf Auctorität angenommenen Grundsätzen und Wahrheiten, die offenbar zur Ruhe und Glückseligkeit führen, nichts von ihrer Wirksamkeit zu benehmen (S. 107.). Es ist unrichtig zu behaupten: alle Vorurtheile seyen auszurotten, weil es *Vorurtheile* sind" (S. 107.). Auch wird hier anerkannt, daſs der Eindruck der alten heiligen Urkunden auf das Gemüth des denkenden Menschen eine, durch Reflexion unersetzbare, Kraft habe; besonders aber wird diese Wirkung davon abhängig gemacht, daſs „der Mensch in ihnen in steter Beziehung mit der Gottheit erscheint und dieser Gedanke der vorherrschende ist"; „diese Innigkeit, dieses auflodernde Feuer suchen wir in den Schriften *anderer* Völker vergebens." In einem Vorworte zu dem zweiten Fragmente führt uns *Friedländer* gleichsam in den Kreis selbst ein, in dessen Mitte der treffliche Mann seine Lebensweisheit mild und zwanglos ausstreut. Auch hier kommt schon der Gegensatz von Rationalismus und Supernaturalismus zur Sprache; die „stolze Demuth" der Rechtgläubigen und ihre Unduldsamkeit wird (123 S.) getadelt; und von der *via negationis* aus die wörtliche, buchstäbliche Auffassung der ersten Offenbarung, oder der Schöpfungsgeschichte, abgewiesen, und alles Körperliche als Vehikel der Verständlichung angesehen. Die eigne bescheidene Erklärung *M's* von der Schöpfungsgeschichte überlassen wir den Theologen. Eine sehr treffende Bemerkung aber können wir nicht übergehen, welche *M.* hier über den Sprachausdruck macht: Es hat nicht wenig Irrthümer und Miſsverständnisse veranlaſst, daſs man Alles in *göttlich* und *menschlich*, in *heilig* und *profan*, in Sprache des *Verstandes* und in *Dichtersprache* eingetheilt hat. Die hebräische Sprache kennt diese Scheidewände, in dem Sinne, worin die *abendländischen* Sprachen sie nehmen, nicht, und unterscheidet auch nicht so genau. Sehr natürlich. Je weiter die Geistesbildung fortschreitet, je schärfer sie die Verschiedenheiten bemerkt, u. s. w. desto mehr *Verschiedenheiten* der Sprache.

V. *Ueber die Einrichtung einer Volkslehre* — ebenfalls aus einer mündlichen Unterhaltung niedergeschrieben. Die Hauptgedanken dieser unzusammenhängenden Mittheilung sind, daſs die Erziehung und der Unterricht das Zeitliche und Ewige nicht entgegensetzen sollten („das Zeitliche ist ein Theil der Ewigkeit und mit ihr aus einem Stücke") und daſs Leben, Staat und Welt den Menschen erziehen. Der Volksunterricht im Staate wird endlich nach verschiedenen Classen bestimmt. Schwerlich würde der gute *M.* noch heute die geringste, die mittlere Classe und die Classe der *Edeln* unterschieden haben.

VI. *Mendelssohn's Antwortschreiben an Bonnet* (bisher noch ungedruckt) setzt *M's* Ansicht über *Bonnet's* „Untersuchung der Beweise für das Christenthum", welche *Lavater*, der Uebersetzer, *M.* zudringlich vorgelegt hatte, auseinander. Er legt *B.* gar mild die Absicht bey, derselbe habe in jener Schrift die dem Christenthum *eigenthümlichen* und unterscheidenden Lehren *verschwiegen*, um keine Secte vor den Kopf zu stoſsen. Was er gegen die *Wunder* als untrügliche Quelle der göttlichen Sendung Christi sagt, ist nicht bedeutend; auffallend aber ist es dagegen daſs *M.* die Sendung Moses in ein anderes und höheres Licht dadurch zu stellen sucht, daſs er meint, die *gesammte Nation*, an welche diese Sendung gerichtet gewesen, „habe diese groſse göttliche Erscheinung mit Augen gesehen, und mit ihren Ohren gehört, wie Gott Moses zu seinem Gesandten und Dolmetscher eingesetzt habe." Wie aber, konnte man fragen, war das zu *sehen* und zu *hören*, was hier die Ueberlieferung erzählt? „Die öffentliche Gesetzgebung, sagt *M.*, war der stärkste Beweis von der Sendung Moses, der alle Zweifel und Ungewiſsheit, welche durch Wunderwerke nicht gehoben werden können, unmöglich machte." So viel aber die Liebe mehr und höher ist als das *Gesetz*, so viel stärker ist der Beweis, welchen das Evangelium der Liebe in sich trägt. Es folgt VII ein anderes *Schreiben*, an wen ist nicht bekannt, in welchem *M.* sich gern dazu versteht, die *reinste Sittenlehre Christenthum* zu nennen. Eben so sagt er hier ganz offen von der israelitischen Religion: der innerliche Gottesdienst der Juden hat keine andern Vorschriften, *als die der natürlichen Religion* (S. 175) (er meint vorzüglich die Lehre von dem einen unkörperlichen Gott) und so findet sich hiemit bestätigt, was wir oben sagten. Den *äuſsern* Gottesdienst betreffend, sagt er, dieser sey an Personen, Zeit und Umstände gebunden, und nicht *bestimmt*, *ausgebreitet zu werden*. — Die israel. Religion sey die beste für den *israelitischen Stamm*, aber daraus folge nicht, daſs *sie schlechterdings* die beste sey." Gewiſs eine Toleranz der Ansicht, bei welcher *M.* nicht blos innerhalb des israelitischen Glaubens befangen bleibt. Diese Toleranz hängt freilich auch mit einer *Accomodation* edlerer Art zusammen, gegen welche *Lessing* (S. 318) in Betreff der *W.* Fragmente sich indirect also erklärt: die Ursache, warum Ihnen ein solches Verfahren bei unserm Ungenannten aufgefallen ist, muſs blos darin liegen, *daſs Sie von jeher weniger gehalten gewesen*, *die getadelten Handlungen in dem Lichte der Göttlichkeit zu betrachten*, *in welchem wir sie schlechterdings betrachten sollen*. Die Anekdote VIII aus *M's* Leben zeugt von dem Ansehen, in welchem *M.* bei seinen Zeitgenossen stand, so wie von der Jämmerlichkeit der Gerichte seiner Zeit.

Die Mittheilung des gehaltvollen Briefwechsels *zwischen Lessing und Mendelssohn*, welcher den gröſsten Raum der Sammlung einnimmt (S. 182 bis 330) können wir durchaus nicht billigen, da wir ihn vollständiger und mit erklärenden Anmerkungen von *Nicolai*, welche das Verständniſs sehr erleichtern, in *Lessing's* Werken lesen. Die in der Ueberschrift angekündigte „Auswahl" beschränkt sich auf willkürliche *Auslassung* einiger Briefe und Stellen dieses Briefwechsels, von denen einige sogar für das Verständ-

ständnifs des Zusammenhangs unentbehrlich sind. Höchst anziehend ist in diesem Briefwechsel die Innigkeit der Freundschaft gegen *Lessing*, dessen Unstetigkeit *M.* mit nachgebender Laune behandelt. Mit ihm *allein* mochte er sich in Streitigkeiten über philosophische Materien einlassen (S. 250), ja Verdriefslichkeiten über andere bringen ihn fast zu dem Entschlufs, *außer* **Lessing** und **Nicolai** keinen Freund zu suchen. Der Hauptstreit, der aber *hier* so lebhaft, als human geführt wird, betrifft den Antheil des *Mitleids* und der *Bewunderung* an der Tragödie und den Punkt der Nachahmung. *Mendelssohn* setzt die Punkte ins Klare, welche unter ihnen ausgemacht und welche streitig sind. Der Aufsatz, in welchem dieses geschieht und welcher zu dem (S. 252) geschlossenen Briefe gehört, ist hier mit Unrecht *hinweggelassen* worden, steht aber unter *Lessing's* Briefwechsel am erwähnten Orte. *M.* ist hier von allen Seiten mit der schönen Literatur beschäftigt; er schickt *Lessing* öfter auch poetische Arbeiten zu; aber er erkennt sein Verhältnifs zu den s. g. schönen Wissenschaften bald. Man sehe eine hier ausgelassene Stelle in dem 40sten Briefe bei *Lessing*, worauf dieser (S. 280) antwortet: Sie haben in der That Recht; den schönen Wissenschaften sollte nur ein Theil unserer Jugend gehören; wir haben uns in wichtigern Dingen zu üben, ehe wir sterben u. s. w. — Die Mittheilungen werden aber nun seltener und zerstreuter, besonders seit der Zeit, wo *Lessing* in *Breslau* und dann in *Hamburg* lebte. Sie schliefsen mit Empfehlungsbriefen und mit Rührung sehen wir aus einem ausgelassenen Briefe *Lessing's*, welcher der *anregende* Theil war, diesen grofsen Mann in Unmuth mit dem Publicum und mit sich selbst enden.

Nun folgen noch XI. mehrere einzelne *Briefe* und *Fragmente aus Briefen Mendelssohn's*, worunter das Antwortschreiben S. 331 in Beziehung auf die obenerwähnte religiöse Ansicht *M's* am interessantesten ist. Er erklärt sich hier sehr bestimmt über den *Vorzug* einer Religion vor der andern und sagt unter andern (S. 333.): Ich glaube, Gott hat uns das System der Moral durch *Natur* und *Vernunft*, nicht durch Worte und Buchstaben offenbaren wollen. Was die Menschen als Menschen brauchen, hat Gott *allen*; was sie *als gewisse* Menschen brauchen, nur gewissen Menschen gegeben. Im übrigen hält er *die* Religion für die beste, welche am *meisten duldend* ist, „in welcher wir das *ganze* Geschlecht der Menschen mit gleicher Liebe umfassen dürfen" — nicht eine *ausschliefsende* Religion; (Man erinnere sich des oben Gesagten) — ferner eine solche, „die dem Menschen nähere Versicherungen giebt, *dafs* das Gute Gott wohlgefalle, und das Böse misfalle" und endlich „diejenige, in welcher der Vernunft die anständigste Freiheit gelassen wird." — Ein anderes Fragment (S. 336) handelt von dem *Fortschreiten der Menschheit*. *M.* meint nicht die Vervollkommnung des *Menschengeschlechts*, sondern die des *Menschen* als des *Einzelnwesens* sey die Absicht der Natur, weil jene, wenn sie erreicht würde, diesem keine *Anstrengung* mehr übrig lassen würde. XII. Der *Briefwechsel mit Abbt*, der darauf, ebenfalls nicht vollständig, gegeben wird, ist gröfstentheils literarisch. *M.* bildet an dem Stile des Freundes mit kritischer Feile und arbeitet mit ihm das Thema über die *menschliche Bestimmung* von dem Standpunkte des Systems der besten Welt durch. Am meisten hebt sich aus diesen Blättern hervor das „Orakel" S. 385. „Jede neue Gestalt, welche die Natur annimmt, ist ein Gedanke des Unendlichen, der in Erfüllung kommt, heifst es daselbst. Die *eigentliche* Bestimmung des Menschen hienieden ist: Die Ausbildung der Seelenfähigkeiten nach göttlichen Absichten (S. 387). Mit religiösem Sinne sucht er des Freundes Zweifel zu begegnen z. B. vom Tode der Säuglinge S. 393 vgl. den Brief S. 395. — XIII. Zuletzt folgen 2 Briefe von *Hamann* nebst einer Antwort *Mendelssohn's* (ohne literar. *Commentar* wenig verständlich), ein unbedeutender Brief von *Wieland* an *M.*, so wie einer von *M.* an *Nicolai*, mehrere anthropol. Bemerkungen über Freiheit des Willens enthaltend. Am Schlusse des Buchs folgt nun noch das Fragment einer Charakteristik *M's* von *Dav. Friedländer*, in welchem dieser würdige Mann vornehmlich die Verdienste hervorhebt, welche sich *M.* um seine *Stammesgenossen* durch Geist und Herz erworben. In dem ganzen cultivirten Europa, sagt er mit Recht, S. 434 ward er das Hauptwerkzeug des Erwachens der Israeliten aus tiefem Schlafe.

Frankfurt a. M., b. Brönner: *Kosmorama*. Eine Reihe von Studien zur Orientirung in Natur, Geschichte, Staat, Philosophie und Religion, von *Friedr. Wilh. Carové*, Dr. phil. Licencié en droit und Ehrenmitglied der naturforschenden Gesellschaft zu Frankfurt a. M. — *Omnia ab Uno — ad Unum*. 1831. XXVIII u. 366 S. 8. (1 Rthlr. 9 gGr.)

Diese Mittheilungen, welche dem berühmten nun entschlafenen Haupte der neuern philosophischen Schule *Hegel* als *Unterpfand unablässigen Strebens* zugeeignet sind, will der als vielseitig gebildeter, scharfsinniger, gewandter und redlicher Denker bekannte Vf. für Studien angesehen wissen, in denen neue Gedanken und Ansichten mit schon ausgesprochenen sich vereinigen, und von denen mehrere nur noch als Hypothesen gelten sollen, wodurch Andere gereizt werden können, sie zum Gegenstande eigener Studien zur Feststellung der betreffenden Punkte zu machen. Im Ganzen sind es XII Abhandlungen, welche seit 1817 in sehr verschiedenen Zeiten und an sehr verschiedenen Orten gefertigt wurden; die alle aber durch den im Motto ausgedrückten Grundgedanken in einem innern Zusammenhange stehen, und hier in aufsteigender Ordnung die Aufgabe behandeln. Einige sind früher bereits erschienen, zwei sind Fragmente, und eine

eine ist einer schon vor mehrern Jahren beendigten Schrift „*Ueber Autorität*" entnommen, welche der Vf. aber nach den neuern Zeitverhältnissen bedeutend zu erweitern sich genöthigt sieht. Wir werden bei den einzelnen Abhandlungen diefs näher bezeichnen. Bevor wir aber zu diesen treten, müssen wir noch anführen, dafs der Vf. sich in der zwar ungleich geschriebenen aber sonst sehr lesenswerthen Vorrede geistreich vor den einseitigen Parteinamen *Rationalist* und *Mystiker* verwahrt, welche ihm beide bei frühern Schriften beigelegt wurden: jener von einem katholischen Recensenten, weil er in religiösen Angelegenheiten keine Autorität, heifse sie Papst oder Kirche, Canon oder Symbol, Tradition oder Schrift, ein unbedingtes Ansehn zugestehen könne — (Hn. *C's* Verhältnifs zu seiner Kirche ist bekannt); — der letztere von dem verstorbenen Vf. der Anti-Symbolik, weil er gar mancherlei theils glaube, theils als noch unentschieden dahingestellt seyn lasse, „worüber ein verständlender Anti-Symboliker bereits selbstherrlich den kritischen Stab gebrochen (hat)." — Er erklärt, dafs sie ihm beide zukommen, in sofern unter *Rationalismus* nicht ein gleifsnerisches, unhistorisches Deuteln der heil. Schrift, um dieselbe mit einer beschränkten Verstandesansicht zur Uebereinstimmung zu zwingen, verstanden werde, sondern „das vernünftige vorurtheilsfreie Denken und Forschen, dem die Vernunft für den höchsten Richter über die Uebereinstimmung alles Wirklichen und Wahren gilt"; und unter *Mysticismus*, „die Art der religiösen Betrachtungsweise (wie Dr. *D. v. Cölln* ihn in den hist. Beitr. 1830 bestimmt), „welche sich ergiebt, wenn das Gefühl von der christlichen Idee der Liebe, wiefern in dieser *der innigste Zusammenhang*, *die vollkommenste Zusammenstimmung des Weltganzen*, die Verbindung jedes Einzelnen mit dem Ganzen liegt, ergriffen und vollständig erfüllt wird." Diesen Rationalismus und Mysticismus hält der Vf. nicht blofs für vereinbar, sondern selbst für *untrennbare* Momente der Einen lebendigen Wahrheit, oder des Einen wahren Lebens des innern Menschen. —

Die erste Abhandlung von 1817, welche von dem Vf. als eine solche bezeichnet ist, in der mehrere Behauptungen nur als Hypothesen betrachtet werden sollen, ist überschrieben: *Die Natur und ihre Formen.* Gleich im Eingange spricht der Vf. die ihn leitende Grundidee, und damit sein Glaubensbekenntnifs aus: „Gott ist die *Liebe* und das *Leben* und der *Geist*. Und weil Gott die *Liebe* ist, darum kann er nicht in sich selbst verschlossen bleiben in ewiger Einsamkeit; sondern denkt und will ewig eine unendliche Welt, und dieses Denken und Wollen ist ewiges Vollbringen, ist das ewige Schaffen der Natur und des Menschen, und diese fortwährende Schöpfung ist nur der Gegenwurf (?) seiner Liebe. — Und weil Gott ist das *wahre Leben*, darum ist er zugleich die ewige Rückkehr in sich selbst, die ewige Bewegung aus seinem einfachen Wesen in die Mannichfaltigkeit, in das Andere seiner selbst und aus diesem durch die Liebe wieder zurück zu sich selbst. — Aber weil Gott der heilige *Geist* ist, darum ist er ewig seiner Liebe und seines unendlichen Lebens bewufst, und ist die reinste Freiheit und die reinste Seligkeit selbst." — Folgerungen sind nun daraus bei dem Vf.: Es giebt keinen Anfang der Schöpfung. — Die Welt schaut ewig nach Gott und strebt ewig in Gott ihren Schöpfer zurückzukehren; oder sie strebt vielmehr, verklärt zu reinem, freiem, heiligem Geiste, in seiner Anschauung zur Ruhe zu kommen: denn nicht fliefsen die Geister in ihren Ursprung zurück; — sie sind selbstständig, aber sie streben nach Gott in der Liebe, und zwar Alle; daher die *Hölle* nur in *dem* Wesen seyn kann, dem Gott den freien Willen gegeben hat und das sich von Gott, von der Liebe entfernt und allein auf sich selbst und dem Irrthum beharren will, doch aber *nothwendig wieder zu ihm zurückkehren mufs*. (Wo bleibt da der freie Wille?) Aufser diesem ist die Hölle ein Widerspruch. — Gott ist Alles in Allem, und Alles was da ist, was entsteht und vergeht, ist nur eine fortgehende, unanfängliche, unendliche Offenbarung der göttlichen Weisheit selbst, eine Verwirklichung seiner unerschöpflichen Liebe und Macht und Herrlichkeit. — Die Unterscheidung von *Vater*, *Sohn* und *Geist* ist blos zu unserm Verständnifs, wo wir „die Gottheit in ihrer verborgenen Fülle, in ihrer geheimen Ewigkeit und als ewig schaffend, Gott den *Vater* nennen mögen; die lebendige, schöne und aufstrebende Schöpfung, das gesprochene Wort — den ewigen *Sohn*; aber die *Liebe*, die dem Sohn den Vater offenbart, die ewig den Sohn zu dem Vater zurückführt, das göttliche Wort gleichsam wieder einspricht, die alle freien, verklärten Geister in ewiger Seligkeit vereinigt; diese Liebe, die zugleich die wahre Freiheit ist, diese mögen wir den *heiligen Geist* nennen, — also jedoch, dafs, wie die Farben im reinen Lichte, wie die drei Grundtöne im Dreiklange ungeschieden und unschiedlich sind, auf ähnliche Weise Gott, der wahrhafte, unendliche — nicht bildlich darzustellen sey in einem ruhenden Dreieck; sondern vielmehr als dieses, das ewig in einem Kreis verfliefse, das Alles umfasse und sich ewig um sich selbst hin bewege im reinen Lichte seines Wesens, im reinen vollen Wohlklange seines ewig forttönenden Sprechens, in der seligen Fülle seiner ewig neu hervorquellenden und ewig in sich zurückströmenden Liebe.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1833.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Frankfurt a. M., b. Brönner: *Kosmorama* — — von *Friedr. Wilh. Carové* u. s. w.

(*Beschluss von Nr. 48.*)

Die ganze Natur ist, wenn gleich nur scheinbar, ein Bild der Gottheit, das ewig wieder zu werden strebt, dessen Bild es ist, „und so durchgeht das Alleräusserlichste — (sie ist die äusserliche Darlegung des göttlichen Begriffs, und daher zunächst auch nur das Bild der göttlichen Herrlichkeit) — alle Stufen des göttlichen Begriffes in der Natur, um wieder das Allerinnerlichste — (dem Begriff gleich — Geist) — zu werden, auf jeder Stufe ein immer vollkommneres Bild des Göttlichen darstellend, bis es im Menschen wieder zu sich selbst kommt, und in der Liebe und Erkenntniss Gottes sein Urbild erfasst, und im heiligen Geist — (in der Liebe, die wahre Freiheit ist) — die selige Wiedervereinigung feiert." — Diese Stufen führt nun der Vf. in einer an innerer Poesie reichen Schöpfungsgeschichte hinauf bis zum Leben, das sich in der Scheidung der zwei Geschlechter, durch deren Vereinigung ein Drittes Lebendiges erzeugt wird, über die Natur und alle Aeusserlichkeit in das Reich des Geistes erhebt, — „dadurch dass es seine Besonderheit aufgegeben hat, sich selbst zum Gegenstande geworden und so mit sich selbst zur durchaus innerlichen Allgemeinheit zusammen gegangen ist."

Die IIte Abhandlung von 1820 handelt nun 1) *von den Formen des Geistes und seiner Entwicklung*, und 2) *von den Lebenssphären des Menschen.* Für die erste Untersuchung wählte der Vf. nicht den strengwissenschaftlichen, sondern den ästhetischen Weg der Selbsterkenntniss, der zwar nicht zur vollen Gewissheit, sondern nur zur grösseren oder geringeren Wahrscheinlichkeit führe, aber zugänglicher sey. — Uebrigens fehlt hier nicht die Trichotomie, und ob Hn. *C's* Leser die Gestalt des Geistes erkennen werden in der Bestimmung als: „*insichseyendes* Aussereinander und *beisichbleibendes* Nacheinander oder *Selbstgleichkeit* und *Selbstgleichung*", überlassen wir ihnen. Die Entwicklungsformen des Geisteslebens führt der Vf. nach der Analogie des, wie er sagt, *symbolisch* vorbildenden Naturlebens durch, wobei wir an *Schubert's* „Geschichte der Seele" gemahnt wurden, die uns aber reicheren Nahrungsstoff darbietet. — Die IIIte Abhandlung von 1822 ist ein Fragment: *Ursprung und Verbreitung des Menschengeschlechtes.* Der Vf. sucht die interessante Frage zu lösen: Woher kommen die ersten Gebildeten und Bildner der Menschheit, und glaubt die Lösung dadurch näher zu bringen, wenn er auf die Unterscheidung in den verschiedenen Epochen aufmerksam macht. Er nimmt deren *fünf* an: die schöpferische (mythische), die artbildende (traditionelle), die geschichtliche (individualisirende), die aber ihrer eigenthümlichen Bestimmung nach schon seit Christi Geburt aufhörte und überging in die (vorletzte) zur Gattung zurück- und hinaufbildende, um die bevorstehende fünfte Epoche des Reiches Gottes auf Erden vorzubereiten. „In der ersten Epoche wurde der Mensch geschaffen, *unmittelbar ausgestattet* mit dem, wodurch er als die *Allgattung* (des animalischen Reiches), als das *Centrum*, als König der Natur eintrat, als *Vermittlung* zwischen dem Schöpfer und seinem Allgeiste." — (Ist denn der Allgeist etwas von dem Schöpfer Verschiedenes und in Zwiespalt mit ihm, dass es einer *Vermittlung* bedarf? — Die ganze Schöpfung ist ein *Gedanke Gottes.* Warum Gott in dem Theile der Schöpfung, dem wir angehören, diesen Gedanken sich erst entwickeln lässt in der stufenweisen Freiwerdung des Geises unter der Bedingung der Sinnlichkeit, bleibt dem endlichen Geiste wohl ewig ein Geheimniss, bis er in höherer Entwicklung einen tiefern Blick in den Weltplan wird werfen können: hier muss er anbeten in Demuth und wenn er sich als den *durch die Liebe*, wie wir gern zugeben, freigewordenen Geist erkennt, so soll er nicht in Hochmuth sich einbilden, er sey ein Bedürfniss Gottes, sich mit seinem Geiste selbst zurecht zu finden.) — Diess in gelehrter Forschung interessante Fragment geht nur bis zum Beginnen der dritten Periode. Wir werden in einer der folgenden Abhandlungen eine Erklärung vom Reiche Gottes finden. — Die IVte Abhandlung von 1827 — 1830: *Hierarchie der Pflichten und Gemeinwesen*, ist reich an scharfsinnigen Entwicklungen und wohl mit die ansprechendste; man sieht es ihr aber an, dass sie eine Frucht des Zeitmoments ist, denn so mache darin ausgesprochenen Ideen können die Sonne der Julinstage 1830 nicht verleugnen. Ungern versagen wir uns, durch den Raum beschränkt, dem Vf. aus der Familie durch das *Patriarchat* in den *Nothstaat*, und aus diesem in den *Freistaat* zu folgen, welcher letztere hervorgeht, indem das Volk zum Bewusstseyn kommt. — „Dass durch ein Zusammentreffen glücklicher Umstände der Nothstaat ohne innern Kampf und nur durch die Macht der Bildung, welcher die Herrscher freiwillig ihre bisherige Gewalt zum Opfer bringen, zu einem Freistaate erhoben werde, gehört zwar zu den wünschenswerthen Möglichkeiten, keineswegs aber

aber zu den im gewöhnlichen Laufe der Dinge zu erwartenden Wahrscheinlichkeiten." Diesen Freistaat malt nun der Vf. nach aller Hinsicht sehr philosophisch-reizend aus, und er hält ihn augenscheinlich für mehr als — *Ideal*, dem die Menschheit sich nähern soll, aber niemals verwirklichen kann. Wie ein Freistaat, so geht denn auch eine *Freikirche* hervor. Der Vf. beschränkt sie selbst nur zunächst auf eine Nation, und wir sind begierig, welches er für das *auserwählte* Volk hält. *Freistaat* und *Freikirche* müssen aber gemein werden, das ist menschheitliche Pflicht, und zwar zuerst durch *Völkerbünde*, dann durch *Welttheilsbünde* (wo der Vf. in Vision übergeht und auf eine neue Religion hofft, eine allgemein menschliche, von Christus nur vorbereitet), und zuletzt durch *Menschheitsbünde*, als die letzte Entwicklung der Menschheit zu einem Reiche Gottes. — Die Vte Abhandlung von 1830: *Hierarchie des Gemeinwesens*, handelt vom *Staate*, und schliefst die unmittelbar politischen Erörterungen. — VIte Abhandlung von 1823: *Die Formen der Autorität in der Geschichte*. — Geschichte hier als Entwicklung der Menschheit gedacht, welche sich vollenden wird in der Constituirung eines Reiches Gottes, welches dem Inhalte nach an und für sich, das *Wahre*, *Gute* und *Schöne* — in Beziehung auf den Menschen aber die vollständig gesetzte und gesicherte Entwicklung, Erfüllung, Uebereinstimmung und Befriedigung der göttlichen Anlagen, Fähigkeiten und Vernunft des Menschen ist. — Mit vielem Scharfsinn entwickelt der Vf. die dem Menschenvereine nothwendigen Autoritäten, die er in materielle, instrumentale, garantirende und progressive eintheilt. Die letztere gebiert sich in dem Bedürfnisse einzelner schöpferischer Genien fortzuschreiten, welche anfänglich nur den materiellen und innern Beruf zu ihrer Legitimation haben, über denen aber noch übermächtig die instrumentale Autorität in ihrer Machtvollkommenheit steht, bis das Bedürfnifs, nicht etwa der bloſsen Veränderung, sondern der Verbesserung immer allgemeiner wird und zuletzt siegreich durchbricht, indem der Inhalt die veraltete Form besiegt und sich dann in Autorität consolidirt, dafs die wirklich fortschreitende Bildung autorisirt wird, zuerst theoretisch, dann aber auf geordnete Weise praktisch sich geltend zu machen, um endlich auf organische Weise selbst zum Gesetz zu werden, Mangelhaftes zu läutern, blofs Zeitliches, Verlebtes abzulegen und auszusondern. — Der Vf. hätte nur vor den *Aftergenien* warnen sollen, welche sich anarchisch zur Autorität erheben wollen, und statt die Entwicklung zu befördern, die instrumentale Autorität zu gewaltsamen Eingriffen reizen, die, so beklagenswerth sie auch seyn mögen, doch fast nothwendig scheinen, damit nicht Alles sich in ein Chaos auflöse. — VIIte Abhandl. von 1820: *Ueber die Stellvertretung des Vernunftrechtes im Systeme der Philosophie und seine Bedeutung für die Gegenwart*. (N. Berl. Monatsschr. f. Phil., Lit. u. Kunst. 2tes Heft. 1821.) Der Vf. führt den Begriff des Naturrechts geschichtlich bis zum Selbstbewufstseyn der Vernunft hinauf, das, im Christenthum erweckt und in naturgemäfser Entwicklung, die Menschheit zu der Aufgabe geführt hat: vernünftige freie Staaten zu bilden, deren Lösung aber gröfstentheils bedingt ist durch die wissenschaftliche, dauernde Ueberzeugung gewährende, Erkenntnifs und Feststellung des Vernunftrechtes. — VIIIte Abhandlung von 1819: *Ueber die Bedeutung des Wortes Philosophie von den ältesten bis auf die neuern Zeiten*. Sehr belehrend weiset der Vf. das kindische Schwanken des Geistes bis zur Durchdringung zum völligen Bewufstseyn nach, und wie die Philosophie sich durchzukämpfen hatte durch Alles, was sie in Banden zu schlagen suchte, um sich rein davon zu scheiden. Wir finden hier einen Aufwand von gelehrtem Wissen und Belesenheit. — IXte Abhandl. von 1819: *Ueber den Standpunkt der Philosophie und die Bedeutung ihres Studiums in gegenwärtiger Zeit*. (N. Berl. Monatsschr. 2s Heft. 1821.) Eine Feier der *Hegel*'schen Philosophie, deren wahre Bedeutung wohl *Fichte* in seinen Beiträgen z. Charakteristik d. neuern Philosophie u. s. w. (1829) am besten nachgewiesen hat. — Xte Abhandl. von 1824. Fragment: *Naturreligion und Offenbarung*. — Eine, deren Behauptungen der Vf. zum Theil noch als Hypothese betrachtet wissen will. Er geht davon aus, dafs natürliche und geoffenbarte Religion keinen Gegensatz an sich bilden, denn, was man natürliche Religion nennen kann, ist entweder Religion der Wilden, oder Religion der cultivirten Völker. Der Zustand der Wilden ist aber nicht der *Natur des Menschen* angemessen, denn dieser ist zur Menschheit geschaffen, und die wahrhafte Verwirklichung der menschlichen Natur ist also im reichlichsten Mafse bei dem Volke zu suchen, welches am innigsten in das Leben der Menschheit verflochten ist. Also ist die dem Menschen *natürliche* Religion bei dem gebildetsten Volke, die gröfste Bildung aber bei demjenigen zu suchen, welches sich von der gröfsten Masse von Ueberlieferungen nährt. Jede Ueberlieferung ist aber, insofern sie als Resultat frühern Lebens betrachtet wird — *Naturproduct* des Menschen; insofern sie hingegen dem noch bedürftigen Individuum *von Aufsen* dargeboten wird, und sie ihm offenbart, was er als Wunsch, Bedürfnifs, Ahnung u. s. w. in sich verborgen trägt, — *Offenbarung*. — Dieser Aufsatz ist vorzüglich ideenreich und der Beachtung werth, wie der XIte von 1829 u. 1830: *Die Religion in alter und neuer Zeit*. Was dem Menschen das *Beste* erscheint, das macht er sich zum Gott, und umgekehrt, wo sein Schatz ist, da ist auch sein Herz, das ersehnende und strebende. So schafft er sich sein *Ideal*, und wenn es vollendet vor seinem Geiste steht, sucht er es zu realisiren. Diefs Ideal war zuerst ein sinnliches (alte Welt), dann ein übersinnliches (Mittelwelt) und die Unbegreiflichkeit beider eröffnet eine dritte grofse Weltepoche, die auf Vereinigung des einen mit dem andern strebt, auf eine allgemeine Religion, geeignet zur Verehrung der ganzen Menschheit. — Wir fürchten nur, in diesem Amalgama möchte die Religion sich verflüchtigen, und finden nicht, dafs der

ech-

echten Christusreligion irgend etwas abgehe, zur Verehrung der ganzen Menschheit geeignet zu seyn. Hr. *C.* selbst zeigt sich als ein hoher Verehrer des göttlichen Stifters unsrer Religion, und wir glauben beinahe, er schaffe sich nur eine neue Religion, damit dem trichotomischen System sein Recht widerfahre. Das über Kirche und Kirchenglauben, so wie über das Verhältnifs der Kirche zum Staate gesagte, ist eben so einleuchtend als schön. — Die XIIte Abhandl. von 1830: *Hierarchie der Weltkörper*, gehört auch zu den hypothetischen. Der Vf. steigt die Stufenleiter menschlicher Erkenntnisse im Zusammenhange der sichtbaren Natur hinauf in ihrer Rangordnung, so weit sie dem Menschen sich offenbart und seinem Wissen, und immer, sagt er, bleibt die Sehnsucht und das Bedürfnifs ein Wesen zu finden, in welchem alles — (im Sinne der Schule) — aufgehoben ist, und das so der Centralpunkt des Ganzen sey. Da aber das *Bedürfnifs* bleibt, so mufs es ein *wahres* seyn, dem Befriedigung werden *mufs*. — Am Ende fragt der Vf., ob darum, dafs es nicht zur Befriedigung führen könne, das Suchen völlig vergeblich, das Fortschreiten auf diesem Wege völlig fruchtlos sey; und findet als Resultat seines Suchens und Forschens: „nicht die Unerkennbarkeit Gottes und die Ohnmacht des Menschen, sondern vielmehr diefs, dafs wir Gott zugleich *auf bestimmte Weise in immer gröfserm endlichem Kreise*, und auf unbestimmte Weise als unendlich erkennen; dafs wir aber, auf Eines oder das Andere uns hinrichtend, immer das Andere gegenwärtig zu behalten haben, um im Endlichen der Freude seiner unmittelbaren Gegenwart, im Unendlichen der Seligkeit unendlicher Annäherung zu ihm theilhaftig werden." — „Die *vollendetste Philosophie* wird auch der *reinste Hymnus* seyn" — so schliefst das bereits 1820 geschriebene Schlufswort, das aber durch seine abstruse Schulsprache — bis auf diefs letzte Wort, keinen günstigen Eindruck zurückläfst. Der Sinn ist: „Wissenschaft führt zur Religion. — Unsre Leser werden mit uns den Titel dieser Mittheilungen „Kosmorama" gerechtfertigt finden: denn sie stellen uns eine grofsartige Weltanschauung auf, und werden ihres Zwecks, zum Nachdenken anzuregen, nicht verfehlen; so wie man dem Geiste und Streben des Vfs, auch wenn man nicht mit allen seinen Ansichten übereinstimmen dürfte, doch hohe Achtung nicht versagen und zugeben wird, dafs er, nicht ohne Erfolg, über die Schule, deren Grundansicht er theilt, hinausstrebt. — Papier und Druck sind vorzüglich.

GESCHICHTE.

München, b. Franz: *Das grofse österreichische Hausprivilegium von 1156 und das Archivswesen in Baiern.* 1832. 42 S. in gesp. Col. 4. (14 gGr.)

Der zwar ungenannte, aber darum nicht unbekannte Vf. giebt uns hier zwei verschiedene, jedoch in ihrem Inhalte verwandte Abhandlungen. Die erste, *über das österreichische Hausprivilegium von 1156*, zunächst gegen den *Commentarius diplomatico-criticus super duplex privilegium austriacum Friderici I. et II. imperatorum* etc. (Monach. sumt. acad. 1831.) gerichtet, nimmt den alten Streit über die Echtheit jenes berühmten Privilegiums wieder auf, und entscheidet mit überwiegenden Gründen, obgleich nicht ohne Leidenschaftlichkeit, und nicht in der besten Methode der Beweisführung, dafs das sogenannte *Fridericianum maius*, dessen Original allerdings noch in Wien unversehrt existirt, unzweifelhaft echt ist; ein *Fridericianum minus* aber als wirklich vollzogene Urkunde gar nicht existirt, sondern was man bisher unter diesem Namen kannte, ein blofser, nie zur Ausführung gekommener Entwurf, und dessen angebliche Bestätigung durch Friedrich II., die der Lonsdorfische Codex giebt, von der aber ein Original sich nirgends findet, absichtlicher Verfälschung mehr als verdächtig ist. Schwerlich dürfte es, nach den hier aufgestellten, gewichtvollen Argumenten, möglich seyn, für die gegentheilige Meinung noch einigermafsen haltbare Gründe zu finden.

Die zweite, kürzere Abhandlung, *über das Archivwesen in Baiern*, zeigt uns, nach einem ziemlich weit ausholenden, und viel Bekanntes über die Bedeutung und frühere Vernachlässigung des Archivwesens vortragenden Eingange, die *Origines* des Baierschen Archivwesens und dessen allmäligen Fortgang, bis zu seiner gegenwärtigen glänzenden Gestaltung. So sehr es uns nun im Interesse der Wissenschaft freut, dafs in Baiern dem Archivwesen eine würdige Berücksichtigung und eine Organisation nach wissenschaftlichen Principien zu Theil wurde, so wenig können wir die gehässigen Seitenblicke auf andere Staaten billigen, durch die der Vf. seiner Sache gewifs mehr schadet als nützt: denn der Unbefangene wird nothwendig mifstrauisch, wenn er sieht, dafs ein Schriftsteller seinen Gegenstand nicht anders als durch absichtliche Herabsetzung eines andern zu erheben weifs. Mit welchem Rechte der Vf. sein demüthigend absprechendes Urtheil über die Archive Oestreichs ergehen läfst, können wir, in Ermangelung eigner näherer Bekanntschaft mit denselben, zwar nicht entscheiden; doch scheint uns die Leidenschaftlichkeit ziemlich erkennbar neben der historischen Beweisführung herzuschreiten. Was aber Preufsen betrifft, so zeigt sich der Vf. in arger Unkunde befangen. Er spricht, bei der Erwähnung dieses Staates, von dem *Königsberger* Archiv, als wäre dies das Einzige in der Preufsischen Monarchie, scheint also nicht zu wissen, oder an diesem Orte nicht wissen zu wollen, dafs, aufser dem an diplomatischen Schätzen jeder Art reichen, Geheimen Staatsarchive zu Berlin, in jeder Provinz des Preufsischen Staates sich ein vollständiges Archiv befindet, und jedem derselben, von Seiten der höchsten Behörden, die gebührende Sorgfalt in wissenschaftlicher und administrativer Hinsicht zugewendet wird, wenn man es auch nicht für gut findet, viel äufserlichen Prunk damit zu treiben oder in den Zeitungen davon zu posaunen. Die Centralisirung *aller* Archive des Landes in der

der Hauptstadt, ist für Baiern von anerkennenswerthem Nutzen; in Preufsen würde sie eine Sache der Unmöglichkeit seyn; und dann stiften ja mehrere in den Provinzen der weitläuftigen Monarchie vertheilte, auch einzeln noch immer grofse Archive, gewifs mehr wissenschaftlichen Nutzen, als ein einziges colossales in der Hauptstadt, das den entfernteren Provinzen ganz unzugänglich seyn würde. Wenn der Vf. auf die Archive der säcularisirten Bisthümer Baierns, und mit Recht, einen so hohen Werth legt, so müssen wir ihn fragen, ob er meint, dafs die Erz- und Hochstifter Trier, Cöln, Magdeburg, Halberstadt, Paderborn, Münster, Corvey u. a. m. es mit jenen nicht aufnehmen können? — Dafs Prof. *Gans*, „der uns endoctrinirt, der Preufsische Staat sey ein Staat des Gedankens und der Intelligenz, ein blofser Begriff, ohne vorangegangene leibliche und historische Wehen", der Mann nicht ist, von dem die Organisation des Preufs. Staates, die Leitung seines Archivwesens und die Richtung des historischen Studiums ausgeht, konnte dem Vf. eben so bekannt seyn, als dafs jenen antihistorischen Philosophemen schon von Preufsischen Gelehrten kräftig genug widersprochen worden ist. — Auf unrichtiger Beurtheilung des Urkundenwesens beruht endlich die, freilich auch anderswo gehörte Aeufserung, dafs seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die *Urkunden* immer mehr *in Acten auswachsen*, dadurch aber ihr Zusammenhang mit der currenten Administation häufiger, und hierdurch wieder die Anordnung von Filialarchiven bei den einzelnen Regierungen nöthig werde. Der wahre und wissenschaftliche Unterschied zwischen Urkunden und Acten ist indessen von ihrem Alter ganz unabhängig. Eine *Urkunde*, d. h. eine zur Beglaubigung irgend eines Vorganges oder Beschlusses, von Seiten der dabei interessirten Personen, absichtlich ausgestellte schriftliche Erklärung, hat, wenn sie auch erst gestern ausgefertigt wurde, darum nicht minder ihren wesentlichen, urkundlichen Charakter; und *Acten*, d. h. schriftliche Geschäftsverhandlungen, welche sich auf den allmäligen Entwickelungsgang einer Begebenheit oder eines Verhältnisses beziehen, ohne einen in die Wirklichkeit eingetretenen Beschlufs oder Vorgang förmlich und absichtlich zu beglaubigen, werden, wenn sie auch tausend Jahr alt wären, durch ihr Alter nicht zu Urkunden; dafs wir aber verhältnifsmäfsig wenig Acten von hohem Alter haben, kommt daher, weil die Alten überhaupt weniger schrieben, mehr mündlich verhandelten, und wenn es einmal zum Abschlufs einer wirklichen Urkunde gekommen war, auch die etwanigen schriftlichen Vorverhandlungen selten sorgfältig aufbewahrten. Filialarchive, als Mitteldinge zwischen Archiv und Registratur, sind überhaupt für keinen Theil genügend. Den Administrationsbehörden gebührt eine gute Registratur, und für den Fall des Bedarfs, erleichterte Benutzung, aber nicht eigne Leitung des Archivs, das durchaus als wissenschaftliches Institut zu achten ist. Wie aber Archiv und Registratur gegen einander zu begrenzen sind, das ist wieder nicht nach dem Alter, sondern nur nach Inhalt und Form der schriftlichen Verhandlungen, und ihrem Verhältnifs zur Landes-Geschichte und Verfassung, zu bestimmen.

JUGENDSCHRIFTEN.

1) Braunschweig, b. Meyer: *Marie Rose*, oder Tugend besiegt das Schicksal. Ein Beitrag zur Veredelung des Herzens und der Sitten für die reifere weibliche Jugend. Von *J. Selten* u. s. w. 1832. 296 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

2) Leipzig, b. Baumgärtner: *Christian Niemeyers* u. s. w. *Buch für die Jugend.* Enthaltend Erzählungen, Fabeln, Parabeln, Mährchen, Lieder, Schauspiele und Räthsel. Mit sechs Kpfrn. 1832. VIII u. 366 S. 8. (10 gGr.)

3) Winterthur, b. Steiner: *Grofsvaters Erzählungen und Mährchen für die Jugendwelt* von *Selma*. Herausgeg. von *J. C. Appenzeller*. (Ohne Jahrzahl.) VI u. 281 S. 8. (20 gGr.)

Nr. 1 enthält die Geschichte einer jungen, anfangs in unglücklichen Verhältnissen lebenden Waise, welche nachher durch ihre eigene Liebenswürdigkeit ein schönes Erdenloos findet. Sie ist, gröfstentheils in Briefen, gewandt und anziehend geschrieben. Die Lebensgeschichte der Grofsmutter läuft als Episode nebenher und zwischendurch. Das Büchlein kann zur Bildung des weiblichen Herzens viel beitragen, und verdient daher empfohlen zu werden.

Der Vf. von Nr. 2, als geübter und beliebter Schriftsteller für die Jugend bekannt, giebt auch in dem vorliegenden Buche reichen Stoff zu einer belehrenden Unterhaltung. Nur seine dramatischen Versuche sind etwas ungelenk. Sehr zu loben ist der wohlfeile Preis des Buches, welchem sechs Kupfer beigegeben sind, die aber nicht zu den darin mitgetheilten Erzählungen u. s. w. gehören, sondern den jungen Lesern und Leserinnen als Anleitung dienen *sollen*, danach selbst Geschichten zu erfinden, für welche zum Ueberflufs noch einige Unterschriften oder Ueberschriften beigefügt sind. Gewifs eine recht gute und zweckmäfsige Uebung für junge Leute, anregender noch, als die gewöhnliche Weise, nach aufgegebenen Worten Erzählungen zusammenzusetzen.

Nr. 3 enthält 8 moralische Erzählungen mit dem etwas verbrauchten *Campe*'schen Anfange: „*Christian*: Du wirst uns doch heute wieder etwas erzählen, Grofsvater? — *Klärchen*: Ach ja, wir bitten gar schön. — *Robert*: Bitte, bitte Grofsväterchen. Abgesehen aber hievon sind die Erzählungen der Art, dafs wir sie als lehrreich und unterhaltend Kindern zum Lesen empfehlen können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1833.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Reclam: *Die Lehre vom Abendmahle nach der Schrift.* Ein exegetisch-historisch-dogmatischer Versuch; nebst Kritik aller vom Anfange der Kirche bis auf die neueste Zeit darüber öffentlich bekannt gewordenen Lehrmeinungen, der protestantischen Kirche zur Prüfung überreicht von *Friedrich Wilhelm Lindner*, Doctor der Philosophie und Theologie, Professor der Katechetik und Pädagogik an der Univ. zu Leipzig, Lehrer an der Bürgerschule daselbst u. s. w. 1831. XXVIII u. 507 S. 8. (2 Rthlr. 12 gGr.)

Sollte diese Schrift auch nicht nach Gehalt und Form so bedeutend seyn, dafs man eine ausführliche Beurtheilung derselben in unsern Blättern erwarten könnte; so machen doch die hohen Ansprüche des Vfs mit seinem Buche, wie sie schon der Titel desselben ankündigt, und der Charakter und Ton, in welchem er von Andersdenkenden und von der sogenannten *neuen* Theologie und Kirche allenthalben gesprochen hat, es nöthig, dafs man etwas genauer nachsehe, was ihn und sein Werk zu jenen berechtige, und was dieser seiner Art zu schreiben zum Grunde liege. Dabei erlaubt sich Rec. im Voraus zu versichern, was sich wohl eigentlich von selbst verstehn sollte, und hoffentlich zum Theil auch aus der Beurtheilung hervorgehen wird: dafs er beim Lesen und Niederschreiben völlig unbefangen gewesen sey, dafs ihm Hn. *L's* Person und Wirksamkeit, so wie die Verfolgungen derselben, deren die Vorrede gedenkt, durchaus unbekannt, und alle diejenigen Tendenzen fremd seyen, aus denen derselbe dort die Feindseligkeit gegen sich herleitet, und bei welchen er vorzugsweise die Katecheten, die Freimaurer (beide von ihm in Schriften angegriffen), die Humanisten, und die Gegner der Missions- und Bibelgesellschaften erwähnt. Es soll bei dem Rec. auch das gar nicht in Betracht kommen, dafs Hr. *L.* unter den thätigen Mitgliedern des *evangelischen Kirchenzeitungsvereins* genannt werde, wenn wir gleich allerdings mit vielen Anderen, und zwar Männern jeder theologischen Denkart, der Meinung sind, dafs dieser Verein eine Partei sey, und dafs bei ihr wenig Wahrheit und zum Theil auch wenig Lauterkeit gefunden werde. Nur dazu soll uns dieses zuletzt Erwähnte veranlassen, etwas geflissentlicher bei Hn. *L.* auseinanderzusetzen, was schon so vielfach sonst bemerkt worden ist: wie wenig diese Männer, sie, welche nur den alten Glauben und die Kirche voriger Zeiten rühmen mögen, und welche so laut für den Symbolzwang und für eine Trennung Alt- und Neugläubiger in der protestantischen Kirche gesprochen haben, doch nach dem Sinne, wie nach der Lehre und Verfassung unserer Kirche zu denken pflegen, ja wie sie beinahe gleichsam als Privilegirte, Neuerungen *suchen* und zur Schau tragen. Hr. *Lindner* möge sich nicht täuschen: er würde, bei allem seinen Eifer gegen die Heterodoxie, bei allem seinen (wie gesagt uns sonst nicht bekannt gewordenen) Märtyrerthum für den alten Glauben (vgl. S. 175), im Zeitalter der Concordienformel mit diesem seinem Buche ganz ohne Zweifel einen Platz unter den Sacramentariern, und zwar unmittelbar neben *Schwenkfeld*, erhalten haben.

Im Allgemeinen und wissenschaftlich beurtheilt, legt sich in diesem Buche ein Mangel an gründlicher theologischer Kenntnifs, tieferem Urtheile, Genauigkeit und Schärfe zu Tage, wie wir ihn sonst in wenigen theologischen Schriften unserer Zeit angetroffen haben. Es mag dieses zum Theil seinen Grund in der geringen Sorgsamkeit und in der Nichtachtung der Leser haben, mit welcher der Vf. offenbar seine Schrift abgefafst hat; und wir wollen ihm gern zutrauen, dafs er sie tüchtiger und anständiger zu schreiben vermocht hätte. Aber, wie sie ist, verleidet und erschwert schon die Unbündigkeit, die unendliche Weitschweifigkeit, welche am Ende doch gewöhnlich nicht bei der Sache anlangt und Etwas sagt, und Sprache und Manier, welche mehr der Kinderlehre als der Wissenschaft angemessen sind, dieses schon, ganz abgesehen von dem Inhalte, dem Leser sein Geschäft über alle Mafsen.

Wir wollen uns nicht bei dem Plane des Buchs aufhalten: ohnehin ist dieser, der eben bezeichneten Art desselben gemäfs, nicht festgehalten und streng befolgt worden. Der Stoff ist in einen *vorbereitenden* und einen *abhandelnden* Theil eingeordnet worden: in diesem wird *erstens* von solchen Stellen gehandelt, welche den Sinn des Abendmahles schon vor seiner Stiftung andeuten sollen, *dann* von der Einsetzung desselben; *endlich* sollen die Einsetzungsworte selbst schriftmäfsig erklärt werden. Es folgt eine Reihe von *Beilagen*, unter denen diejenige, welche eine Geschichte und Kritik der verschiedenen Lehrmeinungen über das AM. enthält, die umfänglichste ist (S. 276—485).

In den beiden ersten Abschnitten der *vorbereitenden* Bemerkungen (sie handeln von der Paschafeier) findet sich die richtige Behauptung, und als Grundsatz

satz für die Deutung des Abendmahles aufgestellt, dafs dieses durchaus in Beziehung auf Paschafeier und Paschamahl aufgefafst werden müsse; und wir haben es nur zu bedauern, dafs in der Erklärung des Vfs selbst dieses so wenig statt gefunden habe: wiewohl er es oft (S. 482 and.) versichert, dafs es, und zwar bei ihm allein geschehen sey. Auch müssen wir manches Einzelne hier Gesagte gutheifsen, wenn gleich nichts davon neu ist; z. B. wo er behauptet (S. 25 f.), die jüdische Paschafeier, wie sie noch besteht, erweise sich als alt durch die Stiftung Jesu selbst, sofern diese die Form von jener in sich trage. Denn es ist einleuchtend, dafs Christus sich in seiner Stiftung an die damals gewöhnliche Paschafeier anschliefsen, oder auch sie ersetzen wollte; die Uebereinstimmung der symbolischen Form bei ihm und in der späteren jüdischen Feier, kann nicht zufällig seyn; und sie wird nur durch die Annahme erklärt, dafs Christus sie schon vorgefunden und angewendet habe. Endlich ist es auch unsere Ueberzeugung, und, soviel wir wissen, die herrschende unter den Theologen unserer Zeit, so wie sie seit dem Apostel Paulus kirchlich entschieden war und feststand, dafs jene Reden Jesu, an welche sich der Glaube und der Meinungsstreit immer und nothwendig gehalten hat, keinen zufälligen Ausruf und keine nur gelegentliche Aeufserung, sondern Formeln enthalten, welche eine Stiftung, einen Ritus bezeichnen und einführen sollten; und dafs unter Anderem auch jener Zusammenhang mit den heiligen Paschaformeln dafür einen Beweis abgebe, dafern derselbe als erwiesen angesehen werden dürfte. Einige Ungenauigkeit in der Erörterung des Pascharitus, sofern er zur Erklärung der AM. Formeln dienen kann, vornehmlich, dafs das eigentliche Paschamahl nicht von dem Nachmahle (Aphikomen), in welches die Eucharistie eintrat, gehörig unterschieden worden ist, mögen wir nicht weiter rügen.

Völlig überflüssig ist unter diesen vorbereitenden Erörterungen die Vertheidigung von der Authentie des Pentateuchs: sie kann nur aus dem Drange des Vfs, allenthalben gegen das, was er für neue Theologie hält, anzukämpfen, erklärt werden. Denn auch der streng kirchliche Theolog, wie es der Vf. bei weitem nicht ist, kann nicht behaupten, dafs Christus im Abendmahle auf die Paschafeier nur dann habe Rücksicht nehmen können, wenn diese ursprünglich und durchaus Mosaisch gewesen wäre; und der Vf. nimmt ja selbst an, dafs ein guter Theil jener, von Jesu gebrauchten, Formeln nicht Mosaisch, sondern Jüdisch gewesen sey. Ueberdiefs hätte man doch ohne Zweifel immer Mosaische Anstalt und Ritus, und die Mosaischen Schriften zu unterscheiden. Aber merkwürdig kurz abgethan und Nichtsbedeutend sind die Gründe, mit denen hier jener Beweis für den Pentateuch geführt werden soll. Wir wollen diese Beweisführung den Kritikern der Mosaischen Schriften zur Erheiterung empfehlen: oben an unter den Argumenten steht, (S. 7), dafs Christus die Wahrheit sey, und dafs er Stellen des Pentateuch citirt habe. Auch soll (S. 9) die *Versuchungsgeschichte* in den drei ersten Evangelien die Echtheit jener Schriften beweisen.

Der letzte Abschnitt des vorbereitenden Theiles handelt von der biblischen Bedeutung der Worte, hungern, dürsten, essen und trinken u. s. w. bei Schilderungen des geistigen Lebens. Diese, durchaus im niederen Lehrerstile gehaltene, Abhandlung hätte ohne Zweifel weggelassen werden können: es versteht sich Alles, was sie enthält, wir wollen nicht sagen bei Theologen, sondern sogar in der gemeinsten Volkseinsicht, von selbst. Uebrigens schwankt die Erklärung des Vfs bei der Deutung des Bildes von Speise und Trank; indem sie bald das Verlangen, bald die wirkliche Theilnahme, bald die Befriedigung des Gemüths durch höhere Güter, und unter diesen bald das göttliche Wort, bald die Gnade Gottes versteht. Durch diese schwankenden Erklärungen hat der Vf. wenigstens auf die Unbestimmtheit seiner Abendmahlsdeutung hinlänglich vorbereitet; und sie sind ganz im Sinne seines Buchs.

Um aber nun zu dem eigentlich *abhandelnden* Theile überzugehen, so werden im ersten Abschnitte als diejenigen Stellen, in welchen „der Sinn des AM. schon vor seiner Einsetzung angedeutet werde", in der Inhaltsübersicht aufgeführt: Joh. 1, 29. 6. Matth. 5, 3—6. Hebr. 8, 8. 10, 26 fg. (Denn so sind die durchaus verdruckten Citate der Ausführung im Buche gemäfs zu lesen.) Die theologische Welt war bisher theilweise der Meinung, dafs nur Joh. 6. eine Hindeutung auf das AM. vor seiner Stiftung geschehen sey; dann war immer nur noch darüber die Frage, ob aufser den evangelischen und den Stellen 1. Kor. des AMs. überhaupt noch im N. T. Erwähnung geschehe? In der That hat auch der Vf. eigentlich und ausführlich nur über Joh. 6. im Texte und in einem Excurs (1. Beil. 241 ff.) gehandelt. Aber was sollen jene Stellen: Joh. 1, 29. Matth. 5, 3—6? Sie sprechen, sagt der Vf., von der Sündenvergebung; die zweite auch von einer Befriedigung, Sättigung, durch dieselbe (?); und, weil, nach seiner Meinung, das AM. eben eine Sündenvergebung zusichern soll, sprechen jene Stellen auch von dem AM.; gleich als wenn er *meint*, dafs die Sündenvergebung durch dieses bewirkt worden sey und verliehen würde. — Der Vf. ist hier sehr gemäfsigt in seinen Behauptungen, oder erstaunlich flüchtig: denn mit gleichem Rechte hätte er noch Vieles in den früheren Reden Jesu, ja die Hälfte seiner Reden im Evangelium, hieher deuten können. Was aber die Citate aus dem Hebräerbriefe bedeuten sollen, ist dem Rec. noch nicht klar, auch werden sie im Texte nur im Vorbeigehen (S. 87) erwähnt, und sie stehen mehr im Inhaltsverzeichnisse mit Bedeutung da. In der Rede des Jeremia, welche dort aufgeführt wird (bekanntlich aber nicht allein dort), findet der Vf. allerdings eine sehr bestimmte Darstellung der Sündenvergebung: wiewohl diese gerade eine Nebensache in der Weissagung ist, nämlich nur die Bedingung,

unter

unter welcher die neue Zeit, der neue Bund eintreten sollte. Will der Vf. nun mit jenen Citaten andeuten, dafs Jeremia vom christlichen Abendmahle geweissagt habe? Abermals übertrieben gemäfsigt: denn solcher Stellen, welche von Sündenvergebung sprechen, also dem Vf. nach Abendmahlsstellen, giebt es ja eine Unzahl in den prophetischen Schriften. — Ueber die Bergrede und ihren Eingang spricht das Buch in seiner ungeordneten Weise noch oftmals, und verheifst aufserdem eine ausführliche Erläuterung derselben. Dem zufolge, was hier vorerst gegeben worden ist, wonach z. B. in den Seligpreisungen eine Stufenfolge der Heilsordnung und eine *Glaubenslehre* enthalten seyn soll (mit Matth. 5, 13 beginnt erst die Sittenlehre); können wir unmöglich wünschen dafs der Vf. sein Versprechen halte: obendrein, da ihm sogar auch für die nur praktische, rein asketische Behandlung biblischer Texte entweder das Talent oder Lust und Sorgfältigkeit abgeht. — Aber jene ausführlichen Erörterungen über Joh. 6. haben nicht nur die Auslegung der Stelle auf keine Weise gefördert, sondern auch Alles durch die Ansicht verdunkelt, welche sie von dem Abschnitte nehmen, und durch die unklare, unbündige Art, wie sie durch das ganze Buch hindurchgeht. Wir überlassen es dem Vf. weiter nachzuweisen, wie das Johanneische Evangelium in seinem ersten Theile von der Versöhnung, im zweiten von der Heiligung handeln solle (S. 86), wobei er obendrein anzugeben vergifst, *wo* sich in jenem Evangelium die beiden Theile scheiden sollen. Auch vieles andere Absonderliche wollen wir fallen lassen: wie (S. 69) dafs Judas sich aus Unglauben an dem Versöhnungstod Jesu vergangen habe; und die ganze Abtheilung der Johanneischen Stelle Cap. 6, welche von dem Vf. gemacht wird, und für welche (besonders, wie er V. 29 u. 37 verbindet, so dafs 30—36 eine Zwischenrede sey) wir weder einen Grund sehen noch einen Beweis gegeben finden. Ohne aber nun die Allegorie vom Fleischessen und Bluttrinken in dieser Rede zu unterscheiden, findet er (freilich mit vielen Anderen) in beiden den Tod Jesu dargestellt; aber als Versöhnungstod, welcher durch den Glauben erfafst und angeeignet werden solle. Doch eben hiermit, meint er, und ganz in der, oben schon gerügten, Verworrenheit, werde auch auf das Abendmahl hingedeutet; ja es sey die Stiftung von diesem nach jener Rede nothwendig gewesen (S. 77), wiederum jedoch diese deswegen in so kurzer Form erfolgt, weil eben jene Reden gesprochen gewesen seyen (S. 80—88). Es werden diese Ansichten dadurch zu unterstützen gesucht, dafs ja auch jene Reden so in der Nähe des Paschafestes gesprochen worden seyen, wie das Abendmahl an diesem eingesetzt. Man sieht leicht, dafs die Meinung nur in zwiefacher Hinsicht etwas Neues sey, darin, dafs sie die Einsetzungsworte geradezu mit Beziehung auf jene Rede Joh. 6 gesprochen seyn läfst; und, dafs sie die beiden Meinungen über die Johanneische Allegorie, die, dafs das Abendmahl gemeint sey, und die, nach welcher Christus (wenigstens in ihrem einen Theile) von seinem Versöhnungstode gesprochen haben soll, mit einander vereinigen will.

Doch es ist Zeit, die Deutung der Einsetzungsworte und der Stiftung Christi selbst, aus der Schrift des Hn. *L.* darzustellen. Gewifs hat er sogar auch hiebei ungenau, unklar, mit Zweideutigkeit gesprochen, und wir könnten eine Menge schwankender oder auch widersprechender Aeufserungen über Sinn und Deutung der Worte und der Handlung Jesu zusammenstellen. Aber wir wollen uns an die constanteste Darstellung des Vfs halten. — Zuerst stellt er gegen die allgemeine kirchliche Meinung auf, dafs der ursprügliche Sinn des Ritus durchaus auf keine unmittelbare Gemeinschaft oder eine Gegenwart Christi gehe. Diese, von ihm verworfenen, Vorstellungen, woher sie auch in der Kirche stammen, hält er auch für unbiblisch an sich: denn das N. T. spreche niemals von einer Theilnahme an Jesu, immer nur von einer Mittheilung des göttlichen Geistes (S. 207) und von einer besonderen Gegenwart Christi, aufser der Matth. 26, 26 verheifsnen (S. 329). Ja, er erklärt eben jene allgemeine Kirchenlehre von der wirklichen Gemeinschaft mit Christus im AM. (S. 208) für *Zwinglisch*, und findet sie (S. 225) nur der menschlichen *Eigenliebe* (?) angemessen. Ueberhaupt aber mag der Vf. keine eigentliche höhere Einwirkung im AM. annehmen. Er sieht es als Versinnbildlichung, von dem Wesen der christlichen Anstalt, wiewohl als eine zusichernde, verheifsende an. Die Einsetzungsworte nun deutet er so, dafs das Wort, *das*, die ernährende Kraft von seinem Leib und Blut bedeute; und unter Leib und Blut versteht er (wiewohl nach S. 91 das: *mein* dem jüdischen Pascha entgegengesetzt seyn soll) den Versöhnungstod Jesu und seinen Erfolg. In dem einen Theile dieser Deutung schliefst er sich, wie wir oben schon andeuteten (jedoch ohne ihn zu nennen, und natürlich, noch weniger, sich auf denselben berufend), an *Schwenkfeld* an. Es ist also seiner Meinung nach der Sinn von Rede und Stiftung Jesu kein anderer, als der: der Versöhnungstod solle für die Seinen eine zum Leben fördernde, beseligende, Sache seyn. Die einleitenden Worte: nehmet und esset! gelten ihm dann als Aufforderung, sich jene Segnung gläubig und für das Leben anzueignen. Diese Deutung scheint ihm auch nicht nur (dieses fanden wir oben schon unbegreiflich) genau in den Parallelismus mit der Paschafeier zu passen, sondern er sucht sie auch mit den beiden Paulinischen Stellen 1. Kor. zu vereinigen; wiewohl er eigentlich fast durchgängig einräumt, dafs Paulus das AM. nur als einen Ritus, als ein sociales Zeichen behandelt habe. Indessen nimmt er sich doch die Freiheit (S. 199), die Paulinische *κοινωνία* von der Theilnahme an der Sündenvergebung zu erklären.

Es würde ohne Zweifel beim Vf. umsonst seyn, und es bedarf dessen nicht bei unsern Lesern; geschichtliche und sprachliche Gründe gegen diese Ansichten vorzutragen, oder die gesunde, nicht mehr zu bezweifelnde, Auslegung der Einsetzungsrede auszuführen. Möge es also immer dem Vf. statthaft dün-

dünken, dafs τοῦτο in der Bedeutung genommen werde: nährend, wie Brod und Wein, und dafs Leib und Blut so viel bedeute als das Dahingeben von ihnen, also Tod, insbesondere Versöhnungstod; während er obendrein wiederholt erklärt (vgl. S. 392), im Brechen und Ausgiefsen liege keine Bedeutung. Aber man kann den Dünkel nicht genug perhorresciren, mit welchem dieses unbeholfene Deuteln und luftige Meinen allen bisherigen Vorstellungen entgegen tritt, und in welchem sogar die evangelische Kirche aufgefordert wird, ihre Lehre und die wohlbegründeten Auslegungen ihrer Theologen dem Hn. *Lindner* zu Ehren aufzugeben. Merkwürdiger Weise hat eben jetzt ein Mitarbeiter des Hn. *L.* in der evangelischen KZ., Hr. *Sartorius*, in einer eigenen Abhandlung (Dorpat. Beiträge 1305 ff.) den Lutherischen Lehrbegriff vom AM. von Neuem, und als eine Grundlehre unserer Kirchenpartei, sich zu vertheidigen bemüht. Aber der Grund von der Illusion unseres Vfs, bei alledem evangelischer Christ und Theolog zu seyn, scheint zum gröfsten Theile darin zu liegen, dafs er auf gut pietistisch jede Meinung als unverfänglich, ja als echt protestantisch nimmt, in welcher die Lehre vom Versöhnungstode ausgesprochen (oder, nach dem Ausdrucke des Vfs S. 110, die Sündenvergebung für das *Hauptgericht* im Gastmahle Christi gehalten) wird. Dazu kommt, worauf wir schon früher hindeuteten, dafs es diese neu evangelischen Theologen nicht lassen können, sich eine Art von Vollmacht („den Geist Christi" S. 219) beizulegen, neue Lehrbestimmungen für die Kirche zu machen.

Doch die Heterodoxie des Vfs geht noch um Vieles weiter, sie endigt mit einem entschiedenen *Schisma*. Zuerst, wie fest auch immer der Vf. jene prot. Lehre vom Versöhnungstode Jesu halten und behaupten möge (nach S. 211, ist das Christenthum lediglich — man wolle uns verzeihen, dafs wir die Worte des Vfs wiedergeben — „als allgemeine Charité der Menschheit anzusehen"; und oft kehren die beliebten Formeln vom christlichen „Armensündergefühle" wieder); aber auch seine Auffassung dieses Dogma ist da der Kirche und ihrer Symbole geradezu entgegengesetzt. Die Lehre vom seligmachenden Glauben ist ihm ein Gräuel, geradezu Sündendienst (S. 226): er hegt vielmehr die papistische oder auch socinianische Meinung, dafs der Tod Jesu nur das Vermögen zu lieben errege und mehre, und seine Erfolge allein durch die Vereinigung des Gemüths und Lebens mit Gott und Christus angeeignet würden. Doch sind wir, wenigstens über die eigentliche Ansicht Hn. *L's* von dem Zusammenhange der Heiligung mit dem Versöhnungstode, nicht im Klaren. Wir meinen bemerkt zu haben, dafs er diesen Zusammenhang auf *vierfache* Weise darstelle: so, wie es eben gesagt (Liebe gebe Gegenliebe); dann so, dafs im Tode Jesu die Geistesverleihung, folglich alles Gute vermittelt worden sey; dann, dafs er Demuth verleihe (S. 235), endlich so, dafs er ein Beispiel alles Guten gebe (S. 237). Aber wer möchte den Geist des Hn. *L.* in bestimmte, wenn auch nicht gerade gesunde Begriffe fassen? Ueberdiefs erklärt er noch an einigen anderen Stellen (S. 76. 114 and.) den Zusammenhang zwischen Sündenvergebung und Heiligung für ein Geheimnifs. So heterodox aber ist er im Grunde seiner Denkart, dafs er bisweilen (S. 265 and.) die ganze Segnung im AM. nur auf die sittliche Umschaffung bezieht. Doch das Wichtigste in der Unkirchlichkeit des Vfs ist das: Er verwirft, und, wie er behauptet, im Sinne der wahrhaften, christlichen Heilsordnung, die bisher bestandene Ordnung der Sacramente, und ebendarum auch die Kindertaufe. In diesem Zweiten beruft er sich auf seinen Freund *Hahn*, welcher in der That schon (Lehrb. des chr. Gl. S. 556. 58.) die Kindertaufe als einen unbiblischen Ritus zurückgewiesen hat. Hr. *Lindner* will, (er hat sich die Mühe gegeben, in einem eigenen Excurs, S. 266 ff., dieses, unter einigen sehr schlechten historischen Bemerkungen über die Taufe, auszuführen) dafs die Taufe erst *nach* dem ersten Abendmahle ertheilt werden solle; denn die Taufe bedeute Heiligung, das AM. Sündenvergebung, und diese gehe, eben in der evangelischen Heilsordnung nothwendig voraus: Ostern, *sagt* er geistreich S. 219, geht vor Pfingsten voraus. Man weifs bei solchen Behauptungen nicht, worüber man sich mehr wundern solle, über den Leichtsinn oder über den geistlichen Hochmuth, mit dem hier der Kirche und der Meinung aller Leute von gesundem Sinne und von Einsicht widersprochen wird. Uebrigens hält Hr. *L.* (S. 272) zum Wesen der Taufe das Aeufserliche, das Element, gar nicht für nothwendig, nur den Geist; und ebenso (S. 193) einen Genufs des AM. auch ohne Zeichen für statthaft und vollgültig. Beides wiederholt er öfters. *Dieses sind die treugläubigen Leute jener Partey!* — Noch sucht der Vf. für seine Deutung der Einsetzungsworte sonst noch und aus den unerwartetsten Stellen des N. T. Beweise aufzustellen. Wir wollen nur wundershalber bemerken, dafs auch in der biblischen Lehre von der Dreieinigkeit (S. 223), im Vaterunser (S. 193 ff.), in der Parabel vom verlornen Sohne (S. 188 f.) u. s. w., dergleichen Beweise gefunden werden, und überlassen es entweder dem Scharfsinne der Leser, *sich die Art* und Methode hiervon zu denken, oder *ihrem* Behagen, sie in dem Buche nachzulesen. Alles was nun so geboten wird, ist, wie mit frömmelnden Reden, so mit thörichten und lieblosen Aeufserungen gegen Theologie und Kirche unserer Zeit durchflochten; und immer, mitten unter Versuchen, die ganze Form von Dogma, Cultus und Verfassung unserer Kirche aufzulösen, nimmt der Vf. den Schein an, das Alte zu vertheidigen oder wiedereinzuführen, und wenn es auch nur das Bild der *Taube*, als Symbols vom heil. Geiste, über den Kanzeln seyn sollte; denn er findet in der Hinwegschaffung desselben (S. 268) auch eine Andeutung des selbstzufriedenen, rationalistischen Sinnes der neueren Zeiten.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1833.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Reclam: *Die Lehre vom Abendmahle nach der Schrift* — — von *Friedrich Wilhelm Lindner* u. s. w.

(*Beschlufs von Nr. 50.*)

Bei aller der geschwätzigen, flachen Breite, in welcher das Buch verfafst ist, ist die eigentliche Meinung des Vfs vom AM. doch nur sehr kurz vorgetragen worden. Unerwartet schnell hört das eigentliche Werk auf, und es beginnen die *Beilagen*. Sie wurden zum Theile schon erwähnt; die *fünfte*, über die Union der kirchlichen Parteien, ist bestimmt, vornehmlich gegen *Eylert*, die Nothwendigkeit einer inneren Vereinigung in dem Abendmahle darzuthun, da es unfromm sey, eine blos im Ritus zu wollen. Natürlich räth der Vf., jene innerliche Union auf dem Grunde *seines Buchs* und seiner Deutungen zu veranstalten. Man findet dasselbe, und die Hoffnung, dafs es geschehen werde, auch in der Vorrede des Buchs. Er mag sich in sein Geschick finden: *seine* Meinungen möchten wohl die letzten seyn, welche in der Kirche und den theologischen Schulen auch nur noch viel berücksichtigt würden. Die *sechste* Beilage bespricht den Johanneischen Logos. Das Wahre in den confusen Darstellungen dieses Aufsatzes ist sehr alt: nämlich, dafs der Evangelist die Gleichheit zwischen der Schöpfung aller Dinge und der sittlichen Palingenesie durch Christum andeuten wolle. Aber der Ausdruck hievon ist dem Vf. eigenthümlich: Johannes wolle beweisen, dafs die Offenbarung A. T. gleich sey der des N. T.; und das ist ebenfalls neu, dafs das ganze Evangelium Johannis als Commentar zu I, 1 — 18 insofern anzusehen sey, als die Schriften A. T. in jenem geflissentlich so viel gebraucht worden seyen.

Die *dritte* Beilage wurde schon hier im Vorigen als das Bedeutendste im Buche erwähnt: die Geschichte und Kritik der Lehren vom AM. Wohl verstanden: das Bedeutendste eben in diesem Buche; denn es giebt in dieser Beilage Tausenderlei zu erinnern, zu bezweifeln und zu verbessern; wir finden in ihr auch nicht Ein neues Datum, Alles, was sie aus der älteren Geschichte aufführt, ist in ungenauen Citaten, und (selten auch nur mit flüchtiger Hindeutung auf die Originale) in deutschen Uebersetzungen gegeben; endlich zeigt sich nirgends eine bestimmte sichere Auffassung und Anordnung der kirchlichen Meinungen. Aber gerade in der Geschichte des AMs. kann sich Verstand und Wissen um so mehr hervorthun, je mehr im Materiale gesammelt und vorgearbeitet worden, aber auch, je mehr hier Alles von Alters her einseitig und schief aufgefafst worden ist. Der Vf. hat sich, wie es scheint, ganz besonders an *Scheibel* angeschlossen. Wir erwähnen und empfehlen hierbei eine neue, gründliche und gedankenreiche, Monographie von *F. K. Meier*: Versuch einer Geschichte der Transsubstantiationslehre. Heilbronn 1832.

Einiges Wohlbemerkte erkennen wir in der Abhandlung an; es ist freilich Alles längst gesagt, und an sich so zu Tage liegend, dafs es nur die kirchliche Befangenheit übersehen konnte. Besonders das, dafs die Reden der alten kirchlichen Schriftsteller über das AM. durchaus einen uneigentlichen, mysteriösen Charakter an sich tragen, dem gemäfs sich jede dogmatische Vorstellung leicht mit ihnen vereinigen, und die härtesten am leichtesten an sie anschliessen können. Auch das, dafs bis in das 9. Jahrhundert, sogar die wahrgenommene Differenz keinen Gegensatz und keine Trennung herbeigeführt habe. Aber die Classification der alten AM. Lehren (S. 293) ist weder begründet, noch vom Vf. festgehalten worden. Wir übergehen das Einzelne, und wir müfsten dem Vf. in einer mehr wissenschaftlichen und gelehrten Form begegnen, wenn wir uns mit ihm in die Sache einlassen sollten. Doch was ist die Behauptung (S. 297) werth, dafs *Joh. Damascenus* zuerst in der griechischen Kirche für die Verwandlungslehre geschrieben habe? (*Soweit* diese Kirche überhaupt eine Wandlung im AM. angenommen hat, wurde sie längst in derselben ausgesprochen, und es wiederholte derselbe nur hier wie überall die alten kirchlichen Formeln.) Was hat der Vf. für ein „*Hauptwerk* des *Joh. Scotus*, über die Beschaffenheit der verklärten Menschennatur Christi" (S. 299) aufgefunden oder erfunden? oder ist dieses, und die „Ubiquität der menschl. Natur Christi" ein pures Misverständnifs von der *divisio naturae* des *Scotus*? Längst, als unrichtig ist die Behauptung erkannt (S. 299), dafs bei *Augustin*, *Ratramnus* u. A. *converti*, *transire* nur das Gelangen zu höherer Bedeutung und Kraft angezeigt habe. — Merkwürdig bleibt indefs bei dem Vf. diese ganze historische Beigabe. Er hat sie entweder mit musterhafter Unparteilichkeit, rein geschichtlich, gegeben; oder in der Absicht zu zeigen, dafs (aufser dem, von ihm nicht anerkannten, *Schwenkfeld*) bis in die *Lindnerischen* Zei-

Zeiten herab, das Abendmahl noch nicht verstanden worden sey. Denn auch in seiner Darstellung, wie viel sie immer werth sey, leuchtet es ein, dafs die gesammte Kirche, alter und neuer Zeit, anders darüber gedacht und anders erklärt als Er habe; und (was der Vf. selbst S. 285 and. anerkannt hat) nicht einmal die Idee der Sündenvergebung, vielmehr immer die der Heiligung, für die in der Stiftung Christi eigentlich herrschende gehalten worden sey. Oder endlich hat er vielleicht selbst nicht gewufst, was er mit dieser Beilage eigentlich schaffen wollte.

Aber Hr. *L.* stützt sich vornehmlich auf Luther, indem er in die neuere Geschichte des AM. übergeht; ja er spricht von einem „Einklange *L's* mit ihm" (S. 374). Wir würden ihm gern diese, wie jede andere, Auctorität einräumen: denn um Auctoritäten handelt es sich ja bei vernünftigen Leuten und bei Protestanten überall nicht. Nur übersieht der Vf. Dreierlei hierbey: dafs bei Luther und anderen Lehrern, protestantischen vornehmlich, welche die Sündenvergebung, als das Wesentliche im AM., darstellten, nicht von Sinn und Deutung desselben, sondern von seinen Wirkungen die Rede sey; dafs (dafern die Reformatoren sich selbst verstanden, und nicht, wie es z. B. in Luther's logisch und theologisch, unbestimmter, frommer Sprache oft geschahe, sich nur in erhabenen Formeln aussprachen) die Sündenvergebung nur als Erfolg des seligmachenden *Glaubens* angesehen wurde, den man für den eigentlichen Segen des AM. hielt; dafs endlich Er, Hr. *L.*, das AM. nicht so ansehe, als verliehe es die Sündenvergebung, sondern, als stelle es dieselbe *verheifsend* dar. Aber, je mehr er Luther und seine Ansicht vom AM. hervorhebt, desto ungünstiger wird Calvin von ihm beurtheilt. Gewifs mit Unverstand: oder gehört auch dieses in das System des Vfs den streng Kirchlichen zu spielen, während er doch diesem in Allen entgegen redet? Er hat in der That Zwingli richtig aufgefafst, indem er sagt (S. 381), das Abendmahl (oder vielmehr die Einsetzungsworte) sey bei ihm mehr Befehl als Verheifsung; aber mit welchem Rechte, oder in welchem Sinne behauptet er (S. 305), in der Calvinischen Ansicht „sinke Brod und Wein noch mehr als bei Zwingli, zu Leerheit und Nichtigkeit herab"? Indessen wollen wir mit dem Vf. nicht rechten; denn er hat ja selbst wiederum (S. 393) eingeräumt, Calvin habe dem Verständnisse näher gestanden als Zwingli." Es hat noch nie einen Mann gegeben, der sich wie Hr. *L.*, bei aller dogmatisch-kirchlichen Erregbarkeit, so leicht in die verschiedensten Meinungen zu finden verstanden habe. Ueber Calvin's: in den Himmel versetzt werden (bekanntlich vom Glauben, oder von den Gefühlen der Seele beim Abendmahle gesagt), entsetzt sich der Vf. Er nennt dieses eine „Aufschnellung des Geistes, indem dieser aus seinen leiblichen Fugen gerissen werde" (S. 285). Nun er hat eben so seine eigene Philosophie, wie seine Exegese der Schrift und der späteren Schriftsteller; und es wird von der „protestantischen Kirche", welcher er dieses Alles am 31. Octbr. 1830 (an einem grofsen Tage eines grofsen Jahres; so ist die Vorrede *datirt*) übergeben hat, zu entscheiden seyn, in wie weit es wahr, consequent und verständig sey.

Noch giebt diese kritische Geschichte eine Menge neuerer und neuester Meinungen über das Abendmahl, welche wohl zu gebrauchen seyn würde, wenn die Angaben zuverlässiger, vollständiger und nur mit einiger Kritik gemacht worden wären. Aber der Vf. weifs es nicht einmal, wenn ganz gleichbedeutende Meinungen aufgeführt werden; er hat nur das Materiale aus allerlei Schriften, übrigens in geschmackloser Form, neben einander gestellt. Seine Kritik beschränkt sich in der Regel darauf, zu erklären, dafs die dargestellte Ansicht sich nicht mit der *seinen* vertrage. Interessant ist es, den Vf. einer so leeren Schrift in dem Versuche zu erblicken, das *Schulzische* Buch vom Abendmahle, eine so ernste, wohlerwogene, gründliche Schrift, ausführlich zu beurtheilen (S. 429—439). Aber, wenn man die so übermüthige als verketzernde Sprache vernimmt, in welcher der Vf. solche Schriftsteller und so wohlgemeinte Arbeiten behandelt und kritisirt, dann möchte man ihm und seinem Buche jede, auch die härteste, literarische Zurechtweisung wohl gönnen; wenn es nicht vielleicht das Rathsamste, auch für ihn selbst das Heilsamste seyn sollte, seine Schrift fortan in der theologischen Literatur nicht mehr zu erwähnen und verdienter Vergessenheit zu überlassen.

AUSLÄNDISCHE LITERATUR.

LONDON, b. Colburn u. Bentley: *The Bravo*: a Venetian Story. By the author of the *Pilot*, the *Water Witch*, the *Borderers*, etc. 1831. III Vol. 12. (1 L. St. 16 sh.)

BERLIN, b. Duncker u. Humblot: *Der Bravo*. Eine venetianische Geschichte. Aus dem Englischen des *James Fenimore Cooper*, Vf. des Spions Conanchet, der Wassernixe u. s. w., von *Dr. Gottfr. Friedenberg*. — *Erster* Band. 1832. VI u. 230 S. *Zweiter* Band 242 S. *Dritter* Band 230 S. 8. (3 Rthlr. 8 gGr.)

Wer *Cooper's* frühere Werke kennt, wird nicht ohne einiges Mistrauen diesen neuen Roman aufschlagen. In den Wildnissen Amerika's, auf dem hohen Meere ist er ein angenehmer Führer; in den Sälen der vornehmen Welt bewegt er sich bei weitem weniger behaglich und seine Damen aus den höhern Ständen sind eben so steif und leblos, als seine Personen aus Wäldern und Wildnissen, und mehr noch seine Seeleute, wahr und natürlich erscheinen. Je weniger Befriedigung der Leser des *Bravo* daher er-

war-

wartete, desto gröfser wird sein Staunen seyn, ein Werk zu finden, das dem besten, was *Cooper* je geleistet hat, an die Seite gestellt werden kann. Der Bravo zeigt die ganze Kraft, Eigenthümlichkeit und Gröfse des Geistes, der den Letzten der Mohikaner und den Piloten geschaffen hat. Auch in den Theilen des Werkes, in welchen Charaktere und Sitten der höhern Gesellschaft geschildert werden, findet man mehr Natur und Wahrheit, als in C's frühern Gemälden dieser Art. Der Umrifs der Fabel weicht nicht sehr von der Weise ab, wie C. fast alle seine Romane angelegt hat — eine Flucht, Verfolgung, Gefahren der Verfolgten, Listen aller Art von beiden Seiten, Widerstand und Sieg der guten Sache. Das Interesse knüpft sich an die mannichfache Weise, wie er die Handlung gestaltet, an die lebendige Scenerie, an die handelnden Personen.

***Jacopo*, der Bravo, ist der Sohn eines Fischers, welcher einer Veruntreuung öffentlicher Gelder angeklagt und zum Tode verurtheilt wurde. *Jacobo* bewies seines Vaters Unschuld. Das Urtheil war aber ausgesprochen und die Regierung wollte nicht den Schein haben, als könnte sie irren. Man zeigte sich jedoch willig, dem Alten das Leben zu schenken und ihn in den Bleikammern mit der Aussicht einer endlichen Freilassung aufzubewahren, wenn *Jacobo* sich als Bravo, als Mörder um Lohn, bezeichnen lasse und so den Hafs der geheimen Morde des Staats auf sich nehme. Mit heldenmäfsiger Selbstverleugnung erträgt der unglückliche junge Mann sein furchtbares Loos; keine Klage kommt aus seinem Munde, bis die Festigkeit seiner Seele durch das Schicksal seines alten Freundes *Antonio* erschüttert wird. Dieser meisterhaft gezeichnete alte Fischer hat seinen Sohn in den Venezianischen Kriegen verloren; sein Enkel wurde gewaltsam auf ein Kriegsschiff gebracht. Der Verlust des geliebten Enkels, der Schmerz, ihn der Verderbtheit seiner neuen Genossen preis gegeben zu sehen, zerreifst das Herz des Alten. Alle Versuche, seine Freilassung zu erhalten, scheitern; die Hartnäckigkeit, mit welcher der alte Mann seinen Zweck verfolgt, misfällt dem Staat. Er gewinnt den Preis bei der *Ragatta*; allein er verschmäht die Belohnung und fodert statt dessen seinen Enkel: er wird vor den Rath geladen und wiederholt unerschrocken seine Bitte. Sein Tod wird beschlossen. *Jacobo* ist, ungesehen, Zeuge des nächtlichen Mordes. Die Fischer finden den Körper des Alten; ein Aufstand erfolgt; sie verlangen Bestrafung des Thäters; ihr Verdacht fällt auf *Jacobo*, und, da er der Regierung eben gefährlich zu werden droht, fällt sein Haupt.**

Mit der Geschichte *Jacobo's* und *Antonio's* ist die von *Don Camillo* und *Violetta* auf das innigste verwebt. *Violetta* ist Waise und Mündel des Staats. *Don Camillo*, Herzog von *Sant' Agata*, ein Neapolitanischer Edler, ist nach Venedig gekommen, um Ansprüche, welche er an die Republik hat, geltend zu machen. Er hat das Leben der schönen *Violetta* gerettet, und ihr Herz gewonnen. Der Staat hat andere Absichten mit der jungen Erbin. Diese hört, dafs sie von Venedig entfernt werden soll. *Camillo* findet Mittel, ihren Palast zu erreichen und vermählt sich mit ihr. Ein Versuch zu entfliehen mislingt; indessen ist das Glück mit den Liebenden und sie segeln endlich in *Camillo's* Heimath.

Der Bravo ist trefflich gezeichnet. Es ist etwas Grofsartiges in seinem Ernst, in seiner Trauer, in seiner Ruhe; seine Jugend, sein unverdientes Unglück fesselt eben so sehr, wie der Adel seines Geistes. Sein Herz ist ein roher Diamant, dessen hohen Werth die Menge nicht kennt. Andern Gutes zu thun, ist das einzige Glück seiner verlassenen Lage. Sein Leben ist dem unglücklichen Vater geweiht. Auf der Spielgefährtin seiner Jugend, *Gelsomina*, weilt sein Blick mit der ganzen Innigkeit seines Gefühls; sie ist das einzige Blümchen, das in der wilden Oede seines Unglücks erblüht, für ihn erblüht, und daher auch mit ihm stirbt. Sie wird wahnsinnig, wie *Jacobo's* Haupt zu ihren Füfsen rollt. Der alte *Antonio* ist ganz aus der Natur gegriffen. Seine Gefühle, seine Gesinnungen überschreiten die Grenzen seiner Erziehung, seines Standes nicht, sondern treten innerhalb derselben mit Kraft und Feuer hervor; die Liebe zu seinem Enkel ist der Punkt, in dem sich alle seine Gefühle concentriren, der sein ganzes Daseyn umfafst; einfach, ruhig, unerschrocken steht und spricht er vor dem furchtbaren Gericht, als sey er im Kreise seiner Gewerbsgenossen. Der zarten *Gelsomina* ist die listige, freche *Annina*, die sich dem Staat als Späherin verkauft hat, meisterhaft gegenüber gestellt. *Gino*, *Don Camillo's* Diener, der Karmelit, *Florinda* treten lebendig aus dem Rahmen des Gemäldes hervor. *Camillo* und *Violetta* sind mit Liebe und Zartheit gehalten, obgleich sie weniger Interesse einflöfsen, als *Jacobo* und *Antonio*, welche als die Hauptpersonen des Drama's anzusehen sind. Die übrigen Personen sind eher als Statisten zu betrachten.

Unter den einzelnen Gemälden zeichnen sich durch kräftige Ausführung und reiche, zuweilen echt venezianische Farbengebung aus: die heimliche Vermälung des Herzogs mit *Violetta*; *Antonio's* Tod; das Kampfspiel und der Aufstand der Fischer und die Sceuen, in welchen *Jacobo's* Besuche bei seinem Vater geschildert werden. Dagegen dürfte das weite Ausspinnen des Dialogs, in dem ersten Theile des Werkes vorzüglich, tadelnswerth seyn; auch trägt der Vf. zuweilen zu grelle Farben auf und strebt zu sichtlich nach theatralischem Effect; es scheint zuweilen, als strebe er, in seinen Gemälden die grofsen Lichtmassen und glänzende Farbengebung des englischen Malers *Martin* nachzuahmen. Er vergifst dann, dafs er sich durch die Einfachheit und schmucklose Gröfse seiner poetischen Gemälde und

durch das Grofsartige und Natürliche seiner Figuren das gebildete Publikum der neuen und alten Welt gewonnen hat.

Rio de Janeiro: *Idylles Brésiliennes* écrites en Vers latins par *Théodore Taunay* et traduites en vers francais par *Félix Emile Taunay*. 1830. 131 S. 8.

Fühlt man sich durch den Titel veranlafst, das in nicht vielen Exemplaren abgezogene Büchlein zur Hand zu nehmen, und hofft man gar, wie es bei Rec. der Fall war, hier Originelles oder Interessantes zu finden, so findet man sich nur zu bald enttäuscht. Möglich, dafs diese Blätter in der Zeit ihrer Entstehung einigermafsen gefesselt — — die Brasilianischen Zustände haben sich seitdem so ganz anders gestaltet, dafs mit dem Erlöschen des Glanzes am Hofe *Don Pedro's* auch Farbenschmuck und Schmelz dieser Poesieen erloschen ist. — Hr. *Taunay* der Maler schrieb im Jahre 1830 in Brasilien die neun Gedichte in lateinischer Sprache meist in Hexametern und sein Bruder übertrug sie in französische Alexandriner. Eine an die Brasilianer gerichtete Dedication ist den Gedichten vorgesetzt: „Gleich ehrenvoll und theuer ist es mir, ihr Brasilianer, unter Euerem Schutz dies Werkchen in die Welt treten zu lassen, um so mehr, da es in einer Sprache geschrieben ist, die der Eurigen so ähnlich, dafs diese Verwandtschaft selbst mir dazu Veranlassung wurde; dies zumal hier in meinem Frankreich, wo die Liebe zu den alten Studien so herrlich emporblüht, wo die alte Muse Ausoniens mit jeglicher Erinnerung der Kindheit und der Jugend, das Gedächtnifs vergangener Jahrhunderte eng verknüpfend, es nicht scheut ihre Stimme zu erheben, da sie der Unterstützung der erhabenen französischen Academie vertrauensvoll entgegensehen darf."

Das erste der Gedichte ist ein *Genethliacon Petri I.* Ein begeisterter Astrolog erblickt in der Geburtsstunde *Don Pedro's* die Constellation der *Waage* und sieht in dem Prinzen den *Gesetzgeber*. Der Schütze, das Gestirn des *Augustus*, läfst einen Achill hoffen. Weise wird er eine ewige (?) Tyrannis gründen, ja selbst die Natur bis dahin eine böse Stiefmutter mit Erdbeben, Pest und dergl. das Land heimsuchend, wird nun mit mütterlicher Liebe demselben zugethan seyn. —

Das 2te *Genethliacon Imperii Brasilici*, *Ossa Reginae Mariae I.* ist ein Klagegesang über die Wegführung der Gebeine der Königin Maria. Der Schatten der Fürstin erscheint ihrem kaiserlichen Sohn, um ihm Regierungsregeln nicht grade im Sinn der äufsersten Linken zu geben.

Das 3te *ad illustrissimum J. B. Andradam de inaugurata Curia Brasiliense, die tertia Maji a.* 1823 ist eine Schilderung der wohlthätigen Folgen der neuen Regierungsform. *Andrada* sey ihre Stütze, und der gerechte Kaiser, bei weitem ruhmwürdiger als *Napoleon* (*il succomba: les lois manquaient à sa puissance*), ihr treuester Hort.

Der *Vesperae Quies* genannte poetische Dialog zwischen zwei Freunden vor dem Palast *St. Christoph* ist eine nüchterne Apologie des philisterhaften Bürgerlebens im Gegensatz zu der Etikette des neuen Hofes.

Die *Querelae Iuvenis Lusitani* (Nr. 5) sind zart gehaltene Klagen eines Jünglings beim Anblick eines Portraits (ihn selbst als Kind darstellend), welches seine geliebte Mutter ihm einst verehrt. Er gedenkt seiner glücklichen Kindheit, der Hoffnungen die er später gehegt, ihrer Vernichtung u. s. f. und alles dies trägt die Farbe eines dumpfen Schmerzes. Es ist übrigens grade dieses Gedicht nicht Hn. *Taunay's* Werk, es liegt ihm vielmehr ein ganz analoges von *Southey*: *On my one Miniature picture* zum Grunde. —

Die *Mulieres Parahibae* (Nr. 6) ist eine dramatische Scene. Die tapferen Frauen flehen zur Jungfrau, sie mit Kraft auszurüsten, damit auch sie der drohenden Gefahr (es nähert sich am fernen Horizonte eine Flotte) muthig entgegentreten können. Ein Heerführer nennt ihnen die Schrecken der See- und Feldschlacht, nur noch mehr begeistert sie die Schilderung, und schon wollen sie in aufopfernder Liebe für den Kaiser gegen den Feind anrücken, als es sich ausweist, dafs die erblickte Flotte die grüne Flagge Brasiliens führt!

In dem *Gallus Brasilio* erzählt ein munterer Franzose dem Amerikaner von den Schrecken Rufslands und dem Winter von 1812 und kann sich nicht genug wundern: *Jamais, fils du soleil, tes yeux n'ont vu la neige? Jamais!* Die lebendige Darstellung einer fürchterlichen Nachtscene auf Rufslands Schneesteppen, ergreift den biedern Brasilianer und beide Männer schliefsen ewige Gastfreundschaft. —

Das achte Gedicht: *Querelae Hispani*, der seinen alten Wohnsitz am *Uruguay* besucht, ist den Gefühlen eines wackern Patrioten gewidmet, der die Gegenstände seines früheren Glückes wieder erblickt und ist nicht ohne loyale Tendenz.

Nr. 9. *Britanorum Tumuli* schildert die Empfindungen eines Briten auf dem Friedhofe seiner Landsleute in Rio, läfst aber, wie fast alle übrigen, kalt, indem hier theils zu persönliche, daher unverständliche, Beziehungen, theils die Sprache der Reflexion und der Politik herrscht. —

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1833.

BIBLISCHE LITERATUR.

Berlin, b. Reimer: *Novum Testamentum graece.* Ex recensione *Caroli Lachmanni.* Editio Stereotypa. 1831. 503 S. 8. (20 gGr.)

Anstatt einer Vorrede, welche ordnungsmäfsig die vom Vf. bei seiner *neuen Recension* des N. T. befolgten Grundsätze auseinandergesetzt hätte, findet sich S. 461 nur die Bemerkung, dafs sich Hr. *L.* hierüber *loco commodiore* (?), und zwar in *den theologischen Studien und Kritiken* 1830. S. 817—845 ausgesprochen habe. Um also die vorliegende Arbeit gerecht zu beurtheilen, mufs Rec. auf des Vfs. Abhandlung a. a. O. zurückgehen. Hier erklärt er, nicht wie *Griesbach* und die bisherigen Kritiker den aus jungen und schlechten Urkunden geschöpften *textus receptus* an einzelnen Stellen *nach bessern*, sondern, was der *unverstandene* und von Theologen und Philologen verkannte *Bentley*, auf dessen Bahn sich wieder gefunden zu haben Hr. *L.* stolz ist (man s. a. a. O. S. 821), beabsichtigt habe, in einer durchaus neuen Recension den Text des *vierten* Jahrhunderts nach der blofsen Ueberlieferung, nicht nach innern Gründen, herstellen zu wollen, womit er zu leisten trachtet, was ihm für die Gemeinde wünschenswerth und erspriefslich scheint, gerade so, wie *Bentley* mit seiner Ausgabe des N. T. der gemeinen Christenheit einen guten Dienst thun wollte. Solche Fixirung des n. t. Textes ist dem Vf. eine *strenghistorische* Arbeit, welche nur die *älteste* und *verbreitetste* Lesart, sey sie verständlich oder unverständlich, richtig oder unrichtig herstellen, und die eigentlich kritischen Studien, welche überall die richtige und ursprüngliche Lesart auszumitteln bestrebt sind, nicht hemmen, sondern vielmehr fördern soll. Gerade darin besteht nämlich nach Hn. *L.* das Verdienst seines nach blofser Auctorität constituirten Textes, dafs er durch seine fehlerhaften und anstöfsigen Lesarten der Kritik das Zeichen zur freien Wirksamkeit gibt, wo sie von dem täuschenden Scheine der wenig oder keinen Anstofs gebenden Lesarten der *recepta* leicht verblendet wird (S. 839). Leider ist es nun wohl wahr, dafs der *textus receptus* aus jüngern und mangelhaften Hülfsmitteln nach einem desultorischen kritischen Verfahren geflossen ist, und man möchte sehr wünschen, dafs der Beza-Elzevir'sche Text auf die Majuskelhandschriften, die ältesten Uebersetzungen und die Kirchenschriftsteller der ersten fünf Jahrhunderte nach festen kritischen Grundsätzen gegründet worden wäre. Dessen ungeachtet ist es nicht rathsam, den Elzevir'schen Text in *Bentley's* Sinne auf einmal umzustofsen und einen ganz neuen auf den eben genannten Grundlagen zu construiren. Diefs würde der Wissenschaft und der Schule, wenigstens auf geräume Zeit, Schaden bringen. So lange nämlich neben der neuen durchgreifenden Recension die Ausgaben unter den Studierenden cursirten, in welchen die *recepta* nur hin und wieder verbessert ist, müfste der Docent der Aufzählung und Beurtheilung der Varianten eine ganz unverhältnifsmäfsige Zeit widmen, da jener jedenfalls in zahllosen Stellen von den jetzt verbreiteten Handausgaben des N. T. abweichen würde. Und wollte sich der Exeget in seinen akademischen Vorträgen dazu nicht verstehen, so würden bei den minder fähigen und weniger vorbereiteten Zuhörern Mifsverständnisse auf Mifsverständnisse entstehen. Darum kann Rec., noch ganz abgesehen von der Art und Weise, wie der Vf. seinen Plan ausgeführt hat, nicht wünschen, dafs Studierende und solche Prediger, welche zur Handhabung einer selbstständigen Kritik unfähig sind, die vorliegende Ausgabe des Vfs. als Handausgabe brauchen. Aber auch der Wissenschaft würde eine Ausgabe, wie *Bentley* sie geben wollte, nicht frommen. Man erwäge nur, dafs kein aus Handschriften gezogener Text aus lauter Fehlern besteht, sondern der bessere Text sich von dem schlechten dadurch unterscheidet, dafs diesen mehrere, jenen wenigere Fehler verunstalten. Durch einen auf die ältesten Urkunden durchaus und urplötzlich zurückgeführten Text würden wir also immer Fehler im N. T. erhalten, wenn auch an andern Stellen und im Ganzen wenigere, deren allmählige Berichtigung die Aufgabe der fortschreitenden Kritik wäre. Man nehme hiezu, dafs der Elzevir'sche Text doch auch nicht so verdorben ist, als man zuweilen sich eingebildet hat. Im Durchschnitte läfst sich annehmen, dafs dessen Corruptelen zu dem Echten sich verhalten, wie *eins* zu *neun*. Würde wohl ein günstigeres Resultat herauskommen, wenn man eine durchgreifende Textrecension allein nach den ältesten Quellen veranstaltete? Gewifs nicht. Rec. setzt aber hier voraus, dafs man dabei *echte* Kritik übte. Denn stellte man *ohne Prüfung* alles in den Text, was die ältesten Urkunden gerade darböten, dann müfste ein Text, wie der vorliegende, entstehen, wo zufällige Schreibfehler, Auslassungen, Verschmelzungen mehrerer Lesarten in eine und dergl. auf blofse Auctorität in grofser Anzahl aufgenommen würden, und welcher *unverhältnifsmäfsig* verdorbener wäre, als der Elzevir'sche! Denn da dieser aus einer doch immer einigermafsen *kritischen* Benutzung sei-

ner Quellen hervorgegangen ist, so ist in ihn von dergleichen Dingen sehr wenig gekommen. Endlich bedenke man, dafs der *textus receptus* durch den langen Gebrauch fast *kanonisches* Ansehn erhalten hat. Die Varianten hat man auf ihn reducirt und die neutestamentlichen Kritiker sind gewohnt, von ihm als Basis auszugehen, nach ihm die *varians lectio* anzugeben und ihre Aenderungen zu treffen. Würde nun an seine Stelle auf einmal ein ganz anderer gesetzt, so müfsten vor allen Dingen *auf ihn* die Varianten reducirt werden. Bei dieser Reduction würde es zahlreiche Verwirrungen und Fehler geben. Und was kommt am Ende darauf an, ob der Text, nach welchem man seine Aenderungen bestimmen will, an sich gut oder schlecht ist? Nichts. Denn nur daran ist viel gelegen, dafs man bei einem Buche, welches, wie das N. T., von so Vielen wissenschaftlich behandelt wird, einen Text, sey er an sich gut oder schlecht, hat, von dem *Alle* als Basis ausgehen, damit man die Kritik leicht übersehen könne, und dafs nicht der Eine diesen, der Andere einen andern seiner Variantenangabe und seinen kritischen Vorschlägen zum Grunde lege. Besser ist es also gewifs, dafs man in *Bengel's* und *Griesbach's* Geiste fortarbeitet und *bei einer in den Geist des n. t. Idioms eindringenden innern Kritik unter gebührender Berücksichtigung der jüngern Urkunden* vornehmlich nach den ältesten Handschriften, Uebersetzungen und Anführungen der Kirchenväter, den Elzevir'schen Text immer mehr verbessert und ihn dem Urtexte immer näher bringt. So nähert man sich auf sicherm Wege auch dem Ziele. Rec. setzte bei diesen Gegenbemerkungen immer noch voraus, dafs, wer die *Bentley'sche* Idee realisiren wollte, auf der Basis der ältesten Urkunden den ursprünglichen Text nach innern Gründen herzustellen bemüht wäre. Aber der Vf. geht gar nicht auf die *ursprüngliche*, sondern auf die *älteste* unter den erweislich verbreiteten Lesarten aus (vgl. l. c. S. 826), will *diese* überall herstellen, oder wo sich ein Schwanken zwischen mehrern gleich alten und verbreiteten Lesarten zeigt, dieses dadurch aufzeigen, dafs er die eine Lesart aufnimmt, die andere auf dem untern Rande anmerkt, so dafs ihm die eine wie die andere für gleich begründet und des Textes gleich würdig gilt; für verwerflich dagegen jede nicht so verbreitete, wenn sie auch vielleicht die einzig wahre wäre, kurz er will eine *strenghistorische* Kritik üben. Rec. gesteht, dafs er sich nicht entschliessen kann, einer solchen *historischen* Kritik den ehrenvollen Namen *der Kritik* beizulegen, welche schon nach der Etymologie *die Kunst* seyn soll, *die Varianten in alten Denkmälern ihrem Werthe nach richtig abzuschätzen und zu beurtheilen*. Er kann nur in jener sogenannten historischen Kritik, so sehr sich auch Hr. *L.* S. 820 dagegen sträuben mag, eine *mechanische* Arbeit finden, welche eben so leicht als unnöthig erscheint. Nichts kann doch leichter seyn, als die Herstellung der ältesten und verbreitetsten Lesart aus einer gewissen Anzahl kritischer, ausschliefsend zu berücksichtigender, Subsidien, wenn gar nichts darauf ankommen soll, ob sich das Hergestellte construiren lasse oder nicht, ob es richtig sey, oder falsch. Den Nutzen aber, welchen ein solcher Abdruck des N. T. gewähren soll, kann Rec. auch nicht finden. Noch andere Bedenklichkeiten gegen Hn. *L's* streng historische Kritik liegen sehr nahe. Des Aeltesten und des am meisten Verbreiteten nimmt sie sich an. Aber enthalten nicht schon die ältesten Urkunden Corruptelen und spielt hier der Zufall nicht oft so wunderlich, dafs die Mehrzahl der ältesten MSC. gewisse Fehler theilt, und nur einer oder wenige Codices dieser Klasse das erweislich Richtige geben? Mufs hier nicht die historische Kritik consequenterweise gerade das Falsche aufnehmen und das Richtige verschmähen? Und den günstigsten Fall gesetzt, dafs die Mehrzahl der ältesten MSC. *in der Regel* das Richtige überlieferten — welche Hülfe gewährt die historische Kritik in den seltenern Fällen, wo gewisse Corruptelen älter sind als unsere Urkunden, und wo entweder geradezu durch Conjectur, oder durch einer Conjectur gleich zu achtende Combination der vorliegenden Varianten dem verdorbenen Texte aufgeholfen werden mufs? Rathlos ist sie, die überhaupt nach keinen Gründen entscheidet, sondern an den Buchstaben der ältesten Codices sich bindet. Ja, es hat Hn. *L's* historische Kritik, ihrem Principe zufolge, nicht einmal ein Mittel in den Händen, um den verhältnifsmäfsigen Werth *der* Urkunden zu bestimmen, welche zu den ältesten gerechnet werden müssen. Denn die *consensio plurimorum monumentorum criticorum* würde blofs dann ein gültiges *Kriterion* seyn, wenn nicht oft gerade die schlechtesten Texte am meisten vervielfältigt und verbreitet worden wären! Hat nun vollends ein *historischer* Kritiker sich der Durchprüfung vieler seinem Zwecke dienender Monumente entzogen, sich geflissentlich *auf* die Benutzung weniger Quellen beschränkt und sich, wie der Vf. S. 828 von sich eingesteht, nicht mit den sämmtlichen Verhandlungen der Ausleger über jede Stelle bekannt gemacht, so läfst sich nicht nur kein sonderlich berichtigter, sondern nicht einmal ein solcher Text erwarten, welcher versprochenermafsen die älteste unter den erweislich verbreiteten *Lesarten* gäbe. Nur ein buntes Gemisch aus den wenigen zu Rathe gezogenen Quellen kann so zum Vorschein kommen, welches an sich sicherlich weniger Werth hat, als wenn Jemand einen der ältesten Codices, etwa den Vaticanus, in einer Stereotypausgabe nach den bisherigen Collationen unverändert abdrucken liefse. Wenn es übrigens auch nach Hn. P. *L.* S. 821 *nicht jedem* so nah gelegen haben soll, *als ihm*, was *Bentley* über Kritik des N. T. geschrieben hat, mit Bedacht zu lesen, so behauptet doch Rec. getrost, dafs das von Hn. *L.* angewandte Verfahren keineswegs das von dem grofsen *B.* angedeutete sey. *Bentley* verspricht in der Ankündigung, in seiner *editio graeco-latina* den *Originaltext* des N. T., unter Benutzung der KV. und Uebersetzungen der ersten fünf Jahrhunderte, aus den über tausend Jahre alten griechischen MSC. und den eben so alten lateinischen Handschrif-

schriften der durch Hieronymus verbesserten lateinischen Uebersetzung durch ihre wechselseitige Assistenz bis auf seine zartesten Feinheiten so festzustellen, als es nur bei irgend einem klassischen Schriftsteller erreicht werden könne, und schmeichelt sich mit der Hoffnung, das echte Exemplar des Origenes, was er sich als ganz oder beinahe fehlerlos denkt, mit Ausnahme weniger Stellen, zu repristiniren. Die griechischen Handschriften sollen ihm zur Herstellung der Uebersetzung des Hieronymus und die lateinischen Bücher zur Fixirung des griechischen Originaltextes behülflich seyn: die Conjecturen aber sollen nicht in den Text gesetzt, sondern in den Prolegomenis vorgetragen werden. Hieraus sieht jeder, dafs *Bentley* 1) den *Urtext* des N. T., nicht den ältesten unter den erweislich verbreiteten herstellen wollte, und 2) die Combination der in mehrern MSC. stückweise erhaltenen ursprünglichen Lesarten zuliefs und gebührende Rücksicht auf den Sprachgebrauch, Zusammenhang, paläographische Sitten und Unsitten u. s. w. nehmen wollte, folglich die Hülfe der innern Kritik nicht verschmähte und demnach weit von der *historischen* Kritik Hn. *L's* entfernt war, welcher uns nur die älteste Lesart ohne Rücksicht auf ihren innern Gehalt gedruckt vor Augen stellen will. Wenn dann nun Rec. durchaus nicht zu den Verkleinerern *Bentley's* gehört, vielmehr aufrichtig bedauert, dafs derselbe seinen Plan, eine kritische Ausgabe des N. T. zu besorgen, aufgegeben hat, da der grofse Mann bei seinem seltenen Scharfsinn und seinen aufserordentlichen Kenntnissen, *nachdem er sich erst in's N. T. hineingearbeitet hätte*, gewifs etwas sehr Bedeutendes geleistet haben würde, so kann er sich doch auch nicht überzeugen, dafs alle die Unrecht haben, welche urtheilten, *Bentley* habe, als er seine Ausgabe ankündigte, von der Kritik, welche er reformiren wollte, noch keinen richtigen Begriff gehabt. Nicht blofs *Bentley's* erbitterter Gegner, *Middleton*, hat diefs gemeint, sondern auch unparteiische Männer, denen man die erforderliche Sachkenntnifs nicht leicht absprechen wird, haben dasselbe gesagt, z. B. *Wetstein N. T.* T. I. p. 153 sq. und *Joh. Dav. Michaelis Einl. in die göttl. Schriften des neuen Bundes* Bd. I. S. 831 fg. *4te Aufl.*, dessen Bemerkungen gegen *Bentley* fast ohne Ausnahme treffend sind. Beweisen doch die meisten Conjecturen *Bentley's*, dafs er sich mit dem Idiom und dem Geiste des N. T. nicht vertraut gemacht hatte. In der Ankündigung seiner Ausgabe des N. T. giebt er manche Blöfse, z. B. durch das, was er über die durch *Hieronymus* verbesserte lateinische Uebersetzung und über das echte Exemplar des Origenes vom N. T. sagt (vgl. *Michaelis* l. c.). Verdacht erregt auch seine Erklärung (vgl. *Wetstein* l. c. p. 156), er wolle im griechischen und lateinischen N. T. sechs Tausend Aenderungen vornehmen. Leicht ist es nun wohl, nach Hn. *L's* historischer Kritik die *recepta* nach alten Handschriften etliche tausend Male zu *ändern*; aber es gehört schon sehr viel dazu, nur von zwei Hundert Aenderungen im Texte überzeugend darthun zu können, dafs sie unwidersprechlich oder wenigstens höchstwahrscheinlich richtig sind. Sehen wir indefs nun ganz von *Bentley* ab, beurtheilen des Vfs. Arbeit nach den von ihm selbst ausgesprochenen und vertheidigten Grundsätzen, und weisen sein Verfahren specieller nach. Auf die Frage, wie der älteste Text zu gewinnen sey, erwiedert uns Hr. *L.* l. c. S. 822 fgg., dafs man so leicht keine Stelle in einer jüngern Gestalt zu geben brauche, als sie am Schlusse des vierten Jahrhunderts Hieronymus in seiner verbesserten lateinischen Uebersetzung gewähre, welche gewifs entweder die damalige Lesart guter lateinischer Handschriften, oder was Hieronymus nach griechischen Büchern änderte, enthalte, und welche sich in ihrer echten Gestalt aus den vor dem zehnten Jahrhunderte geschriebenen Handschriften theilweise werde wiederherstellen lassen. Aber bald verschwindet die eröffnete Aussicht. Denn Hieronymus sagt selbst (*Praef. in Evangg.*), dafs er die lateinische Uebersetzung nicht durchaus recensirt, sondern sie nur da verändert habe, wo der Sinn verunstaltet gewesen sey, damit seine Uebersetzung nicht bedeutend von der hergebrachten abwiche. Hiernach darf die durch Hieronymus verbesserte lateinische Uebersetzung nicht mehr für eine durchgreifende Textrecension und für ein treues Abbild alter und guter griechischer MSC. gehalten und als Basis der n. t. Kritik betrachtet werden. Hr. *L.* mufs also l. c. S. 824, um die älteste und verbreitetste Lesart zu gewinnen, zu dem einstimmigen Zeugnisse der alten griechischen Handschriften, der Uebersetzungen und der ältesten kirchlichen Schriftsteller seine Zuflucht nehmen. Diese Urkunden zerfallen nach dem Vf. in zwei entgegengesetzte Familien, in eine *orientalische* und in eine *occidentalische*. Zu welcher von beiden jegliche Quelle zu rechnen sey, soll nur eine grofse Masse von Lesarten lehren, und Hr. *L.* will es nicht billigen, wenn aus einigen Lesarten beide Familien im Allgemeinen ihrem Charakter nach unterschieden werden und z. B. *Griesbach* sagt: *grammaticum egit Alexandrinus censor, interpretem occidentalis*. Beide Familien sind auf einen gemeinsamen *Urtext* gegründet. Allein, da einmal der Vf. nicht diesen, sondern den ältesten unter den erweislich verbreiteten geben will, so vertheilt er nur die Quellen nach der überwiegenden Masse der Lesarten unter die zwei Familien, hält was beiden gemeinschaftlich ist, sey es eins oder schwanken beide Klassen in gleicher Art, weil es sich als *verbreitet* zeigt, für des Textes würdig, also für gleich begründet, die Lesart der einen Klasse und die ihr entgegengesetzte der andern, im Gegentheile für verwerflich, wofür blofs ein Theil der einen von beiden Klassen zeugt, wenn es auch vielleicht das einzig Wahre wäre. Inzwischen führt ihn der eingeschlagene Weg nicht selten zu einer *mehrfachen* verbreiteten Lesart. Solches Schwanken wird Hr. *L.* in seiner gröfsern Ausgabe, der *editio graeco-latina*, welche er bei dieser Gelegenheit gleich ankündigt, anschaulich machen. In der vorliegenden Stereotypausgabe aber hat er die occidentalischen Les-

Lesarten ausgeschlossen und durchaus einen orientalischen Text gegeben, und diess schon ganz äusserlich durch die Stellung der Briefe angezeigt, indem er die katholischen Briefe auf die Apostelgeschichte, die Paulinischen auf die katholischen, den Brief an die Hebräer auf die Paulinischen (auf den zweiten Brief an die Thessalonicher), und die Pastoralschreiben auf den Brief an die Hebräer folgen liess. Weil wir nämlich die occidentalischen Lesarten nur unvollständig kennen, und sie uns sehr oft blofs lateinisch überliefert worden sind, so hätte Hr. *L.* unter dem Texte häufig Latein mit dem Griechischen mischen, oder sein eigenes Griechisch geben müssen, was er nicht wollte. (Und doch wird sich der Vf. *in seiner grössern Ausgabe* hierzu verstehen müssen, wenn er sie nach dem mitgetheilten Plane noch veranstalten sollte.) Den Widerstreit occidentalischer Zeugen beachtete Hr. *L.* nicht, wo die andere Klasse einstimmig war, liess aber den Gebrauch des Occidents zwischen den schwankenden orientalischen Quellen entscheiden. Ein Wort oder einen Satz, welcher in allen Theilen der Christenheit gelesen und nicht gelesen ward, setzte er als ungewiss zwischen Klammern, und was allererts gleichmässig verschieden lautete, zeigte er so an, dass er eine Lesart in den Text stellte, die andern auf dem untern Rande aufführte, und zwar diese, wo es mehrere waren oder wo die Deutlichkeit Wiederholung der Textlesart verlangte, mit dem Zeichen der Gleichheit (vgl. den Vf. l. c. S. 824—827). Ausserdem führte Hr. *L.*, weil diess „*docti iudices*" für nöthig hielten, am Schlusse seiner Ausgabe p. 461—503 die Lesarten des *textus receptus* auf, welche in seiner Ausgabe verändert worden sind. (So kann man nun die grosse Masse von Aenderungen der *recepta*, welche der Vf. getroffen hat, gut übersehen, aber sich auch leicht überzeugen, dass schon wegen der Unzahl der Abweichungen vom *textus receptus* die *Lachmann*'sche Ausgabe sich nicht zur Handausgabe für den Studierenden und Prediger eignet.) Um nicht zu wiederholen, was Rec. schon oben über die unglückliche Auffassung der n. t. Kritik als einer *rein historischen* erinnerte, und um nicht specieller in des Vfs. Auseinandersetzung einzugehn, als es der vorliegende Zweck erfordert, beschränkt er sich auf folgende Bemerkungen: 1) Wenn auch diejenigen Unrecht gethan haben, welche die zwei angenommenen Familien der kritischen Subsidien *nach einzelnen Lesarten* charakterisirten, so muss doch nach dem Geiste der Mehrzahl ihrer Lesarten eine Charakteristik derselben entworfen werden, wenn die Kritik *gründlich* seyn, die Annahme jener zwei Familien nicht als vage Hypothese erscheinen und die Vertheilung der einzelnen Urkunden unter jene Familien nicht aus blosser Willkür des Kritikers abgeleitet werden soll. Dass solche Charakteristik Hr. *L.* nicht gegeben, ja nicht einmal versucht hat, muss befremden. 2) Wenn der Vf., worauf er Gewicht zu legen scheint, in seiner grössern Ausgabe das Schwanken der Urkunden bei mehrern verbreiteten Lesarten veranschaulicht, so lehrt er nichts, was nicht jeder sich selbst nach den Varianten veranschaulichen könnte. Die innere Güte oder Verwerflichkeit der neben einander bestehenden Lesarten, worauf doch jedem am meisten ankommen muss, erfährt niemand. Des Vfs. Arbeit bleibt auch dann eine *mechanische Arithmetik*, nur dass sie nicht mehr bei dem Allgemeinen stehen bleibt, sondern in's Speciellere eingeht. 3) Dass der Vf. in seiner Stereotypausgabe auch *äusserlich* durch Umstellung gewisser Briefe angezeigt hat, er habe einen orientalischen Text gegeben, ist an sich etwas unwesentliches, kann aber eben darum als Pedanterei ausgelegt werden. Rec. missbilligt die Umstellung, weil sie doch manchem den Gebrauch des Buchs erschweren möchte. 4) Wollte Hr. *L.* einmal in der vorliegenden Ausgabe einen durchaus orientalischen Text geben, so durfte er auch den occidentalischen Lesarten *nicht den mindesten Einfluss* auf seinen Text gestatten. Allein die occidentalischen Lesarten unberücksichtigt lassen und doch, wo die orientalischen Quellen nicht einstimmig sind, *die verbreitetste Lesart des Orients* nach dem Gebrauche *des Occidents* bestimmen wollen, ist eine Inconsequenz. Aber aus welchen Urkunden hat doch der Vf. seinen orientalischen Text gezogen, dessen Gewicht darin bestehen soll, dass er der älteste ist unter den im Oriente erweislich verbreiteten? Jedermann sieht, dass die pseudonyme Kritik, welche nicht die ursprüngliche, sondern *die älteste unter den verbreiteten* Lesarten ermitteln will, bloss dann ein Feld, auf welchem sie sich bewegen kann, hat, wenn aus Vergleichung einer grössern Masse alter Urkunden das Aelteste von dem minder Alten und das Verbreitetste von dem weniger Verbreiteten gesondert werden kann, dass aber jene Kritik zur Carricatur wird, wenn sie nur sehr wenige Urkunden besitzt oder benutzt, ja wohl gar, wie die des Vfs., nicht einmal *zwei* Handschriften überall vergleichen kann und dessen ungeachtet die älteste Lesart unter den erweislich verbreiteten herstellen will! Man höre. Bei den griechischen Handschriften glaubte sich Hr. *L.* am besten auf die mit Uncialen geschriebenen zu beschränken. Von diesen enthalten orientalische Texte A. B. C. P. Q. T. Z., und in den Paulinischen Briefen die Fragmente im Codex Coislinianus 202 (H.). Die alexandrinische Handschrift (A.) ist wohl durch den Abdruck fast durchaus brauchbar für die Kritik gemacht; aber leider hat sie Lücken. Es fehlt in ihr Matth. c. 1—c. 25, v. 6. Joh. 6, 50—8, 52. 2 Cor. 4, 13—12, 7. Die drei Collationen der trefflichen vaticanischen Handschrift (B.) befriedigen nicht, und auch sie ist lückenhaft. Sie geht mit Hebr. 9, 14 aus; den übrigen Theil dieses Briefes und die Apokalypse hat eine spätere Hand nachgetragen, und es fehlen in ihr die Hirtenbriefe.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1833.

BIBLISCHE LITERATUR.

Berlin, b. Reimer: *Novum Testamentum graece.* Ex recensione *Caroli Lachmanni* etc.

(*Fortsetzung von Nr. 52.*)

Noch weniger, als obige Handschriften, genügen die Collationen der Pariser Bruckstücke unter dem Ephraem (C.). Bei diesem Palimpsest müssen uns erst noch chemische Mittel und ein vollständiger Abdruck helfen. Die Fragmente der Paulinischen Briefe im Cod. Coisl. 202 (H.) *bringen wenig.* Viel wichtiger sind die Wolfenbüttelschen Fragmente aus den Evangelien (P. Q.) und *Knittel's* Abdruck liefs wenig Zweifel. Auch der Abdruck von Borgias Bruchstücken des Evang. Johannis (T.) und die in Kupfer gestochenen Dublinischen des Matthäus (Z.) können wohl genügen (m. s. *L.* l. c. S. 830—832). Hieraus folgt, dafs der Vf., welcher doch den ältesten Text des Orients unter den dort erweislich verbreiteten herstellen will, in einem bedeutenden Theile des N. T. *nicht einmal zwei* orientalische Handschriften vergleichen kann. Denn Matth. 1—25, 6. Joh. 6, 50—8, 52. und 2 Cor. 4, 13—12, 7. sieht er sich allein auf B. beschränkt, und Hebr. 9, 15—13, 25. sodann in den Hirtenbriefen und der Offenbarung einzig auf A., und in den Stellen, wo er auf einen einzigen Codex reducirt ist, helfen nicht immer die Fragmente in C. P. Q. T. Z. H. Da sollte man nun meinen, dafs der Vf., weil er einmal den ältesten orientalischen Text nach überwiegender Auctorität historisch fixiren wollte, den Mangel an orientalischen Handschriften durch sorgfältige, echt kritische, Vergleichung der Kirchenväter, welche sich orientalischer Texte bedienten, zu ersetzen bemüht gewesen wäre. Aber auch diefs ist nicht geschehen. Denn auf die *ungenauen Citate bei Clemens Alexandrinus irgend Rücksicht zu nehmen, hatte er nicht das Herz.* Athanasius echte Schriften mit Sorgfalt zu vergleichen, *soll eine der nächsten Arbeiten seiner Nachfolger seyn.* Des Eusebius Canones gehören zum Apparat seiner *gröfsern* Ausgabe. Anderes genug hat er zwar vom Eusebius verglichen, *gebraucht aber nichts, weil er den Texten zu wenig traute.* (Dafs die Texte der Kirchenväter, ehe man aus ihnen Beweise entlehnt, erst selbst kritisch berichtigt werden müssen, ist natürlich. Man erwartet aber von dem n. t. Kritiker eine *kritische* Benutzung der KV. eben so, als von dem Philologen verlangt wird, dafs er eher verdorbene Stellen anderer Klassiker oder Grammatiker berichtigt, als er historische oder philologische Beweise aus ihnen versucht.) Fast ganz auf Origenes hat er sich beschränkt und selbst von *Griesbach's* vortrefflicher Arbeit über ihn *weniger, als man erwarten möchte, Gebrauch gemacht, weil er nicht sicher genug war, seine Irrthümer zu vermeiden, und weil die Handschriften der Werke des Origenes nicht genug innern Werth haben, um auf sie, wo des Schriftstellers Worte nicht beweisend sind, mit Sicherheit zu bauen.* Noch verspricht er sich aus der Uebersetzung des Hieronymus, als gemischter Quelle, den Vortheil, dafs sie, wo sie der occidentalischen Lesart widerstreitet, die der vom Hieronymus benutzten griechischen Handschriften geben werde. (Vgl. l. c. S. 833. 834. Wenn sich nur überhaupt beim Hieronymus eine eindringende und sorgfältige Kritik erwarten liefse, oder wenn wenigstens seine Uebersetzung uns erst vorläge, um nach seinen Aenderungen sein kritisches Verfahren leicht zu übersehen und richtig zu würdigen.) Sicherlich hat der Vf. den Widerspruch, in welchen ihn der Mangel an orientalischen Urkunden mit seinem Plane, überall das Aelteste von dem im Oriente erweislich Verbreiteten zu geben, setzt, selbst gefühlt, wenn er S. 835 sich der Inconsequenz anklagt, zuweilen gegen die Lesart *einer* orientalischen Handschrift, *wo die Vulgata nicht entschied* (dafs er diese consequenterweise *nie* hätte entscheiden lassen sollen, hat Rec. schon oben bemerkt), in andern späteren und gewöhnlichen Handschriften Hülfe zu suchen, und wenn er ebendaselbst gesteht, einmal, nämlich Apoc. 11, 4, sich gegen *zwei* orientalische Handschriften (d. h. gegen A. *αὐλαῖαι* und C. *ἀλαῖαι*) für die Lesart des Occidents, der Vulgate und der gewöhnlichen Bücher (*ἐλαῖαι*) entschieden zu haben. Wenn man, wie der Vf., überhaupt nur ein Paar Quellen benutzt, so läfst sich ganz natürlich nicht nur das vorgesteckte Ziel, den ältesten Text unter den erweislich *verbreiteten* herzustellen, nicht erreichen, sondern man mufs auch dann und wann in die eigne Verlegenheit kommen, in seinen wenigen Urkunden blofs augenfällige und den Sinn zerstörende Schreibfehler vorzufinden, welche man nicht einmal seinem Grundsatze oder seiner Hypothese zu Liebe mit dem evident Richtigen vertauschen mag. Eben so wenig dürfte es dem Vf. gelingen, uns in seiner gröfsern kritischen Ausgabe des N. T. die älteste Lesart unter den *im Occidente* erweislich verbreiteten anzugeben, und wo mehrere hier neben einander verbreitet waren, uns das Schwanken der occidentalischen Urkunden zu veranschaulichen. Denn auch hier kann er nur aus sehr wenigen *griechischen*

schen Quellen schöpfen und manche Kirchenväter und Uebersetzungen hat er gar nicht zu Rathe gezogen. Am meisten schätzt er in den Paulinischen Briefen die *Börner*'sche Handschrift (G.), die aber auch ihre Lücken hat (Rom. 1, 1—5. 2, 16—25 u. s. w.), und erklärt mit Recht *Matthäi's* Abdruck für aufserordentlich werthvoll. Dann läfst er den Codex Claromontanus folgen (in ihm fehlt Rom. 1, 1—7. und 1 Cor. 14, 13—22. ist von einer jüngern Hand nachgetragen), den wir aber auch nach *Griesbach's* Berichtigungen noch unvollständig kennen. Passend bezeichnet übrigens Hr. *L.* diesen Codex durch *Δ.*, anstatt durch D., um ihn von dem Cantabrigiensis zu unterscheiden. Die Handschrift *Laud's* von der Apostelgeschichte (E.) sammt der lateinischen Uebersetzung (e.) ist nicht rein occidentalisch. Lateinische Uebersetzungen, die für rein occidentalisch gelten dürfen, sind in den Evangelien in den Handschriften von *Vercelli* (a.) und von *Verona* (b.), in den Paulinischen Briefen die von Clermont (f.), von St. Germain (ff.) und die *Börner*'sche (g.). Die Cambridger Uebersetzung (d.) hält der Vf. in der Apostelgeschichte für zulässig und in den Evangelien nicht immer für gewichtlos. In der Apocalypse hilft theilweise Primasius (h.), doch ist die Uebersetzung frei und ungenau. Unter den gemischten Quellen hat der Vf. aus der Vulgata und dem Codex Cantabrigiensis (D.) Nutzen gezogen, welcher von der ersten Hand aus einer ursprünglich occidentalischen, aber vielfach von Verschiedenen durchgebesserten und verfälschten Handschrift genommen ist. Die Zeugnisse des Irenäus, Cyprianus und Hilarius Pictaviensis sind von besonderer Wichtigkeit, schon weil von ihren Werken meist treffliche Handschriften erhalten sind. (Diese wird also Hr. *L.* für seine gröfsere Ausgabe sorgfältig verglichen haben oder noch vergleichen.) An Tertullian aber *hat er sich nicht gewagt*. Augustin hat, wenn er recht beobachtete, sich bereits gemischter, unreiner Handschriften bedient. Auch die Uebersetzung des Ulfilas ist gemischt. Die Peschito hält *Griesbach* ebenfalls für unrein; aber diese sollen *andere, denen es näher liegt, genauer betrachten*. Aus dieser Exposition des Vfs (S. 835—837) folgt, was er selbst (S. 838) zugiebt, dafs er wohl in den Evangelien und den Paulinischen Briefen fast überall vollständig mit occidentalischen Zeugnissen versehen ist, dafs er aber in der Apostelgeschichte und Apocalypse nur je einen Zeugen des Occidents (dort E., hier h.) hat, der noch dazu am Ende der Apostelgeschichte (26, 29) verschwindet, mithin hier, wo nicht eines Kirchenvaters Zeugnifs brauchbar ist, uns das Schwanken des Occidents — *unbekannt* bleibt, und dafs in den letzten Abschnitten der Apostelgeschichte und in den katholischen Briefen die occidentalischen Quellen, bis auf die gemischte Vulgate, *gänzlich ausgehen* und er hier überhaupt auf A. und B. (manchmal C.) sammt der Vulgata beschränkt ist.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen geht Rec. zur Behandlung einzelner Stellen über. Hier bemerkt er zuvörderst, dafs der Vf. seinen Grundsätzen zu Folge an sehr vielen Stellen Aenderungen vorgenommen hat, deren Unrichtigkeit sich überzeugend darthun läfst, durch welche also die recepta *deteriorirt* worden ist. Rec. weifs sehr wohl, dafs solche Verschlechterungen des hergebrachten Textes nach des Vfs Grundsätzen seinem kritischen Systeme eben so wenig zum Vorwurfe gereichen sollen, als diejenigen Aenderungen, welche sich als wirkliche Verbesserungen des *textus receptus* bewähren, für ein Verdienst des Kritikers gehalten werden können (vergl. S. 842 u. 838 fg.). Denn eine Kritik, welche nur den *ältesten* Text unter den erweislich verbreiteten *nach Auctorität* herzustellen bemüht ist, hat mit der Ermittelung des Ursprünglichen und Richtigen gar nichts zu schaffen und trifft und verfehlt blofs *zufällig* die Wahrheit, je nachdem das zu ermittelnde Aelteste nach dem Spiele des Zufalls gerade Wahrheit oder Irrthum ist. Gleichwohl glaubt Rec. an einigen Stellen die oben ausgesprochene Behauptung rechtfertigen zu müssen, damit man die Ueberzeugung gewinne, dafs in des Vfs Ausgabe der n. t. Text oft da durch recht grobe Fehler entstellt worden ist, wo die *recepta* fehlerlos, oder doch minder entstellt, ist. Jac. 4, 4. *Elzev.* *Μοιχοὶ καὶ μοιχαλίδες, οὐκ οἴδατε, ὅτι ἡ φιλία τοῦ κόσμου ἔχθρα τοῦ θεοῦ ἐστιν;* Diefs ist sicherlich die ursprüngliche Lesart: *ihr Buhler und Buhlerinnen* (d. h. ihr in sinnliche Lüste versunkenen männlichen und weiblichen Geschlechts), *wisset ihr nicht, dafs die Liebe zur Welt Feindschaft mit Gott ist?* Hr. *L.* dagegen schreibt: *Μοιχαλίδες, οὐκ οἴδατε, ὅτι —*; mit Weglassung von *Μοιχοὶ καί*, freilich *consequent*, weil die Worte *Μοιχοὶ καί* in A. und B. fehlen; aber offenbar *falsch*. Denn 1) sind die Worte *μοιχοὶ καί* in A. und B., vermöge eines *häufig* vorkommenden paläographischen Versehens ausgefallen, indem das Auge der Abschreiber sich von *ΜΟΙχοὶ καί* gleich auf *ΜΟΙχαλίδες* verirrte, so wie umgekehrt in Corb. Vulg. u. s. w. *καὶ μοιχαλίδες* ausgefallen ist, weil die gleiche Anfangssylbe in *μοιχοί* und *μοιχαλίδες* die Abschreiber *ΜΟΙχοί* mit *ΜΟΙχαλίδες* verwechseln liefs. 2) hat schwerlich jemand seine christlichen Leser männlichen und weiblichen Geschlechts mit *μοιχαλίδες, ihr Buhlerinnen*, angeredet. Nicht mit *Buhlerinnen* aber verhandelt hier der Schriftsteller, sondern mit *seinen Lesern überhaupt*, denen er sinnliche Lüste vorwirft, wie vs. 1—3 lehren. Wenn der Vf. ebendaselbst das in A. B. accentlose und, wie er meint, darum *zweideutige ΕΧΘΡΑ* nach Corb. Vulg. als Adjectivum deutet und *ἐχθρὰ τοῦ θεοῦ* schreibt, so ist diefs nichts weiter, als ein falscher, wahrscheinlich durch das im nächsten Gliede stehende *ἐχθρὸς τοῦ θεοῦ* veranlafster, Accent, der die vom Schriftsteller beabsichtigte Antithese: *die Liebe zur Welt — Feindschaft mit Gott*, aufhebt. — Apocal. 11, 3. *Καὶ δώσω τοῖς δυσὶ μάρτυσί μου, καὶ προφητεύσουσιν ἡμέρας χιλίας διακοσίας ἑξήκοντα περιβεβλημένοι σάκκους* d. h. — — *und sie werden 1260 Tage lang prophetische Vorträge*

träge halten in Prophetentracht. Mit Recht hat nun wohl Hr. *L.* als *historischer* Kritiker an die Stelle des richtigen — προφητεύσουσιν — — περιβεβλημένοι σάκκους das *sinnlose* — προφητεύσουσιν — — περιβεβλημένους σάκκους gesetzt. Denn er hat ja, unbekümmert um die Construction, nur danach zu fragen, was im Cod. Alex. steht. Hier aber hatte der *librarius*, wie der von B. 4. 7. Mt. 1., durch die Schlussylbe des nächsten Wortes σάκ ΚΟΥΣ bethört, gedankenlos περιβεβλημέν ΟΥΣ geschrieben. — Joh. 7, 39. Τοῦτο δὲ εἶπε περὶ τοῦ Πνεύματος, οὗ ἔμελλον λαμβάνειν οἱ πιστεύοντες εἰς αὐτόν· οὔπω γὰρ ἦν Πνεῦμα ἅγιον, ὅτι ὁ Ἰησοῦς οὐδέπω ἐδοξάσθη. *Diese seine Aeusserung aber bezog sich auf den Gottesgeist, welchen die an ihn Glaubenden erhalten sollten. Denn es existirte der h. Geist noch nicht* (nämlich *für die Gläubigen*, wie der Zusammenhang zeigt), *weil Jesus noch gar nicht verherrlicht worden war* (was eher geschehen musste, als der h. Geist den Gläubigen verliehen werden konnte, vergl. Joh. 16, 7. Act. c. 2.). Der erforderliche Sinn: „*es existirte der h. Geist noch nicht für die Gläubigen*", ist in B. Colb. Vulg. durch den offenbar *glossematischen* Zusatz δεδομένον zu: οὔπω γὰρ ἦν Πνεῦμα verdeutlicht. Hr. *L.* hat ihn natürlich aufgenommen. Und doch kann kein Glossem augenfälliger seyn, als dieses. Denn an der Stelle desselben hat Mt. 11. δοθέν, D* ἐπ' αὐτοῖς und Chrysostomus erklärt ausdrücklich: οὔπω γὰρ ἦν Πνεῦμα ἅγιον, τουτέστι δοθέν. Noch mehrere Aenderungen hat der Vf. an dieser Stelle vorgenommen, deren Beurtheilung den Rec. hier zu weit führen würde. — Matth. 13, 36 musste Hr. *L.* seinen Principien nach aus B. (denn A. ist hier lückenhaft) διασάφησον ἡμῖν τὴν παραβολὴν τῶν ζιζανίων τοῦ ἀγροῦ anstatt φράσον ἡμῖν κ. τ. λ. schreiben. Gleichwohl kann es unter den Kritikern darüber keinen Streit geben, dafs φράσον die *ursprüngliche* Lesart und διασάφησον dessen *Glossem* ist. — In der Doxologie auf Jesus Apoc. 1, 5 ist gewifs die hergebrachte Lesart καὶ λούσαντι ἡμᾶς ἀπὸ τῶν ἁμαρτιῶν ἡμῶν ἐν τῷ αἵματι αὐτοῦ, *und welcher uns von unsern Sünden durch sein Opferblut* (Hebr. 9, 13) *abgewaschen hat*, auch die ursprüngliche, dagegen die vom Vf. aus A. aufgenommene Lesart καὶ λύσαντι ἡμᾶς ἐκ τῶν ἁμαρτιῶν ἐν τῷ αἵματι αὐτοῦ nichts, als ein alter Schreibfehler (vergl. Cicero ad Atticum 10, 13. 7, wo anstatt κοιλολυσίαν einige Urkunden κοιλολουσίαν! haben), welcher die Einheit des Bildes aufhebt: *und welcher uns von den Sünden losgebunden hat durch sein Blut!* — Rom. 9, 31. — Ἰσραὴλ δὲ διώκων νόμον δικαιοσύνης εἰς νόμον δικαιοσύνης οὐκ ἔφθασε hat der Vf. nach A. B. δικαιοσύνης (an der zweiten Stelle) gelöscht. Allein 1) ist das getilgte δικαιοσύνης *nothwendig*: *Israel aber hat, während es der Regel der Gottwohlgefälligkeit nachtrachtete, die Regel der Gottwohlgefälligkeit nicht erreicht.* Rec. wenigstens weifs das kahle εἰς νόμον nicht zu deuten und meint, der Apostel habe, wenn er nicht δικαιοσύνης wiederholen wollte, mindestens εἰς τὸν νόμον τοῦτον schreiben müssen. Denn nicht vom mosaischen Gesetze, sondern von der δικαιοσύνη redet Paulus, welche die Heiden erreichten, die Israeliten nicht. Es ist also mit δικαιοσύνης gerade das Wort ausgemerzt, auf welchem der Nachdruck liegt und auf welches es hier ankommt. 2) Beweiset die Echtheit des ausgetilgten Wortes die vom Paulus vs. 30. 31. beabsichtigte scharfe Antithese: — ἔθνη τὰ μὴ διώκοντα δικαιοσύνην κατέλαβε δικαιοσύνην —, Ἰσραὴλ δὲ διώκων νόμον δικαιοσύνης εἰς νόμον δικαιοσύνης οὐκ ἔφθασε. 3) Lehren die Varianten, dafs auf die Handschriften, welche δικαιοσύνης weglassen, hier nichts zu geben ist. Zuerst nämlich fielen *per homoeoteleuton* die Worte εἰς νόμον δικαιοσύνης aus, indem das Auge der *librarii* vom erstern δικαιοσύνης auf das letztere sich verirrte (so in 17. 61.); dann stellte man blofs εἰς νόμον wieder her, weil man mindestens diefs zu οὐκ ἔφθασε zu brauchen meinte, liefs aber δικαιοσύνης aus, entweder weil man es aus dem Vorhergehenden hinzudenken zu dürfen glaubte, oder weil man vermuthete, es sey von Abschreibern aus dem Vorhergehenden irrig wiederholt worden (so in A. B. u. s. w.). — Rom. 9, 4 giebt Hr. *L.* ἡ διαθήκη nach B. Vulg. anstatt αἱ διαθῆκαι. Dafs der Pluralis die schwerere Lesart sey, leuchtet ein. Es sind aber αἱ διαθῆκαι *die Bündnisse Gottes mit einem Noah Genes.* 9, 9, *Abraham Genes.* 17, 4, *Isaak und Jacob.* Ἡ διαθήκη würde das Bündnifs Gottes mit den Israeliten durch Moses bezeichnen. Sodann pafst der Pluralis besser in den Zusammenhang, als der Singularis. Paulus führt v. 4 u. 5 die mannichfaltigen Vorzüge der Israeliten auf. In solcher Aufzählung durften die Bündnisse, welche Jehovah mit den gefeierten Vorfahren, Noah, Abraham u. s. w., geschlossen hatte, nicht unerwähnt bleiben. Der *durch Moses* geschlossene Bund dagegen ist schon hervorgehoben durch καὶ ἡ νομοθεσία. Endlich spricht für den Pluralis auch Ephes. 2, 12. Hiernach ist ἡ διαθήκη entweder nur Schreibfehler anstatt αἱ διαθῆκαι, oder Besserung derer, welche den Pluralis nicht zu deuten wufsten. — Diese wenigen Beispiele mögen statt vieler, welche Rec. anderwärts beizubringen gedenkt, für das Gesagte zeugen.

Zweitens hat Hr. *L.* die Varianten nicht sorgfältig genug beachtet, um zu bemerken, welche Lesarten mit einander zusammenhängen und welche nicht. Es ist daher nicht selten Heterogenes mit einander verschmolzen. Wo mehrere Lesarten neben einander bestehen, da geben die Handschriften, selbst die ältesten und besten, die eine oder die andere nicht immer rein, sondern zuweilen mehrere mit einander vermengt, und ein genaues Studium *sämmtlicher* Varianten ist erforderlich, um die verschiedenen *lectiones* von einander zu sondern. In den ältesten Handschriften der Klassiker findet sich jene Vermengung begreiflich seltner, als in den ältesten Urkunden des N. T. Denn jene sind, da die Klassiker viel seltner als das N. T. abgeschrieben wurden, verhältnifsmäfsig auch *sehr nahe* Abkömmlinge der Originale, diese

diese dagegen *sehr entfernte* der Urschriften. Eine s. t. Kritik nun, welche sich dem Studium *aller vorliegenden* Varianten entzieht und ohne Prüfung aufnimmt, was in gewissen alten Urkunden steht, wird daher leicht Wahrheit mit Irrthum verschmelzen müssen. Ist übrigens des Rec. Behauptung richtig, dafs schon in den ältesten Urkunden des N. T. mehrere Lesarten in *eine* verbunden erscheinen, so dafs man jene mit Hülfe der Varianten jüngerer Bücher scheiden mufs, so ermangelt auch Hn. *L's* Kritik, welcher blofs aus sehr wenigen alten Urkunden schöpft und die jüngern Bücher gänzlich ausschliefst, einer festen Basis und bindet uns an den Irrthum weniger Abschreiber. Rom. 10, 5. *Elzev.* *Μωσῆς γὰρ γράφει τὴν δικαιοσύνην τὴν ἐκ τοῦ νόμου, ὅτι ὁ ποιήσας αὐτὰ ἄνθρωπος ζήσεται ἐν αὐτοῖς.* Der Vf. stellt dafür als eine in sich abgeschlossene Lesart in den Text: *Μωυσῆς γὰρ γράφει τὴν δικαιοσύνην τὴν ἐκ τοῦ νόμου, ὅτι ὁ ποιήσας αὐτὰ ἄνθρωπος ζήσεται ἐν αὐτῇ,* und giebt im untern Rande als eine zweite, neben seiner Textlesart weit verbreitete und in sich ebenfalls zusammenhängende Variante folgende an: *Μωυσῆς γὰρ γράφει, ὅτι τὴν δικαιοσύνην τὴν ἐκ τοῦ νόμου ὁ ποιήσας ἄνθρωπος ζήσεται ἐν αὐτοῖς.* Er hat unbegreiflicherweise nicht gesehen, was die Natur der Sache und die Varianten lehren, dafs innern Zusammenhang hat die oben angezeigte Lesart der *recepta* und dafs neben dieser noch folgende Variante bestand: *Μωυσῆς γὰρ γράφει, ὅτι τὴν δικαιοσύνην τὴν ἐκ τοῦ νόμου ὁ ποιήσας ἄνθρωπος ζήσεται ἐν αὐτῇ.* Denn ὅτι stellen nach γράφει 47. 67** Copt. Vulg. Damasc. Ruf. Pel. Sedul. Beda. αὐτά lassen hinweg 47. 67** Copt. Vulg. Damasc. Ruf. Pel. Sedul. Beda. Endlich lesen αὐτῇ für αὐτοῖς 47. Copt. Vulg. Damasc. Ruf. Pel. Sedul. Beda. Wenn demnach Hr. *L.* im Uebrigen die Vulgata stehen gelassen (*M. γ. γράφει τὴν δικαιοσύνην τ. ἐ. τ. ν., ὅτι ὁ ποιήσας αὐτὰ ἄνθρωπος ζήσεται* —.) und doch zuletzt *ἐν αὐτῇ* geschrieben hat, so hat er abgerissene Stücke zweier ganz verschiedenen Lesarten verbunden und ein grammatisches Unding in den Text gebracht. Uebrigens läfst sich an der Ursprünglichkeit der Elzevir'schen Lesart gar nicht zweifeln. Die zweite Lesart nämlich ist daraus entstanden, dafs man sich in das beziehungslose αὐτά in dem abgerissenen Citate aus Levit. 18, 5. LXX. nicht finden konnte (es bezieht sich aber αὐτά dort auf πάντα τὰ προστάγματα und πάντα τὰ κρίματα, was vorhergeht), ist also *Correction.* — Rom. 5, 6. *Elzev.* *Ἔτι γὰρ Χριστὸς ὄντων ἡμῶν ἀσθενῶν κατὰ καιρὸν ὑπὲρ ἀσεβῶν ἀπέθανε.* Hier setzt Hr. *L.* nach *Griesbach* aus A. B. C. noch ἔτι nach ἀσθενῶν ein. Dafs das *doppelte* ἔτι nicht neben einander bestehen kann, versteht sich von selbst. Aber hätte Hr. *L.* nur die Varianten erwogen, so würde er gesehen haben, dafs die Urkunden, welche ἔτι nach ἀσθενῶν lesen, statt des erstern ἔτι am Anfange des Verses etwas anderes haben. Nämlich ἔτι nach ἀσθενῶν geben B. F. G. Vulg. Iren. Syr. Isid. pel. Von diesen haben F. G. Iren. Vulg. εἰς τί anstatt des erstern ἔτι, machen also vs. 6 zum Fragesatze: *εἰς τί γὰρ Χριστὸς ὄντων ἡμῶν ἀσθενῶν ἔτι κατὰ καιρὸν ὑπὲρ ἀσεβῶν ἀπέθανε; denn warum ist denn* [scil. wenn *der uns ertheilte h. Geist nicht für Gottes Liebe zu uns bürgen sollte*] *Christus, als wir noch Sünder waren, zur festgesetzten Zeit für Gottlose gestorben?* B. hat *εἴγε γὰρ* [dieses γάρ indessen ist ein Ueberbleibsel der Vulgata, reimt sich mit εἴγε nicht und es ist sonach als die *reine* Lesart von B. anzusehn: *εἴγε Χριστὸς κ. τ. λ.*] *Χριστὸς ὄντων ἡμῶν ἀσθενῶν ἔτι κατὰ καιρὸν ὑπὲρ ἀσεβῶν ἀπέθανε.* So wird vs. 6 als Nebensatz zu vs. 5 bezogen: *es ist der uns verliehene h. Geist wirklich ein Unterpfand der Liebe Gottes zu uns* vs. 5, *da ja Christus, als wir noch Sünder waren,* — — — *gestorben ist.* Isid. pel. endlich lieset *εἰ γὰρ Χριστὸς* etc., und der Syrer *εἰ δὲ* (nicht εἴγε) *Χριστός* etc. Nach beiden Lesarten gestaltet sich vs. 6 zum Fragesatze: *quid enim si* —? *quid autem si* — —? Vergl. Act. 23, 9. *Griesb.* und Aristoph. Av. v. 371 und daselbst *Beck.* Gewifs ist aber die Elzevir'sche Lesart die echte, und die Verwischung des erstern ἔτι, so wie die Einlegung von ἔτι nach ἀσθενῶν *Correction* derer, welche an dem *hyperbaton* Anstofs nahmen, vermöge dessen das zu ὄντων ἡμῶν ἀσθενῶν logisch gehörende ἔτι an den Anfang des Verses gestellt ist. — Andere Beispiele müssen wir auch hier des Raums wegen übergehen.

Drittens ist Hr. *L.* sehr oft seinen Grundsätzen untreu geworden, hat gerade das nicht in den Text genommen, was seine Quellbücher darbieten, und nach *innern* Gründen, für welche doch seine *historische* Kritik keinen Raum hat, den Text gestaltet. Joh. 5, 47. hat der *textus receptus*, welchen Hr. *L.* beibehält, gewifs die echte Lesart: *Εἰ δὲ τοῖς ἐκείνου γράμμασιν οὐ πιστεύετε, πῶς τοῖς ἐμοῖς ῥήμασι πιστεύσετε; wenn ihr aber Mosis Schriften nicht glaubt, wie wollt ihr denn meinen Worten glauben? Πιστεύετε*, was A. B. 235. und Andere anstatt πιστεύσετε lesen, ist gedankenlose Wiederholung von πιστεύετε im ersten Gliede von Seiten der Abschreiber. Dessen ungeachtet mufste Hr. *L.*, wenn er sich consequent bleiben wollte, — *πῶς τοῖς ἐμοῖς ῥήμασι πιστεύετε,* schreiben, weil A. und B. dieses πιστεύετε lesen, C. und T. aber die Stelle gar nicht haben. Zur Beibehaltung von πιστεύσετε hat er sich also durch *innere* Gründe bestimmen lassen, welche doch seiner *historischen* Kritik völlig fremd seyn sollten.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1833.

BIBLISCHE LITERATUR.

Berlin, b. Reimer: *Novum Testamentum graece. Ex recensione Caroli Lachmanni* etc.

(*Beschlufs von Nr. 53.*)

Apoc. 9, 15 läfst der Vf. ἐλύθησαν, nimmt nicht aus A. ἐλυπήθησαν, behält Apoc. 12, 1 περιβεβλημένη bei, verwirft περιβλεπομένη, was A. hat, bleibt Apoc. 5, 14 bei καὶ τῷ ἀρνίῳ, wo A. καὶ ausläfst, und pflanzt Apoc. 5, 12 fort: ἄξιόν ἐστιν τὸ ἀρνίον, wo A. ἄξιός ἐστι τὸ ἀρνίον giebt. Warum verfuhr der Vf. so? Weil er sah, dafs in diesen Stellen die Lesarten des A. *sinnlos* seyen. Aber was hatte doch seine *historische* Kritik sich um Sinn oder Unsinn zu bekümmern? Und ist denn *weniger sinnlos* Apoc. 12, 5 καὶ ἔτεκεν υἱὸν ἄρσεν, was er aus A. C. einstellte (nämlich das folgende ὃς hat das α am Schlusse des Wortes ἄρσενα verschlungen: ὃς wird in den Codd. ος geschrieben, womit die Form des Alpha α grofse Aehnlichkeit hat), Apoc. 9, 5 καὶ ἐδόθη αὐτοῖς (diefs bezieht sich auf ἀκρίδες vs. 3 und ἐδόθη αὐταῖς vs. 3 und vs. 4, ἐδόθη αὐταῖς steht auch unverändert in *L's* Texte), was er aus A. entnahm, und Phil. 2, 1 — εἴ τις [scil. ἐστὶ] κοινωνία Πνεύματος, εἴ τις [*Elzev.* richtig: εἴ τινα] σπλάγχνα καὶ οἰκτιρμοί, was er aus A. B. C. entlehnte, wo die *librarii*, irre gemacht durch das vorhergehende Glied εἴ τις κοινωνία Πνεύματος, sich *verschrieben* und εἴ τις σπλάγχνα setzten für εἴ τινα σπλάγχνα? Die zuletzt erwähnte Stelle lehrt zugleich, wie sehr des Vfs Kritik vom *Spiele des Zufalls* abhängig ist. Auch in den Anfangsworten des Verses εἴ τις οὖν παράκλησις ἐν Χριστῷ, εἴ τι παραμύθιον ἀγάπης verschrieben sich mehrere Abschreiber und gaben (bethört durch das erste Glied εἴ τις οὖν π. ἐ. X.) εἴ τις παραμύθιον ἀγάπης (denn εἴ τις παραμυθία ἀγάπης bei Theodoret und Theophylact ist nur Correction von παραμύθιον nach dem eingedrungenen Schreibfehler; der Schreibfehler selbst, τις, hätte in τὶ verbessert werden sollen.). Allein weil *zufällig* hier A. B. C. den Schreibfehler nicht haben, erleiden bei Hn. *L.* die Worte εἴ τι παραμύθιον keine Veränderung und sein Text bleibt ohne grammatischen Fehler; gleich darauf aber haben A. B. C. denselben durch dieselbe Ursache hervorgerufenen Schreibfehler, und auf der Stelle mufs der älteste orientalische Text einen argen grammatischen Fehler (εἴ τις σπλάγχνα) enthalten haben.

Viertens darf Rec. nicht verschweigen, dafs der Vf., wie wenig vorbereitet er bei Veranstaltung seiner Stereotypausgabe gewesen sey, vornehmlich durch seine Interpunction, so wie durch die Beispiele von *innerer* Kritik, welche er in den Studien und Kritiken l. c. S. 839 fgg. niedergelegt, beurkundet hat, zumal da sich voraussetzen läfst, Hr. *L.* werde in der hier von seiner Ausgabe abgelegten Rechenschaft gerade seine besten Entdeckungen mitgetheilt haben. Dieser Punkt erfordert weitere Ausführung, als hier der Raum gestattet; von ihm also nächstens an einem andern Orte.

Fünftens hat Rec. noch über die von Hn. *L.* befolgte *Orthographie* zu sprechen. Dieser hat es sich hier, nach Studien u. Kritiken a. a. O. S. 829, zur Regel gemacht, 1) *da nach der Grammatik zu schreiben, wo die Verschiedenheit an der Aussprache nichts ändere* (d. h. mit *deutlichern* Worten: da unbekümmert um das in den Handschr. Vorliegende sich nach den Regeln der Grammatik zu richten, wo das in den MSC. Stehende auf Buchstabenverwechselung, Unsitten der Abschreiber gewisser Zeitalter, kurz auf Irrthum der *librarii* hinauslaufe und — *ein nichts* sey), also nicht ἡμεῖν, sondern ἡμῖν, nicht συνπαραγενόμενοι, sondern συμπαραγενόμενοι (Luc. 23, 48) u. dgl. zu geben; 2) *alle nicht blofs in der Schrift bestehenden Abweichungen zu achten* (das heifst doch wohl: alle diejenigen orthographischen Abweichungen seiner Codices aufzunehmen, welche nicht Versehen und Irrthümer der Abschreiber wären, sondern in der Sprache ihren guten Grund hätten). Rec. will nicht urgiren, dafs Hn. *L.* das Princip seiner Kritik zu jener Regel nicht berechtigte, da die nach blofser Auctorität entscheidende Kritik überall das zu geben hat, was in der Mehrzahl ihrer Urkunden steht, unbekümmert darum, ob es ein in der Sprache gegründetes etwas, oder ein Figment der Abschreiber sey; gestehen mufs er nur, dafs die Art, auf welche sich Hr. *L.* a. a. O. über die ganze Sache äufsert, ihn sehr befremdet hat. Für einen blofsen Fehler der Abschreiber hält Hr. *L.* mit Recht συνπαραγενόμενοι. Ist dann aber das von ihm aufgenommene συνζητεῖν Luc. 24, 14, συνζητεῖτε Marc. 9, 16, συνζητοῦντες Marc. 9, 9 u. dergl. anstatt συζητεῖν, συζητεῖτε und συζητοῦντες etwas anderes? Und darf das ebenfalls von Hn. *L.* aus den ältesten Urkunden recipirte Μαθθαῖος, Μαθθαῖον (anst. Ματθαῖος und Ματθαῖον) für etwas anders als für einen Einfall der Abschreiber gehalten werden? Auf der andern Seite durfte Hr. *L.* das Matth. 28, 3 von A. B. C. D. E. dargebotene εἰδέα (anstatt ἰδέα) nicht ohne weiteres für einen Fehler der Abschreiber ausgeben. Denn dafs εἰδέα für ἰδέα poetisch sey, lehren nach *H. Stephanus* die Lexicographen; es findet sich auch bei Hippocrates

tes, und dafs in das biblische Idiom in formeller und syntaktischer Hinsicht manches Poetische eingedrungen ist, ist bekannt. Gewifs ist es sehr verdienstlich, auf die die Formlehre betreffenden Varianten zu achten, da dieses bisher im Ganzen genommen zu wenig geschehen ist und da ein sorgfältigeres Studium derselben sicher zeigen wird, dafs manches, was man zeither als Verirrungen der Abschreiber ohne weiteres verwarf, eine Eigenthümlichkeit des alexandrinischen Dialects ausmacht. Gewifs wird sich hier bei einer sorgfältigen und in den Geist der Sprache eindringenden Kritik noch manches ermitteln lassen. Allein wer, wie Hr. *L.*, ohne Berücksichtigung der den Abschreibern des N. T. mit denen anderer alten Monumente gemeinsamen Fehler, ohne gründliches Studium der Varianten und ohne tieferes Eindringen in das Idiom ohne weiteres seinen Büchern folgt, und was *diese* darbieten in den Text stellt — der geräth auf das Extrem eines *Sturz*, welcher in seinem Buche: *de dialecto macedonica et alexandrina liber*. Lips. 1808. 8., die bekanntesten und in den Codicibus *aller* alten Klassiker geläufigsten Buchstabenverwechselungen der Abschreiber für *Eigenthümlichkeiten des alexandrinischen Dialects* ausgab, z. B. S. 119 ζετεῖν für ζητεῖν, S. 121 ἰωθός für εἰωθός! Apoc. 1, 13 giebt A. ποδήρηΝ vermöge eines bekannten Schreibefehlers, weil das unmittelbar vorhergehende Wort sich auf ν endigt: ἐνδεδυμένοΝ. Hr. *L.* stellt ποδήρηΝ in den Text. Getrauet er sich wirklich, eine Form, wie ἡ ποδήρη oder ὁ ποδήρης, τοῦ ποδήρου u. s. w., im Sprachgebrauche nachzuweisen? — Luc. 8, 38 hat der *textus receptus* ἐδέετο, dagegen B. L. die zusammengezogene Form ἐδεῖτο (vgl. *Buttmann's* ausf. gr. Sprachl. T. II. p. 108). Als *Unding* zwischen beiden steht das *aus beiden* vermöge einer Dittographie entstandene und in A. P. erhaltene: ΕΔΕΕΙΤΟ. Wer sollte es glauben, dafs diefs Hr. *L.* in der Form ἐδεεῖτο in den Text genommen hätte? — Joh. 5, 36 giebt die Vulgate μείζω, D. lieset dafür μείζονα und A. B. μείζων. Diefs ist wieder ein häfsliches *monstrum*, welches ebenfalls einer Dittographie den Ursprung verdankt: die Vulgata μείζω: Andere μείζονα: daraus der Unsinn μείζων: μείζονα. Wäre dem nicht so, warum gäben denn z. B. Joh. 15, 13 *alle* Urkunden μείζονα? Gleichwohl nimmt Hr. *L.* Joh. 5, 36 μείζων in den Text und muthet uns zu, nicht zu sehen, wie das μείζων a. a. O. entstanden ist, und einen Accusativus μείζων im N. T. gelten zu lassen. — Apoc. 12, 13 schreibt Hr. *L.* ἄρσεναΝ, was aus dem vorhergehenden τὸΝ entstanden ist, und Apoc. 22, 2 κατὰ μῆναΝ, was seine Entstehung den folgenden Worten: ἕκαστοΝ ἀποδιδοῦΝ τὸΝ καρπὸΝ verdankt, hält also ἄρσεναΝ und μῆναΝ in allem Ernste für Accusative im alexandrinischen Dialecte. Aufser *Sturz* a. a. O. S. 127. 128, welcher γυναῖκαν, ἐλπίδαν, μισθὸν u. dgl. beibringt, wird ihm schwerlich jemand beistimmen. Denn dieselben Eleganzen, welche von ähnlichen paläographischen Irrthümern hervorgerufen wurden (z. B. Δήμητραν für Δήμητρα, μηδέναν für μηδένα, χεῖραν für χεῖρα, νύκταν für νύκτα), hat man selbst aus den Handschriften des Aristophanes nachgewiesen; vgl. *Dobree* ad Aristoph. Plut. v. 64. 65. und *F. V. Fritzsche* de Thesmophor. p. 10. — Wenn Hr. *L.* Philipp. 2, 23 ἀφίδω (anstatt ἀπίδω), Act. 4, 29 ἔφιδε (anstatt ἔπιδε), Rom. 4, 18 ἐφ' ἐλπίδι (anstatt ἐπ' ἐλπίδι) und Gal. 2, 14 οὐχ Ἰουδαϊκῶς (anstatt οὐκ Ἰουδαϊκῶς) schreibt, so läfst sich diefs nicht eher billigen, als bis überzeugend dargethan worden ist, dafs die alexandrinische Gräcität den spiritus *lenis* als spiritus *asper* in gewissen Fällen behandelte. Allein sollten denn dergleichen Dinge weniger auf Rechnung von Versehen der Abschreiber kommen, als das entgegengesetzte οὐκ εὗρον u. dergl.? — Wenn Hr. *L.* aus seinen Codd. Marc. 16, 19 ἀνελήμφθη, Luc. 9, 51 ἀναλήμψεως, Act. 1, 11 ἀναλημφθείς, Act. 10, 34 προσωπολήμπτης, Rom. 2, 10 προσωπολημψία, Rom. 11, 15 πρόσλημψις, Jac. 2, 9 προσωπολημπτεῖτε u. s. w. setzte, so hielt er diese Formen mit *Sturz* a. a. O. S. 131 für alexandrinisch. Diese Meinung aber wird nicht leicht ein Anderer mit ihm theilen. Denn in den *ältesten* Handschriften *aller* griechischen Klassiker, auch der besten Attiker (man vergleiche nur die Varianten zu den von *Bekker* herausgegebenen Schriftstellern), tritt zwischen einen Vocal und ein ψ im Futuro, Aoristo und in den andern davon abgeleiteten Temporibus und Wortbildungen ein μ, z. B. κάμψω (anstatt κάψω) als Futurum von κάπτω, während doch κάμψω Futurum von κάμπτω ist, πέμψω (anstatt πέψω) als Futurum von πέπτω, da doch πέμψω Futurum von πέμπω ist, λήμψομαι statt λήψομαι (so der Ravennas zu Aristoph. Frieden. V. 485.) und viele andere solcher Formen, die — gar nichts sind. Auch ist Rec. aufser *Sturz* kein Philolog bekannt, welcher solche Formen der Beachtung empfohlen, der solche *nicht* schon durch das Schweigen über sie für Un*bilden* der Abschreiber erklärt hätte. Man hat also nach den Handschriften kein gröfseres Recht, sie im N. T., als im Thucydides, Plato und Aristophanes herzustellen. — Das vom Hn. *L.* Hebr. 9, 21 aus A. C. für ἐρράντισε eingesetzte ἐράντισεν *kann* richtig seyn, so wie Matth. 26, 67 ἐράπισαν und 2 Cor. 11, 25 ἐραβδίσθην. Eustathius zu Odyss. π, 610, 12. σ, 661, 48. φ, 761, 53. χ, 790, 45. erklärt solches einfache ρ für unattisch und für eigenthümlich dem spätern Griechischen; gewifs mit Unrecht. Obgleich nämlich ρ in der Regel Position macht, so verdoppelte man doch lieber das ρ, wenn ein Vocal vorhertrat. Indessen unterblieb diefs auch *bei den besten Attikern* dann, wenn die Sylbe vor dem ρ kurz bleiben sollte, z. B. ἡ διάροια: vgl. *Hermann* elementa doctrinae metricae, p. 46. Demnach wären Formen, wie ἐράντισεν, παράρυθμ', διάροια und besonders in den Compositis πολύρυτος, ἀγνόρυτος mit *einem* ρ *dichterisch*, um die Sylbe vor dem ρ *kurz* zu lassen; und da der Hellenismus so manche dichterische Form aufgenommen hat, so läfst sich wohl eine Form wie ἐράντισε im N. T. als ursprünglich *denken*. Auf der andern Seite ist's aber auch bekannt, dafs die *librarii* oft genug Doppelbuchstaben irrthümlich nur einfach schreiben, z. B. φρασ-

γελλώσας für φραγελλώσας; ἄραφος für ἄρραφος: man vgl. Marc. 15, 15. Joh. 19, 23. varr. lect., und dafs die MSC. auch in den griechischen Prosaikern in einer grofsen Anzahl von Compositis zwischen ρ und ῤῥ schwanken, z. B. διαῤῥίπτω, διαρίπτω. Demnach kann eben so gut ἐράντισε nur verschrieben seyn für ἐῤῥάντισε. Bei dieser Lage der Sache ist es sicherlich das Beste, bei der hergebrachten Schreibung stehen zu bleiben und nicht mit Hn. *L.* auf die Gefahr, blofse Schreibfehler in den Text zu bringen, Aenderungen vorzunehmen. — An kleinen Ungenauigkeiten fehlt es in dieser Stereotypausgabe auch nicht. Die Seiten 235—240. sind *verdruckt* und die Fälle gar nicht selten, wo Accente oder spiritus fehlen oder sonst Druckfehler vorkommen, z. B. S. 44. Z. 1. S. 76. Z. 16. S. 77. Z. 35. S. 78. Z. 8. S. 118. Z. 13. S. 120. Z. 23. S. 125. Z. 25. S. 180. Z. 22. S. 322. Z. 1. S. 325. Z. 3. S. 326. Z. 6. u. s. w.

Hiermit glaubt Rec. sein Urtheil über Hn. *L's* Kritik genugsam motivirt und mit so vielen Beispielen erläutert zu haben, als der Raum an diesem Orte gestattete. Jedoch wird er sein hier ausgesprochenes Urtheil nächstens anderwärts durch noch mehrere Stellen des N. T. begründen. Wie nun Hr. *L.* gern glauben wird, dafs diejenigen, welche seine Ausgabe des N. T. als *ein die neutestamentl. Kritik wahrhaft reformirendes Werk* gepriesen (vergl. z. B. Götting. Anz. 1831. Nr. 67. 68. und Studien u. Kritiken 1831. S. 807.), ihre Ueberzeugung *redlich und nach der Wahrheit* ausgesprochen und *mit Ueberlegung* niedergeschrieben haben (vergl. das Intelligenzblatt der A. L. Z. Decbr. 1832. S. 752), so darf er auch bei Rec., welcher bei aller Achtung vor des Vfs Gelehrsamkeit nach einer längern Prüfung seines Textes nun einmal in jenes Lob nicht einzustimmen vermochte, *Wahrheitsliebe* und *Ueberlegung* voraussetzen. Genügen ihm aber des Rec. Einwendungen nicht und meint er, es sey ihm zu viel geschehen, so bleibt es ihm ja unbenommen, gegen den Rec. einzukommen und ihn mit Gründen zu bestreiten. Hierdurch kann die Wahrheit in jedem Falle nur gewinnen.

GESCHICHTE.

München, in Comm. b. Franz: *Ueber Wallenstein's Privatleben.* Vorlesungen gehalten in dem Museum zu München von *Julius Max Schottky*, Professor. 1832. 212 S. 12. (1 Rthlr. 4 gGr.)

Es ist seit einiger Zeit in der Geschichtschreibung Sitte geworden, eine gewisse Originalität darin zu suchen, dafs man das Urtheil über vielbesprochene Menschen, anstatt es zu berichtigen, so viel als möglich auf das entgegengesetzte Extrem treibt, so dafs man auf der einen Seite die ehrwürdigsten und verdienstvollsten Männer, die aber nicht frei von menschlichen Irrthümern und Schwächen waren, herabwürdigt und verlästert, und auf der andern Seite Männer, die bisher in üblem Rufe standen, anstatt sich mit der Nachweisung zu begnügen, dafs doch nicht alle ihre Handlungen böse waren, und dafs sie auch in mancher Hinsicht Lob verdienen, auf einmal alles Tadels entkleiden, sie zu den reinsten und erhabensten Charakteren, zu wahren Heroen und Wohlthätern der Menschheit stempeln will. Wo bei diesem Verfahren, das nur darauf hinzielt, die Darstellungs- und Ueberredungsgabe des Schriftstellers glänzen zu lassen, die historische Wahrheit bleibt, das ist eben so sehr die Frage, als, woher denn nun, wenn die vornehmsten, auf dem Schauplatze der Weltbegebenheiten handelnden Männer alle so edle, schuldlose und seelengute Wesen waren, doch das viele, unleugbar geschehene Böse gekommen ist? — Auch Wallenstein (wir wollen diese fehlerhafte Schreibart seines Namens, die nun einmal unvertilgbar scheint, hier noch beibehalten) gehört zu den historisch ausgezeichneten Männern, die von frühern Schriftstellern manchmal zu hart beurtheilt, denen manche nicht genug begründete Vorwürfe gemacht wurden, die aber dafür jetzt raschen Fluges das tiefste Dunkel mit dem hellsten Lichte verwechseln sollen. Schon *Förster* hat in seiner Wallensteinischen Briefsammlung unleugbar seinen Helden mit zu vieler Vorliebe behandelt, und von den Vorwürfen, die auf ihm lasten, allzu rein zu brennen gesucht, sich aber doch dabei noch in einigen Schranken gehalten. Von solchen weifs aber Hr. *Schottky* gar nichts, und an ihm liegt es wenigstens nicht, wenn nicht Wallenstein nächstens schon als Heiliger verehrt wird. Und was das kleine elegante Büchelchen, das jetzt vor uns liegt, noch nicht auszurichten vermag, das wird ohne Zweifel in der „umfassenden Geschichte des dreifsigjährigen Kriegs", deren erster Versuch, und in der „Biographie Wallenstein's", deren Vorläufer diese Vorlesungen, laut der Vorrede, seyn sollen, sich in weit reicherem Mafse und mit siegender Uebermacht finden. Der Vf. rühmt sich zu dem Ende eines *vieljährigen* Forschens in den Archiven Oestreichs, besonders Böhmens, der Benutzung zahlreicher Familien-Urkunden und Privat-Correspondenzen, und der fortgesetzten Thätigkeit in Baierns ungemein reichen Archiven und Büchersammlungen; indessen mufs ihm bei diesen Forschungen, wenn wir ihre Resultate nach den hier mitgetheilten Proben beurtheilen sollen, kein besonders günstiger Genius vorgeleuchtet haben: denn hier finden wir, was den wahren, historischen Gehalt betrifft, meistens nur höchst triviale Sachen, die uns, da man als Probe doch gemeiniglich nicht das Schlechteste ausstellt, nach der übrigen Ausbeute eben nicht sehr lüstern machen: denn wenn wir auch auf einzelne interessante Notizen stofsen, so ist doch das völlig Gleichgültige und Unbedeutende weit überwiegend, und so klein das Büchlein ist, so würde sich doch das wahrhaft Nützliche in demselben höchstens auf ein Viertel des dazu verwendeten Raumes reduciren lassen. Die *Einleitung* bildet eine lange, bis zum Ekel ausgesponnene, dabei aber sehr witzig seyn sollende Polemik gegen *Herchenhahn* und *Schiller*, die, der Hauptsache nach, ein Windmühlengefecht ist, oder wenigstens doch viel zu spät kommt, da der Vf. voraussetzt, diese beiden Schriftsteller ständen unter uns gläubig verehrt und unwiderlegt da, *H.* sey bis jetzt das

das *Hauptwerk* über Wallenstein (S. 33), und *Schiller's* Aussprüche hätten bei unzähligen Menschen *Gesetzeskraft* (S. 11). Daſs dem aber nicht so ist, daſs man vielmehr in dem schon halb vergessenen *Herchenhahn* zwar einen fleiſsigen Compilator, aber nichts weniger als einen musterhaften Geschichtschreiber zu erkennen, und an *Schiller* zwar eine geistreiche, hinreiſsende Darstellung, aber weder kritisches Quellenstudium, noch strenge historische Treue und Unparteilichkeit zu schätzen, seit geraumer Zeit gewohnt ist, durfte einem Schriftsteller, der sich ein Richteramt in der historischen Literatur anmaſsen will, nicht unbekannt seyn. Uebrigens hat es der Vf. fast mehr mit *Schiller's* Tragödie: „Wallenstein", als mit dessen Geschichte des dreiſsigjährigen Kriegs zu thun, gleich als hätte Schiller jenes dramatische Gedicht geschrieben, um darin Geschichte zu dociren. Was aber *H.* betrifft, so amüsirt sich der Vf. hinsichtlich seiner mit faden, langweiligen Witzeleien, und verschwendet mehrere Seiten an eine eben so unnütze als unglückliche Parallele zwischen *H.* und — der asiatischen Banise! Merkwürdig ist dabei, daſs des *wirklichen Hauptwerks* über Wallenstein, der *Förster*'schen Briefsammlung, von dem Vf. *gar nicht* gedacht wird, obwohl er es recht gut gekannt haben mag! — Des Vfs eigene, in 9 Kapitel vertheilte Gaben bestehen theils in Auszügen Wallensteinischer Briefe, der Mehrzahl nach an seinen Landeshauptmann im Herzogthum Friedland, einen Freiherrn von Taxis, gerichtet; theils in andern gleichzeitigen Briefschaften, worunter die Nachrichten über das Bauwesen auf den Wallensteinischen Besitzungen, die Verhandlungen über seine Pferde, und die speciellen Nachweisungen über seine Hofhaltung, den gröſsten, fast ungebührlichen Raum einnehmen. Um des Vfs Beurtheilung kenntlich zu machen, mögen folgende Beispiele hinreichen. W's *Religiosität* soll (S. 45) durch einige Stellen aus den Stiftungsbriefen der Kartause zu Stipa und der Probstei Gitschin erwiesen werden, die zwar andächtig genug klingen, aber schwerlich von W. selbst concipirt sind, und überhaupt für den Kenner solcher Urkunden, der darin nichts als die hergebrachten, allgemeinen Formeln sieht, am wenigsten beweisen. Das (S. 46) zu gleichem Zweck eingerückte Schreiben W's, worin die Einwohner von Böhmisch-Leippa zu fleiſsigerem Kirchenbesuch ermahnt werden, möchte wohl eine ganz andere Tendenz haben, als sie, bei oberflächlichem Anblick, aus den andächtigen Redensarten hervorzugehen scheint. Wer nämlich die damalige Lage Böhmens etwas genauer kennt, wird sich bald überzeugen, daſs damit nichts anders gesucht wird, als die noch übrigen *evangelischen* Einwohner jener Gegend zur Rückkehr in die *katholische* Kirche zu nöthigen. — Als Beweise für W's *humane Gesinnungen* weiſs der Vf. (nach S. 56) „*nichts Schlagenderes*" beizubringen, — als einige höchst unbedeutende Briefauszüge, in denen er auf Redensarten, wie: „welches mir sehr lieb ist"; „so werdet ihr mir den angenehmsten Dienst von der Welt thun"; „ich verstehe mich zwar nicht darauf", u. dergl. das gröſste Gewicht legt. — W's *Fürsorge für seine Unterthanen* beweist der Vf. unter andern (S. 65) mit einem Schreiben an die Stadt Friedland, worin ein Gesuch derselben, obwohl unter einigen mildernden Ausdrücken, *abgeschlagen* wird. Für das Aufkommen der Stadt Gitschin zeigt sich der Herzog (S. 70 u. f.) allerdings sehr besorgt; aber er hatte diese Stadt zu seiner Residenz bestimmt, und bei näherer Erwägung erscheinen seine Anstalten doch mehr auf die Befriedigung seiner eignen Eitelkeit und Prachtliebe, als auf die Wohlfahrt seiner Unterthanen berechnet. Auſserdem fällt es auf, daſs W. so sehr darauf dringt, in seinen *böhmischen* Besitzungen den Gebrauch der deutschen Sprache, zum Nachtheil der böhmischen, gegen die er überhaupt viel Widerwillen zeigt, herrschend zu machen, was unmöglich seinen böhmischen Unterthanen erfreulich seyn konnte, und immer ein Zug von Gewaltthätigkeit bleibt. In unserer constitutionslustigen Zeit glaubt der Vf. seinen Helden wahrscheinlich dadurch besonders zu empfehlen, daſs er (S. 107) versichert, derselbe habe die Einführung einer *ständischen Verfassung* in seinem Herzogthum Friedland beabsichtigt; es war aber weiter nichts, als eine *Landesordnung*, die zunächst wohl nur dem Ansehen des Herzogs diente, der sein Fürstenthum dadurch, als einen neugebildeten Staat, um so bedeutender hervortreten lassen wollte; darin ist freilich von *Ständen* die Rede; niemand wird sich aber darüber eben wundern, wer nur weiſs, daſs man, nach damaligem Regierungsgebrauch, eine solche Eintheilung in Stände, und eine gewisse Mitwirkung derselben bei der Besteuerung und Vertheilung sonstiger Landeslasten, für unentbehrlich hielt, daſs also W., indem er einem damals noch allgemeinen Herkommen folgte, *keineswegs* an eine freiwillige Beschränkung seiner Regentenrechte dachte. — Abgesehen von diesen und ähnlichen verfehlten Urtheilen, hätte der Vf. sich ein wahres Verdienst um die Geschichte erwerben können, wenn er W., den man bis jetzt fast nur als Krieger kannte und beurtheilte, von Seiten der Regierung und Verwaltung seiner Besitzungen recht gründlich darzustellen gesucht hätte; dazu gehört aber freilich etwas Anderes, als abgerissene Excerpte aus zerstreuten Briefen; auch kann es dabei auf Hofstaats-Rechnungen und Pferdewesen nicht besonders ankommen. — Von den vier beigefügten Steindrucktafeln giebt die eine, dem Titel gegenüber, die Abbildung einer Münze W's, als Herzog von Meklenburg, auf welcher aber W's Bild sehr miſsrathen ist; die zweite das Siegel W's als Herzog von Friedland, und das seiner Gemahlin als Wittwe, auf welchem letztern das Wappen ihres Gemahls fehlt; die beiden letztern Nachbildungen der Handschrift W's und einiger Personen aus seiner näheren Umgebung. Unter den letztern ist W's Unterschrift *vor* seiner Erhebung zur Fürstenwürde, und die seiner Gemahlin, für den Liebhaber solcher Curiositäten merkwürdig; andere hat *Förster* schon besser gegeben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1833.

JURISPRUDENZ.

WÜRZBURG, b. Stahel: *Teutschlands Rechtspflege durch Kollegial-Gerichte, ihre Natur und ihre Verhältnisse.* Von *Joh. Bapt. Sartorius.*, Appellationsgerichts-Accessisten zu Würzburg. 1832. XII u. 258 S. 8. (1 Rthlr.)

Wir haben es hier mit einem Autor zu thun, der „Gelegenheit im Uebermafse gefunden hat, alle Seiten der Collegialität in der Nähe zu beschauen und deren Eigenthümlichkeit der Prüfung zu unterwerfen", einem Autor, der, „wie es dem Forscher geziemt, erhaben ist über den Parteisinn, wie der Geist Gottes über den Wassern schwebt", einem Autor, der „tief eingefahren ist in die Schachten der Wissenschaft, Geschichte und Weltkenntnifs", und nun nach „mühsamen Studien", wie dies „der grofse Aufwand geschichtlicher und literarischer Nachweise zeigt", „ein zeitgemäfses Werk über die Collegial-Justiz" zu Tage gefördert hat, das er mit der Hoffnung in die Welt sendet, dafs „*jeder Anforderung* dadurch Genüge geleistet seyn möchte!" — So lauten die bescheidenen Bekenntnisse des Vfs in der Vorrede, die unter noch manchem Erbaulichen auch Aeufserungen enthält, aus welchen Rec. einem Jeden, der das Unglück haben sollte, geringer über das Buch zu denken, mit ziemlicher Gewifsheit glaubt, sein Schicksal vorherverkünden zu können. Der Vf. wird ihn nämlich höchst wahrscheinlich für einen Anhänger der historischen Schule, „die einem bis auf den Grund gefrorenen See des Todes gleicht", und einen Verehrer des Hn. *von Savigny*, „des offenen Gegners fortschreitenden, selbstständigen Handelns", erklären, oder er wird ihn jenen „Halbwissern" beizählen, „die meuchlings über den Vf. und alle herfallen, die ihren Duodez-Katechismus lästern oder über ihren Horizont hinausgehen, und zu jenen kleinen Seelen, die sich hämische Kränkungen erlauben, sobald man den Pfuhl ihres selbstsüchtigen Treibens aufrührt." So klar Rec. nun voraussieht, was ihm bevorstehen dürfte, so kann ihn dies doch nicht bewegen, das pflichtmäfsige Bekenntnifs zu unterdrücken, dafs ohne einen Pflichtzwang er es wohl kaum über sich würde haben gewinnen können, das Buch ganz zu durchlesen. Nicht etwa, als wenn die dazu erforderliche Geistesanstrengung ihn ermüdet, seine Kräfte erschöpft haben würde. Der Vf. gehört nicht zu den Leuten, die in einer Schale, welche zu öffnen sie uns überlassen, einen gehaltvollen Kern bieten, sondern das dargebotene Gericht ist ein langer Brei, in welchem das bischen Gedankenmark ganz in Wortschwall aufgelöst und verflüchtiget ist, und dessen mangelnder Geist durch die üble Würze bombastischer Tiraden ersetzt wird, die etwa von folgender Gattung sind: „Die Zeit ist bewegt und kreisend, neue Ideen erschüttern dröhnend die Grundsäulen der Dinge, Wetteifer entbrennt, Kämpfergilden (!) erheben sich und befehden oder bedrohen einander" u. s. w.

Der Vf. hat seinen Gegenstand in *vier* Abschnitten behandelt, deren jeder in mehrere §§. zerfällt. Der *erste* Abschnitt ist überschrieben: Begriff und Geschichte (S. 1—62), der *zweite*: Wesen und Vorzüge (S. 63—106), der *dritte*: Die Richter (S. 107—192), der letzte: Die Urtheilsfindung.

Ueber den Begriff der Collegialgerichtsverfassung hat der Vf. uns nur sehr wenig zu sagen für nöthig befunden. Es reducirt sich darauf, dafs „Collegialgerichte aus einer versammelten Mehrheit von Richtern bestehen", während „Einzelrichter die richterliche Gewalt allein in ihren Händen haben." Dann meint der Vf., dafs „Genossenschaftsgericht" dafür das passende (?) *urteutsche* Wort seyn würde, weil die Freien, die an der Gerichtsversammlung thätigen Antheil nahmen, „Genossen" genannt wurden; doch hat er nichts dagegen, wenn man das Wort „Collegial" beibehalten will, wiewohl „*Collegium* bei den Römern eine ganz allgemeine Bedeutung hatte." Der Vf. scheint aber zu fürchten, dafs diese letzte gelehrte Bemerkung ihm nicht alle aufs Wort glauben möchten, und kommt hier mit seinem durch mühsame Studien gesammelten grofsen Aufwand historischer und literarischer Nachweise zu Hülfe, indem er die Note beisetzt: „S. *Scheller's* lateinisch-deutsches Lexicon (Leipzig bei Fritsch 1788) Art.: *Collegium.*" — Nach diesen Erörterungen geht der Vf. auf der zweiten Seite seines Buches schon zur s. g. Geschichte der Collegialgerichte über. Für welche Klasse von Lesern aber diese Geschichte bestimmt seyn soll, dürfte schwer zu ermitteln seyn; es scheint allerdings, als habe der Vf. Leute vor Augen gehabt, denen die Geschichte unserer deutschen Rechtsverfassung nicht ganz fremd seyn darf; wir würden aber den Vf. *zu sehr* zu beleidigen glauben, wenn wir von der Unwissenheit in allen diesen Dingen, die er seinen Lesern zuzutrauen scheint, auf den eignen Umfang seiner Kenntnisse, besonders ehe ihn seine Forschungen über die Collegialgerichte in die Schachten der Geschichte und Wissenschaft hinabgeführt hatten, zurückschliefsen wollten. Der Vf. beginnt mit dem Zustande des Faustrechts, der „der Bildung eines ordentlichen Gerichtswesens vorhergegangen." „Als aber

aber auch die Vermittler nicht mehr ausreichten, dem Zustande barbarischer Rechtlosigkeit abzuhelfen, trat die Gemeinde, anfänglich ein kleiner Haufe, zusammen, untersuchte die Sache und sprach, nachdem sie, ihrer schlichten Meinung nach, das Recht gefunden hatte, die Entscheidung aus. Hier schon war nichts Anderes als ein Collegialgericht. *Freilich* sehen wir nicht dabei Gelehrte in Amtstracht mit Perücken in Sälen sitzen und ihre Gesichter in künstliche Falten legen, aber doch eine richtende Mehrheit, und es zeigt sich hiebei, dafs die collegiale Gerichtsverfassung, als eine der Selbstständigkeit entsprechende, weit tiefer in der Eigenthümlichkeit freier Völker gegründet ist, als die Anstalt der Einzelrichter." Dann theilt uns der Vf. in zwei §§. (S. 5—23) Allerlei über die altgermanischen Volksgerichte und deren Verfassung, die Entstehung der Schöffen u. s. w. mit, vorzüglich aus *Maurer's* und *Grimm's* Schriften, mit unzähligen Verweisungen auf dieselben. Mit Karl dem Grofsen, „unter welchem die Hofluft in den Gerichten immer heimischer wurde", beginnt, nach der Ansicht des Vfs, die Zeit der sclavischen Erniedrigung der Deutschen auf der einen und der Despotie auf der andern Seite. Von Karl dem Grofsen kommt der Vf. sehr rasch auf das 15te Jahrhundert, und auf die Einführung des Römischen Rechts. Hiebei ein Pröbchen von der gedrängten und geschmackvollen Darstellungsweise des Vfs (S. 23): „Wären *damals* (auf welche Zeit dies „damals" sich beziehen soll, kann Rec. nicht bestimmen, da man meist nicht weifs, ob der Vf. von den Zeiten Karls des Grofsen oder dem 15ten Jahrhundert redet) die Teutschen abgeschlossen für sich gestanden, so würden sie ohne Zweifel ihre Gesetzgebung und Rechtspflege selbstständig ausgebildet haben; die Kraft dazu hatten sie in Fülle in sich. Die Gesetze der Salier, Ripuarier, Allemannen, Bajuvarier, Burgundionen, Longobarden, Friesen, Sachsen, Angeln, Wisigothen, Ostgothen und Anderer, die Kapitularien der frankischen Könige, die verschiedenen Urkunden und Formelsammlungen, die alten Gewohnheits- und Stadtrechte, der bekannte Sachsen- und Schwabenspiegel sind lebendige Zeugnisse, wie die alte deutsche Rechtsmutter auch eigene Kinder zur Welt fördern konnte." Dafs die Deutschen „sich blindlings dem römischen Rechte *an den Hals warfen* und ihr eigenes Pfund meindeutsch vergraben", soll durch deren „*verkehrten und bequemen Sinn bewirkt worden seyn*", da sie, nach dem Bekanntwerden mit den Römern, „*kleinmüthig wähnten, zu einer genügenden Ausbildung ihrer Rechtsverhältnisse die Kraft nicht zu haben, oder es doch bequemer fanden, sich die Mühe einer volksthümlichen Rechtsbildung zu sparen.*" Man wird diesen Ansichten wenigstens die Neuheit nicht absprechen können und in so fern müssen wir beschränken, was oben gesagt worden, dafs man in dem Buche nur alten Bekannten begegne. Etwas ganz Neues hat der Vf. unstreitig auch mit einem kurz vorhergehenden Satze sagen wollen (S. 24): „Die Teutschen hatten viele Berührungspunkte mit den Römern, die Römische Rechtsgelehrsamkeit war *schon* (!) sehr ausgebildet, als sie ihnen zur Kenntnifs kam, *sie müssen* mit derselben nicht allmälig, *sondern vielmehr durch einen Sprung plötzlich bekannt geworden seyn*, ehe sie noch die nöthige Gediegenheit und Selbstbeherrschung gewonnen hatten, um dieses Gut mit weiser Mäfsigung zu geniefsen." Von welchem Jahrhundert mag der Vf. wohl reden? — Der Vf. erzählt uns nun ferner, dafs zur Einführung des Römischen Rechts die Vorlesungen des *Irnerius* zu Bologna beitrugen und die Errichtung deutscher Hochschulen, dafs die Kaiser demselben wegen der monarchischen Principien gewogen waren, so wie auch die Geistlichkeit es begünstigte. Einige Berichtigungen, die hier zu machen wären, übergehen wir, stellen übrigens den Dank für dergleichen Belehrungen denjenigen Lesern anheim, welche diese Dinge aus den Vorlesungen über juristische Encyklopädie, wohin sie eigentlich gehören, wieder vergessen haben möchten. Kurz (S. 34) „das römische Recht zog übermächtig in Deutschlands Gaue ein, die Drude der vaterländischen Rechte wendete sich mit schmerzlichen Thränen ab und die entarteten Kinder trieben mit fremder Frucht ihr Spiel. Das bisherige Gerichtsverfahren wurde in seinem Grundbaue untergraben, obgleich erst das kanonische Recht dessen Umsturz vollendete." Die durch das kanon. Recht bewirkte Veränderung wird zwar auf drei Seiten abgefertigt, man wird indessen aus dem bisher Mitgetheilten schon abnehmen können, wie viel Neues man hier in dieser „aus den Schachten der Wissenschaften und Geschichte" hervorgeholten „Monographie" erfährt, und wie viel Raum zu Gedanken die oratorische Sprache dem Vf. auf drei Seiten übrig läfst! — Etwas ausführlicher verbreitet sich der Vf. dann über die Geschichte des *Reichs*-Kammergerichts und Reichshofraths (S. 37—57), zählt darauf die jetzt in Deutschland bestehenden Oberappellationsgerichte auf — und die Geschichte der Collegialgerichte in Deutschland ist fertig! — „In die Geschichte der Gerichtsverfassung der einzelnen Länder könne die Darstellung nicht folgen", meint der Vf., und „die Untersuchung, wie sich die Einzelrichter neben den Collegialgerichten erhoben und ausgebildet, gehöre nicht hierher." Rec. würde nun freilich, und mit ihm wohl viele Andere, anders denken; indefs der Vf. hat gewifs für sein Verfahren gute Gründe, die der werthe Leser errathen möge. Auch hat ihn aufser Zweifel wohl nur weise Oekonomie, damit wir nicht unter der Last dieser geschichtlichen Ausbeute erliegen möchten, bewogen, von den Gerichten in den Städten, den dortigen Schöffen- und Rathscollegien, dem Untergang oder der Verschmelzung der ersteren mit dem letzteren u. s. w. kein Wörtchen zu bemerken. Das gewonnene Resultat, „die Ausbeute der mühsamen Studien der Geschichte ist nun also", die Deutschen hatten von jeher in den Volksgerichten collegiale Rechtspflege; durch Karl den Grofsen, durch Römisches und kanonisches Recht wurde die Gerichtsverfassung verändert und — die Deut-

Deutschen hatten jetzt auch collegiale Rechtspflege, aber auch Einzelrichter.

Nach dieser Analyse des *ersten* Abschnittes können wir bei den übrigen, da die Art und Weise des Vfs nun hinreichend bekannt seyn dürfte, uns verhältnissmässig kürzer fassen. Da die Frage über den Vorzug der Collegialgerichte vor der Rechtspflege durch Einzelrichter in neuerer Zeit wieder Gegenstand mannichfacher Erörterung geworden, da namentlich die Einzelrichter wieder eine Reihe ausgezeichneter Vertheidiger gefunden, die der Vf. auch S. 64 aufzählt, da die Entscheidung hier so schwierig ist, dass manche kenntnissreiche Schriftsteller, wie z. B. *Meyer* in seinem *ésprit des institutions judiciaries* (T. V. p. 360) und *Cooper* in seinen *lettres sur la cour de la chancellerie* (p. 52. 302), nicht einmal ein bestimmtes Urtheil abzugeben gewagt haben, so würde allerdings eine scharfe und genaue Prüfung ein würdiger Gegenstand für eine Monographie über die Collegialgerichte gewesen seyn. Der Abschnitt, der von den Vorzügen des Collegialgerichtswesens handelt, ist aber der kürzeste im ganzen Buche, und man dürfte hier wohl schwerlich viel mehr finden, als was *Mittermaier* darüber in einem Aufsatz im Civilistischen Archiv (Bd. 14. H. 3. S. 398), auf den der Vf. sich auch oft beruft, vorgebracht hat; nur sind die einzelnen Gründe hier etwas mehr ausgesponnen, und dabei fehlt es denn auch nicht an neuen und tiefen Bemerkungen, wie folgende (S. 67): „Es ist mit der Rechtspflege nicht so, wie sich dieselbe etwa der Bauer denkt, dass nämlich Alles haarklein im Gesetzbuche stehe, und also der Richter nichts zu thun habe, als den Fall wie in einem Wörterbuche aufzusuchen und nach dem deutlichen Buchstaben zu sprechen. Die Gesetzbücher können das Leben nicht *entschöpfen* (sic), sie stellen Grundsätze auf, allein ihre Anwendung auf die unabsehbaren, immer unter sich verschiedenen Rechtsverwirrungen muss dem Richter überlassen bleiben, und dieses ist eben ein höchst schwieriges und wichtiges Geschäft, welches Scharfsinn und eine ganz ausgebildete Fertigkeit im richtigen Denken und folgerechten Schliessen neben tiefer Gesetzkunde und vorurtheilsfreier allgemeiner Bildung erfordert." Und dann (S. 65): „Gründlichkeit besteht, wie schon aus dem Worte wiederklingt, darin, dass ein Gegenstand bis auf den Grund entschöpft wird" u. s. w. Besonders macht es sich der Vf. aber zu thun mit einer Abhandlung von *Heffter*: über die juristische Intelligenz u. s. w. (im Civilist. Archiv Bd. 13. S. 60), welche indess schon in dem oben genannten Aufsatz von *Mittermaier* berücksichtigt worden ist, und erlaubt sich bei dieser Gelegenheit einen Ausfall gegen Ersteren, worin er ihn (S. 87) „einen *den klarsten staatsrechtlichen Grundsätzen unzugänglichen*, noch dem alten göttlichen Rechte anhängenden Gelehrten nennt, der den Regenten und das Ministerium zum Staate mache", der „der *Zernichtung der Richtersprüche durch Kabinetsbefehle und der Aufstellung besonderer Commissionen das Wort rede*", und durch seine Lehren „zum Vertheidiger der Handlungsweise des geächteten Herzog Karl's von Braunschweig werde, als dieser, in eigener Sache richtend, den Freihrn. v. *Sierstorpff* auf eine schimpfliche Weise des Landes verwies, das Urtheil des Landesgerichtes zu Wolfenbüttel, nach bereits vollzogener Verkündigung, vor den Augen sämmtlicher Gerichtsmitglieder zerreissen und die Papierstücke auf den Fussboden der Gerichtsstube werfen liess." Diejenigen, welche mit den publicistischen Ansichten und mit dem Charakter des gedachten Gelehrten bekannt sind, werden sich wundern, demselben hier auf einem Male als einen so verstockten Anhänger des Alten und als den Vertheidiger frecher Verletzung des Rechtes, plumper Willkür und der Kabinetsjustiz zu begegnen, womit eine andere Anführung desselben Gelehrten in *Klüber's* Schrift: über die Selbstständigkeit des Richteramtes, S. 93, seltsam contrastirt. — Einem Autor aber, der Wort und Gedanken eben nicht abzuwiegen gewohnt ist, der es liebt, in aufgedunsenen, mit so recht knarrenden und krachenden Worten vollgestopften Phrasen zu reden, darf man nun freilich eine solche Philippica so gar hoch nicht anrechnen. Indess ein Unterschied ist es doch, ob ein Autor in so schwerer Rüstung mit seinen politischen Todschlags-Worten gegen abstracte Principien zu Felde zieht, oder sich dieselben in Personen verkörpert gegenüber stellt. Wenn es erst nicht mehr wird möglich seyn, Ansichten, die einer oder der andern Partei des Tages missfallen oder gefährlich scheinen, in rein-wissenschaftlicher Form und aus rein-wissenschaftlicher Ueberzeugung durchzuführen, ohne sich der Verketzerungssucht und dem Vorwurfe feiler Gesinnung ausgesetzt zu sehen, — dann ist „der Vandalen Sinn auf dem Gebiete der Wissenschaft" (dessen Verbreitung der Vf. seinen Gegner beschuldigt) herrschend geworden. Aber so weit ist es noch nicht gekommen. Mag es auch hie und da in Tageblättern, dem Tummelplatze der Leidenschaften, zur Sitte werden, im politischen Bierhauseifer mit Krügen und Stuhlbeinen über einander herzufallen, mag es dort auch zur Taktik werden (wobei uns unsere überrheinischen Nachbaren so musterhaft vorangehen), den Widersprechenden durch Anhängung irgend eines Makels wo möglich aus dem Kampf zu setzen, und dessen moralischen Einfluss zu mindern; — auf dem Gebiete der Wissenschaft soll dies nicht heimisch werden. Pflicht eines Jeden, dem die Freiheit, die da noch ungeschmälert besteht, am Herzen liegt, ist es daher, rücksichtlos sich Werken zu widersetzen, durch welche ein solcher Ton und solche Weise sich geltend zu machen sucht. — Der Vf. bemerkt auch, dass die Lehre von *Heffter* in der Justiz-, Kameral- und Polizei-Fama, 1830. Nr. 99 *gerügt* worden sey; dem Rec. ist jene *Rüge* nicht zu Gesicht gekommen. Erfreulich würde es demselben aber gewesen seyn, wenn der Vf. die Lehren *Heffter's* sowohl von „der Unzertrennlichkeit der Richtergewalt von der Staatsgewalt", als „von den Vorzügen der Rechtspflege durch Einzelrichter", mit eben der wissenschaftlichen Ruhe und Gediegenheit, mit eben der

der Liebe zur ungeschmälerten Herrschaft des Rechts, mit welcher sie in jenem Aufsatze vorgetragen sind, zu widerlegen gesucht hätte, statt im blinden Eifer über einen herausgerissenen Satz herzufallen. Es würde dies dem Rec. um so erfreulicher gewesen seyn, als derselbe gleichfalls nicht alle in jenem Aufsatze ausgesprochenen Ansichten theilen kann.

(*Der Beschlufs folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MÜNCHEN, in Comm. b. Finsterlin: *Landesverschönerung und Landesverbesserung.* Von *Heinrich von Nagel*, königl. baier. Registrator im Staatsministerium der Finanzen, expedirenden (m) Secretär und Rechnungsführer des landw. Vereins, u. s. w. 1831. VIII u. 128 S. 8. (16 gGr.)

Der Vf. spricht auf S. 1—15 von der Landesverschönerung im Allgemeinen; von da bis S. 40 von der Landesverschönerung durch Agricultur; von da bis S. 98 durch Architectur, und von S. 99—116 von der Landesverschönerung durch Gartencultur und Gartenkunst. — Hierauf folgt ein Abdruck eines Aufsatzes von *J. C. W. Wunder*, überschrieben: „Welchen Erfolg darf Deutschland, namentlich Baiern, von den bisherigen Bemühungen für Landesverschönerung hoffen?" (Aus Dr. *Vorherr's* Monatsbl. für Bauwesen u. Landesverschönerung. 1830.)

Wer etwa glaubt, aus dem fraglichen Buche auch nur einige Belehrung in Bezug auf das, was für Landesverschönerung etwa geschehen müfste, schöpfen zu können, wird sich eben so sehr getäuscht finden, als Rec. — Es enthält nichts als hohle, schon sehr oft dagewesene allgemeine Declamationen, ist ziemlich schwülstig geschrieben und überhaupt so beschaffen, dafs, wenn man den Vf. mit Polonius fragte: was sprecht ihr, mein Prinz? die Antwort keine andere seyn könnte, als die Hamlet's: „Worte, Worte, Worte."

Zum Beleg dieser etwas hart scheinenden Behauptung mögen einige Stellen aus dem Buche selbst dienen.

S. 1: „Der Mensch soll die Erde zum Paradiese umschaffen, er soll sie zu einem Schauplatze der Weisheit und Güte Gottes gestalten." (Gott wird sich sehr freuen, wenn die Menschen ihm hülfreiche Hand leisten.)

S. 18: „Säet und pflanzet weifse und schwarze Maulbeerbäume, und ziehet euch Seidenraupen, eure Weiber und Kinder können diese Arbeit verrichten; in sechs bis acht Wochen ist die ganze Arbeit vollendet, und ihr habt eine Seide, welche die ausländische noch übertrifft; ihr könnt euch davon seidene Zeuge, seidene Bänder, seidene Halstücher, ihr Hausväter für eure lieben Weiber und Töchter, ihr Haussöhne für eure Dirnen weben lassen, oder die Seide um theueres Geld verkaufen." (Also sollen die Haussöhne Dirnen haben?!)

S. 36—40 werden fast ganz von einer Stelle aus Virgil's Landbau ausgefüllt, was unstreitig sehr belehrend ist.

S. 64: „Sonne, Licht und Luft haben die neuen Städte und Oerter, aber auch Wasser sollten sie haben. Jeder Ort, wo auch nur 100, 200 oder mehrere Häuser nahe bei einander liegen, sollte seine Wasserkünste, durch welche reines Wasser heilig gehaltener Quellen oder Flüsse, in wasserdichte Räume gehoben wird, haben; und von da sollte das Wasser, durch eiserne Röhren geleitet, im ersten und zweiten Stockwerke jedes Hauses (das Erdgeschofs als erstes Stockwerk angenommen) reichlich springen. Thales und Pindar priesen das Wasser als das Beste. Welchen Segen dieser reiche Vorrath von reinem, springendem Wasser in jedem Hause den Menschen und der Menschheit künftig bringen wird, vermag keine Zunge auszusprechen." (Hier scheint der Vf. übersehen zu haben, dafs wenigstens ein Theil des untern Stocks mit Cement gemauert und überwölbt werden müfste, und dafs bei Anwendung des sogenannten Roman-Cement's für jeden Mauerstein für mehr als 2 Kreuzer Cement nöthig ist, was in gewöhnlichen Landhäusern doch schwerlich anwendbar seyn möchte. Aufserdem fragt es sich noch, ob die Wohnungen, bei der unvermeidlichen Befeuchtung der Mauern, an Salubrität gewinnen würden.)

S. 73: „Der Aufenthalt auf dem Lande verändert die bittersten Empfindungen in freundliche Gefühle, giebt so manche hohe Begeisterung und so manche Freuden, die man in Städten nicht hat; reinigt so manches Herz von lasterhaften Neigungen *beim* Anblick der ruhigen Natur; macht gutmüthig, *liebreich*, offen, zutraulich." (Dies mag zu den Gefsnerschen Idyllen passen; aber Rec. weifs aus eigener Erfahrung nur zu gut, dafs die Landleute eben nicht besser sind als die Städter, und dafs die kleinen Zänkereien, Aufhetzereien u. dergl. nur noch einen niedrigeren Charakter annehmen, als in gröfseren Städten.)

S. 75: „Dort taumeln kämpfende Stiere durcheinander, indessen auf derselben Weide junge Rosse in muthwilligen Sprüngen scherzen." (Weifs denn Hr. *v. N.* nicht, dafs ein Landwirth niemals zwei Stiere zugleich mit der Kuhheerde auf die Weide gehen lassen darf, ohne fürchten zu müssen, den einen von beiden zu verlieren?)

S. 84—85: „Wenn sich zwei Wege vereinigen müssen, dann sollte dieses nie unter einem rechten oder stumpfen, sondern eher unter einem spitzen Winkel geschehen, wodurch sich dann auch die beiden Weg-Linien auf eine weit schönere Weise verbinden werden." (*Sic.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1833.

JURISPRUDENZ.

Würzburg, b. Stahel: *Teutschlands Rechtspflege durch Kollegial-Gerichte, ihre Natur und ihre Verhältnisse.* Von *Joh. Bapt. Sartorius* u. s. w.

(*Beschlufs von Nr. 55.*)

In dem *dritten* Abschnitte, dem ausführlichsten im ganzen Buche, ist freilich unter Vielem, was wohl recht gut gemeint scheint, auch Manches Beherzigungswerthe vorgebracht; das Sonderbare bei der Sache ist nur, dafs der Vf., wenn er, statt über die Collegialgerichte zu schreiben, ein Werk über die Einzelrichter hätte liefern wollen, er Alles, mit sehr geringfügigen Wortänderungen, eben so würde haben abdrucken lassen können. Der Vf. handelt hier nämlich von den natürlichen Anlagen, womit derjenige, der zum Richter bestimmt wird, ausgerüstet seyn muſs, von der Erziehung und Bildung desselben und der Besetzung der Richterstellen. — Als die natürlichen Anlagen, womit der Richter begabt seyn müsse, zählt der Vf. (§. 15) Verstand, Gedächtnifs und Vernunft auf (!), wozu noch nachher das Gemüth hinzukommt (S. 121): „Von der Thätigkeit *der genannten drei Geisteskräfte* — sagt er — *giebt jede richterliche Entscheidung ein Beispiel.* Der Verstand sagt: Cajus hat unter 5 Gulden gestohlen, das Gedächtnifs erinnert, dafs für einen solchen Fall der Art. 157 der p. G. O. den doppelten Ersatz anordnet, *die Vernunft schliefst* (?) nun: wer einen Diebstahl unter 5 Fl. begeht, hat nach Art. 157 der p. G. O. den doppelten Ersatz zu leisten, Cajus hat einen doppelten Diebstahl begangen, also mufs er den doppelten Ersatz leisten." Diese Erörterung läfst freilich gegen das tiefe Eindringen des Vfs in die Schachten der Philosophie keinen Zweifel aufkommen! — Von dem sittlichen Charakter des Richters redet der Vf. mit Wärme (S. 129): „Wie soll man es zusammenreimen, wenn der Mund, welcher in dem Augenblick einer Entscheidung das Organ des heiligen und unverletzlichen Rechtsgesetzes ausmacht, in der nächsten Stunde unter rohen Gesellen von den pöbelhaftesten Zoten überströmt, wenn der Repräsentant der juristischen Intelligenz im Staate durch die gröbsten Genüsse seiner Würde sich entäufsert!" u. s. w. Was der Vf. über die Erziehung und wissenschaftliche Bildung sagt, mufs hier übergangen werden, so wie auch die Ausführung, dafs die Anwaltschaft eine bessere Vorschule zum Richteramt sey, als das Referendarien- oder Accessistenwesen. — Die Besetzung der Richterstellen soll nicht von den Regenten abhängen; der Vf. schlägt folgenden Modus vor: „Nach Aufforderung der Bewerber soll eine bestimmte Anzahl von Befähigten in Vorschlag gebracht (präsentirt) werden, aus welchen dann der Regent unter dem Beirath des Ministeriums die ihm am tauglichsten Scheinenden ernennt. *Diese Vorschläge oder Präsentationen müssen von Männern ausgehen, welche das Volk in Vertrauen und ungestörter Freiheit für eine gewisse Zeit und für gröfsere Bezirke erwählt hat.*" Bei Gelegenheit dieser Erörterung äufsert sich der Vf. in folgender Weise (S. 168): „Die nach dem Beispiel Karl d. Gr. sich angeeignete Gewalt deutscher Regenten (!), die Richter nach allenfallsiger Vernehmung der einschlägigen Gerichte und des Justizministeriums aus eigener Machtvollkommenheit und Gnade zu ernennen und zu befördern, zernichtet nicht nur das Rechtsverhältnifs der Bewerber der Regierung gegenüber, sondern schafft auch im Staate *ein der Fürstenwillkür dienstbares Heer von Beamten-Lakaien*, in welchen die von wahrer Gerechtigkeit unzertrennliche Selbstständigkeit ihr Grab findet. Das Volk, wenn es ungefragt und ungehört seine Richter aus der gewaltigen Hand des Herrschers annehmen mufs, ist um seine guten Rechte gebracht und in *theilweise Sclaverei niedergetreten*: denn es ist beinahe gleichgültig, ob es von dem Regenten unmittelbar oder mittelbar *durch seine Beamten-Creaturen gequält wird*, Letzteres ist oft noch schlimmer." Welch' ein historicher Satz von Karl d. Gr. bis zu unseren Gerichten und Justizministerien! Welche Würdigung unserer Verhältnisse, um die Nothwendigkeit politischer Reformen zu begründen! Weifs der Vf. in Deutschland ein Land, wo der Richter- oder Beamtenstand überhaupt, weil seine Anstellung von den Regenten abhängt, wie es doch überall der Fall ist, so weit erniedrigt, so feil ist, dafs der Vf. ein Recht dadurch gewinnt, mit den Benennungen „Beamten-Lakaien", „Livree-Diener" (wie er an einer andern Stelle sagt), „Beamten-Creaturen" um sich zu werfen? Sollte die Fürstenwillkür, wenn sie sich einmal geltend machen will, in diesen Gerichten gar keinen Widerstand finden? Der Vf. selbst hat in diesem Buche des Urtheils des Wolfenbütteler Landgerichts in der Sierstorpff'schen Sache gedacht. Wählt das Volk seine Vertreter auf den Landtagen nicht gröfstentheils aus diesen quälenden Beamten-Creaturen? Geist und Sinnesart des Beamtenstandes in einem Lande hängt gewifs nicht ausschliefslich, ja wohl nicht einmal hauptsächlich von der Art und Weise ab, wie die Stellen vergeben werden. Die Erfahrung dürfte zeigen, dafs in Ländern, wo die Beamten vom Regenten und Ministerien angestellt werden, die Willkür und die Gel-

Geltendmachung von Principien, die den herrschenden Ansichten widerstreiten, in der Denkungsweise des Beamtenstandes vielleicht einen unmerkbarern, aber festern Widerstand findet, als ihn unter Umständen eine Verfassungsurkunde an sich gewähren möchte. Rec. wollte durch diese Bemerkung, ohne auf die Hauptfrage sich einzulassen, nur andeuten, dafs Gegentsände der Art mit einer gröfsern Umsicht zu behandeln sind, und dafs der „Duodez-Katechismus" einiger politischen Grundsätze nicht den Mafsstab zur richtigen Würdigung von Staatsverhältnissen geben kann. Eine solche Würdigung ist aber nöthig, wenn man nicht ein blofses Umkehren, sondern ein Besserwerden, eine zeitgemäfs fortschreitende Entwicklung wünscht. Die Menschheit geht nicht in Sprüngen vorwärts, — von solchen welthistorischen Sprüngen, wie z. B. der Deutschen ins Römische Recht, hat uns zuerst der Vf. erzählt; jeder Revolution pflegt eine Reaction zu folgen. — Traurig freilich ist es, „wenn Richterstellen zum Lohn unbedingter Ergebung gemacht" und „wackere und freimüthige Männer durch Versetzungen mifshandelt werden." Dafs der Vf. aber — in Beziehung auf das Oberhofgericht zu Mannheim, dessen Mitglieder die Petition der Mannheimer wegen Prefsfreiheit nicht unterzeichneten, fragt: *Läfst sich von so eingeschüchterten Leuten ein festes Beharren bei parteiloser Rechtspflege erwarten?* wollen wir nur mittheilen und die Betrachtung darüber den Lesern überlassen.

Der *vierte* Abschnitt dieses Buches, welches uns über die Gebühr lange beschäftigt hat, handelt von der Urtheilsfindung, als dem Inbegriff der Handlungen, bei welchen das Gericht, als Collegium, thätig ercheint. Der Vf. redet erst über die Versammlung oder Sitzung des Gerichts und deren Einrichtung und dann nach der Reihe von den Stadien der Urtheilsfindung: dem Vortrage, der Berathung (auf deren Absonderung der Vf. dringt), der Abstimmung, dem Résumé und dem Ausspruch des Urtheils. Wir erhalten hier auch einen encyklopädischen Unterricht darüber, was referiren, Referent, eine Relation ist und wie diese einzurichten sey! *Wilda.*

Erlangen, b. Palm: *Die Lex Salica und ihre verschiedenen Recensionen.* Ein historisch-kritischer Versuch auf dem Gebiete des Germanischen Rechts von Dr. *Ed. Aug. Feuerbach*, aufserordentl. Prof. d. Rechte zu Erlangen. 1831. VIII u. 164 S. 4. (1 Rthlr. 4 gGr.)

In welchem chronologischen Verhältnisse die verschiedenen Recensionen der *Lex Salica* zu einander stehen, eine bekanntlich eben so bestrittene als für die Interpretation dieses ältesten Documents des deutschen Rechts wichtige Frage, ist die Aufgabe, welche sich diese gründliche und lehrreiche Schrift gestellt, und mit entschiedenem Glücke gelöset hat.

Gegen die in neuerer Zeit von *Wiarda* u. A. vertheidigte Ansicht, dafs die glossirten Handschriften (eine genaue Beschreibung und vergleichende Charakteristik derselben geben die §§. 2—4) eine spätere, wahrscheinlich dem 10ten Jahrh. angehörige Umarbeitung und nichts als eine Depravation der echten *Lex Salica* seyen, diese selbst aber in den zahlreichen unglossirten Handschriften (von diesen handelt der §. 5) vorliege, erklärt sich der Vf. für die früher allgemein angenommene Meinung, welche den glossirten Text für den älteren und ursprünglichen hält. Der Darstellung des Vfs wäre vielleicht hie und da mehr Kürze und Präcision zu wünschen; der Fleifs aber, mit welchem er die verschiedenen Recensionen verglichen hat, verdient unbedingtes Lob, und den Argumenten, durch welche er die *Wiarda*'schen Gründe (§. 6) zu widerlegen und seine eigene Ansicht zu rechtfertigen sucht, kann man im Ganzen seine Beistimmung so wenig versagen, dafs Rec. kein Bedenken trägt, den Beweis, welchen der Vf. für die Richtigkeit der älteren Annahme zu führen versucht hat, für vollständig gelungen zu erklären.

Für das jüngere Alter des glossirten Textes kann es offenbar gar nichts beweisen, dafs sich die Tit. 73 bis 79 der *Heroldina* in der *Emendata* nicht finden, da diese auch in der Pariser Handschrift sämmtlich, in der Wolfenbüttler gröfstentheils fehlen; überdies sind diese Titel fast nichts als Wiederholungen von Bestimmungen, die schon an andern Stellen der *Heroldina* vorkommen, und so möchte jene Verschiedenheit wohl eher daraus zu erklären seyn, dafs man bei der Revision, aus welcher die *Emendata* hervorging, die Doppeltitel wegliefs, und auf solche Weise in diesem Argumente für das höhere Alter des unglossirten Textes gerade umgekehrt ein Beweis für die entgegengesetzte Ansicht liegen. Die übrigen Gründe *Wiarda's* sind unglaublich schwach; am meisten scheint noch für seine Annahme die Bemerkung der *Heroldina* zum Tit. 61 *De chrenechruda* zu *sprechen*, dafs dieser Gebrauch abgekommen sey. Will man dies aber auch nicht mit dem Vf. daher erklären, dafs zur Zeit der *Heroldina* diese Aenderung vielleicht erst kürzlich eingetreten war und deshalb bemerkenswerth schien, während später jenes Institut zu entschieden als antiquirt galt, um noch eine Bemerkung der Art in die *Emendata* aufzunehmen; so bleibt doch auch noch die Möglichkeit, dafs jener Zusatz gar nicht zum ursprünglichen Texte der *Heroldina* gehörte, sondern nur vom Abschreiber des Fuldaer Codex herrührte, ähnlich wie in der Pariser Handschrift der Abschreiber die Worte *quo paganorum tempus observabant* der Rubrik hinzugefügt zu haben scheint. Ueberhaupt aber kann, wie viel Bedenken auch bei jeder dieser Erklärungen bleiben, jenes Argument gegen die überwiegenden Gründe, aus welchen sich der Vf. für ein höheres Alter des glossirten Textes entscheidet, gar nicht in Betracht kommen.

Gegen den aus den Prologen im §. 11 geführten Beweis, von denen der ältere *Gens Francorum* etc. in dem Pariser und Fuldaer Codex sich finde, während die kürzere und jüngere Vorrede *Placuit atque convenit* etc. vorzugsweise in den nicht glossirten Handschriften vorkomme, und somit auf ein höheres Alter des

des glossirten Textes hinweise, möchte wohl hauptsächlich dies zu erinnern seyn, dafs es eben doch nur Vermuthung ist, wenn der Vf. den kürzeren Prolog für einen Auszug aus dem gröfseren, und daher für jünger erklärt, und obenein eine Vermuthung, gegen welche, wie Rec. hier nur nicht weiter ausführen kann, aus dem Inhalte wie aus der Fassung beider Vorreden sich mancherlei Einwendungen machen liefsen. Mehr Gewicht haben schon die Gründe, welche der Vf. (§. 8) aus den Malbergischen Glossen selbst nimmt. Die Stellen der *Emendata*, wo nach seiner Ansicht solche Glossen in den Text übergegangen sind, könnten freilich gerade umgekehrt zu den Glossen Anlafs gegeben haben; auch sind wir über Ursprung und Zweck dieser Glossen zu sehr im Dunkeln, um darauf sichere Schlüsse bauen zu können. Die Deutung des Vfs, dafs man durch dergleichen einzelne Stich- und Schlagworte den der lateinischen Sprache zur Zeit noch zu unkundigen Franken das Verständnifs des Rechtsbuches zu erleichtern gesucht habe, dafs aber später dazu kein Bedürfnifs mehr vorhanden gewesen sey, und deshalb eben in der *Emendata* alle diese Glossen weggeblieben wären, hat indessen für Rec. immer mehr Wahrscheinlichkeit als die Annahme, es hätten spätere Abschreiber aus Laune und gleichsam zum Zeitvertreib einzelne fränkisch-deutsche Worte dem Texte eingewebt. Auch scheinen ihm diese Glossen in so fern allerdings zum Beweise eines höheren Alters der damit versehenen Handschriften dienen zu können, als ihre Abweichung von den übrigen uns erhaltenen Documenten der deutschen Sprache, und die Verschiedenheit der Schreibart in den einzelnen Codices, ja selbst an verschiednen Stellen desselben Manuscripts, sobald man sie dem 10ten Jahrh. zuschreibt, eben so auffallend erscheint, als bei der entgegengesetzten Annahme diese unglaubliche Verstümmelung, welche jeder sichern Interpretation fast unbesiegbare Hindernisse entgegenstellt, ganz natürlich ist, da diese aus alter Zeit herrührenden Sprachüberreste den spätern Abschreibern bereits völlig unverständlich, *verba graecorum*, wie es im Münchener Codex heifst, seyn mufsten. In jeder Hinsicht genügend ist dagegen der Beweis, welchen der Vf. (§. 7) für seine Ansicht aus der Sprache der verschiedenen Recensionen führt, indem, wie durch einzelne Beispiele belegt ist, durch viele andre noch dargethan werden könnte, in den glossirten Handschriften viele barbarische, aus dem Deutschen gebildete Worte, ähnlich wie in den Formeln und den älteren Merovingischen Capitularien, vorkommen, der Text der *Emendata* dagegen durch reineres Latein, richtigere Constructionen und bessere Wendungen des Ausdrucks sich auszeichnet. Nicht minder treffend sind die Bemerkungen im §. 9 über die zweckmäfsigere Anordnung in einzelnen Titeln der *Emendata*, namentlich im Titel: *de furtis diversis*; wobei der Vf. auch dies hätte erwähnen können, dafs in dem unglossirten Texte häufig mehrere Paragraphen, welche für dasselbe Vergehen in Betreff verschiedener Gegenstände eine gleiche Strafe festsetzen, wie z. B. Tit. 7 §. 6, zusammengefafst werden. Am schlagendsten ist jedoch der Beweis, welchen der Vf. (§. 10) aus dem mit einander verglichenen Texte der verschiedenen Recensionen führt, indem er nachweiset, dafs die *Emendata* in vielen Fällen eine Erläuterung des glossirten Textes enthält oder diesen generalisirt, öfters dagegen auch wieder Abkürzungen damit vornimmt, endlich nicht selten Corruptionen des Textes enthält, welche in einem offenbaren Mifsverständnisse der glossirten Recensionen oder darin ihren Grund haben, dafs der Urheber der *Emendata* von den mehreren glossirten Handschriften gerade derjenigen folgte, welche einen schlechtern Text hat.

Aus diesen Gründen hat sich der Vf., und gewifs mit Recht, gegen das von *Wiarda* behauptete höhere Alter des unglossirten Textes erklärt; hingegen tritt er demselben in so fern bei, als auch er unter den glossirten Handschriften die Wolfenbüttler für die älteste hält, auf diese den Pariser Codex folgen läfst, die *Heroldina* aber für die jüngste der glossirten Recensionen erklärt, und so die Ansicht *Ortloff's*, welcher gerade das umgekehrte Verhältnifs annimmt, verwirft. Findet man in den glossirten Handschriften überhaupt nur Depravationen des echten Textes, so kann überall kein Bedenken obwalten, der Annahme *Ortloff's* beizutreten, so sehr schliefst sich die *Heroldina* in der Ordnung wie in den Ausdrücken und Wendungen der *Emendata* an, so verstümmelt und verschlechtert erscheint dann der Text der Wolfenbüttler Handschrift; unbedingt mufs man aber auch im entgegengesetzten Falle das umgekehrte Verhältnifs annehmen. Dies wird nun aber, wie der Vf. §. 12 und 13 nachweiset, insbesondere noch dadurch bestätigt, dafs in dem Wolfenbüttler Codex die Bedingung, unter welcher allein der eines Verbrechens oder einer Rechtsverletzung Beschuldigte zur Bezahlung der Composition verpflichtet ist, dafs er nämlich geständig oder überführt sey, mit den Worten *si* oder *et ei* oder *cui adprobatum fuerit*, fast regelmäfsig in jedem §. wiederholt wird; nicht weniger durch die Formel im Tit. 41, mit welcher jeder Einwohner einer Mark einen neu angesiedelten Fremden zur Räumung der Mark auffordern sollte, und die in allen Recensionen aufser der Wolfenbüttler fehlt; vor allem aber dadurch, dafs dem Urheber der Fuldaer Handschrift, welche öfters Abweichungen anderer Codices mit den Worten: *in alia mente*, *in alia sententia*, *in alio pacto*, mittheilt, eben sowohl die Wolfenbüttler (vergl. Tit. 11 §. 8 mit Tit. 10 §. 3) als die Pariser (vgl. Tit. 17 §. 1 mit Tit. 18 §. 1, und Tit. 10 §. 5 mit Tit. 10 §. 7) bekannt gewesen seyn mufs. Der Vf. hätte für das höhere Alter der Wolfenbüttler Recension auch noch dies anführen können, dafs die Titel: *De homine in hoste occiso* und *De compositione homicidii*, in dieser zweimal (Tit. 46 u. 47 und Tit. 65 u. 64), in allen andern nur einmal vorkommen und daher eine spätere Umarbeitung der *Lex Salica* mit einiger Sicherheit vermuthen lassen; wie andrerseits der Fuldaer Text auch um deshalb für den jüngsten unter den glossirten Handschriften zu halten

seyn

seyn möchte, weil hier mehrfach ältere Capitularien, so z. B. aufser im Titel *De chrenechruda*, auch noch im Tit. 14 §. 12 und vielleicht auch im Tit. 62 §. 6 die *Decretio Childeberti* v. J. 595 zu Zusätzen benutzt ist; wogegen freilich die Behauptung des Vfs (S. 80 ff.), dafs erst in dem Fuldaer Manuscripte die Antrustionen als erblicher Stand erschienen, und auch um deshalb diese Recension einer spätern Zeit zugeschrieben werden mufste, Rec. nichts weniger als begründet scheint.

Tritt nun aber nach dem Bemerkten Rec. fast in allen Punkten dem Vf. unbedingt bei, so kann er doch nicht mit demselben einverstanden seyn, wenn er (Kap. 3. §. 14—17) die Revision der *Lex Salica*, aus welcher unsere *Emendata* hervorgegangen ist, nicht blofs in die Zeit Karls des Grofsen setzt, sondern mit den älteren Germanisten gegen *Wiarda* und alle Neueren Kaiser Karl für den wirklichen Urheber dieser Revision erklärt. Aufser jener immer doch nur wahrscheinlichen Entstehungszeit hat auch der Vf. keine weiteren Gründe für diese Behauptung, als die grofse Uebereinstimmung der unglossirten Handschriften (welche sich aber auch wohl daher erklärt, dafs überhaupt in der Carolingischen Zeit mehr Sorgfalt auf die Abschriften der weltlichen wie kirchlichen Gesetze verwendet, und dafs die *Emendata* als letzte Revision und der besseren Sprache wegen vorzugsweise benutzt wurde) und jene bekannte Ueberschrift einiger Codices: *Anno ab incarnatione domini nostri Iesu Christi DCCXCVIII indictione VI. Dominus Karolus Rex Francorum hunc libellum tractati legis Salicae scribere iussit*, welche gewifs mit eben so vielem Grunde darauf bezogen werden kann, dafs Karl, welcher überhaupt auf schriftliche Aufzeichnung der Volksrechte und Vervielfältigung der Handschriften bedacht war, auch von der, vor ihm und ohne sein Zuthun entstandenen, *Emendata* Abschriften zu nehmen anbefohlen hatte. Wie diese Gründe mehr Gewicht haben sollen, als das Stillschweigen *Eginhard's*, welcher doch ausdrücklich von dem, was Karl d. Gr. in Betreff der Volksrechte beabsichtigt, und was er wirklich ins Werk gesetzt habe, spricht und dabei nur auf die bekannten im J. 803 zur Ergänzung der *Lex Salica* und der *Lex Ripuariorum* erlassenen Capitularien hindeutet, hiernach also nicht blofs jene Revision unerwähnt gelassen, sondern, da diese noch in das 8te Jahrh. und in die Zeit vor erlangter Kaiserwürde fallen soll, etwas geradezu falsches berichtet hätte, ist in der That nicht abzusehen, und Rec. ist überzeugt, dafs in dieser Beziehung der Vf. weder Beifall noch Nachfolge finden wird.

Als interessante Zugabe hat der Vf. am Schlufs seiner Abhandlung einen Abdruck der bereits von *Eichhorn* (D. R. u. R. G. §. 36 Note *k*) erwähnten Münchener Handschrift der *Lex Salica* geliefert. Diese Handschrift, früher dem Domprobst *v. Ketz* zu Augsburg, später bis zur Säcularisation im J. 1803 dem dortigen Kloster zum h. Kreuz gehörig, wahrscheinlich aus dem 8ten Jahrh., schliefst sich der Ordnung wie dem Inhalte nach in auffallender Weise dem Wolfenbüttler Codex an, namentlich auch darin, dafs am Ende der eigentlichen *Lex* das *pactum pro tenore pacis Dominorum Childeberti et Chlotarii* v. J. 593 und die *Decretio Chlotarii* v. J. 595 stehen, auf welche einige die Erbfolge betreffenden Verordnungen folgen, die übrigens nicht, wie der Vf. meint, bisher unbekannt waren, sondern, auffallend genug, aus der *Lex Burgund.* Tit. 78. 42 u. 75 genommen sind. Es finden sich aber in der Münchener Handschrift nicht blofs einzelne Paragraphen, die in der Wolfenbüttler fehlen; noch bemerkenswerther ist, dafs der Text zwar der unserer glossirten Recensionen ist, die Glossen selbst indefs, die *verba graecorum*, wie sie der Abschreiber nennt, der Kürze wegen weggeblieben, und überhaupt die einzelnen Paragraphen durch Auslassungen abgekürzt sind. Für die Interpretation des glossirten, insbesondre des Wolfenbüttler Textes, ist damit in vieler Beziehung ein treffliches Hülfsmittel gewonnen, und der Vf. hat sich durch die Mittheilung dieses Codex den Dank aller Germanisten gesichert.

Ls.

RELIGIONSSCHRIFTEN.

Hannover, b. Helwing: *Zur Geschichte, Kritik und Homiletik des im Königreich Hannover den 25sten und 27sten Junius 1830 gefeierten evangelischen Jubelfestes.* Von *Ferdinand Läncher*, Doct. d. Philos., Consistorial-Assessor u. Pfarrer (zu Neustadt in d. Grafschaft Hohnstein). 1830. IV u. 106 S. 8. (9 Ggr.)

Wir holen die Anzeige einer Schrift nach, welche ungeachtet ihres besondern Zeitinteresse noch gegenwärtig Beachtung verdient. Was den historischen und kritischen Theil derselben betrifft, so zeichnet sich derselbe durch zweckmäfsige Auswahl und Anordnung, so wie durch lebendige Darstellung des reichhaltigen Stoffes aus und führt zu dem richtigen Resultate, dafs und wie die angeordnete Feier in echt evangelischem Geiste Statt finden müsse. Der homiletische Theil der Schrift enthält zwei Predigten, eine Beichtrede und eine Kanzelparänese. Auch diese empfehlen sich durch Lebendigkeit einer für evangelische Wahrheit begeisternden Darstellung und oft geistreiche Beziehung einzelner Begebenheiten und Handlungen aus den Zeiten der Reformation auf biblische Erzählungen; nur möchte man wünschen, dafs der Vf. die Verbindung der Unterabtheilungen mit dem aufgestellten Hauptsatze hin und wieder mehr habe hervortreten lassen. Andere kleine Ausstellungen überlassen wir specieller diesem Gegenstande gewidmeten Zeitschriften, indem wir bald noch gediegenere homiletische Leistungen von dem Vf. mit Recht erwarten zu dürfen glauben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1833.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Reinecke u. Hartknoch: *Ueber das Treiben der Zeloten in Kopenhagen.* Schreiben an einen Freund in Deutschland. 1832. 72 S. 8. (8 gGr.)

Das hier beschriebene Treiben der Zeloten darf, so unglaublich es klingt und so empörend es ist, nicht befremden. Fanatiker haben zu allen Zeiten *in maiorem Dei gloriam* das Schlechteste sich erlaubt, damit Gutes herauskomme, d. h., dafs nur sie und ihre Satzungen gelten, alles ihrem Unwesen Entgegenstrebende aber durch List, Gewalt, kurz durch jedes diensame Mittel niedergeworfen werde. Rec. konnten demnach die Gräuel der Kopenhagener Eiferer nicht befremden, wohl aber das dabei stattgefundene Benehmen der Behörden, welche sonst so oft als gerecht und erleuchtet sich bewährt haben. Hierüber müssen wir Einiges bemerken.

Seit *Rudelbach's* Versetzung nach Sachsen und seit *Grundtvig* sich zurückgezogen hat, ist *Lindberg* das Haupt der dortigen Zelotenpartei. Wie er den ehrwürdigen D. *Clausen* verfolgt, ist oft schon und auch in der A. L. Z. Januar 1831. E. Bl. n. 9. besprochen worden. Hier lesen wir S. 9, dafs *Cl.* endlich sich an die Kanzelei mit der Bitte gewendet habe, es möge sachkundigen Männern die Beantwortung der Frage aufgetragen werden, ob in der von *Lindberg* so gröblich geschmäheten Schrift des Bittstellers *über Katholicismus und Protestantismus* von irgend einer Freiheit Gebrauch gemacht worden sey, die nicht dem akad. Theologen in seiner schriftstellerischen Wirksamkeit als unverwehrt müsse angesehen werden? Gerechter kann nichts seyn, als diese Bitte; aber (S. 12) leider! ist nach *neun Monaten* die Resolution erfolgt, „dafs das hohe Collegium *sich nicht veranlafst* finde, auf den in *Clausen's* Vorstellung enthaltenen Antrag einzugehen." Verhält sich nun die Sache wirklich so, wer mufs sich nicht über diesen Bescheid wundern, durch welchen einem der ehrwürdigsten und geachtetsten Staatsbürger das wirksamste Mittel verweigert wird, seine Ehre zu retten und seinen Lästerern Stillschweigen aufzulegen?

Ein anderer Angriff des Kopenhagener Grofsinquisitors war auf den Hauptpastor D. *Johannsen* und die dortige theolog. Facultät gerichtet, welche diesem als gelehrter Theologe und Kanzelredner gleich ausgezeichneten, auch im Auslande hoch geachteten Schriftsteller die theolog. Doctorwürde verliehen hatte. Da aber weder *Johannsen*, noch die theologische Facultät etwas hierauf erwiederte, so ist diefs ohne weitere Folgen geblieben. Nicht so, was dem Diacon. *Gad* begegnete. Dieser nämlich hatte in dem veralteten dänischen Rituale bei der Austheilung des Abendmahls eine, vielen Communicanten zum Anstofse gereichende, Stelle abgeändert und dafür genau mit der Bibel übereinstimmende Worte eingesetzt. *Lindberg* nannte diefs in einem Aufsatze, den er für 8 Schillinge feil bot, eine *päpstliche Willkür*, welche die Kirche nicht gestatten dürfe, und einen Beweis *des Unglaubens*!! Ungläubig ist also, wer das rohe Menschenwort einer Agende mit dem biblischen Gottesworte vertauscht! Aber damit noch nicht zufrieden, brachte *L.* eine ganze Partei der Gemeinde gegen *Gad* zusammen. Ein Tischlergeselle wurde abgeschickt, um von dem Diaconus die Rückkehr zum Rituale zu verlangen, und da dieser seine Abänderung mit so einleuchtenden Gründen vertheidigte, dafs der Schreinerbursche nichts dagegen aufzubringen wufste, so wurde Letzterer abermals mit einer *deutschen* Bibel an *Gad* gesendet, um ihm zu beweisen, dafs alle Vernunft in Glaubenssachen nichts gelte. Die Stelle 2 Cor. 10, 5. beweise das in der deutschen Bibel viel besser, als in der dänischen. Der Emissair drohte im Weigerungsfall mit einer Klage bei dem Bischof *Müller*, brachte sie auch wirklich an, und der Hr. Bischof rescribirte an den Verklagten, dafs die in Rede stehende willkürliche Abänderung eines wichtigen Theils des gesetzlich vorgeschriebenen Rituals, wodurch der Gemeinde Aergernifs gegeben worden sey, gemifsbilligt werden müsse, und die Abstellung erwartet werde. Da der Prediger *Gad* vor dieser Bescheidung gar nicht gehört worden war, so will es uns bedünken, als habe der Hr. Bischof den Procefs mit der Execution angefangen. *Gad* fügte sich, machte aber dem Hn. Bischof bemerklich, dafs die abgeänderte Stelle des Formulars nach dem eigenen Urtheile *Müllers* in dessen Dogmatik S. 291. „mit richtigen Begriffen von der göttl. Gerechtigkeit und von der menschlichen Schuld gar nicht zu vereinigen sey und leicht praktisch schädlich werden könne." Sonach sey jene Abänderung gewifs nicht willkürlich, und die Formulare der Agende würden *in keiner einzigen Kirche des Landes* ganz unverändert gebraucht, könnten das auch nicht, da manche Stellen sich auf gar nicht mehr Statt findende Umstände bezögen. Eine Kanzelei-Resolution habe es für einen „*Selbstverstand*" erklärt, dafs dergleichen Stellen, die für die Gegenwart gar keinen Sinn mehr haben, ausgelassen werden müfsten. Sollte es denn nun aber nicht auch ein „Selbst-

„*Selbstverstand*" seyn, dafs rohe widerchristliche und widervernünftige Aeufserungen, *an denen die Gebildeten in der Gemeinde solchen Anstofs nehmen, dafs sich manche defshalb des Abendmahlsgenusses enthalten*, wegbleiben und mit *völlig schriftmäfsigen* Worten vertauscht werden? Ueberdiefs verpflichtet kein Gesetz in Dänemark den Prediger zu *buchstäblicher* Befolgung des Rituals.* Die grofse Vergünstigung, die hierdurch den Zeloten geworden ist, verdient wohl, dafs *Lindberg*, wie nun wirklich geschieht, das Lob des Hn. Bischofs sehr laut verkündigt. Welchen Dank aber Regierungen ärnten, wenn sie mit den allen Gesetzen Hohn sprechenden Eiferern für den Buchstabenglauben recht säuberlich verfahren, zeigt die S. 38 gegebene Notiz. Die Anfertigung einer neuen Agende für Dänemark ist schreiendes Bedürfnifs, das die Regierung beachten zu wollen scheint. Aber die Zeloten nehmen eine *drohende* Stellung an. Lasse man, schreibt *Lindberg*, die Christen nicht bei dem alten Glauben, so würden die Gläubigen baldigst *eine kirchliche Trennung* veranstalten. Das ist ihr Dank! Recht ernstlich gehen die Kopenhagener Fanatiker damit um, einen eigenen Cultus einzurichten. *Lindberg* läuft in Gesellschaft eines Handwerkers in der Stadt umher, Proselyten aus den niedrigen Volksklassen zu sammeln und zur Unterschrift einer Bittschrift um Genehmigung der Gründung einer freien dänisch-deutschen Gemeinde, welche von *Grundtvig* und *Siemonsen* bedient werde, zu bewegen. *Christen vom alten Glauben* wollen sie heifsen und sich von aller Gemeinschaft mit den Predigern lossagen, „die, hingerissen von der neuen Aufklärung, *ein anderes Evangelium* predigen, die Sacramente anders verrichten und die Jugend anders unterweisen und confirmiren, *als sie* (die Bittsteller) *es in ihrer Jugend gelernt hätten*; wefshalb denn ihr Verlangen, eine eigene Gemeinde zu bilden, nur eine Reclamation *der geistlichen Freiheit* sey." Rühmlich mufs hier der Umstand erwähnt werden, dafs die Mitglieder der Brüdergemeinde, welche *Lindberg* am ersten zu gewinnen hoffte, nicht nur den Beitritt verweigert haben, sondern dafs, wie verlautet, der dortige Agent der Brüdergemeinde, Hr. *Reufs*, *Lindbergen* ernstliche Vorstellungen gemacht hat, ihn von seinem Vorhaben abzubringen, und als diefs nichts gefruchtet, geradezu dem Kanzleipräsidenten angegangen ist, um demselben in seinem und seiner Gemeinde Namen zu erklären, dafs die Brüder, weit davon entfernt, an *Lindberg's* Sache den mindesten Antheil zu haben, dessen ganzes Verfahren vielmehr von Herzen verabscheueten (S. 60). Hat diefs seine Richtigkeit, so ist es eine erfreuliche Bestätigung dessen, was neuerdings der Dr. *Bretschneider* und der geh. Kirchenrath Hr. D. *Schulze* (sonst in Bautzen, jetzt in Dresden), jener von der Gemeinde in Neudietendorf, dieser von der Brüdergemeinde in der Oberlausitz, öffentlich gerühmt haben. Von der Verketzerung und Verfolgung anders Glaubender wollen die ehrwürdigen Brüder nichts wissen. — Die Regierung hat das Gesuch der Fanatiker mit Recht *rund abgeschlagen*, und so sind sie genöthigt, sich vorläufig auf Conventikel zu beschränken. Hier ist aber wieder unerklärlich, wie die Regierung gestatten kann, dafs die in dieser Beziehung bestehenden Landesgesetze von *Lindberg*, *Siemonsen* und einem fanatischen Studenten *Harmsen* (denn das sind die Sprecher in der Kammer, in welcher gewifs Christus nicht ist, vergl. Matth. 24, 26.) auf eine so empörende Art übertreten werden. Das Gesetz besagt, solche Privatversammlungen sollen dem öffentlichen Gottesdienste subordinirt seyn und zur Beförderung desselben dienen; denen, welche ihre Kirche nicht fleifsig besuchen, soll der Zutritt zu jenen Privaterbauungsanstalten versagt werden. In den Conventikeln *Lindberg's* und Cons. geschieht alles, um den Leuten den öffentl. Gottesdienst zu verleiden, indem man ihnen einprägt, dafs dort nichts, als *baares Heidenthum* zu finden sey. Das Gesetz verlangt, dafs solche Versammlungen nur von *ganz wenigen* Personen und zwar nur „von *Männern* mit *Männern* und von *Weibern mit Weibern*" gehalten werden sollen. In *Lindberg's* Kammer kommen *gedrängte Massen beiderlei Geschlechts zusammen*. Das Gesetz verordnet, die Prediger (denn nur diesen ist das Halten solcher Versammlungen erlaubt, woran sich aber *Lindberg* ebenfalls nicht bindet) sollen darauf sehen, dafs nichts „*gegen die Einrichtung der Kirche und des Staats* hier verhandelt und nichts *Fanatisches* vorgenommen werde." *Lindberg* und seine Helfershelfer legen es, *wie in Druckschriften vorliegt*, ganz darauf an, die Kirche um ihr Ansehn zu bringen, und selbst die Staatsgewalt, sofern letztere sich gegen sie nicht willfährig beweist; diese Conventikelhelden sind Prediger des gräulichsten Fanatismus. Nach dem Gesetze soll es „*gänzlich verboten seyn*, in solchen Versammlungen anstatt der *ordentlich censurirten* Bücher, Gebete und Gesänge fremder *nicht approbirter* zu gebrauchen." *Lindberg* gebraucht in seinen Versammlungen eine eigenmächtig ausgewählte Liedersammlung, der er, wie sein Genosse im Fanatismus, *Krummacher* in *Gemarke*, den Titel: *Zion's Harfe*" gegeben hat, und *die aller öffentlichen Approbation ermangelt*. So werden wir S. 57 ff. berichtet, und wenn sich die Sache wirklich also verhält, — wer kann sie billigen? Ist das nicht eine unverantwortliche Begünstigung einer Partei, deren Treiben der Kirche eben so verderblich werden mufs, als dem Staatswohl? und welchen Contrast bildet es dagegen, wenn, wie wir oben gesehen haben, verdiente Männer, gegen welche die Fanatiker wüthen, den gebetenen Schutz gegen das Wüthen und Toben ihrer Verfolger nicht finden können? Das hat auch der Prediger *Visby* erfahren. Ihn beschuldigte *Lindberg* in einer Druckschrift, er gebe „*verspottende* und *gräuliche* Rede für Christenthum aus, predige *offenbares Heidenthum*, beschimpfe unsern Glauben, ja, *Gott selbst*, und spreche so von ihm, *dafs sich die Haare auf dem Haupte sträuben müfsten vor Entsetzen über die gräulichen Worte*." Aufgefordert wird das Volk, „*doch ja nicht ruhig zuzu-*

se-

sehen." Hört! Hört! *Visby* glaubte, hier trete einer von den Fällen ein, für welche eine ältere Ordnung verlangt, dafs der an seiner Amtsehre angegriffene Beamte sich auf gerichtlichem Wege von den wider ihn erhobenen ehrenrührigen Beschuldigungen reinigen müsse. Er fragte defshalb bei seiner Behörde an, und der Stiftspropst *Clausen* gab in seinem verfassungsmäfsig auszustellenden amtlichen Gutachten über diese Anfrage die Erklärung, die Prediger hätten wohl Grund, der Regierung, deren Beamte sie ja wären, ihre Verantwortung zu überlassen, *da es eigentlich die Regierung selbst sey, welche der Pasquillant in ihren Beamten antaste.* Wie das Gutachten des Hn. Bischofs, dem die Sache verfassungsmäfsig auch vorgelegt werden mufste, gelautet habe, ist nicht bekannt geworden. Wahrscheinlich anders als das des Stiftspropsts, denn die Kanzelei-Resolution nahm auf das von *Clausen* so schlagend Bewiesene nicht die geringste Rücksicht; sondern verfügte, „dafs *Visby* sich nach einer Verordnung von 1799, durch Rechtsspruch von den wider ihn erhobenen Beschuldigungen zu reinigen habe." So wenig wird es von der Regierung beachtet, wenn Fanatiker die Ehre ihrer Beamten zu Schanden machen und hiermit die Regierung selbst verunehren. Sind Pasquillanten der Frömmlerpartei zugethan, so wird höhern Orts *nicht* gegen sie eingeschritten. Wohin soll das führen? Das Benehmen *Lindberg's* gegen den Buchdrucker *Jörgensen*, den er um die bei dem Drucke einer von ihm herausgegebenen Monatsschrift gehabten Kosten bringen wollte (S. 65 ff.), ist eben so empörend, als ziemlich alles in dieser kleinen Schrift von *Lindberg* Erzählte. Glücklicherweise entging der Buchdrucker dem beabsichtigten Betruge dadurch, dafs er das *eigenhändige Schreiben Lindberg's* vor Gericht vorzeigen konnte, woraus ersichtlich war, dafs das Vorgeben des Fanatikers, der Buchdrucker sey zugleich der Verleger jener Monatsschrift und müsse als solcher für die Druckkosten selbst stehen, völlig wahrheitswidrig sey. Gehört der Buchdrucker *Jörgensen* nicht unter die Rechtgläubigen, so darf man sich nach *Lindberg's* Moral gegen ihn alles erlauben, was der christlichen Liebe widerstreitet, man darf ihn also auch um sein Geld bringen. Wir lesen ja S. 55, dafs *L.* in seinem Conventikel lehrt, nach 1 Cor. 13, sey der Christ allerdings verbunden, seinen Nächsten zu lieben; derjenige aber, der nicht den rechten Glauben habe, sey nicht des wahren Christen *Nächster, mithin von der christlichen Liebe auszuschliefsen.* Auch soll er lehren, dafs man mit den Irrgläubigen keinen Frieden halten könne und dürfe; das sey nicht möglich, und Paulus sage nur Röm. 12, 18: „*ist es möglich*, so viel an euch ist, so habt mit allen Menschen Friede." Man sieht hieraus, dafs *L.* unter die *tiefen* Exegeten gehört, und dafs er billig den Schriftforschern beigezählt werden mufs, deren Werke einen bedeutenden Umschwung verrathen, in welchem die Exegese begriffen ist. Auch beweist er, dafs exegetische und dogmatische Tiefe sich wohl vereinigen lasse, was neuerlich zur Ungebühr geleugnet worden ist. Denn S. 40. will man in einer seiner frühern Schrifte[n] lesen haben, „dafs, wo etwa die alten Symbol[e] dem Worte der Schrift nicht übereinstimmen, *Bibel nicht mehr christlich sey!*" M[…] nicht neue Erfahrungen die ältern zum grofsen [Nach]theil für Kirche und Staat gemachten bestätigen, [dass] *religiöser* Fanatismus mit *politischem* Fanatism[us in] einem höchst gefährlichen Bunde stehe.

GESCHICHTE.

Frankfurt a. M., b. Schmerber: *Ludwig [der] Fromme. Geschichte der Auflösung des gr[ofsen] Frankenreichs.* Von *Friedrich Funck.* [18..] XIII u. 343 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Der doppelte Titel und des Vfs. ausdrück[liche] Erklärung in der Vorrede belehrt uns, dafs wir nicht sowohl eine eigentliche Biographie Lud[wigs] als vielmehr eine Geschichte seiner Zeitverhält[nisse] und ihrer nächsten Folgen erhalten sollen. D[a ge]rade die Geschichte dieser Zeit bis jetzt noch ver[hält]nifsmäfsig wenig mit Sorgfalt und Kritik bearb[eitet] ist, so verdient es Beifall, dafs der Vf. einen [in] mancher Hinsicht undankbaren Gegenstande se[inen] Fleifs zuwandte, und Rec. nahm schon aus di[esem] Grunde das Buch mit einer günstigen Erwartu[ng in] die Hand; allein er fand dieselbe bei genauerer [An]sicht nicht ganz befriedigt. Zwar ist dem Vf. [das] Lob fleifsiger Forschung, namentlich in den gl[eich-] oder doch nächstzeitigen Quellenschriftstellern, [und] dadurch gewonnener guter Bekanntschaft mit [dem] Aeufseren der Geschichte nicht abzusprechen; [aber] er hat sich zu wenig in den Geist und Charakter j[ener] Zeit und der in ihr handelnden Personen zu verse[tzen] gewufst, und scheint überdiefs gleich von vorn h[erein] nicht mit der rechten historischen Ruhe und Be[fange]nenheit, sondern mit vorausgefafster ungünst[iger] Stimmung ans Werk gegangen zu seyn, dahe[r es] dann kommt, dafs er bei weitem in den mei[sten] Fällen nur die Schattenseite der Begebenh[eiten] und die ungünstigste Weise ihrer Beurtheilung [her]vorhebt, ohne sich doch auch in dieser Hinsich[t zu] einem reinen, mit Kraft und Ueberzeugung au[sge]sprochenen, entscheidenden Urtheile zu erhe[ben]. Hierdurch erscheint nicht nur die Geschichte, d[urch] des Vfs. Schuld, in einem noch trübern Bilde, al[s] es ihrer Natur nach darbietet, sondern sie wird [auch] sehr trocken, charakterlos, schwankend und er[mü]dend. So wird z. B. von Karl dem Grofsen niem[and,] der ihn nicht sonst schon genügend kannte, [im] Stande seyn, aus der Darstellung unsers Vfs. [sich] ein deutliches, lebendiges und richtiges Charakter[bild] zu entwerfen; ja selbst über Ludwig, der, wenn [wir] auch nicht sagen möchten der Held, doch der Ha[upt]gegenstand der Geschichte ist, mufs das Urtheil [des] Lesers in einem beständigen Schwanken bleiben, [und] kann selbst dann, wo er vom Schauplatz abt[ritt,] noch zu keiner rechten Festigkeit kommen. U[nter] Ludwig's Söhnen ist Lothar am schärfsten, und z[…]

auch in einem andern Sinne sehr scharf charakterisirt; denn er erscheint durchgehends in einem sehr ungünstigen und abstofsenden, kaum durch irgend einen versöhnenden Zug gemilderten Bilde; dagegen ist Ludwig der Deutsche, so oft er auch handelnd auftritt, und so entscheidend er in die Handlung eingreift, doch in Ansehung seiner Persönlichkeit zu sehr in den Schatten gestellt und zu oberflächlich behandelt. Wir können es freilich nicht billigen, wenn der Geschichtschreiber das Urtheil des Lesers beherrschen oder bestechen will, oder wenn er gar seinen wahren Beruf so weit vergifst, dafs er durch künstliche Wendungen und absichtliche Verdrehungen, einer vorgefafsten Meinung zu gefallen, den Personen und Sachen eine willkürliche Gestalt zu geben sucht; aber dieser Abweg kann recht gut vermieden, und doch auf eine parteilose, des Geschichtschreibers vollkommen würdige Weise, der Leser für den Gegenstand der Geschichte interessirt, der letztere selbst in ein klares Licht gestellt und ein festes Urtheil über ihn begründet werden, wenn nur der Schriftsteller selbst sich recht lebendig dafür interessirt, sich deutlich und tief in ihn hineingedacht hat, und überhaupt seines Stoffes nicht blofs materiell, sondern auch geistig ganz mächtig ist. Aber eben diese geistige Beherrschung des Stoffes hat unser Vf., bei aller noch so vollständigen materiellen, also äufserlichen Bekanntschaft mit demselben, sich nicht aneignen können; er scheint die Arbeit nicht aus wahrem Interesse für den Gegenstand unternommen, sondern mehr wie ein gröfseres historisches Exercitium behandelt zu haben; daher ist denn seine geschichtliche Darstellung im höhern Sinne nicht gelungen zu nennen. — Was die formelle Einrichtung anlangt, so hat der Vf. die Geschichte Ludwig's des Frommen in 25 kurze Abschnitte getheilt, deren jeder durch eine Hauptbegebenheit, oder eine Gruppe zusammengehöriger Ereignisse bezeichnet wird. Ein *Anhang* berichtet dann noch, in zwei gröfseren Abschnitten, den Kampf der Söhne Ludwig's d. Fr. bis zum Frieden von Verdun. Die zur Erläuterung einzelner Punkte, Begründung der aufgenommenen Ansichten, näherer Nachweisung der Quellen u. d. m. bestimmten *Anmerkungen* sind am Ende besonders zusammengefafst; indessen sind sie weder so zahlreich, noch so weitläuftig, dafs sie nicht, zu gröfserer Erleichterung des Lesers, unmittelbar unter dem Texte hätten Raum finden können. — Die einzelnen Thatsachen hat der Vf. mit grofser Vollständigkeit zusammengestellt; auch ist im Allgemeinen seiner Benutzung der Quellenschriftsteller die Treue nicht abzusprechen; doch hält er sich nicht immer frei von Willkürlichkeit, indem er gute und schlechte Schriftsteller durch einander benutzt, wie er es eben für gut findet, oder auch wohl einen Schriftsteller, den er an vielen Orten selbst für unzuverlässig erklärt, z. B. den Astronomus, doch anderswo bei seinen Folgerungen allein zum Grunde legt. Nicht selten will er mehr wissen, als die Quellenschriftsteller aussagen; daher die Formeln: es ist möglich, vermuthlich, vielleicht, wahrscheinlich u. d. m. viel häufiger vorkommen, als es einem Buche, das die Geschichte zu gröfserer Bestimmtheit und Gewifsheit bringen sollte, gut ansteht. Einmal meint der Vf. (S. 248): „In diesem Falle sind *die Späteren* gültige Zeugen, weil die gleichzeitigen Schriftsteller es nicht wagen durften, die Wahrheit zu erzählen, oder bei ihrer Stellung zum Kaiser es nicht wollten." Aber man darf fragen, wie denn die *Späteren* als *Zeugen* einer Begebenheit angeführt werden können, die sie, eben als Spätere, nicht mit erlebten? und woher sie die besseren Nachrichten haben konnten, wenn die gleichzeitigen Schriftsteller sie nicht gaben? wie denn auch des Vfs. Alternative in diesem Falle gar nicht pafst, da die *damaligen* gleichzeitigen Schriftsteller bekanntlich nicht schrieben, um ihre Werke zur nächsten Messe gedruckt ans Licht zu stellen, sondern um Nachrichten für die Nachwelt aufzubewahren, wobei sie recht füglich wagen konnten, und, wie wir wissen, nicht selten gewagt haben, gegen die Machthaber ihrer Zeit zu sprechen, denen sie ja nur ihre Schriften nicht vorzulegen brauchten. — Ein eigenthümliches Verdienst des Vfs. und einen der wesentlichsten Vorzüge dieses Buches erkennen wir darin, dafs der Vf. den Verhältnissen des fränkischen Reiches mit Spanien, die gemeiniglich sehr vernachlässigt und fast ganz übersehen werden, eine besondere Aufmerksamkeit widmet; wie denn, zur bessern Uebersicht derselben, noch eine eigne *Abhandlung über die spanisch-fränkischen Angelegenheiten* am Schlusse des ganzes Buches beigefügt ist. Indessen dürfte doch auch dieses Verdienst nicht so grofs seyn, als es der Vf. selbst anzuschlagen scheint, da die Ergebnisse, die man wirklich des Vfs. eigner Forschung zuschreiben kann, noch immer keine ausgezeichnete Bereicherung der Geschichte gewähren, und noch viele dunkle Punkte übrig lassen. Sonst können wir, bei der bisher geschilderten historischen Methode des Vfs., von ausgezeichneten allgemeinen Resultaten seiner Forschung und Darstellung nicht viel Erhebliches berichten, und müssen uns daher mit diesen allgemeinen Andeutungen über Charakter und Werth vorliegenden Buches hier um so mehr begnügen, als eine detaillirte Analyse seines Inhaltes uns viel zu weit führen, und mit dem davon zu erwartenden wirklichen Gewinne für die historische Wissenschaft zu wenig im richtigen Verhältnifs stehen würde. — Die Wichtigkeit, mit welcher der Vf., in der Vorrede, die abweichende Rechtschreibung gewisser Namen und in die deutsche Sprache übergetragener Worte behandelt, streift zu sehr an Kleinlichkeit, die man bei dem Anfänger wohl entschuldigt, bei dem edlern Geschichtschreiber aber nicht gern sieht.

MONATSREGISTER

vom

MÄRZ 1833.

I.

Verzeichnifs der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweite die Seite an. Der Beisatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

Hand-

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 62.)

II.

Verzeichnifs der im Intelligenzblatte enthaltenen literarischen und artistischen Nachrichten und Anzeigen.

A. Nachrichten.

Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Todesfälle.

Universitäten, Akad., u. and. gel. Anstalten.

Zü-

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1833.

MEDICIN.

Berlin, b. Rücker: *Handbuch der medicinischen Klinik* von Dr. *Moritz Ernst Adolph Naumann*, ordentlichem Professor der Medicin an der Kön. Preuſs. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn, der Berliner medicinisch-chirurgischen, der Leipziger naturforschenden und mehrerer anderer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. 1829. *Erster* Band. 862 S. 8. (4 Rthlr. 6 gGr.)

In einer Zeit wo das Gebiet der praktischen Medicin weit mehr die Journalistik beschäftigt, und höchstens seine encyclopädische Bearbeitung findet, wo eine classisch bearbeitete Monographie zu den selteneren Erscheinungen in der medicinischen Literatur gehört, gewährt es eine angenehme Ueberraschung, wenn Männer die dazu berufen sind, für eine gründlichere Fortbildung der Arzeneiwissenschaft zu wirken, sich mit einer gediegenen Arbeit der einreiſsenden Oberflächlichkeit entgegen stellen. Der Vf. des vorliegenden Werkes, dem ärztlichen Publicum durch mehrere theoretisch-medicinische Schriften als Denker und mühsamer Forscher rühmlichst bekannt, hat in der Herausgabe dieses Handbuches ein umfassendes und schwieriges Unternehmen begonnen, über dessen Nützlichkeit keine Zweifel obwalten können, über dessen genügende Ausführung aber erst beim weiteren Fortschreiten der Bearbeitung ein zureichend begründetes Urtheil abzugeben seyn möchte, wenn gleich auch dieser erste Band schon zu manchen rühmenden und tadelnden Bemerkungen Veranlassung darbietet.

Mit Recht beginnt der Vf. seine Vorrede mit der Bemerkung, daſs sein Werk sich von selbst rechtfertigen müsse, und wenn Rec. vorläufig erwähnt, daſs diese Rechtfertigung höchst ehrend für denselben ausgefallen ist, so kann er doch nicht umhin, zur Bezeichnung des Standpunktes von welchem aus ein Urtheil über das vorliegende Unternehmen zu fällen seyn dürfte, hier folgende Bemerkungen einzuschalten.

Wenn gleich wir mehrere Handbücher der medicinischen Klinik besitzen, so tragen die meisten derselben doch mehr den Charakter eines bloſsen Grundrisses, enthalten vorzugsweise nur die individuelle Ansicht ihres Vfs und berühren nur nebenher das Historische der Gegenstände. Gewiſs gewähren diese Handbücher, unter denen Rec. nur die von *Conradi*, *Raimann* und *Puchelt* erwähnt, dem Anfänger für sein Studium einen groſsen Nutzen, aber dem umfassenderen Bedürfnisse genügen sie nicht, und für ein weiteres gründliches Studium reichen sie nicht aus. Für die praktische Medicin, in welcher sich die Masse der Thatsachen mit jedem Tage mehr und mehr häuft, ist es ein Bedürfniſs, daſs von Zeit zu Zeit eine ausführlichere Bearbeitung der einzelnen Krankheiten, mit Rücksicht auf die vorhandenen Materialien eintrete, wenn die gewonnenen Resultate nicht unbenutzt bleiben, und wenn das Fortschreiten der wissenschaftlichen Einsicht befördert werden soll. Ein Handbuch der Klinik in diesem Sinne muſs eine systematische Zusammenstellung gedrängt bearbeiteter Monographien enthalten, und ein solches Handbuch wird nicht blos dem zeitgemäſsen Bedürfnisse abhelfen, sondern wie die klassischen, in einer ähnlichen Weise bearbeiteten Werke von *van Swieten*, *Peter Frank*, *Burserius*, *G. Vogel*, einen dauernden Werth behalten. Das Bedürfniſs eines solchen Werkes hat sich recht deutlich bei dem Erscheinen der *Richter'schen* Therapie ausgesprochen, die bei manchen Mängeln, dennoch viel Gutes verbreitet hat. Die von *Sundelin* herausgegebenen Vorlesungen des würdigen *Berends* helfen demselben nicht ab, *Joseph Frank's* und *v. Hildenbrand's* Werke aber sind unvollendet. Der praktische Arzt reicht in gar vielen Fällen mit den allgemeinen wissenschaftlichen Beziehungen aus, die als die erste Grundlage seines Wissens betrachtet werden müssen, und auf welche die Grundrisse der medicinischen Klinik im allgemeinen zurückgeführt werden können. Wenn er aber in verwickelten und dunkelen Fällen des Rathes bedarf, sucht er speciellere Beziehungen auf einzelne Fälle, und einen historischen Nachweis der hierauf bezüglichen Thatsachen. Diese in dem groſsen Umfange der medicinischen Literatur aufzusuchen hat nicht blos seine groſse Schwierigkeit, sondern ist auch für die meisten Aerzte in sofern unmöglich, als Zeit, Gelegenheit und selbst die Kenntniſs der specielleren Literatur dazu fehlen. Unter solchen Umständen scheint dem Rec. die ausführlichere Bearbeitung eines umfassenden Handbuchs der medicinischen Klinik nicht blos ein Bedürfniſs, sondern auch nach dem jetzigen wissenschaftlichen Standpunkte der praktischen Medicin zeitgemäſs zu seyn.

Wer könnte es sich aber verhehlen, daſs ein solches Unternehmen zu den allerschwierigsten Aufgaben gehöre. Es setzt voraus ein umfassendes gründliches Studium der Theorie der Heilkunde, eine genauere und ausgebreitete historische Bekanntschaft mit den unzähligen Thatsachen, die in älte-

ren und neueren Schriften zerstreut sind; einen geläuterten kritischen Sinn in der Benutzung und Würdigung dieser Thatsachen; vor allen Dingen aber auch praktische Vertrautheit und gereifte Erfahrung am Krankenbette, die jener Kritik erst Haltung und Gewicht verleihen kann. Diese Eigenschaften werden aber höchst selten vereint gefunden, und darum werden wir bei einem solchen Unternehmen nicht die Forderung der tadellosesten Vollendung stellen dürfen, sondern es wird dankend anerkannt werden müssen, wenn der Schriftsteller seine mühvolle und schwierige Arbeit dieser Vollendung nur möglichst annähert.

Die Bearbeitung eines solchen ausführlicheren Handbuchs der medicinischen Klinik scheint der Vf. in dem vorliegenden Werke begonnen zu haben, in welcher Art dies aber geschehen ist und nach dem vorgezeichneten Plane in der Fortsetzung geschehen wird, will Rec. kurz andeuten.

Was zuerst die Ordnung betrifft in welcher Hr. *N.* die einzelnen Krankheiten abzuhandeln gedenkt, so theilt er dieselben in drei Klassen.

I. Krankheiten des Pneumocardiacal-Systems, oder Krankheiten mit prädominirend entzündlichem Charakter. In dieser Klasse ist von dem Entzündungsfieber und seinen Varietäten, dem Rheumatismus mit Einschluss der Neuritis, der Lungenentzündung, dem Bluthusten mit Einschluss des Emphysems, dem Erkranken der in der Brusthöhle gelegenen serösen Membranen, den Krankheiten der Schleimhaut der Luftwege, dem Asthma, der Lungenschwindsucht, bis wie weit der erste Band reicht, die Rede.

Aus dem 2ten und 3ten Bande des Werkes, die bereits erschienen sind, bemerkt Rec., dass unter diese Klasse weiter gerechnet werden, die *Adenitis thoracico-jugularis* und unter diesem Abschnitte wieder, die Entzündung der Schildrüse, der Kropf, die Thymitis, die Bronchiadenitis, ferner die Carditis, die Krampfsucht des Herzens, die organischen Krankheiten des Herzens, der Scheintod vom Pneumocardialsystem ausgehend; die Krankheiten des Gefässsystems, das Erkranken des Blutes, und endlich im dritten Bande die acuten exanthematischen Krankheiten. — In die IIte Klasse stellt der Vf. die Krankheiten des Abdominalsystems, oder die Krankheiten mit prädominirend materiellem Charakter. — Die IIIte Klasse endlich begreift die Krankheiten mit prädominirend nervösen Charakter, oder die Krankheiten des Cerebrospinalsystems. Diese Eintheilung, von der der Vf. sagt, dass sie sich des grossen Vorzuges erfreue, auf alle Hypothesen verzichten zu können, kann weder in wissenschaftlicher noch in praktischer Beziehung Befriedigung gewähren. Es würde die Grenzen des hier verstatteten Raumes überschreiten, wenn Rec. auf eine Erörterung der Anforderungen eingehen wollte, die an eine wissenschaftliche Krankheitseintheilung, die ihre Principien aus der allgemeinen Pathologie zu entlehnen hat, gemacht werden müssen. Bei der vorliegenden fehlt es aber an allen Principien. Wir lassen uns z. B. die Gegeneinanderstellung der Krankheiten nach den einzelnen Systemen und Organenreihen gefallen, wie kömmt dann aber in die erste Klasse der Rheumatismus, und weshalb fehlt die gründliche Abhandlung von Brustwassersucht, denn die Darstellung des speciellen Falles wo die Brustwassersucht als Ausgang der Pleuritis auftritt, können wir nicht dafür halten. Seite 5 der Einleitung sagt der Vf., diese erste Klasse begreife die Krankheiten mit prädominirend entzündlichem Charakter; wie verträgt sich dies mit dem Asthma, der Lungenschwindsucht, dem Kropf, vielen organischen Krankheiten des Herzens u. s. w.? In praktischer Beziehung müssen aber an eine Krankheitseintheilung mindestens die Anforderungen gemacht werden, dass die einzelnen Krankheiten nicht blos leicht übersehen und aufgefunden werden können, sondern ihrer Verwandtschaft nach so aneinander gereihet werden, dass die allgemeinen Beziehungen nicht ganz verloren gehen, und unnöthige Wiederholungen vermieden werden. Auch diesen Anforderungen scheint die Eintheilung des Vfs. nicht zu entsprechen, vielmehr trennt sie die natürlichen Gattungen der Krankheiten, auf eine für die Benutzung dieses Werkes störende Weise. Doch Rec. wendet sich von dieser weniger wesentlichen Sache zu der Ordnung, in welcher die Bearbeitung der einzelnen Gegenstände Statt gefunden hat.

In den einzelnen Abschnitten stellt der Vf. die einzelnen theils der Natur, theils dem Sitze nach verwandten Krankheitsformen mehr gruppenweise zusammen, was im allgemeinen gewiss zweckmässig erscheint, wenn in diese Gruppen nicht etwa Krankheitsformen mit hineingezogen werden, die wegen ihrer Eigenthümlichkeit, besonders hervorgehoben zu werden verdienten. So ist der Keichhusten in dem Kapitel von den Krankheiten der Schleimhaut der Luftröhre, mit dem Katarrh, der Bronchitis u. s. w. in einer Gruppe abgehandelt, obgleich eine wesentliche Differenz von den meisten Aerzten angenommen werden möchte. So stossen wir beim Rheumatismus auf die Neuritis, beim Bluthusten auf das Emphysem u. s. w. Die Bearbeitung eines jeden Abschnittes ist in bestimmten Unterabschnitten geschehen. Es wird zuerst die Synonymik und allgemeine Charakteristik gegeben. Dann folgt die Nosographie der in dem betreffenden Abschnitte gruppirten einzelnen Formen neben einander gereihet. Die Beschreibungen sind im allgemeinen mit grosser Gründlichkeit und vieler Genauigkeit gegeben, in den meisten Fällen jedoch weit mehr auf das allgemeine Bild der Krankheit bezüglich als auf die specielleren Modificationen ausführlich eingehend. Es folgt dann die Aetiologie, die Nosogenie, die Diagnostik, die Prognostik, die Therapeutik und als Unterabtheilungen dieser letzteren, die Nomothetik (Feststellung der Heilanzeigen) Diätetik und Jatrik und zuletzt Prophylactik so wie die Literatur. Der Vf. bekundet hier überall ein Streben nach Gründlich-

keit

keit; in der Nosogenie benutzt er alles was Zuverlässigeres über das Wesen der Krankheiten erforscht worden ist, ohne sich auf vage Hypothesen einzulassen. Eben so zeigt er eine ausgebreitete Belesenheit, die Meinungen älterer und neuerer Schriftsteller sind zahlreich angeführt, mit kritischem Geiste ausgewählt, und durch genaue Citate auf die Quellen zurückgewiesen. Es behauptet das vorliegende Werk in diesen Beziehungen in der That einen ausgezeichneten Platz in der medicinischen Literatur, während es in Rücksicht auf die Nosographie der specielleren Formdifferenzen, die der Arzt in einem ausführlichen Handbuche der medicinischen Klinik gerade sucht, und in Beziehung auf die Therapeutik manches zu wünschen übrig läfst. Fast scheint es als habe dem Vf. eine fest begründete und ausgedehntere Erfahrung am Krankenbette, bei der in jeder andern Beziehung guten Bearbeitung, nicht zur Seite gestanden. Wenn er z. B. in der Nomothetik die auf das Wesen der Krankheit bezüglichen Heilindicationen zwar andeutet, so finden wir in der Iatrik keinesweges die Beziehungen des Heilmittelapparats zu diesen Indicationen durchgeführt. Wir vermissen hier auch sehr oft das entscheidende eigene Urtheil, finden dagegen aber eine reichhaltige Sammlung von entlehnten Thatsachen, die höchst willkommen erscheinen.

Nach allem diesem ist das Werk weniger dem Anfänger, als vielmehr dem ausgebildeten und in der Erfahrung gereifteren Arzte zu empfehlen, der in demselben einen reichen Schatz von Thatsachen und eine willkommene Zurückweisung auf die Quellen derselben finden wird. — Nach dieser allgemeinen Beurtheilung wendet sich Rec. zur kurzen Anzeige der einzelnen Gegenstände.

Wir haben in der ersten Klasse also die Krankheiten des Pneumocardiacalsystems zu betrachten. Als Normalform dieser Klasse stellt der Vf. zuerst das reine entzündliche Fieber auf. In die zweite Gruppe stellt er die Krankheiten des Respirationsapparats, seiner Umhüllungen und Appendicularorgane. In die dritte Reihe fallen die Krankheiten die wir an den Centralorganen des Kreislaufs wahrnehmen, und die vierte füllen die acuten Exantheme aus.

1) Das einfache entzündliche Fieber und seine Varietäten, beschreibt Hr. *N.* in gedrängter Kürze, macht auf die verschiedenen neueren Ansichten über das Wesen dieses Fiebers aufmerksam, ohne selbst eine eigene bestimmte Ansicht auszusprechen. Als Heilanzeigen beim entzündlichen Fieber stellt er auf, die Verminderung der exaltirten Lebensthätigkeit, des Orgasmus im Gefäfssysteme; die Unterstützung der kritischen Bewegungen, daher die Erweckung von congestiven Richtungen nach den Ausscheidungsorganen; die Bekämpfung jeder beginnenden Concentration der Krankheit auf einzelnen Punkten. In der Iatrik handelt er ohne weitere Beziehung auf diese Indicationen, von der Anwendung der Blutentziehungen; von der des Salpeters, des Salmiaks, des *Cremoris tartari* und *Natri sulphurici*. Es wäre hier wohl der Ort gewesen wo der Vf. über die Art der Anwendung des Salpeters und seinen Nutzen im Entzündungsfieber sich hätte ausführlicher aussprechen müssen, um so mehr, als von einem Theil der Aerzte dies Mittel ganz unzureichend und unpassend gebraucht wird, während ein anderer wieder Mifsbrauch damit treibt. Gewifs werden die antiphlogistischen Wirkungen des Salpeters von vielen Aerzten zu hoch angeschlagen. Die Mineralsäuren und besonders das *acidum sulphuricum dilutum* werden sehr empfohlen, wenn der entzündliche Charakter beseitigt worden ist, das Fieber aber noch fortdauert, der Puls gereizt, die Haut brennend ist. Dagegen wird die Anwendung der vegetabilischen Säuren, die sich hier gerade so hülfreich beweisen, fast übergangen. Wenn sich die Krankheit auf innere wichtige Organe concentrirt, soll man nach dem Aderlasse Calomel mit kleinen Gaben Opium, bei grofser Reizbarkeit des Herzens mit kleinen Dosen Digitalis geben, was nach Rec. Dafürhalten doch besonders in Rücksicht auf das Opium seine grofse Beschränkung erleiden möchte. Als Varietäten des entzündlichen Fiebers werden beschrieben, das einfache Reizfieber, und das Wundfieber.

2) Das Gliederreifsen *Rheumatismus*, *Orrhymenitis peripherica*. Der Vf. beschreibt zuerst das rheumatische Fieber, ohne zwischen diesem und dem einfachen acuten Rheumatismus genauer zu unterscheiden, behandelt dann auf eine ausführliche Weise die verschiedenen Ausgänge des Rheumatismus, und beschreibt darauf die einzelnen wichtigeren Formen, den *Rheumatismus capitis*, die *Neuralgia facialis* (*prosopalgia*), *Rheumatismus oculi*, *Rheumatismus aurium*, *Rheumatismus odontalgicus*, *cervicis*, *pectoris*, *abdominis*, *lumborum*, *dorsi*, *coxae*, die *Ischias nervosa*, den *Rheumatismus extremitatum*, die *Neuralgia extremitatum* und die Nervengeschwulst, und endlich den *Rheumatismus articularis*. Zuletzt wird der ähnlichen Krankheit bei Thieren gedacht. Das Wesen des Rheumatismus bestimmt er als eine congestiv-entzündliche Reizung der serösen, fibrösen und ihnen ähnlichen Gebilde; wegen der secernirenden Thätigkeit der serösen Häute geschieht es aber selten, dafs die rheumatische Affection in offenbare Entzündung übergeht. Es ergiebt sich schon aus dem Vorstehenden, dafs der Vf. die Neuritis dem Rheumatismus beigesellt hat, wozu er besonders dadurch veranlafst worden ist, dafs nach vorhergegangenen Neuralgien die Obduction eine Entzündung des Neurilems, also in einem Gewebe nachweiset, was mit dem Heerde des Rheumatismus so sehr übereinstimmt. Diese Vermischung zweier ganz verschiedener Krankheitszustände möchte in dessen von den meisten Aerzten nicht gebilligt werden, so wie denn überhaupt manches auf diesen Abschnitt Bezügliche zu erinnern seyn dürfte. So ist Rec. nicht damit einverstanden, dafs die *Diathesis rheumatica* blos von einer rheumatischen Dyscrasie abhängig sey, solche scheint ihm vielmehr in den meisten

meisten Fällen, eine dynamische Grundbeziehung zu haben, und nur seltener eine wirkliche Dyscrasie aufzunehmen. Beim Gesichtsschmerz ist der rheumatische gutartige Gesichtsschmerz von dem wahren sogenannten *Fothergill'schen* nicht unterschieden. Der *Rheumatismus oculi* ist als rheumatische Augenentzündung geschildert, und die Form des einfachen Augenrheumatismus ist übergangen. Auch gegen die, über das Wesen des Rheumatismus, von dem Vf. aufgestellte Ansicht liefse sich manches erinnern, wenn dies nicht eine weitere Erörterung erheischte, die hier durch die Beschränktheit des Raumes verboten wird.

In der Nomothetik stellt er folgende Indicationen auf. *a*) Entfernung der topischen entzündlichen Reizung *b*) Beschränkung der sympathisch-erregten fieberhaften Irritation *c*) Wiederherstellung der naturgemäfsen Energie der übrigen Systeme, besonders des äufseren Hautorgans und ihres Normalverhältnisses zum serös-fibrösen Systeme *d*) Beseitigung der zurückgebliebenen allgemeinen und örtlichen Schwäche. In der Iatris ist zuerst die Rede von den Blutentziehungen, dann von den inneren antiphlogistischen Mitteln. Wenn nach Beseitigung des entzündlichen Charakters das Fieber mit Hartnäckigkeit fortdauert wird der Campher empfohlen. Es wird darauf die Behandlung des zurückgetretenen Rheumatismus berührt, und die des chronischen Rheumatismus mit Anführung der verschiedenartigen Kurverfahren, die von anderen Aerzten gerühmt sind, ausführlicher angegeben. Hierauf folgt die Angabe der Kur der oben angegebenen einzelnen Formen, die Prophylactik und endlich die Literatur.

3) Die Entzündung der Lungen Pneumonie. Hr. *N.* bestimmt nach den wahrnehmbaren anatomischen Veränderungen in der Lunge, drei Stadien in dem Fortschreiten dieser Krankheit, und entwirft diesem gemäfs eine Schilderung der acuten und chronischen Form der Pneumonie. Diesen progressiven Stadien stellt er drei regressive zur Seite, deren Symptomengruppen und inneres wesentliches Verhältnifs er zu schildern sucht. Hieran knüpft er eine Beschreibung der verschiedenen Formen des Lungenbrandes, und geht dann über zur Schilderung des innormalen Verlaufes der Pneumonie. Es kömmt hier zur Sprache die Verbindung mit Brustfellentzündung, mit Rheumatismus der Brust und Intercostal-Muskeln, der Entzündung des Herzbeutels, mit der Leberentzündung, dem Gallenfieber, dem Schleimfieber, dem Nervenfieber, dem Wechselfieber. Wenn gleich die oben berührte Beschreibung der Pneumonie, nur mehr ein abstractes Bild darstellt, wie es in seiner Reinheit und Vollständigkeit wohl nur höchst selten am Krankenbette gefunden werden möchte; so wird dies doch mit jeder andern Beschreibung nicht viel besser seyn, und diese hat den Vorzug, dafs sie die hervortretenden Symptome mit der Veränderung des örtlichen Krankheitsprocesses in Beziehung stellt, was für die richtige Würdigung einen wesentlichen Vortheil gewährt. Rec. erkennt die Gründlichkeit in der Bearbeitung dieses Abschnittes im allgemeinen gerne an, nur bei der Complication mit dem Gallenfieber scheint der Vf. den wahren Charakter, der von *Stoll* so richtig bestimmten gallichten Pneumonie nicht genügend gewürdigt zu haben, wie denn auch das doppelte Verhältnifs des gallichten Zustandes, als Complication und unterhaltende Ursache der Pneumonie nicht hervorgehoben ist. Seite 136 gedenkt der Vf. der wichtigsten Epidemien der pestartig verlaufenden typhösen Lungenentzündung, fügt auch eine kurze Beschreibung der Lungenentzündung der Thiere, und vorzugsweise auch der typhösen Lungenseuche des Hornviehes bey. Von der Therapeutik gilt auch hier was bereits wiederholentlich ausgesprochen ist; es werden Heilindicationen aufgestellt, der Heilmittelapparat aber wird ohne besondere Beziehung auf dieselben und ohne ein entscheidendes Urtheil über die verschiedenartigsten, von andern Schriftstellern entlehnten Methoden angegeben. Nach der Ueberzeugung des Rec. wird dem Calomel von dem Vf. bei der Heilung der Lungenentzündung viel zu wenig Gewicht beygelegt. Die von *Peschier* empfohlene Behandlung mit *Tartarus stibiatus* ist aber ganz übergangen.

4) Lungenblutflufs *Haemoptysis.* Es wird der gewöhnliche Bluthusten und die *Haemorrhagia praeceps* beschrieben, und die Resultate der Leichenöffnungen sind ausführlich angegeben. Unter den Complicationen der Haemoptysis handelt der Vf. von der Verwandung der Lungen, so wie vom Emphysem, von letzterem ausführlicher. Es scheint dem Rec. als wenn beide Gegenstände hier nicht an ihrem Platze wären. Dann folgt die gastrische Complication, das krampfhafte Bluthusten und das Blutspeien aus Schwäche. Diese letzteren Zustände zeigen wohl weniger auf eine Complication als auf einen besonderen Charakter des Lungenblutflusses. Rec. vermifst eine nähere Bezeichnung der durch die verschiedenen Ursachen bedingten Specialformen, die so wohl in ihrem Auftreten und in ihrem Verlaufe sehr abweichen, als sie bei der Bildung der Vorhersage und bei der Behandlung in ganz vorzüglichen Betracht kommen.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1833.

MEDICIN.

Berlin, b. Rücker: *Handbuch der medicinischen Klinik* von Dr. *M. E. A. Naumann* u. s. w.

(*Beschlufs von Nr. 58.*)

5) Entzündung der serösen Häute in der Brusthöhle, *Orrhymenitis thoracica*. Es wird hier die *Pleuritis*, die acute und chronische, mit dem *Empyem* und der Brustwassersucht, die *Gangrän* der *Pleura*, die Entzündung des Zwerchfelles, des Herzbeutels, die Herzbeutelwassersucht und das *Pneumopericardion* abgehandelt. Rec. hält diesen Abschnitt mit für den gelungensten. Auf eine gründliche Weise ist der Antheil erörtert, den die Lungen an der Entzündung der *Pleura* nehmen. Die Unterscheidungsmerkmale beider Krankheiten sind sorgfältig hervorgehoben und die Nosogenie ist ausführlich mit Rücksicht auf die Aufklärungen, welche die pathologische Anatomie nachgewiesen hat, erörtert. Wenn der Vf. hier aber die Brustwassersucht als Ausgang der Entzündung mit Uebergehung der meisten sonstigen Bildungsverhältnisse dieser Krankheitsform aufgenommen hat, so ist dies nicht wohl zu billigen, da die Brustwassersucht weit mehr als einen bloſsen Ausgang der *Pleuritis* in sich schlieſst und die verschiedenen Arten der Wassersucht in Rücksicht auf die Diagnose, den Verlauf und die Behandlung so viel mit einander gemein haben, daſs eine solche Trennung entweder zur Undeutlichkeit oder zu nutzlosen Wiederholungen führen muſs. Eine genügende Abhandlung über die Brustwassersucht kann Rec. in der von dem Vf. hier gegebenen Darstellung aber nicht finden. Ganz vorzüglich gilt dies von der Therapeutik. Auch die Zwerchfellentzündung kann hier nur sehr bedingt ihren Platz finden, da die wahre Zwerchfellentzündung zwar eine Theilnahme der serösen Umkleidung in sich schlieſst, aber als Substanzentzündung des Zwerchfelles einen ganz anderen Krankheitszustand darstellt, als die Entzündung einer serösen Haut.

6) Entzündung der Schleimhäute der Luftwege, *Phlegmhymenitis thoracico-iugularis*. In diesem Abschnitte werden abgehandelt der einfache Lungenkatarrh, der Schnupfen, der Katarrh der Rachenhöhle, das Katarrhalfieber, die Entzündung des Kehlkopfes, der Luftröhre, die häutige Bräune, die *Bronchitis*, der Keuchhusten, die *Pneumonia notha*, die chronische Entzündung des Kehlkopfes und der Luftröhre mit ihrem Ausgang in *Phthisis laryngea* und *trachealis*, die chronische Entzündung der Luftröhrenzweige, oder der veraltete Lungenkatarrh oder die Schleimschwindsucht, die wichtigsten chronischen Krankheiten, denen die Schleimhaut der Nase und der Nebenhöhlen unterworfen ist, als den Stockschnupfen, das Nasengeschwür u. s. w. In einem Anhange werden zuletzt noch die katarrhalische Augenentzündung, so wie die Krankheiten der Thränenorgane, auch die katarrhalische Entzündung des Ohres zur Erörterung gezogen. Bei dem Sectionsbefunde wird auch noch der Erweiterung der Luftröhre, der Wassersucht der Lungen und des Oedems des Kehlkopfes gedacht. Diese Gruppirung so vielfacher und zum Theil verschiedenartiger Krankheitsformen in einem Kapitel, unter einem gemeinschaftlichen Abschnitt der Nosographie, Nosogenie u. s. w., ergiebt schon, wie zerstreut die auf denselben Gegenstand bezüglichen Erörterungen aufgefunden werden müssen. Was aber die Bearbeitung dieses Abschnittes selbst anbetrifft, so ist dieselbe im allgemeinen umfassend, gründlich und durch Darlegung einer ausgebreiteten Bekanntschaft mit der betreffenden Literatur ausgezeichnet. Die Mannichfaltigkeit der Gegenstände erlaubt es nicht, auf nähere Beleuchtung der einzelnen Krankheitsformen einzugehen.

7) Der Lungenkrampf, *Asthma*. Der Vf. liefert uns in diesem Abschnitte eine sehr gelungene Abhandlung. Zuerst beschreibt er das *Asthma* der Erwachsenen, dann das *Asthma Millari*, darauf die Brustklemme oder den Stickfluſs der Neugeborenen nach *Goelis* und *Wiegand*, das in neuerer Zeit zur Sprache gekommene sogenannte *Asthma thymicum* erwähnt er aber nicht. Insbesondere geht er auf eine ausführlichere und gründliche aetiologische Untersuchung ein. In der Nosogenie prüft er die verschiedenen Ansichten über das Wesen mit Gründlichkeit, und bestimmt dasselbe als Lungenkrampf. In der Diagnostik unterscheidet er die rein nervöse, die katarrhalische und gastrische Varietät des *Asthma's*, führt die verschiedenen Krankheitsformen auf, mit denen es verwechselt werden kann, fügt eine kurze Andeutung der verschiedenen Arten der Dyspnoe hinzu, und betrachtet das Seufzen und Gähnen als asthmatische Affectionen. Die unter dem Namen Dampf oder Herzschlägigkeit u. s. w. bekannte Krankheit bei Thieren wird am Schlusse kurz berührt. Die Behandlung während des Anfalles und während der Intermission wird nach den verschiedenen Varietäten, mit einer ausgedehnten Benutzung dessen, was die Literatur darüber nachweiset, angegeben, dann die Behandlung des *Asthma's* der Kinder erörtert, die Prophylactik aufgestellt, und zuletzt eine ausführliche Angabe der Literatur beigefügt. Nach der bisher

her von dem Vf. befolgten Ordnung hätte hier wohl eine genauere Betrachtung der wichtigeren Formen der Dyspnoe, dem *Asthma* im engern Sinne, zur Seite gestellt werden müssen, die wir aber vermissen.

8) Die Lungensucht, *Phthisis pulmonum.* Alles, was die neuere Zeit zur besseren Würdigung des wahren Causalverhältnisses dieser Krankheit geleistet hat, finden wir in diesem Kapitel sorgfältig gesammelt und mit Scharfsinn benutzt, die wahre Lungenerweiterung zwar nicht ganz verworfen, aber nach Rec. Dafürhalten in zu enge Grenzen beschränkt. Rec. hält überdies dafür, dafs, so treffliche Aufklärungen durch die Einsicht in die Tuberkelbildung in der neusten Zeit gewonnen sind, wir doch im Begriffe stehen, in Einseitigkeit zu verfallen, wenn wir selbige nur als die einzige Grundursache der Lungensucht betrachten wollen. Eine sorgfältige Beobachtung am Krankenbette lehrt in der That etwas Anderes, und auch die früheren Ansichten behalten zum Theil ihre Wahrheit. Es wird zuerst ein allgemeines Bild der Krankheit nach den gewöhnlich angenommenen drei Stadien des Verlaufes entworfen, der Sectionsbefund in einer ausführlichen Uebersicht dargestellt, dann das Lungengeschwür und der *Pneumothorax* beschrieben. Darauf wird auf die Spuren hingewiesen, welche die Lungensucht in anderen Organen hervorruft. Angereihet wird die Betrachtung über erdige, knöcherne und steinige Concretionen, Balggeschwülste, Hydatiden, Melanosen, Encephaloiden in den Lungen. Die Causalmomente der Lungensucht werden ausführlich angegeben, und in der Nosogenie sind die verschiedenen gangbaren Ansichten über die Tuberkelbildung ausführlich erörtert und geprüft, und zuletzt auf die Verschiedenartigkeit der Ursachen hingewiesen. In der Diagnostik wird eine acute und mehr chronisch verlaufende Form unterschieden, die einzelnen Symptome werden Behufs der Diagnose genau erörtert. Die Anwendung des Stethoskops ist besonders gewürdigt, die Krankheiten, mit welchen die Lungensucht verwechselt werden kann, sind aufgestellt, und die Beschreibung des hektischen Fiebers beigefügt, zuletzt auch auf das Vorkommen der Krankheit bei Thieren hingewiesen. Der therapeutische Theil dieses Abschnittes liefert uns eine Zusammenstellung der am meisten gepriesenen Methoden und Heilmittel. In Beziehung auf die Prophylaxis bemerkt Rec., dafs bei einer floriden Anlage zur Lungensucht nach seiner Erfahrung die Kunst der Verhütung sich besonders darum wendet, frühzeitig der Congestion nach der Brust eine *plethora abdominalis* entgegenzustellen, eine künstliche Haemorrhoidalkrankheit zu erzeugen und im Verhältnifs zu den Brustcongestionen auf diesem Wege eine Ableitung Jahre hindurch zu unterhalten.

Am Schlusse dieser Anzeige erlaubt sich Rec. noch zu bemerken, dafs es weniger störend für den Leser seyn würde, wenn die grofse Masse von Citaten nicht in den Text eingeschaltet, sondern besonders aufgeführt würde.

(*Die Fortsetzung der Rec. über die folgenden Bände nächstens.*)

BERLIN u. STETTIN, in d. Nicolai. Buchh.: *Beschreibung und Abbildung eines neuen Lagerungs- und Schwebeapparats, worin die Brüche des Schenkelbeinhalses, alle Brüche des Ober- und Unterschenkels, der Kniescheibe, die Zerreifsung des Kniescheibenbandes und der Achilles-Sehne ohne Binden, Schienen und Pantoffeln sicher zu heilen sind,* mit kritischer Würdigung der bei jenen Verletzungen vorzugsweise empfohlenen Apparate. Von *Alb. Ludw. Dornblüth*, Geh. Mecklenburg-Schwerinschem Hofrath u. s. w. 1829. VI u. 110 S. 8. Mit 2 Steindrucktafeln. (22 gGr.)

So viele Anerkennung die früheren und neueren Bemühungen des Vfs um Erfindung einer zweckmäfsigen Lagerstätte für Beinbruchkranke verdienen, so glaubt Rec. doch nicht, dafs der Vf. mit der hier beschriebenen Vorrichtung den Anforderungen, die er selbst an einen solchen Apparat macht, entsprochen, und durch diese Bereicherung des schon überreichen Bandagenkabinets der Chirurgie einen wesentlichen Nutzen geleistet habe. Es soll dies nicht heifsen, dafs der Apparat nicht brauchbar sey, sondern es ist nur zu bezweifeln, dafs er viel mehr nutzen werde, als die bisher bekannten zahlreichen Bandagen und Maschinen. Die neue Vorrichtung besteht, wenn man sie kurz bezeichnen soll, in einem etwas veränderten, auch in eine Schwebe zu verwandelnden, namentlich aber für den Oberschenkel- und Schenkelhalsbruch verlängerten *Posch*'schen Fufsbette. Sie soll nach dem Vf. einfach seyn, — aber zu ihrer Erläuterung sind zwischen 30 und 40 Figuren nöthig gewesen; sie soll nicht viel kosten, — doch schlägt sie der Vf. selbst auf 9 Fl. 36 Kr. an (eine *Sauter*'sche Schwebe oder eine *Dzondi*'sche *Maschine* kostet, wenn man sich einzurichten weifs, *nicht viel* über einen Thaler); sie soll von gewöhnlichen Handwerkern anzufertigen seyn, indessen möchte sie doch recht verständige und geschickte Arbeiter in den gewöhnlichen Handwerken, wenn auch gerade keinen Mechanicus, erfordern, und solche Leute stehen uns nicht überall und immer zu Gebote. — Dafs die Maschine bei verschiedenen Brüchen und sonstigen Verletzungen der unteren Extremitäten benutzt werden könne, ist eine vom Vf. gestellte Forderung, welche Rec. nicht unterschreiben kann, ja es ist anzunehmen, dafs die neue Erfindung lobenswerther wäre, wenn der Vf. sie nicht auf allzu verschiedene Verletzungen berechnet, wenn er nicht ein Universalpflaster für alle Schäden zu geben beabsichtigt hätte. Eine Hauptanforderung, welche man jetziger Zeit an neue Chirurgische Apparate machen mufs, hat der Vf. aufzustellen vergessen, nämlich die, dafs der Apparat einem fühlbaren Bedürfnisse abhelfe. Diesen Punkt wollen wir bei den verschiedenen Benutzungsweisen der neuen Vorrichtung noch kurz prüfen. Bei Schenkelhalsbrüchen scheint uns ein so complicirter Apparat am allerehesten entbehrlich; wir haben hier eine nicht blos genügende, sondern sogar bessere Maschine, nämlich die *Hagedorn-Dzondi*'sche, und was der

der Vf. gegen diese vorbringt, ist in der That sehr irrig und kann unmöglich aus eigener Prüfung ihrer Anwendbarkeit hervorgegangen seyn; auch hat *Dzondi*, was der Vf. ganz mit Unrecht bezweifelt, diese Maschine wesentlich verbessert. Ueberhaupt möchte der Vf. bei der Kritik der von Andern erfundenen Maschinen oft im Tadeln etwas zu weit gehen. Gegen des Vfs Vorrichtung ist der wesentliche Einwurf zu machen, dafs dabei die Contra-Extension am Damme ausgeübt wird; dieser Druck, mag man dort noch so viel polstern, wird bald höchst lästig und macht Excoriationen und Exulcerationen. Bei den Brüchen des Schenkelbeinkörpers haben wir an dem gewöhnlichen Schienenverband, der *Sauter*'schen Schwebe, die ordentlich benutzt viel mehr leistet, als der Vf. meint, und der *Dzondi*'schen Maschine, welche Rec. bei stark dislocirten Brüchen zu seiner vollkommensten Zufriedenheit gebraucht hat, in den allermeisten Fällen genug; indessen hat gerade bei diesen Brüchen des Vfs Erfindung etwas Verdienstliches und die Idee, das *Posch*'sche Fufsbette für den Oberschenkel anwendbar zu machen, mufs glücklich genannt werden, da Fälle von complicirten Brüchen vorkommen, wo die genannten und alle andere Vorrichtungen weniger gut sind, dieser Apparat aber unserem Zwecke entsprechen mufs, wie dies namentlich bei gleichzeitigen Verletzungen der Weichgebilde an der hinteren Seite des Schenkels zu erwarten steht. — Dafs wir für Kniescheibenbrüche vollkommen zweckmäfsige Vorrichtungen bereits haben, giebt der Vf. selbst zu; dasselbe mufs auch für die *ruptura ligamenti patellae* gelten. Für die Ruptur der Achillessehne haben wir durch *v. Graefe* einen ganz vortrefflichen Apparat erhalten und die Einwendungen des Vfs gegen denselben möchten nicht schwer zu beseitigen seyn, mit Ausnahme desjenigen, welcher die schwierige und kostbare Anfertigung betrifft; wo dies sich aber geltend macht, da werden wir auch von des Vfs übrigens ganz zweckmäfsigem Verfahren abstrahiren und unsere Zuflucht zu den einfacheren Verbänden nehmen müssen, mit denen sich denn auch bei gehöriger Sorgfalt der Zweck wohl erreichen läfst. — Was endlich die Unterschenkelbrüche anlangt, so haben wir bereits allzu zahlreiche Beinbruchbetten und Schweben, sowie auch Modificationen genug vom *Posch*'schen Fufsbettchen; Ausstellungen lassen sich an ihnen Allen machen, aber schwerlich wird der Apparat des Vfs trotz seiner nicht in Abrede zu stellenden Vortrefflichkeit allen möglichen Einwänden entgehen, und zwar deshalb, weil alle solche Apparate nicht für Individuen erfunden sind und doch für Individuen passen sollen. Kleine Nachhülfen werden dem Chirurgen immer im concreten Falle bleiben, und wenn man dies vermieden wissen will und um es zu vermeiden, neue Erfindungen macht, so geht man zu weit. Wie kann man es einer Schwebe z. B. zum Vorwurf machen, dafs sie keine Vorrichtung zur Stellung der Fufsspitze hat! dies ist ja, wenn es nöthig wird, so leicht einzurichten und wer dies nicht versteht, der taugt nicht zum Chirurgen. — Zu bedauern ist, dafs der Vf. nicht speciell angegeben hat, wie sein Apparat bei Verrenkung des Fufses mit Bruch des äufseren Knöchels, wofür er auch bestimmt ist, anzuwenden sey, denn das ist ein Punkt, wo trotz dem *Dupuytren*'schen Verfahren der Erfindungsgeist noch eine Aufgabe zu lösen hat.

Die Schreibart des Vfs ist nicht gut; Druck und Papier sind zu loben. *Blasius.*

Leipzig, b. Köhler: *Beschreibung einer neuen die Extension und Contraextension bewirkenden Beinlade, besonders anwendbar bei Brüchen des Unterschenkels, Oberschenkels und des Schenkelhalses*, von *Karl Zimmermann*, ausübendem Wundarzt zu Leipzig. 1832. 31 S. 8. Mit drei Steindrucktafeln. (9 gGr.)

Auf die in diesem Schriftchen beschriebene Beinbruchmaschine finden nicht blos die Einwürfe Anwendung, welche Rec. gegen die *Dornblüth*'sche in Betreff der Entbehrlichkeit gemacht hat, sondern dieselbe leidet auch an sich an wesentlichen Mängeln. Der Erfinder will dadurch die die Extension und Contraextension bewirkenden Gehülfen während der Reposition entbehrlich machen und zugleich für die Retention eine permanente Distraction ausüben; aber er hat einen Hauptfehler darin begangen, dafs er die distrahirenden Kräfte gegen die Grundsätze der neueren, geläuterten Chirurgie an dem gebrochenen Gliede selbst anbringt, wo es möglich ist, sie am benachbarten Theile zu appliciren; was der Vf. von einer Benachtheiligung der dazwischen liegenden Gelenke bei entfernter angebrachter Extension sagt, hat gar keinen Grund. Bei der Fractur des Unterschenkels legt der Vf. gegen seinen eigenen Grundsatz extendirende Riemen an den Fufs, über den Mittelfufs und die Ferse weg; aber dieser Riemendruck auf sehr beschränkten Stellen ist ein zweiter Fehler: denn es hält ihn ein Fracturirter nicht leicht längere Zeit aus. Eben so sind beim Bruch des Oberschenkels Riemen über dem Knie zur Extension angelegt, statt dazu breite Gürtel zu nehmen und die Applicationsstelle derselben zu wechseln; dasselbe gilt in Betreff des Schenkelhalsbruchs, bei dem überdies die Contraextension gänzlich auf das Perinäum fällt, denn dafs die Wirkung des äufseren Eisenstabes ebenfalls dahin fällt, liegt am Tage. Ein dritter Fehler besteht darin, dafs der Vf. neben seinem Apparate beim Bruch des Ober- und Unterschenkels noch den gewöhnlichen Verband mit Binden und Schienen nöthig hat. Endlich macht der Vf. die Extension bei flectirter Lage der Extremität; Rec. kann sich hier auf das *pro* und *contra* in Betreff der flectirten Lage gebrochener Glieder nicht einlassen, aber schwieriger ist bei derselben die Extension, indem diese nicht in gleicher Richtung mit der Axe des Gliedes wirkt. Wie dies sich bei dem in Rede stehenden Apparate näher verhalte, kann Rec. nicht beurtheilen, weil die Beschreibung der Maschine nicht so vollständig, die Zeichnung nicht so deutlich und genau und die Bezeichnung der Figuren

ren nicht so fehlerfrei ist, wie es dazu nöthig wäre. Der Vf. erklärt sich bereit, die Maschine jedem, der sich direct an ihn wendet, zu einem gewiss annehmbaren Preise (den wir jedoch gern angegeben gesehen hätten) anfertigen zu lassen. *Blasius.*

MATHEMATIK.

Darmstadt, b. Heyer: *Beispiele zur Buchstaben-Rechnung*, für Gymnasien, Realschulen und zum Selbstunterricht. Von Dr. *G. Lauteschläger*. 1831. VI u. 87 S. 8. (16 gGr.)

Ein Buch, welches den Stoff zur Einübung vorgetragener arithmetischer Lehren enthält, ist für jeden Lehrer der Mathematik ein dringendes Bedürfniss. Wir besitzen zwar in *Meier Hirsch's* Beispielsammlung ein Werk, welches allgemein als ein Musterwerk in dieser Art anerkannt wird, und bis jetzt noch unübertroffen dasteht, an dem aber dennoch Manches zu wünschen übrig ist. *Einmal* ist nämlich die Anordnung nicht immer streng genug beachtet, was zwar an und für sich, aber nicht in Rücksicht des Umfangs der einzelnen Arten von Beispielen gleichgültig ist. Die Decimalbrüche z. B. können nur erst nach der Lehre vom Potenziren gründlich entwickelt werden, und stehen daher vor der Buchstaben-Rechnung ganz am unrechten Orte. Ebenso ist es unstreitig ein Missgriff, wenn beim Wurzelausziehen die Zahlengrössen vorangestellt werden, da doch umgekehrt die Regel, aus einer mehrziffrigen Zahl die Wurzel zu ziehen, erst aus dem Verfahren der Extraction aus Buchstaben-Ausdrücken folgt. *Sodann* aber sind auch manche Theile unvollständig behandelt. Bei den Decimalbrüchen fehlt die Verwandlung der Decimalbrüche in gemeine Brüche gänzlich; in der Buchstaben-Rechnung vermisst man die allgemeine Darstellung der Bruchrechnung; in der Potenzenlehre die Uebungen im Potenziren u. dgl. m. *Endlich* sind in der Lehre von den Gleichungen die Aufgaben nicht immer vollständig aufgelöst, indem oft nur eine Wurzel angegeben wird.

Eine neue Beispielsammlung wird daher den Lehrern der Mathematik eine angenehme Erscheinung seyn, wenn sie den Ansprüchen genügt, die man, bei den zu Gebote stehenden Vorarbeiten (zu denen, ausser den vom Vf. genannten, noch *Lehmus* Sammlung von Beispielen, Aufgaben und Lehrsätzen aus der Arithmetik, Algebra, Geometrie und Trigonometrie, zu rechnen ist), zu machen berechtigt ist. Das muss eine nähere Betrachtung des Buches lehren.

Die Beispiel-Sammlung unsers Vfs enthält Aufgaben ohne Auflösungen, welche letztere, besonders abgedruckt, laut Vorrede, nur für Lehrer zu haben seyn sollen. Darin liegt nach des Rec. Ansicht etwas Verfehltes, da sich Niemand, der ein Buch kauft, dem Examen eines Buchhändler-Gehülfen, ob er ein Lehrer oder Lernender sey, unterwerfen wird. Wollte der Vf. das „Hinüberschielen" in die Auflösungen verhindern, so mussten diese schlechterdings ungedruckt bleiben. — Was aber den Preis des Buches betrifft, so ist der zwar niedriger als bei andern ähnlichen Werken; allein das vorliegende enthält auch nichts als die Arithmetik: kommt dazu noch eine Sammlung algebraischer Aufgaben mit ihren Auflösungen, so möchte der Preis des Ganzen den von *Hirsch's* Sammlung bedeutend übersteigen. Die Absicht des Vfs, ein Werkchen zu liefern, das bei mässigem Preise den Missbrauch des Abschreibens der Auflösungen unmöglich macht, kann Rec. daher nicht für erreicht halten.

Betrachtet man das Büchlein an und für sich, so hat es sich nicht nur von den Flecken, welche an *Meier Hirsch's* Sammlung bemerkt wurden, nicht rein zu halten gesucht, sondern es lassen sich in Rücksicht seiner noch andre Mängel gewahren, während der Vorzüge vor jener nur sehr wenige sind.

In der „Rechnung mit entgegengesetzten Zahlen" (S. 1—11) werden nicht bloss gemeine, sondern selbst Decimalbrüche zur Addition, Subtraction, Multiplication und Division gegeben; aber weiter ist von den Decimalbrüchen nichts zu finden. Darauf folgt die „Buchstaben-Rechnung" (S. 11—23), in welcher auch die Auflösung von Parenthesen mit Recht eine Stelle findet. Zur „Rechnung mit Potenzen" (S. 23 bis 33) rechnet der Vf. auch die Bildung von Parenthesen, Bestimmung der einfachen und zusammengesetzten Divisoren, des grössten gemeinsamen Maasses zweier Grössen und des kleinsten gemeinsamen Dividuus, wozu ihn höchstens die Anwendung auf Ausdrücke, die Potenzen enthalten, berechtigen konnte. Im folgenden Abschnitt, „Buchstaben-Brüche" (S. 33—41) wird das Gleichnamigmachen der Brüche vermisst. Dagegen werden bei den „Ketten-Brüchen" (S. 41 bis 47) nicht bloss die Näherungs-Brüche, sondern auch die Neben-Näherungs-Brüche angegeben. *Es folgt* darauf die Bildung der „Potenzen von *Potenzen*" (S. 47—48), welche richtiger zur Rechnung mit Potenzen hätte gezogen werden sollen. Der Abschnitt von den „Wurzelgrössen" (S. 48—62) zeichnet sich durch übel gewählte Anordnung aus. Hieran schliessen sich die „Rechnung mit imaginären Grössen" (S. 62—66), die „Permutationen, Variationen und Combinationen" (S. 66—69), „der binomische und polynomische Satz" (S. 70—73), „die Progressionen und figurirten Zahlen" (S. 73—81), und am Ende „die Logarithmen" (S. 82—86), welche zweckmässiger auf die Rechnung mit imaginären Grössen gefolgt wären.

Es ergiebt sich hieraus von selbst, dass das vorliegende Werkchen weder in Rücksicht auf Vollständigkeit noch auf systematische Anordnung das ist, was Rec. fordern und erwarten zu dürfen glaubte. Dessen ungeachtet spricht er ihm seine Brauchbarkeit nicht ab, da die Beispiele meist gut gewählt erscheinen, und der Lehrer sie leicht so zusammenstellt, wie er in seinem Unterrichtsgange die Materien auf einander folgen zu lassen für zweckmässig hält.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1833.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Berlin, b. Reimer: *Aristoteles Graece et Latine. Ex recensione Immanuelis Bekkeri.* Edidit *Academia Regia Borussica.* IV Vol. 1831. (Vol. I et II Graece VI u. 1462 S. gr. 4; Vol. III Latine 750 S. gr. 4; Vol. IV wird als Rest nachgeliefert.) (ord. Ausg. 24 Rthlr. Ausg. auf weifs Druckp. 32 Rthlr. Velinp. 44 Rthlr.)

Ueber die Veranlassung zu dieser Ausgabe und über die Art wie sie zu Stande gekommen giebt genügenden Aufschlufs die mit musterhafter Kürze abgefafste Vorrede des Herausgebers, und da wir nicht gedrängter darüber berichten können, so wollen wir das kleine aber inhaltreiche Vorwort desselben gleich an die Spitze unserer Anzeigen setzen. *Academia Berolinensis cum Friderico Schleiermachero auctore consilium cepisset Aristotelis ex diutino situ excitandi novaque editione celebrandi, operae pretium se non facturam videbat, nisi plures quam adhuc manassent et uberiores lectionis Aristotelicae fontes aperiret; quin perquirendas esse quotquot paterent bibliothecas, eruendumque si quid in libris manuscriptis rei bene gerendae utile aetatem tulisset. id quibus datum est negotium, Immanuel Bekkerus* et *Christianus Augustus Brandis, in perlustrandis Italiae Galliae Britanniae copiis litterariis plus quam triennium consumpserunt, multam illi quidem multorum experti benevolentiam, sed a nemine aut amantius aut utilius quam a Niebuhrio adiuti. iidem reduces, quod supererat operae, ita inter se partiti sunt, ut alter opes criticas ad emendandum scriptorem conferret, alter, quae ad recte intelligendum facerent, ex commentariis Graecis cum editis tum etiam ineditis excerperet. prodit iam pars a Bekkero accurata: subsequetur scholiorum volumen.* Diejenigen, welche an recht lange und breite Vorreden gewöhnt sind, und denen erst an den Fingern hergezählt werden mufs, wie sich der Editor bei der Recension eines Werkes abgequält habe, werden sich über die Kürze der Vorrede zu einem so colossalen Werke nicht wenig wundern oder ärgern, und noch mehr wird ihre Befremdung steigen, wenn sie statt einer ausführlichen Angabe und genauer Beschreibung der benutzten kritischen Hülfsmittel die für sie trostlosen Worte lesen: *de codicibus autem donec commodiore loco pluribus verbis exponatur, eorum qui textui conformando inservierunt, infra positae sunt notae.* Wegen der fehlenden Beschreibungen werden solche Leute die gleich folgende Aufzählung und Bezeichnung von 101 Handschriften als ein dürres und beinah ganz unnützes Verzeichnifs ansehen. Wir denken anders, und daher wollen wir über das Verfahren, was der verdienstvolle *Bekker* schon bei so vielen Ausgaben Griechischer Schriftsteller, aber mit ganz besonderer Planmäfsigkeit beim Aristoteles, eingeschlagen hat, einstweilen Einiges im Allgemeinen bemerken. Wie die ersten gedruckten Ausgaben der alten Klassiker angefertigt sind ist bekannt: eine Handschrift wurde abgedruckt, und wenn sich daneben noch andere auffinden oder herbeischaffen liefsen, so wurden auch diese eingesehen und verglichen, aber meistens etwas nachlässig und ohne bestimmte Grundsätze. Wie war es auch möglich, dafs man schon ehe man die jüngst ans Licht gezogenen Werke genauer kannte, über den Werth der Handschriften mit Sicherheit hätte urtheilen und gerade das Beste immer hätte wählen können? Vielmehr mufste die Aufnahme und die Wahl des Besseren oder Schlechteren in unzähligen Fällen ganz dem Zufalle anheim fallen. Allmählig wurde man auf die Wichtigkeit guter und unverderbter kritischer Hülfsmittel aufmerksamer und mit den Vortheilen der kritischen Kunst vertrauter, und daher bemühen sich die etwas späteren Herausgeber, wie die des 16ten und 17ten Jahrhunderts, einen eigentlichen kritischen Apparat zusammenzubringen und bei der Benutzung desselben sorgfältiger zu verfahren. Doch wissen auch sie ihren Apparat noch nicht gehörig zu handhaben, und bei ihren Anführungen sind sie meistens so ungenau und unbestimmt, dafs der Leser weder von ihren Grundsätzen in der Kritik noch von ihren Hülfsmitteln eine klare Vorstellung sich erwerben kann. Ein besonders ungünstiges Schicksal betraf aber diejenigen Schriftsteller, deren Verständnifs schwierig und deren Werke mannichfaltig waren. Diese nach neu verglichenen und sorgfältig geprüften Handschriften zu ediren bot grofse Schwierigkeiten dar; dagegen war es leicht in die schon geebnete Bahn zu treten und die erste gedruckte Ausgabe mit geringen Modificationen zu wiederholen. Dieser bequemen Methode hat man sich daher lange bei Platon und bis auf die neueste Zeit auch bei Aristoteles in den Ausgaben der gesammten Schriften desselben bedient. Indem dabei der nächste Herausgeber den Vorrath seines Vorgängers benutzte und denselben durch eigene Bemerkungen und Conjecturen vermehrte, so ist allerdings nach und nach ein kritischer Apparat zusammengebracht; allein derselbe beruhet auf unzuverlässigen oder unbekannten Quellen. Dies wird schon aus einer kurzen Betrachtung der bisherigen Aus-

Ausgaben aller Werke des Aristoteles erhellen. Derselben existiren bisher neun, wenn man die Recension von *Buhle*, welche noch nicht die Hälfte der Aristotelischen Schriften enthält, mitrechnen will. Die erste Ausgabe des Aristoteles erschien zu Venedig durch *Aldus Manutius* während der Jahre 1495. 1497. 1498. in fünf kleinen Folio-Bänden. Diese jetzt höchst seltene Ausgabe wurde aus Handschriften abgedruckt, meistens wohl nach den Venetianischen, obgleich Aldus und seine vielen Mitarbeiter die Schätze von Rom und Florenz nicht verschmähet zu haben scheinen. Obgleich darüber keine bestimmte Meldung geschehen ist, so kann man dies doch folgern aus einer Stelle der Vorrede, welche an *Alberto Pio* von *Carpi* gerichtet ist: *Moralia ad Eudemum, quia unum dumtaxat exemplar habere potuimus, offendent nonnunquam et tuas et aliorum doctissimas aures. Item Oeconomica potius fragmenta quaedam, quam liber integer et absolutus videbuntur. Atque utinam id omne, quod est a Leonardo Aretino in Latinum traductum, dare potuissem, quod ut haberemus, Romam, Florentiam, Mediolanum, in Graeciam, ad ipsos quoque divisos toto orbe Britannos, et quo non? misimus, nec nisi, quod etiam Venetiis habebatur, accepimus.* Wer sich um einige Stücke des Aristoteles so viel Mühe gab, um gute kritische Documente dafür aufzufinden, der wird in den reichen Bibliotheken von Rom und Florenz überhaupt sich sorgfältig umgesehen haben. *Nicolaus Leonicenus* aus Ferrara gab dem Aldus mehrere Codices zur Benutzung, und die Mühe der Vergleichung übernahm *Laurentius Maiolus* aus Genua. An Hülfsmitteln für die Constitution des Textes fehlte es daher dem Aldus und seinen Freunden keineswegs; allein die Art der Benutzung ist unvollkommen, und die Kritik so unbedeutend, dafs es dieser Ausgabe sogar an äufserer Correctheit fehlt. Nachtheilig für den Aristoteles wirkte auch ohne Zweifel der Umstand, dafs Aldus zugleich Manches von Theophrast mit aufnahm und sich dadurch seine Aufgabe gar zu sehr erschwerte. Diese Ausgabe liegt mehr oder minder allen folgenden zu Grunde. Zuerst folgte auf dieselbe im Jahre 1531 die erste Baseler Ausgabe in zwei Folio-Bänden, besorgt durch *Desiderius Erasmus Roterodamus*. Nur für das *Organon* brauchte *Simon Grynaeus*, der Gehülfe des *Erasmus*, eine neue Handschrift; sonst aber sind keine neue Hülfsmittel benutzt, auch hätten sich dergleichen in der Schweiz und Deutschland, die Bibliothek in Heidelberg ausgenommen, schwerlich auftreiben lassen. Daher suchte sich *Erasmus* eine neue Quelle zur Berichtigung des Aristotelischen Textes in den Schriften der alten Commentatoren. Allein diese Bahn, wie sie wenigstens *Erasmus* betrat, ist sehr schlüpfrig: denn kein Irrthum ist leichter, als in der Anmerkung eines Scholiasten eine Lesart zu finden, welche nie existirt hat, und auf der anderen Seite gehört eine grofse Divinationsgabe dazu immer das Rechte aus dem Geschwätze eines Commentators herauszufinden. Daher führt denn *Erasmus* bald als Lesart eines Scholiasten an, welche der sorgfältige Leser darin nicht zu erkennen vermag, häufiger aber hat er diese neue Fundgrube gar nicht benutzt. Diese Ausgabe wurde mit einigen Modificationen zweimal in Basel neu aufgelegt, zuerst von *Simon Grynäus* im Jahre 1539, mit einer Vorrede des *Erasmus*, darauf durch *Jo. Bebelius* und *Michael Insingrinius* im Jahre 1550, ebenfalls mit einer Vorrede von *Erasmus*. Die zweite und dritte Baseler Ausgabe unterscheiden sich von der ersten besonders dadurch, dafs Bemerkungen neuerer Kritiker und Erklärer darin berücksichtigt und häufig am Rande erwähnt werden. Sonst ist die *Aldina* für alle drei die einzige Grundlage. Von dieser bleibt zum Theil auch abhängig die zweite Venetianische Ausgabe aus den Jahren 1551, 1552, obgleich diese im Vergleich mit den übrigen Ausgaben des Aristoteles noch am meisten selbstständig ist. Denn ihr Urheber, *Jo. Bapt. Camotius*, benutzte nicht allein die früheren Ausgaben und die Schriften der alten Commentatoren, sondern verglich auch selbst einige neue Handschriften, und das zeichnet diese Ausgabe neben der Aldina vor allen übrigen aus, ja mit ihr hört die diplomatische Wichtigkeit der Gesammt-Ausgaben des Aristoteles geradezu auf, indem kein späterer Herausgeber neue Handschriften benutzt hat. Das gilt auch von der trefflichen Arbeit Sylburgs, der im Jahre 1587 den Aristoteles in fünf Quartbänden zu Frankfurt herausgab. Diese Ausgabe ist nur wegen ihrer äufsern Correctheit und wegen einiger vortrefflichen Verbesserungen des Herausgebers wichtig, obgleich Sylburg auch durch dieses Wenige was er wirklich geleistet, genugsam bewiesen hat, dafs er im Stande gewesen wäre eine neue Recension der Aristotelischen Schriften zu liefern, wenn er einen aus guten Handschriften gezogenen kritischen Apparat hätte benutzen können. Allein zu einer solchen Arbeit wurden ihm von seinen Verlegern, den Wechel'schen Erben, weder die Mittel gegeben noch die Zeit gegönnt. Sylburg sah sich demnach beschränkt auf die früheren Ausgaben, von welchen er vorzüglich die *Camotiana* und *Insingriniana* nebst einigen vortrefflichen Bearbeitungen einzelner Schriften des Aristoteles zu Rathe zog. Weit hinter dem gelehrten und besonnenen Sylburg, der zugleich der sorgfältigste Corrector seiner Zeit war, stehen die folgenden Editoren der gesammten Aristotelischen Werke. Der erste nach Sylburg, welcher den ganzen Aristoteles herausgab, war *Isaak Casaubonus* (*Lugduni apud Laemarium a.* 1590. 2 *fol.*). Diese Arbeit war ebenfalls sehr eilig angelegt und zwar so, dafs ihr Urheber keine grofse Federungen an sich selbst stellte, und bei weitem nicht den Fleifs darauf verwendete wie auf andere Werke der Griechischen Literatur; und doch ist diese Ausgabe so häufig wieder abgedruckt worden. Gar keinen kritischen Werth haben die Ausgaben der Aristotelischen Werke von *Guillaume du Vall* (Paris 1619. 1629. 1639. 1654.), und verdienen kaum einer Erwähnung. Vgl. *Buhle Praef.* zum 2ten Bde. seines Aristot. p. XI—XIII. Die letzte Ausgabe vor

vor der neuesten ist nicht vollendet; wir meinen: *Aristotelis opera omnia Graece recensuit J. Theophilus Buhle. Biponti* 1791 sqq. Sie enthält nur das Organon, die rhetorischen Schriften und die Poetik. Auch er fufste wieder auf den früheren Ausgaben, und das Wenige, was er aus Handschriften benutzt hat, verdient kaum einer Erwähnung. *Buhle* war dieser schweren Aufgabe auf keine Weise gewachsen, sein Text ist schlechter als der bei Sylburg; nur für die Literärgeschichte des Aristoteles ist diese Arbeit höchst wichtig. Auch nur in sehr wenigen Ausgaben einzelner Aristotelischer Schriften ist eine tüchtige und planmäfsige Kritik bisher befolgt, obgleich dasjenige was Julius Pacius, Victorius, Schneider und Andere bisher geleistet haben, alle Anerkennung verdient.

Bei solchen Vorarbeiten durchwandere jemand ganz Europa und durchsuche die Bibliotheken der mit literarischen Schätzen versehenen Städte, häufe sich ein unermefsliches kritisches Material an, und frage sich alsdann, ob irgend eine der von ihm verglichenen Handschriften oder ein Doppelgänger derselben nicht schon benutzt sey, so wird er doch in Verlegenheit gerathen, da er dieses von Mehreren wohl vermuthen, von keiner einzigen aber mit Bestimmtheit aussagen kann. Aber das kann Jemand sicher und ohne Widerspruch behaupten, dafs die überwiegende Mehrzahl von Handschriften weder an allen Stellen, wo dieses nöthig oder zweckmäfsig gewesen, noch auf die gehörige Weise zu Rathe gezogen ist. Wer sich also niedersetzt, um eine Schrift des Aristoteles kritisch zu bearbeiten, der wird, wenn er mit dem Vorrathe der bisherigen Ausgaben sich begnügen will, auf einem unsicheren und schwankenden Boden wandeln. Daher sah die Akademie wie auch der Herausgeber richtig ein, dafs die ganze Arbeit von vorn müsse angefangen werden. So schwierig dieses immerhin war, so viele Kosten es auch erfoderte, keines von beiden weder Mühe noch Geld wurde geschont, um dieses wahrhaft grofsartige und der deutschen Nation zur Ehre gereichende Unternehmen auszuführen. Ein Einzelner wäre nie dazu im Stande gewesen. Daher liefs die Akademie die beiden Professoren *Bekker* und *Brandis* Italien, Frankreich und England bereisen, um alle vorzüglichen und alten Handschriften der Aristotelischen Werke noch einmal, und zwar genauer und vollständiger als bisher geschehen war, zu vergleichen. Die Zeitumstände begünstigten die thätigen Reisenden nicht wenig. Niebuhr war damals Preufsischer Gesandter in Rom, und er, der die hohe Wichtigkeit dieses Unternehmens wohl begriff, wandte seinen ganzen Einflufs auf, um die Schätze der Italischen Bibliotheken, besonders der mit Handschriften des Aristoteles so reich begabten *Vaticana* in Rom, den Reisenden zugänglich zu machen. Aus ihr sind bei weitem die meisten und besten Codices für den Aristoteles verglichen, nämlich drei und zwanzig, welche ursprünglich dieser herrlichsten Bibliothek der Welt angehören. *Bekker* bezeichnet dieselben durch *) H. I. L. N. O. P. T. U. V. W. Y. Ba. Da. Ea. Ra. Xa. Rb. Xb. Yb. a. d. e. k. Ueberdiefs besitzt die Vaticana noch fünf Pfälzische Handschriften, die mit der Bibliothek von Heidelberg nach Rom gekommen sind, namentlich den *Palatinus Vaticanus* 162 (Ba), *Palatinus* 160 (Vb), *Palatinus* 23 (Zb), *Palatinus* 164 (S), *Palatinus* 295 (t); auch gehören zu dieser Bibliothek die vier Handschriften, welche unter den Namen *Ottobonianus* 45 (Ua), *Ottobonianus* 152 (g), *Christinae reginae* 125 (Wb), *Christinae reginae* 124 (u) aufgeführt werden, ferner zehn Handschriften, die von Urbino nach der Vaticana gebracht worden sind. Im Ganzen hat also die Vaticana allein *Zwei und vierzig Codices* hergegeben. Aus der *Laurentiana* zu Florenz sind achtzehn Handschriften benutzt und bezeichnet durch F. G. K. S. Ca. Ia. Sa. Ta. Za. Ab. Bb. Cb. Kb. Qb. Rb. Sb. V. W. Aus der St. Marcus-Bibliothek in Venedig (*Marciana*) sind sechszehn Handschriften verglichen und bezeichnet durch B. Q. Aa. Fa. Ga. Ha. Ka. La. Na. Oa. Eb. Mb. Nb. Ub. f. x. Minder reich an Handschriften des Aristoteles ist die berühmte *Ambrosiana* in Mailand. Neben den Italienischen Bibliotheken bot die meisten Handschriften dar die Königliche Bibliothek in Paris, mit welcher bekanntlich jetzt auch die an Handschriften so reiche *Coisliniana* verbunden ist. Diejenigen *codices*, welche der königlichen Bibliothek vor der Vereinigung mit der Coislinianischen gehörten, nennt *Bekker Parisienses*, die übrigen *Coisliniani*; der erstern sind funfzehn der andern sechs benutzt. Nachdem nun *Bekker* während eines Zeitraums von drei Jahren ein fast unübersehbares Material zusammengebracht hatte und nach langen abermaligen Vorarbeiten endlich zur Ausführung dieses grofsen Unternehmens schreiten wollte, wie sollte er da seine neue Recension des Aristotelischen Textes anlegen? Sollte er etwa alle Varianten, Versehen und Druckfehler der früheren Ausgaben wieder anführen und mit demjenigen was seine Handschriften darboten zusammenstellen? Mancher mag dergleichen wünschen oder erwartet haben, aber wir wenigstens freuen uns gar sehr, dafs dies nicht geschehen ist. Denn die Arbeit wäre ganz unnütz gewesen, indem dadurch zwar das Register der Fehler und das Bunte der Chiffern in den Noten vermehrt worden, aber für die Reinheit des Textes gewifs nichts gewonnen wäre: denn *Bekker* hatte ein so vortreffliches und vollständiges kritisches Material zur Hand, wie es keinem seiner Vorgänger zu Gebote stand; auch durfte er ohne Anmafsung voraussetzen, dafs keiner der früheren Herausgeber mit einer so universellen Kenntnifs der Griechischen Sprache überhaupt und der Darstellung des Aristoteles insbesondere ausgerüstet gewesen als er, der auf den Ruhm des ersten Hellenisten unseres Zeitalters gerechte Ansprüche machen kann. *Bekker* that also was

*) Bei einem Theile der verglichenen *Codices* führen wir die Bezeichnung derselben an, um darauf aufmerksam zu machen mit welcher zweckmäfsigen Kürze *Bekker* dabei verfahren hat.

was ein gescheuter Mann thun mufste, er übersprang die *abgeleiteten* und daher unzuverlässigen Quellen, und ging gerade auf die zuverlässigeren Urquellen los. Man könnte einwenden, wenn auf eine durchgehende Vergleichung der bisherigen Ausgaben keinen sonderlichen Gewinn für die kritische Bearbeitung des Aristoteles gebracht hätte, so wäre eine vollständige Angabe ihrer Varianten doch von einer historischen Wichtigkeit, indem man daraus erlernen könne, wie der Text des Aristoteles allmählig zu einer gröfseren Reinheit gelangt sey. Diejenigen welche dergleichen verlangen, sollten sich doch einmal in die Lage versetzen, dafs von ihnen eine solche Leistung mit eiserner Nothwendigkeit gefodert würde, und da würden sie entsetzen vor der Schwierigkeit einer solchen Arbeit. Wer eine einzelne Schrift des Aristoteles mit aller Mufse bearbeiten will, der mag immerhin dergleichen Forderungen an sich machen; wer aber dasselbe bei der Bearbeitung von sechs und vierzig Schriften (so viele besitzen wir noch von Aristoteles) zu leisten unternimmt, der mufs in seiner Arbeit nothwendig stecken bleiben. Ist es doch schon eine verzweifelte Mühe eine Handschrift, aus der man vielleicht an drei oder vier Stellen Gewinn zu hoffen hat, ganz durchsehen zu müssen, wie viel mehr aber, aus einer ganzen Reihe alter Ausgaben die meist ganz unnützen Varianten, die Versehen der Editoren und Correctoren, zusammenzulesen und daraus ein buntes Register anzufertigen. Man glaube indessen nicht etwa, dafs *Bekker* die bisherigen Ausgaben und die besseren seiner Vorgänger niemals benutzt und befragt habe. Wohl hat er dieselben an schwierigen oder verderbten Stellen zu Rathe gezogen, aber nur da, wo er etwas aus ihnen aufzunehmen sich bewogen fand, oder wo das was sie enthalten, mit dem aufgenommenen vielleicht wetteifern konnte, nur da sind jene Quellen in den Noten erwähnt oder angedeutet worden. Gewifs hat der fleifsige Herausgeber an tausend andern Stellen vergebens in ihnen nachgesucht, und uns da mit unnützen Angaben verschont. Dafür werden ihm diejenigen welche nicht immer in Noten herumwühlen mögen sogar Dank wissen, indem Andere einen Mangel von Accuratesse darin zu finden glauben. Indem wir nun darauf hingehen das Verfahren *Bekker's* bei der Constitution des Aristotelischen Textes noch näher zu betrachten, müssen wir allerdings eingestehen, dafs diese Ausgabe für den sorgfältigen Leser des Aristoteles noch Manches zu wünschen übrig läfst; allein dergleichen besteht in Kleinigkeiten oder war ganz gegen den Hauptzweck, welcher bei der Anfertigung dieser Ausgabe vorschwebte. Dieser aber konnte der Natur der Sache nach kein anderer seyn, als die gesammten Schriften des Aristoteles in einer möglichst kurzen Zeit für einen recht wohlfeilen Preis in einer möglichst reinen Gestalt und zwar mit einem solchen kritischen Apparate zu liefern, dafs jeder tüchtige Leser über die Echtheit oder Unechtheit der aufgenommenen Lesarten selbst urtheilen kann. Um alle diese Zwecke zu erreichen, mufste das Verfahren was *Bekker* eingeschlagen, beobachtet werden. Dieses ist aber folgendes: Bei jeder Schrift des Aristoteles werden die Varianten von einer kleinen Zahl von Handschriften gegeben, bei weitem aber nicht von allen, welche er gesehen und deren Benutzung in seiner Gewalt stand. Man darf darin keinen bedeutenden Mangel erkennen: denn wer Gelegenheit hat viele Handschriften des Aristoteles zu vergleichen, der wird leicht inne werden, wie wenig die *Codices* der späteren Zeit von den älteren abweichen, und wie unbedeutend sie für die Kritik sind, wo sie abweichen. Freilich bei einigen Werken des Aristoteles ist diese Behauptung zu beschränken, aber gerade bei diesen finden wir auch eine sehr bedeutende Anzahl von Handschriften benutzt.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

TECHNOLOGIE.

Eisleben, b. Reichardt: *Tabellarische Darstellung der ohngefähren jährlichen Erzeugnisse des Berg- Hütten- und Salz-Wesens*, nebst Angabe der Waldflächen in den Staaten von Europa incl. des asiat. Rufslands, zusammengestellt von *Karl Friedr. Schmid*, Gewerken-Vorsteher und Hüttenmeister der Creutz- Silber- und Catharinen-Hütte bei Mannsfeld. 1832. 8 S. Fol. (8 gGr.)

Die mühsame Zusammenstellung nach den besten Quellen giebt eine gute Uebersicht. *Vollständig* kann sie freilich nicht genannt werden, weil es für manche Staaten an zureichenden Materialien fehlt. Den Total-Geldwerth der Erzeugnisse des Berg- Hütten- und Salzwesens von Europa und dem asiatischen Rufsland ist auf eine Summe von 336,895917¼ Rthlr. berechnet. Dafür in runder Summe 400 Millionen angenommen, würde wohl, bei den vielen unausgefüllten Beträgen der Tabelle, nicht zu hoch seyn. Nach des Vfs Berechnung ist der jährliche Betrag der Produktion an Gold und Silber 11,658899 Rthlr., an andern Metallen 171,094631 Rthlr., an Salzen 45,841704¼ Rthlr., und an Inflammabilien 108,300683 Rthlr. Mit den Durchschnittspreisen, welche der Vf. hat annehmen müssen, ist es allerdings eine sehr schwierige Sache; man kann es damit unmöglich so ganz genau nehmen. Wie er aber den Werth des Bleies per Centner zu 5 Thaler und daneben den der gleichen Quantität Glätte zu 12 Thaler hat ansetzen können, ist uns ganz unbegreiflich.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1833.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Berlin, b. Reimer: *Aristoteles Graece et Latine.* Ex recensione *Immanuelis Bekkeri.* Edidit *Academia Regia Borussica* etc.

(*Fortsetzung von Nr.* 60.)

So werden von dem ganzen Organon die Varianten von *drei* sehr vortrefflichen Handschriften, und, wo die dritte aufhört, aus einer vierten vollständig mitgetheilt; bei der Physik sind *sechs* Codices, bei der Meteorologik *vier*, bei dem Werke über die Seele *sieben*, bei der Thiergeschichte *vier*, bei den Problemen *vierzehn*, bei der Metaphysik *funfzehn*, bei der Nicomacheischen Ethik *sechs*, bei der grofsen Ethik *zwei*, bei der Ethik an Eudemus *zwei*, bei der Politik *neun*, bei der Rhetorik *vier* verglichen. Diese Handschriften sind nun diejenigen, welche dem Herausgeber von allen ihm zu Gebote stehenden als die besten und ältesten erschienen, und nach welchen er seinen Text construirt hat. Die übrigen hat er nur hier und da genannt und so viel aus ihnen mitgetheilt, dafs man daraus ersehen kann, häufigere Anführungen würden von geringem Nutzen gewesen seyn. Ganz besonders sorgfältig in der Angabe aller seiner Quellen ist *Bekker* da, wo er etwas als Interpolation aus dem Texte des Aristoteles verweist. So werden bei Gelegenheit der Auslassung des letzten Kapitels des fünften Buches der Physik mehr als zwanzig Codices aufgeführt. Einige, welche nur das eine oder das andere Mal erwähnt werden, sind in der *Praefatio* gar nicht zusammengestellt. Freilich werden Manche wünschen, dafs *Bekker* an allen schwierigen und corrupten Stellen die Varianten aller seiner Handschriften mitgetheilt hätte. Allein dagegen läfst sich zweierlei erinnern. Einmal läfst sich aus dem Stillschweigen *Bekker's* oft Manches entnehmen: denn gewifs würde er an mehreren Stellen mehr Varianten angeführt haben, wenn sich in jenen nicht benannten Handschriften Varianten von einiger Bedeutung vorgefunden hätten. Wie aber sollte auch *Bekker* durch die fast unübersehbare Reihe Aristotelischer Bücher hindurchgekommen seyn, wenn er an allen etwas schwierigen Stellen zwanzig bis dreifsig Handschriften hätte aufführen wollen? Eine solche Genauigkeit kann man etwa von einem Bearbeiter einer einzelnen Schrift des Aristoteles verlangen, und daher mögen wir einstweilen mit Danke die doch immer noch sehr reichen Schätze *Bekker's* annehmen, und nicht vorwitzig oder unvernünftig fodern, was menschliche Kräfte nicht im Stande waren, auszuführen, und wodurch am Ende doch wohl wenig genützt worden wäre. Die Bearbeiter einzelner Werke, denen für wenige Blätter etwa so viel Jahre, als unserm Herausgeber Wochen, vergönnt werden, mögen auch durch eine sorgfältige und wiederholte Prüfung zeigen, ob sich *Bekker* hier und da auch an einer Handschrift versehen und eine verderbte oder interpolirte für eine echte gehalten hat. Denn wer könnte in dieser Hinsicht auf Unfehlbarkeit Anspruch machen? Dafs sich auch *Bekker* wie jeder andere Mensch trotz seines ausgezeichneten kritischen Tactes, trotz seines Scharfsinns und seiner Gelehrsamkeit, dann und wann irren könne, ist natürlich, wie er sich z. B. an dem Münchener Codex (Q) des Platon wirklich etwas stark versehen hat. Darauf werden uns die Bearbeiter der einzelnen Werke oder auch Recensenten einzelner Schriften dieses Ganzen aufmerksam machen; wir müssen uns bei dieser Anzeige nur auf das Allgemeine beschränken.

Der Gebrauch dieser Auswahl von Handschriften ist folgender. Ihre Zahl und ihre compendiöse Bezeichnung wird zu Anfang eines jeden Werkes angegeben, z. B. zu Anfang des Organons heifst es *Codices Organi* A B C (d. h. *codex Urbinas* 35. *Marcianus* 201. *Coislinianus* 330.) *et* C *ubi deficit* D (d. h. *Coislinianus* 170.). Wo nun aus allen drei Handschriften keine Variante angeführt wird, da enthalten sie alle die Lesart des Textes; wo aber in den Noten nach einer vom Texte abweichenden Lesart A B steht, da enthält C die Lesart des Textes, steht nach der Variante in der Note A, so ist die Lesart des Textes in B und C enthalten. Diese Methode im Anführen der Varianten ist äufserst zweckmäfsig, wenn man nur wenige und gute Handschriften zu vergleichen hat und wenn der Kritiker mit der gröfsten Sorgfalt zu Werke geht, wie man dies bei *Bekker* voraussetzen kann. Auf diese Weise kann in einer Zeile und häufig durch ein blofses Stillschweigen sehr viel gesagt werden. Aufserordentlich schwierig aber wird dieses Verfahren, wenn man die Varianten aus einer grofsen Reihe von Codices aufführen mufs. So mufs man z. B. in der Metaphysik, worin die Lesarten von 15 Codices mitgetheilt werden, voraussetzen, dafs *Bekker* an den Stellen, wo eine Handschrift nach einer Variante in der Note steht, die Lesart des Textes jedesmal in den vierzehn übrigen gefunden habe; stehen aber nach der Variante in der Note die Chiffern von sieben Handschriften, so hat er die Lesart des Textes in acht anderen gefunden. Wir haben gewifs keine geringe Vorstellung von *Bekker's* Fleifs und Accuratesse; allein nichts desto weniger hegen wir einigen

gen Zweifel, ob er in allen diesen Stellen jener Methode ganz getreu geblieben sey, und möchten darüber gern eine bestimmte Erklärung von dem Hn. Herausg. empfangen. Um übrigens dieses Verfahren *Bekker's* genauer zu betrachten und dessen Zweckmäfsigkeit zu prüfen, müssen wir auf einzelne Stellen eingehen. Wir wählen uns dazu den Anfang des Organons, der Thiergeschichte, der Politik und der Poetik; später werden wir zur allgemeinen Darstellung zurückkehren.

Zum Organon sind, wie schon bemerkt, die Varianten von drei Handschriften vollständig mitgetheilt und nach ihnen ist der Text constituirt worden. Die erste derselben (A) gehörte ehemals der Bibliothek von Urbino an, befindet sich aber jetzt unter der Abtheilung von Handschriften, die von Urbino nach der Vaticana in Rom gebracht worden sind. Ob dieser Codex schon von einem früheren Herausgeber oder Uebersetzer des Aristoteles benutzt sey, läfst sich mit Gewifsheit nicht behaupten, doch wird derselbe von keinem früheren erwähnt oder beschrieben. Er weicht nicht bedeutend von den beiden anderen ebenfalls sehr alten und guten Handschriften ab, und durch die Uebereinstimmung dreier so vortrefflicher Documente ward es möglich, die Kritik des Organons mit einer grofsen Sicherheit zu üben. Der zweite Codex (B) gehört der St. Marcus-Bibliothek in Venedig, macht einen kleinen Folio-Band aus, und ist geschrieben im zehnten Jahrhundert. Der dritte Codex (C) gehört zur *Bibliotheca Coisliniana*, die jetzt mit der königlichen Bibliothek in Paris verbunden ist. Er umfafst nicht das ganze Organon, sondern gegen Ende desselben fehlt Mehreres; dabei wird ein anderer *Coislinianus* zu Rathe gezogen. Da alle Varianten dieser Codices in den Noten mitgetheilt werden, so wird man eine nähere Beschreibung derselben gern entbehren, denn aus den Varianten kann man sie weit besser kennen lernen, als durch die ausführlichste Beschreibung. Die folgenden Beispiele sind meistens aus solchen Stellen entnommen, worin *Bekker* entweder gegen seine oder überhaupt gegen alle Handschriften eine eigene oder eine fremde Verbesserung aufgenommen hat.

Vol. I. p. 2 a 4 *). Text: *ποιεῖν δὲ οἷον τέμνει, καίει· πάσχειν δὲ οἷον τέμνεται, καίεται.* Note: Codices *τέμνειν, καίειν.* || *τέμνεσθαι, καίεσθαι* B C. Die Aenderung des Infinitivus in die dritte Person ist eine sichere Verbesserung des Herausg.; allein diese Sicherheit springt erst dann recht in die Augen, wenn man die Stelle in ihrem Zusammenhange betrachtet. Unmittelbar vorher geht nämlich *κεῖσθαι δὲ οἷον ἀνάκειται, κάθηται· ἔχειν δὲ οἷον ὑποδέδεται, ὥπλισται.* In der Vulgata stehen hier zwar die beiden ersten als Beispiele des *Ruhens* angeführten Verba (*ἀνάκειται, κάθηται*) ganz richtig in der dritten Person, aber nach einer merkwürdigen Inconsequenz folgen die beiden andern gleich darauf im Infinitiv (*ὑποδεδέσθαι, ὡπλίσθαι*). Hier setzt nun *Bekker* das richtige *ὑποδέδεται* und *ὥπλισται*, ohne ein einziges Wort zu verlieren. Denn bei seinem Stillschweigen versteht es sich von selbst, dafs seine drei Handschriften einstimmig die dritte Person enthalten. Hat man aber schon so weit die dritte Person gebracht, so folgt doch wohl von selbst, dafs darin fortgefahren werden mufs, da nicht allein die Concinnität der Glieder, sondern auch der Sinn selbst dafür spricht: denn damit der Unterschied zwischen *Thun* und *Leiden* recht hervorspringe, müssen die als Beispiel angeführten Verba auf eine Person bezogen werden. Daher schreibt *Bekker* ganz richtig *οἷον τέμνει, καίει* nach eigener Verbesserung, *οἷον τέμνεται, καίεται* aber nach seinem vortrefflichen *Urbinas*. Wir machen darauf besonders aufmerksam, wie durch richtige Grundsätze der Kritik und durch eine gewandte Benutzung vortrefflicher diplomatischer Hülfsmittel der Text des Aristoteles an unendlich vielen Stellen gewonnen hat, und zwar häufig, ohne dafs in den Noten ein Wort darüber gesagt ist oder gesagt zu werden brauchte. Ein Beispiel, wo schon die Handschriften den rechten Weg zeigen, bietet uns noch dieselbe Seite b 38 dar. Text: *ἔτι αἱ πρῶται οὐσίαι διὰ τοῖς ἄλλοις ἅπασιν ὑποκεῖσθαι κυριώτατα οὐσίαι λέγονται.* Note: *post ὑποκεῖσθαι editi καὶ τὰ ἄλλα πάντα κατὰ τούτων κατηγορεῖσθαι ἢ ἐν αὐταῖς εἶναι.* Diesen ganz müssigen Zusatz, der Wort für Wort aus dem Vorhergehenden entnommen ist, hätten die früheren Herausgeber auch ohne Handschriften als solchen anerkennen und tilgen sollen. Jetzt, da die drei ältesten Handschriften das Glossem nicht enthalten, wird keiner mehr daran denken, dasselbe noch in den Text des Aristoteles aufzunehmen. Eigentlich hätte *Bekker*, wenn er ganz streng an seiner Methode festhalten wollte, über diesen unechten Zusatz auch nicht ein Wort zu verlieren brauchen, aber dadurch würde er Manchen bedenklich gemacht haben, ob er diese Worte nicht ganz übersehen hätte. Auf der andern Seite ist *Bekker* von seinen diplomatischen Hülfsmitteln keinesweges so abhängig, dafs er an ihnen festhalten sollte, wo Sinn und Zusammenhang sich dagegen sträuben. Auch dafür bietet uns dieselbe Seite noch ein Beispiel dar, b 4—6. Text: *ὥστε τὰ ἄλλα πάντα ἤτοι καθ' ὑποκειμένων λέγεται τῶν πρώτων οὐσιῶν ἢ ἐν ὑποκειμέναις αὐταῖς ἐστίν. μὴ οὐσῶν οὖν τῶν πρώτων οὐσιῶν ἀδύνατον τῶν ἄλλων τι εἶναι.* Note: *post εἶναι* A B C *addunt haec: πάντα γὰρ τὰ ἄλλα ἤτοι καθ' ὑποκειμένων τούτων λέγεται ἢ ἐν ὑποκειμέναις ἐστίν. ὥστε μὴ οὐσῶν τῶν πρώτων οὐσιῶν ἀδύνατον τῶν ἄλλων τι εἶναι.* Es würde gleich von vorn herein keine gute Empfehlung für die neue Ausgabe gewesen seyn, wenn ihr Urheber durch ein so offenbares Glossem sich hätte täuschen lassen. Es fehlt dasselbe schon in den alten Ausgaben und daher auch wohl in anderen Handschriften, welche gleichwohl jenen dreien an Auctorität weit nachstehen mögen. — Pag. 5 b 10. Text: *ὥστε μόνα κυρίως καὶ καθ' αὑτὰ ποσὰ λέγεται τὰ εἰρημένα, τῶν δ' ἄλλων οὐδὲν καθ' αὑτό, ἀλλ' εἰ ἄρα, κατὰ συμβεβηκός.* Note: *εἰ*] codices ἢ.

el

*) a bedeutet die erste, b die zweite Columne, die darauf folgende Zahl bezeichnet die Zeile.

εἰ statt ἤ ist sichere Verbesserung des Herausgebers, ἤ giebt gar keinen Sinn. — Pag. 5 b 14. Text: οὐδὲν γάρ ἐστιν αὐτοῖς ἐναντίον, εἰ μὴ ἄρα τὸ πολὺ τῷ ὀλίγῳ φαίη τις εἶναι ἐναντίον ἢ τὸ μέγα τῷ μακρῷ. Note: αὐτῶν A B C. Obgleich alle drei Handschriften das inconcinne αὐτῶν geben, so ist die Vulgata αὐτοῖς offenbar richtig, und durch die folgenden Dativi zu fest begründet, als dafs selbst ein *ineptus membranarum admirator* noch Bedenken tragen könnte. Da die richtige Lesart schon in alten Ausgaben steht, so ist sie ohne Zweifel auch in Handschriften enthalten, und da es dem Herausg. nicht schwer gewesen wäre, einige Auctoritäten dafür anzuführen, so mag freilich Mancher wünschen, einige Codices für den Dativ genannt zu sehen. Allein wozu dergleichen Anführungen, wo die Sache selbst spricht? Ganz dasselbe gilt von den Stellen pag. 6 a 31. 8 b 15. 11 b 22. 14 b 30. 15 b 1. Anders aber steht es mit folgenden zwei Stellen: p. 13 b 23. Text: καὶ ὄντος τε οὐκ ἀναγκαῖον θάτερον ἀληθὲς εἶναι ἢ ψεῦδος, Note: τε] *codices* γε. Wir stimmen dem Herausg. in seiner Aendrung bei, müfsten aber, wenn wir sie rechtfertigen wollten, die Stelle in ihrem weiteren Zusammenhange prüfen, was wir demjenigen, welcher künftig die Categorieen einzeln bearbeiten will, überlassen. Die andere Stelle ist p. 15 b 30. Text: οὐδὲν γὰρ ἄλλο τῷ ἔχει γυναῖκα σημαίνομεν ἢ ὅτι συνοικεῖ. Note: ἔχειν *codices*. Die Lesart ἔχει wird nicht allein durch das correspondirende συνοικεῖ als richtig bewährt, sondern auch durch den Zusammenhang: denn ἔχειν γυναῖκα braucht nicht gerade συνοικεῖν zu bedeuten, wohl aber, wenn dies von einer bestimmten Person, von einem Manne, ausgesagt wird. Den Urheber der Verbesserung kennen wir nicht, aber *Bekker* selbst scheint es nicht zu seyn, wie wir aus der Stellung des Wortes *codices* vermuthen. Die bisherigen Beispiele sind aus den Categorieen entnommen: mitten aus dem Organon heben wir noch zwei heraus. Pag. 86 b 27. Text: εἰ δὴ γνωριμώτερον δι' οὗ δείκνυται καὶ πιστότερον, δείκνυται δ' ἡ μὲν στερητικὴ διὰ τῆς κατηγορικῆς, αὕτη δὲ δι' ἐκείνης οὐ δείκνυται, Note: οὗ] *codices* ὃ. Hier erfodert der Sinn offenbar den Genitiv, und jedes Bedenken entfernen die gleich folgenden Genitivi κατηγορικῆς und ἐκείνης. Diese und ähnliche Corruptelen möchten wohl einen sehr alten Ursprung haben. In früheren Zeiten schrieb man nämlich ο ω ου mit einem einfachen ο, und obgleich nach dem Archonten Euclides die Scheidung der drei verschiedenen Laute auch für das Auge allgemein wurde, so mag man noch viel später hier und da etwas von der alten Orthographie haben einfliefsen lassen. Wenn man will, so kann man auch folgende von *Bekker* erst entfernte Corruptel also erklären: Pag. 90 a 1. Hier geben nämlich die Handschriften den Indicativ ζητοῦμεν, welcher, da er von einem voraufgehenden ὅταν abhängig ist, geradezu als ein Soloecismus angesehen werden mufs. *Bekker* schreibt das richtige ζητῶμεν.

Wir gehen über zur Thiergeschichte. Dieses höchst wichtige inhaltsreiche Werk war bisher mit besonderem Fleifs schon mehrmal und von tüchtigen Männern herausgegeben. Durch tief eingehende Sachkenntnifs hatten *Conrad Gesner* und *Jo. Gottl. Schneider* manche corrupte Stelle geheilt; ein kritisches Material hatte der Franzose *Camus* zusammengebracht. Diesen guten Vorarbeitern haben wir es wohl zu verdanken, dafs *Bekker* in seinen Anführungen von Verbesserungen, ja selbst von Conjecturen, bestimmter als in den Noten zu andern Werken sich hat verlauten lassen. Denn wenn er sich sonst meistens damit begnügt, eine fremde Verbesserung nur dadurch anzudeuten, dafs er nach der Corruptel *codices* in den Noten setzt, so giebt er in der Thiergeschichte fast immer gleich den Namen des Urhebers einer Verbesserung an. Die Varianten von vier guten Handschriften werden vollständig mitgetheilt. Die erste derselben, P, gehört der Vaticana an und eben so die vierte, Dᵃ. Lesarten daraus werden schon von *Camus* angeführt, obgleich man aus dessen Mittheilungen die beiden Documente nicht durch und durch kennen zu lernen vermag. Der zweite der verglichenen Codices, Aᵃ, gehört zur St. Marcus-Bibliothek in Venedig; der dritte Codex, Cᵃ, ist entnommen aus der Florentiner Bibliothek, oder aus der sogenannten *Laurentiana*. Auch hier hätte *Bekker* leicht die Varianten aus weit mehreren Handschriften anführen können, aber dadurch würde nichts genützt worden seyn, als dafs die Noten stärker geworden wären. Das erste Beispiel entnehmen wir aus dem Anfange des ersten Buches, p. 487 a 28. Text: τῶν δ' ἐνύδρων τὰ μέν ἐστι θαλάττια, τὰ δὲ ποτάμια, τὰ δὲ λιμναῖα, τὰ δὲ τελματιαῖα, οἷον βάτραχος καὶ κορδύλος. Note: *Addit Camotiana* καὶ τῶν θαλαττίων τὰ μὲν πελάγια, τὰ δὲ αἰγιαλώδη, τὰ δὲ πετραῖα. *ea codices infra* (p. 488 b 6) *ponunt*. Nach den *Codices*, das heifst nicht allein nach den vier durchgängig verglichenen, sondern nach allen, die jemals eingesehen sind, hat sich auch *Bekker* gerichtet; allein wir möchten ihm darin nicht folgen. Denn diese Worte passen nur an der Stelle, wo sie *Camotius* eingefügt hat; wo sie in den Handschriften stehen, da unterbrechen sie geradezu den Zusammenhang der Darstellung. Aus diesem Grunde ist *Schneider* der Anordnung des *Camotius*, der indessen dafür gewifs keine Auctorität von Handschriften hatte, gefolgt. Allein da jene Worte in allen Handschriften an einer ganz verkehrten Stelle stehen, und da die in ihnen enthaltene Unterabtheilung der Meerthiere sehr gut entbehrt werden kann, so halten wir dieselben für ein Glossem, was von dem unteren Rande einer sehr alten Handschrift in den Text gerathen ist. Dergleichen Glosseme giebt es noch mehrere in der Thiergeschichte, und wo wäre es auch leichter oder verführerischer gewesen, einen erweiternden Zusatz zu machen, als in einem solchen Werke? — Pag. 488 b 16. Text: τὰ δὲ ἀνελεύθερα καὶ ἐπίβουλα, οἷον οἱ ὄφεις, τὰ δὲ ἐλευθέρια καὶ ἀνδρεῖα καὶ εὐγενῆ, Note: ἐλευθέρια *Schneiderus*: *codices* ἐλεύθερα. ἐλεύθερος heifst *liber*, ἐλευθέριος *liberalis*, und da das letztere ohne Zweifel der Sinn erfodert, so steht die Verbesserung *Schneider's* ganz sicher. Die Veranlassung zur Corruptel lag wohl darin, dafs ein alter Abschreiber durch das vor-

vorhergehende *ἀνελεύθερα* getäuscht wurde. In anderen Stellen anderer Aristotelischer Werke begnügt sich *Bekker*, in einem solchen Falle blos *ἐλεύθερα codices* zu schreiben, wo dann den Urheber der Verbesserung aufzusuchen dem Leser überlassen bleibt. — Pag. 489 a 22 u. 23. Text: *ἔστι δὲ τοῦτο τοῖς μὲν αἷμα καὶ φλέψ, τοῖς δὲ τὸ ἀνάλογον τούτων· ἔστι δ' ἀτελῆ ταῦτα, οἷον τὸ μὲν ἶς τὸ δ' ἰχώρ.* Note: 22. *καὶ Gaza: codices τοῖς δὲ* ‖ 23. *ἶς Gaza: codices ἰὸς*. Der hier erwähnte Gaza ist *Theodorus* aus Gaza, also eigentlich *Theodorus Gazaeus*. Vor den Türken fliehend kam er um das Jahr 1430 nach Italien und starb in Rom im Jahre 1478. Er ist Verfasser einer lateinischen Uebersetzung der Thiergeschichte und anderer Aristotelischer Werke. Da er an mehreren Stellen etwas Besseres hat, als alle unsere Handschriften, so scheint er einen sehr guten alten Codex benutzt zu haben; an einigen Stellen mag er auch nach einer bloſsen Vermuthung übersetzt haben. Wo die Verbesserungen so sicher sind, als in der angeführten Stelle, da ist es gleichgültig, ob sie aus Handschriften oder *ex coniectura* entnommen sind. — Pag. 490 b 1. Text: *τούτῳ γὰρ* (es ist die Rede von dem *ζῷον ἐφήμερον*) *οὐ μόνον κατὰ τὸν βίον συμβαίνει τὸ ἴδιον*, Note: *τούτῳ Gaza: τοῦτο* P A^a C^a D^a. Hier schreibt *Bekker* in dem zweiten Theile seiner Note nicht *τοῦτο codices*; denn das würde bedeuten, *τοῦτο* sey in allen bisher von ihm oder Andern gesehenen Handschriften enthalten. Das ist aber nicht der Fall, sondern das richtige *τούτῳ* steht z. B. in einer von *Camus* benutzten Pariser Handschrift und wahrscheinlich auch noch in anderen. Gaza hat den Dativ ohne Zweifel in seiner Handschrift gelesen, und da jener Pariser Codex keine besondere Bedeutung hat, so war es am zweckmäſsigsten, den Gaza als Auctorität für *τούτῳ* anzuführen. Sonst schreibt *Bekker* in solchen Stellen auch wohl *nonnulli*. — Pag. 492 a 13. Text: *ἔτι δὲ κεφαλῆς μόριον, δι' οὗ ἀκούει, ἄπνουν, τὸ οὖς·* Note: *ἔστι codices*. Wir halten diese Aenderung keineswegen für so sicher, daſs sie als eine offenbare Verbesserung in den Text aufgenommen werden darf. Denn obgleich Aristoteles ganz gewöhnlich, wo er wie hier die Theile eines Ganzen beschreibt, bei jedem einzelnen Theile mit *ἔτι δὲ* anfängt, so möchte hier doch *ἔστι* deswegen gewählt seyn, um dadurch seine Ansicht einer falschen Meinung des Alkmäon, gegen welche polemisirt wird, recht entschieden entgegen zu setzen. Ein künftiger Bearbeiter der Thiergeschichte möge dieses genauer erwägen. — Pag. 499 b 28 u. 29. Text: *καὶ τὰ μὲν κῷα ἐντὸς ἐστραμμένα πρὸς ἄλληλα, τὰ δὲ χῖα καλούμενα ἔξω*, Note: 28. *κῷα et* 29. *χῖα Conr. Gesnerus: codices κῶλα et ἰσχία*. Die vortreffliche Verbesserung des kenntniſsreichen *Gesner* hat auch *Schneider* mit Recht aufgenommen: für *Bekker* blieb nur noch übrig, die richtige Orthographie in *κῷα* herzustellen. An weit mehreren Stellen hat der Text der Aristotelischen Thiergeschichte durch eine geschickte Benutzung der Handschriften gewonnen, wie derjenige leicht bemerken kann, der z. B. den Text der *Schneider*'schen Ausgabe mit der *Bekker*'schen vergleicht. So verdienstvoll die Bemühungen *Gesner's* und *Schneider's* für das nähere Verständniſs dieses wahrhaft einzigen Werkes seyn mögen, so kann doch jetzt die Arbeit fast von vorn wieder angefangen werden, da der Text dieser Bücher erst jetzt eine feste Gestalt erlangt hat. Derjenige aber, welcher in Zukunft eine *genügende* Einzelausgabe anfertigen will, der müſste freilich auf der einen Seite mit *Gesner's* und *Schneider's* Sachkenntniſs, und auf der andern Seite mit *Bekker's* grammatischen Kenntnissen und seinem kritischen Tacte ausgerüstet seyn. Exegese und Kritik lassen sich selten mit einigem Erfolg, am wenigsten aber in dem gegenwärtigen Werke trennen. Sehr passend ist eine tüchtige Erklärung desselben für akademische Vorträge, namentlich für die Zöglinge der naturwissenschaftlichen Seminarien, aber die Naturkundigen sind leider meistens schlechte Philologen, und die umgekehrte Erscheinung ist eben so häufig. Für den erwähnten Zweck paſst sehr gut die kleinere Ausgabe, welche nur den Text der Thiergeschichte nebst einem zweckmäſsigen Index enthält. Von den vier verglichenen Handschriften enthält nur die vierte, D^a *Vaticanus* 262, das zehnte unechte Buch der Thiergeschichte. Daher kommen für diesen Theil die Varianten von zwei und im ersten Kapitel von drei jüngern Venetianischen Handschriften hinzu. Von diesen ist der erste Codex (F^a) der *Marcianus* 207, der zweite (G^a) der *Marcianus* 212, der dritte der *Marcianus* 200.

Zur *Politie* sind die Varianten von einer bedeutenden Anzahl von Handschriften verglichen, und da unter denselben Einige von vorzüglichem Werthe sind, so konnte sich *Bekker* bei der Constitution des Textes fast ganz mit seinem eigenen Vorrathe *begnügen*. Die verglichenen Codices sind Q I^b M^b Q^b S^b T^b U^b V^b W^b. Davon sind drei, Q M^b U^b, entnommen aus der St. Marcus-Bibliothek in Venedig, zwei, Q^b S^b, aus der Laurentianischen Bibliothek in Florenz, einer, J^b, aus der Coislinianischen Bibliothek in Paris; dazu kommen drei Andere, welche jetzt auf der Vaticanischen Bibliothek sich vorfinden, ehemals aber anderen Städten oder Ländern angehörten. Diese sind T^b, ehemals der Bibliothek von Urbino gehörend, V^b oder ein *Palatinus*, früher zur Bibliothek von Heidelberg gehörig, W^b, ehemals ein Besitzthum der Königin Christine von Schweden. So ist Alles dem groſsen Rom zugeströmt! Wir entnehmen auch aus diesem Werke einige Beispiele. Vol. II. p. 1257 b 12. Text: *ὅτι μεταθεμένων τε τῶν χρωμένων οὐθενὸς ἄξιον οὐδὲ χρήσιμον πρὸς οὐδὲν τῶν ἀναγκαίων ἐστί*, Note: *codices οὔτε*. Der Sinn erfodert *οὐδὲ*, nicht *οὔτε*. Die Corruptel aber konnte sehr leicht entstehen, wenn ein Abschreiber glaubte, es correspondire diese Negation mit der voraufgehenden *οὐθενὸς*, wogegen freilich Sinn und Zusammenhang sich sträuben.

(*Der Beschluſs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1833.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Berlin, b. Reimer: *Aristoteles Graece et Latine. Ex recensione Immanuelis Bekkeri.* Edidit *Academia Regia Borussica* etc.

(*Beschluss von Nr.* 61.)

Vol. II. pag. 1260 b 41. Text: *ὁ μὲν γὰρ τόπος εἷς ὁ τῆς μιᾶς πόλεως*, Note: *εἷς ὁ τῆς*] *ἰσότης codices*. Mit *ἰσότης* ist nichts anzufangen, und ganz ungenügend ist die Rechtfertigung desselben, welche *Göttling* in seiner Ausgabe der Aristotelischen Politie versucht hat. *εἷς ὁ τῆς* für *ἰσότης* ist eine sichere und leichte Verbesserung von *Victorius*: dieser hat nur die Theile des corrupten *ἰσότης* getrennt und orthographisch geschrieben. — Pag. 1266 b 2. Text: *τὰς δ' ἤδη κατοικουμένας ἐργωδέστερον μέν*, Note: *δ' ἤδη interpres*: *codices δή*. Dieser Interpres ist ein alter Lateinischer Uebersetzer, der in seinem Lateinischen Texte *quae iam habitantur* hat; auch *Lambin* übersetzt *conditis autem iam urbibus*. Beide haben schwerlich ein *δ' ἤδη* irgendwo gelesen, sondern der Zusammenhang leitete sie von selbst auf den richtigen Lateinischen Ausdruck, und danach war es um so leichter, auch im Griechischen das Wahre wiederherzustellen. Schon *Schneider* und *Coray* haben *δ' ἤδη*; *Göttling* behält *δή* bei. — Pag. 1268 b 12. Text: *ἔπειτα πῶς οὐκ ἔσται ταραχώδης ἡ κρίσις, ὅταν ὀφείλειν μὲν ὁ δικαστὴς οἴηται, μὴ τοσοῦτον δ' ὅσον ὁ δικαζόμενος*, Note: *μὲν ὁ*] *codices ὁ μέν*. Der Gegensatz von *ὀφείλειν μὲν* und *μὴ τοσοῦτον δ'* zeigt klar, dass die Stellung der Partikel *μὲν* vor den Artikel, welche von dem neuesten Herausgeber herrührt, ganz richtig ist; aber auf dergleichen Kleinigkeiten hat nicht jeder ein wachsames Auge. — Pag. 1274 b 6 u. 7. Text: *Χαρώνδου δ' ἴδιον μὲν οὐδέν ἐστι πλὴν αἱ δίκαι τῶν ψευδομαρτυριῶν (πρῶτος γὰρ ἐποίησε τὴν ἐπίσκηψιν)*, Note: 6. *ψευδομαρτύρων et* 7. *ἐπίσκεψιν codices*. Das erste, *ψευδομαρτυριῶν*, ist eine sichere Verbesserung von *Schneider*, das zweite, *ἐπίσκηψιν*, von *Bentley* Phalarid. p. 369. — Pag. 1278 a 34. Text: *τέλος δὲ μόνον τοὺς ἐξ ἀμφοῖν ἀστῶν πολίτας ποιοῦσιν*. Note: *αὐτῶν codices*. *ἀστῶν* ist eine glückliche Verbesserung von dem scharfsinnigen *Perizonius* zu Aelianus V. H. VI, 10.

Zur Aristotelischen *Poetik* sind drei Handschriften verglichen, was denjenigen, die nach Fingern zu zählen gewöhnt sind, etwas wenig scheinen mag; wer die Sache aber sorgfältiger prüft, wird leicht einsehen, dass durch Hinzuziehung mehrerer Handschriften wenig genutzt werden konnte. Die vollständig verglichenen Handschriften sind bezeichnet durch N^a A^c B^c. N^a ist ein Codex der St. Marcus-Bibliothek in Venedig Nr. 215., A^c einer aus der Königlichen Bibliothek in Paris Nr. 1741., B^c ist eine Handschrift aus Urbino, jetzt auf der Vaticana befindlich, unter den Urbinatischen Handschriften Nr. 47. Alle Stellen, worin die eine oder die andere dieser Handschriften die Lesart des Textes giebt, übergehen wir, und führen nur solche an, worin die verglichenen drei Handschriften oder überhaupt alle von den Textes-Worten abweichen. Vol. II. p. 1447 b 22. Text: *ὁμοίως δὲ κἂν εἴ τις ἅπαντα τὰ μέτρα μιγνύων ποιοῖτο τὴν μίμησιν*, — — *οὐχ ἤδη καὶ ποιητὴν προσαγορευτέον*. Note: *οὐχ ἤδη om.* N^a A^c B^c. Dieselben Worte sind nicht enthalten in den meisten übrigen Handschriften, stehen aber in einigen wenigen des *Victorius*, ferner schon in den alten Ausgaben, und sind für den Gedanken ganz unentbehrlich. Viele Kritiker, unter Andern auch *Hermann*, haben sich umsonst an der Stelle abgequält. Der *Bekker*'sche Text giebt ohne Zweifel das Richtige. Gleich darauf fogt, *ταύτας μὲν οὖν λέγω τὰς διαφορὰς τῶν τεχνῶν, ἐν οἷς ποιοῦνται τὴν μίμησιν*. Note: *αἷς codices*. Hier durfte *Bekker* nicht schreiben: *αἷς* N^a A^c B^c; denn das wäre zwar richtig, aber zu unbestimmt gewesen, weil nicht nur *Bekker*'s Handschriften, sondern überhaupt alle Codices, die bisher eingesehen sind, *αἷς* enthalten. Für den Leser wäre es allerdings bequemer gewesen, wenn diese Note so abgefasst wäre: *οἷς Victorius*: *codices αἷς*: denn *Victorius*, der Herausgeber und Erklärer der Poetik, ist der Urheber jener vortrefflichen und nicht zu bezweifelnden Verbesserung. — Pag. 1448 a 15. Text: *ὡς Πέρσας καὶ Κύκλωπας Τιμόθεος καὶ Φιλόξενος (ἐμίμησε)*. Note: *ὡς περγᾶς* A^c, *ὥσπερ γᾶς* N^a B^c. Aus dergleichen Stellen kann man errathen, was Hn. *Bekker* abgehalten hat, über die Urheber der richtigen Lesart immer bestimmt zu berichten: denn wie sollte dies z. B. in der gegenwärtigen Stelle geschehen? *Victorius* sagt uns nämlich, er habe das Richtige ohne Handschriften restituirt; Andere aber nennen vier Handschriften, worin *Πέρσας* vorkommen soll, und doch ist dieses von keiner ganz gewifs. Vergl. *Buhle* T. V. p. 296. — Pag. 1448 b 18. Text: *οὐ διὰ μίμημα ποιήσει τὴν ἡδονήν, ἀλλὰ διὰ τὴν ἀπεργασίαν* Note: *οὐ διὰ*] *οὐχὶ* N^a A^c B^c. *Victorius* fand das Richtige *οὐ διὰ* in einer alten Ausgabe und dasselbe steht in vier Florentinischen Handschriften. Die Lesart *οὐχὶ* giebt dem Satze gar keine grammatische Haltung. *Hermann* will an dieser Stelle ohne genügende Gründe ändern. Doch wir haben bereits genug von Einzelheiten angeführt, um über das kritische Verfahren

Bekker's bei dieser Ausgabe in unserer allgemeinen Darstellung fortfahren zu können.

Das einfachste und zuverlässigste Mittel, ein altes klassisches Werk in seiner ursprünglichen Gestalt wiederherzustellen, ist die Erforschung und Ergründung unverdächtiger und unverderbter diplomatischer Documente. Um aber auf diesem Wege fruchtbar für die Wiederherstellung des ursprünglichen Textes zu wirken, ist vor allem zweierlei nöthig. Erstens muſs eine möglichst groſse Anzahl von Handschriften zu Gebote stehen, um durch eine allseitige Vergleichung die besten mit Sicherheit herausfinden zu können; gerade wie es einem Richter bei dreiſsig Zeugen, wenn auch nur zehn die Wahrheit aussagen, leichter ist, das Wahre zu ergründen, als bei zwei Zeugen, wovon Einer die Wahrheit und der Andere die Unwahrheit aussagt. Wer nur einen kleinen Vorrath von diplomatischen Documenten hat, kommt leicht in die Gefahr, eine gewisse Vorliebe für dieselben zu gewinnen, auch wenn sie gerade nicht die besten seyn sollten. Das zweite Erfodernifs, welches in den Stand setzt, von einem reichen Apparate den rechten Gebrauch zu machen, ist ein feines und scharfes Urtheil, ein durch lange Uebung gewonnener kritischer Tact. Wer damit ausgerüstet ist, unterscheidet leicht das Ursprüngliche von dem Ueberarbeiteten, das Unverderbte von dem Falschen. Beide Erfodernisse waren glücklicher Weise theils durch die Umstände, theils durch den unvergleichlichen von der Akademie für diese Arbeit gewählten Mann vereinigt. *Bekker* war mit einem so reichen kritischen Apparate ausgestattet, daſs ihm zu mehreren Schriften des Aristoteles gegen zwanzig Codices zu Gebote standen, obgleich er es aus guten Gründen verschmähete, bei jeder Variante das ganze Heer derselben zu citiren. Dafür theilt er uns zu jeder Schrift nur die Varianten der nach einer sorgfältigen Prüfung als vorzüglich befundenen Codices mit. Dadurch wird der groſse Vortheil erreicht, daſs ihre Lesarten mit der gröſsten Vollständigkeit angeführt werden können, und daſs der prüfende Leser in den Stand gesetzt wird, über die Beschaffenheit jener Documente ein selbstständiges Urtheil zu fällen. Daher entbehren wir wenigstens *einstweilen* gern einer ausführlichen *äuſseren* Beschreibung dieser Handschriften, da uns die in den Noten gegebene *innere* ungleich wichtiger erscheint. Allein auch die besten Handschriften sind mit Fehlern behaftet, und daher reicht eine gewandte Benutzung derselben allein nicht hin. Das Meiste ist freilich in der gegenwärtigen Ausgabe blos auf diesem Wege erreicht worden, weil es ihrem Urheber geglückt, meist von allen einzelnen Schriften die eine oder die andere gute Handschrift zu benutzen. So ist Einiges, was frühere Editoren als eigene Verbesserung gegeben zu haben glaubten, jetzt durch die Auctorität der Handschriften sanctionirt und erst zur vollen Gewiſsheit erhoben worden. Allein über unendlich mehr Vermuthungen früherer Editoren ist schweigend das Verdammungsurtheil gesprochen. Wenn z. B. von den Veränderungen des *Victorius* zur Politik und von den Conjecturen *Schneider's* zu dieser Schrift und zur Thiergeschichte Einiges Wenige aufgenommen ist, so ist doch über eine weit gröſsere Anzahl ihrer Conjecturen dadurch von *Bekker* der Stab gebrochen, indem dieser die Lesart der Handschriften beibehält und über unnütze Aenderungen auch nicht ein Wort verliert. So ist auch von allen Versetzungen, welche *Hermann* oder Andere in der Poetik gewagt haben, keine einzige aufgenommen. Wo mit den Handschriften durchaus nicht auszureichen war, und wo menschlicher Scharfsinn mit gröſster Wahrscheinlichkeit oder mit voller Gewiſsheit das Richtige entdeckt hat, da ist *Bekker* nicht halsstärrig gewesen. Viele Verbesserungen von Anderen hat er gegen die Auctorität der besten und alter Handschriften mit Recht aufgenommen, viele Stellen hat er selbst zum erstenmal verbessert. Ob *Bekker* dabei jedesmal glücklich gewesen, mögen seine Leser und besonders die künftigen Bearbeiter der einzelnen Werke des Aristoteles prüfen.

Um noch einmal auf die einstweilen noch fehlende äuſsere Beschreibung der gebrauchten Handschriften zurückzukommen, so können besonders diejenigen, welche gern die paläographische Kritik üben, derselben allerdings gar nicht entbehren: denn für diese ist es wünschenswerth zu wissen, ob ein Codex z. B. mit kleinen oder groſsen, mit so oder so geformten Buchstaben geschrieben ist. Allein diese so heftig bereits geforderte Beschreibung wird wohl auch nicht lange ausbleiben. *Bekker* selbst hat uns dieselbe in der *Praefatio* versprochen und auf einen *commodior locus* vertröstet; dieser aber ist wohl kein Anderer als die Abhandlungen der Berliner Akademie. In einer Sitzung dieser Societät ist bereits eine Abhandlung von Hn. Professor *Brandis* über die Vaticanischen Handschriften des Aristoteles vorgelesen, und dieser Abhandlung ist ein Vorwort von *Bekker* beigegeben. Sind in jenem Vorworte kurze Andeutungen über die übrigen bei dieser Ausgabe benutzten Handschriften enthalten, so wäre schon damit diese ganze Arbeit abgethan. Wir wünschen selbst, obgleich wir um Beschreibungen nicht gar bekümmert sind, jene Abhandlung recht bald, *und zwar nicht allein in den Abhandlungen der genannten Societät, sondern auch einzeln gedruckt zu sehen.* Ueberhaupt darf man auch auſser dem *Scholiorum volumen*, was die *Praefatio* als nächstens folgend ankündigt, noch Manches Andere erwarten. Dazu gehört die Zusammenstellung aller Aristotelischen Fragmente und ein recht vollständiger Index für alle Werke. Beide Arbeiten erfodern ihrer Natur nach eine längere Zeit, und daher muſs sich der geneigte Leser billiger Weise noch etwas gedulden. Sehr gut angelegt und bequem für den Gebrauch sind die *Indices*, welche mehreren einzelnen Werken der kleineren *Bekker*'schen Ausgabe beigegeben sind; man darf erwarten, daſs diese einzelnen *Indices* zu einem einzigen allumfassenden vereinigt und vervollständigt werden; freilich ist das keine kleine und noch weniger eine angenehme Arbeit, aber bei der Wichtigkeit der Sache doch nicht abzulehnen.

Bei

ei Platon vermifst man einen ähnlichen Index gar ihr, allein dafs beim Aristoteles die Akademie für ie Anfertigung eines guten Index Sorge tragen erde, können wir mit Bestimmtheit versichern.

Sehr befremdlich mag es Manchen erscheinen, afs von den Schriften der alten Commentatoren bei er kritischen Constitution des Textes kein Gebrauch emacht worden ist, und dafs zwar die alten Lateiischen Uebersetzer, aber nicht die weit älteren Erlärer, wovon viele an Alter selbst über die ältesten Iandschriften weit hinausreichen, in den Noten für iese oder jene Lesart als Auctorität angeführt weren. Uns scheint der Grund hiervon sehr nahe zu iegen. Um nämlich eine Lesart aus den Worten eies Commentators mit Sicherheit herauszufinden, ist s durchaus nothwendig, dafs die Worte desselben ritisch fest stehen. Nun aber sind die Werke der Aristotelischen Scholiasten noch weit mehr als die Schriften des Aristoteles selbst in kritischer Beziehung bisher vernachlässigt worden, und die grofse Mühe, ihre Sachen zu säubern, ist dem Hn. Prof. Brandis überwiesen. Ehe also diese Arbeit vollenlet war, konnte von den Erklärern mit Sicherheit kein Gebrauch gemacht werden. Da aber die Recension des Aristotelischen Textes der Bearbeitung der Scholien vorangegangen ist und vorangehen mufste, so konnte es nur dem Bearbeiter der Commentatoren überlassen werden, in seinen Noten zu den Scholien auf merkwürdige Lesarten derselben aufmerksam zu nachen, wenn man die Benutzung derselben in dieser Beziehung nicht ganz dem Leser anheim stellen will. Dagegen wäre auch nichts Erhebliches einzuwenden.

Ueber den *dritten* Band dieser Ausgabe, welcher eine Lateinische Uebersetzung der gesammten Schriften des Aristoteles enthält, können wir uns kürzer fassen. *Bekker* hätte hier die allerältesten Uebersetzungen wählen können, weil diese zugleich die Auctorität von Handschriften haben. Allein um einen so unbedeutenden Zweck zu erreichen, wäre die Arbeit viel zu bedeutend gewesen. Denn für einen sonstigen Gebrauch dienen jene ältesten Uebersetzungen wenig, weil sie trotz ihrer nahen Anschliefsung an den Griechischen Text den Sinn sehr häufig verfehlen, und dabei ein ganz unlateinisches Colorit tragen. Zudem ist jener Zweck schon durch die Anführung der alten Uebersetzer in den Noten erreicht worden. Daher wählte *Bekker* meistens zwar die späteren, aber gewandteren und besonders die leicht fliefsenden Uebersetzungen Italienischer Gelehrten. Für das ganze Organon ist gewählt die Uebersetzung von *Julius Pacius*, welcher auch eine Ausgabe des Griechischen Textes besorgt hat; für die *Auscultatio physica* die Uebersetzung von *Joannes Argyrophylus*, und für das Werk *de Caelo* von *Ebendemselben*; für das Werk *de Generatione et Corruptione* giebt eine Uebersetzung *Fr. Vatablus*, für die *Meteorologica Derselbe*, für das Werkchen *de Mundo G. Budaeus*, für die Schrift *de Anima Argyrophylus*, für die *Parva Naturalia Vatablus*, für die *Historia Animalium Scaliger* nach der Ueberarbeitung von *Schneider*, für den Abschnitt *de Partibus Animalium Theodorus Gaza*, für *de Animalium motione Nicolaus Leonicus*, für *de Animalium incessu N. Leonicus Thomaeus*, für *de Animalium Generatione Th. Gaza*, für *de Coloribus Coelius Calcagninus*, für *de Audibilibus Franc. Patritius*, für die *Physiognomica* ein *Anonymus*; für *de Plantis* eben so, für *de Mirabilibus Auscultationibus* eben so, für die *Problemata Th. Gaza*, für *de Lineis Insecabilibus Julius Martianus Rota*, für die *Ventorum Situs et Appellationes* ein *Anonymus*, für *de Xenophane Zenone et Gorgia Jo. Bern. Felicianus*, für die *Metaphysica Bessarion*, für die *Ethica Nicomachea D. Lambinus*, für die *Magna Moralia G. Valla*, für die *Ethica ad Eudemum* ein *Anonymus*, für *de Virtutibus et Vitiis Simon Grynaeus*, für die *Respublica Lambinus*, für die *Oeconomica Joach. Camerarius*, für *de Arte Rhetorica Ant. Riccobonus*, für die *Rhetorica ad Alexandrum Franc. Philelphus*, für *de Arte Poetica A. Riccobonus*. In der angegebenen Ordnung folgen im Griechischen wie im Lateinischen Texte die einzelnen Werke des Aristoteles. An dem Rande der Lateinischen Uebersetzung stehen die Seitenzahlen des Griechischen Textes. Die einzelnen Uebersetzungen sind mehr oder minder modificirt worden. Geändert ist in ihnen durchweg nach einer besseren Methode die Interpunction und die Orthographie. Wünschen könnte man, dafs die Lateinische Uebersetzung allenthalben dem neuen Texte angepafst sey, allein das ist nur in wenigen Fällen geschehen. In typographischer Hinsicht läfst die gegenwärtige Ausgabe kaum etwas zu wünschen übrig. Der Druck ist klein, aber doch recht deutlich. Mit besonderer Gewandtheit ist Sparsamkeit und Deutlichkeit vereinigt in der Lateinischen Uebersetzung; wer hätte es wohl je erwartet, dafs eine so grofse Reihe von Schriften in einen mäfsigen Quartanten sich zusammendrucken lasse? Die Correctur ist sorgfältig gemacht und nur sehr wenige Druckfehler sind stehen geblieben.

Rr.

STAATSWIRTHSCHAFT.

Leipzig, b. Engelmann: *Feuersnoth- und Hülfs-Buch.* Ueber Entstehung und Beträchtlichkeit der Feuersbrünste, Unterstützung der Abgebrannten, Lösch- und Rettungs-Anstalten, Verminderung der Brandschäden u. Sicherstellung der Gebäude. Nebst einem Anhange über Volksveredlung und Wohlfahrt. Von *Friedrich Teichmann.* Mit einer Abbildung. 1831. XV u. 352 S. gr. 8. In einem farbigen Umschlage. (1 Rthlr.)

Nach einem öffentlichen Versprechen im Leipziger Intelligenz-Blatte vom Jahre 1825 sollte die vorliegende Schrift bereits im Winter 18¼ bearbeitet werden. Der Vf., ein ausübender, aber höchst gebilde-

deter Landwirth, konnte indessen nur Nebenstunden diesem Geschäfte widmen, weswegen sie erst jetzt erscheint. Er wünscht sie den gemeinnützigen Volksschriften beigezählt zu sehen, in deren Kreis sie allerdings hingehört. Auch hat er sich besonders Orts-, Wirthschafts- und Haus-Vorsteher als Leser gedacht und sich einer gemeinverständlichen, von fremden Wörtern freien Schreibart zu befleifsigen gesucht. Wir bezweifeln nicht, dafs ein jeder Leser mannichfaltige Belehrung aus dem Buche schöpfen, und Bezirks-Vorsteher, Prediger und Schullehrer es beachten und das ihrige zur Verbreitung und Benutzung desselben beitragen werden. Es lag in der Natur der Sache, neben den eigenen Erfahrungen auch fremde Belehrungen zu benutzen. Dies ist, obgleich oft wörtlich, doch mit Umsicht und steter Nachweisung der Quellen geschehen. Aufser den S. 349—352 namhaft gemachten selbstständigen Werken, auf die der Text durch besondere Numern verweist, sind noch hin und wieder einzelne zerstreute Abhandlungen zweckmäfsig benutzt worden. Dadurch ist vielleicht der Vortrag etwas breit gerathen, doch bescheiden wir uns, dafs die aus der Wirklichkeit geschöpften zahlreichen Beispiele zur Erläuterung der mannichfaltigen Gegenstände erforderlich waren. In der *ersten* Abtheilung S. 1, die, wie die übrigen, in §§. zerfällt, werden die verschiedenen Entstehungsarten der Feuersbrünste durch Verwahrlosung, Selbstentzündung, Anlegung und fehlerhafte Bauart erläutert. Aehnlicher Erläuterungen erfreut sich die Verbreitung oder das Ueberhandnehmen des Feuers. Seltsam und lieblos sind freilich oft die Urtheile, die über die Entstehung der Feuersbrünste gefällt werden; doch hinwiederum trostreich die Unterstützungen, die den Abgebrannten zu gute kommen. Beides wird ebenfalls hier besprochen. Die §§. 120—146 geben in Zahlen bestimmte Nachrichten von der Beträchtlichkeit der Brandschäden in Würtemberg, Oesterreich, Baden, Preufsen und im Königreiche Sachsen. In Beziehung auf Preufsen hätten leicht aus den Amtsblättern der verschiedenen Provinzial-Regierungen neuere und umständlichere Nachweisungen beigebracht werden können. Die *zweite* Abtheilung S. 66 zählt umständlich die Lösch- und Rettungsgeräthschaften auf, giebt die Regeln zur Aufbewahrung und Unterhaltung derselben und spricht von der Bedachtnehmung auf Löschmittel, als vom Wasser ohne Zusatz und vom Wasser mit verschiedenen künstlichen Zusätzen. S. 93 wird der vom Mechanicus *Hoffmann* in Leipzig neuerlich erfundenen Feuerleiter gedacht, die für zwei Stockwerke berechnet, zusammengelegt mehr nicht als einen Kubikfufs Raum einnimmt. Sie ist von Eisendraht und mithin von einem im hohen Grade wärmeleitenden Stoffe. Sollte nicht dieser letzte Umstand ihrer Brauchbarkeit Eintracht thun? — oder kann man vielleicht durch irgend einen Firnifs diese wärmeleitende Eigenschaft des Eisendrahts vermindern? Bei den Feuerkleidern S. 98 vermifst Rec. die Erwähnung der von dem berühmten Physiker *Aldini* vor wenigen Jahren vorgeschlagenen Asbest- oder Amianthanzüge. Kaum sollte er glauben, dafs der belesene Vf. keine Kunde davon erhalten hätte. Zur Bestätigung der Nützlichkeit des Alaunwassers bei dem Löschen kann hier noch angeführt werden, wie man nicht selten in Schauspielhäusern das Maschinenwerk, die Coulissen-Rahmen und die Coulissen selbst mit Alaunwasser tränkt, um dadurch den Ausbruch der Flamme, d. h. den Verbrennungsprocefs, zu verhindern. Auch heifst ja der vorerwähnte Asbest auf deutsch Feder-Alaun! In der *dritten* Abtheilung S. 123 werden die Lösch- und Rettungsanstalten und die zweckmäfsige Leitung derselben dargelegt und in der *vierten* S. 178 alle Mittel nachgewiesen, um Gebäude gegen Feuer möglichst sicher zu stellen. Dafs hierbei die Feueressen ganz besonders die Aufmerksamkeit des Vfs auf sich gezogen haben, versteht sich von selbst. Die S. 224 gedachten sogenannten russischen Essen veranlassen uns, den Vf. auf die in der Gesetz-Sammlung für die Königl. Preufs. Staaten unter Nr. 703 abgedruckte Instruction zur Anlage enger, von Schornsteinfeger nicht zu befahrender Schornsteinröhren vom 14ten Januar 1822 aufmerksam zu machen. Rec. gesteht, dafs er Anfangs nicht recht begreifen konnte, wie eine Abhandlung über Volksveredelung und Wohlfahrt, die S. 295 als *Anhang* geliefert wird, in ein Feuersnoth- und Hülfsbuch gehörte; doch empfiehlt sie sich durch ihre Gemeinnützigkeit. Sie enthält beachtenswerthe und lehrreiche Winke über die frühzeitig beginnende Erziehung, die Benutzung von Feuerbüchern in den Schulen, die Gewöhnung der Kinder zum Nachdenken, zur Aufmerksamkeit, zur Ordnung, zum Gehorsam, die Bekämpfung des Hanges zur Unehrlichkeit, Mifsgunst, Rache und Bosheit, die dem Lehrer schuldige Achtung, den regelmäfsigen Schulbesuch, die Beschäftigung der Kinder aufser der Schule, die Abstellung des Bettelwesens, der Holz- und Felddiebstähle, den Einflufs des Beispiels, die Fortsetzung der Erziehung nach Ablaufe der Schulzeit, die Beschränkung des Tabakrauchens, des Kartenspiels, der Belustigungen und des Aufwandes, die Fürsorge bei dem Verlassen des väterlichen Hauses, die Sonntagsfeier, die Wirksamkeit der Prediger, die Volksschriften und ihre Verbreitung, die Sorge für Arbeitsscheue, Arbeitsunfähige, Arbeitslose und die Abstellung des allgemeinen Nothstandes. Das von dem Verleger äufserst anständig ausgestattete Buch erhält eine besondere Zierde an der sehr saubern Abbildung des *Gasthofes zu Zedtlitz* bei Borna, der im Jahre 1823 abbrannte und dessen der Vf. mehrmals als Beispiel gedenkt. Er gehört ihm und seinem Bruder gemeinschaftlich.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1833.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

WEIMAR, im Ind.-Compt.: *Theater der Hindus*; aus der Englischen Uebertragung des Sanskrit-Originals von *H. H. Wilson*. — *Erster* Theil. 1828. XII u. 382 S. *Zweiter* Theil. 1831. 324 S. 8. (3 Rthlr. 18 gGr.)

Durch die deutsche Uebersetzung des Indischen Theaters von *Wilson* hat sich Hr. Dr. *L. B. Wolff*, der in dem kurzen Vorworte zum *zweiten* Theile zu derselben sich bekennt, keinen geringen Anspruch auf den Dank des gebildeten Publicums und selbst der Gelehrten von Fach erworben, da die Englische Bearbeitung, welche in drey Bänden zu Kalkutta 1827 erschien, immer nur mit bedeutendem Zeit- und Kostenaufwande ihren Weg nach dem Continente findet und der Gegenstand selbst durch seine Neuheit und Wichtigkeit allerdings wohl geeignet ist, eine allgemeinere Theilnahme zu erregen. Kalidasas Sakuntala hatte zuerst die Erwartung mächtig angeregt; bisher aber war diese unbefriedigt geblieben oder sogar noch gesteigert worden durch das philosophische Stück (Prabodha Chandrodaya), von Taylor übersetzt, welches zwar wenig bekannt wurde, aber durch seinen von der Sakuntala so gänzlich verschiedenen Inhalt, auf eine weite Sphäre des Indischen Theaters schliessen liefs. Diese Vermuthung wird uns nunmehr durch *Wilson's* Arbeit bewahrheitet und die Thatsache selbst kann uns, auch abgesehen von dem Interesse welches die Dramen an sich einflöfsen mögen, ein glänzendes Zeugnifs von dem regsamen Geiste des alten Inders geben. Denn es sind sechs Stücke, von welchen eine vollständige Uebersetzung gegeben, und aufserdem fünf und zwanzig, von denen Anlage und Inhalt zergliedert wird; dazu bewegen sie sich in den verschiedensten Kreisen, von der romantischen Tragödie, dem Melodram, der bürgerlichen Komödie und dem heroischen Schauspiele bis zu der niedrigsten Posse, von dem geregelten und kunstvollen Drama bis zu dem einfachen und schmucklosen Monologe. Es würde uns demnach möglich werden, schon aus diesen Stücken selbst, welche zugleich für die Kenntnifs der Indischen Sitten und Gebräuche die allertreuesten Documente sind, ein ziemlich richtiges Urtheil über die dramatische Kunst der Inder zu fällen: wir würden es anerkennen müssen dafs sie, ohne irgend einen Impuls von aufsen her, von der einfachen epischen Darstellung ausgehend, allmählig bis zum vollendeten Drama fortgeschritten, dafs die folgenden Producte nach den Musterwerken der Blüthezeit gebildet und endlich bey dem Verfalle der Kunst verbildet seyen; aber *Wilson* hat noch mehr gethan und uns dieser Mühe überhoben. Er hat in einer allgemeinen Einleitung, welche als eine äufserst werthvolle Zugabe zu betrachten ist, die Regeln mitgetheilt, wie sie von Indischen Kunstrichtern selbst aus ihren klassischen Dramen gezogen und sodann mit der gewissenhaftesten Anwendung beobachtet worden sind; Regeln, nach deren Fäden sich die jüngeren Dramen wie Gliederpuppen bewegen müssen, und durch welche sich bewährt, was sich auch bei der Philosophie, Jurisprudenz und Sprachforschung der Inder beobachten läfst, dafs sie zwar ein durchaus systematisches Volk sind und lieber sterben würden, als mit jenen Kranken bei Moliere gegen die Regel sich curiren lassen, dafs sie aber auch durch feine und haarspaltende Unterscheidungen nicht sowohl dunkel werden als vielmehr sich selbst bestricken und jeden höhern Aufschwung verhindern. Indessen sind die dramaturgischen Auctoritäten, von welchen *Wilson* zuerst handelt, und die rhetorischen Werke überhaupt, aus einer sehr jungen Zeit: die älteste Rhetorik, *Dasarûpaka*, ist wie *Kâvyaprakâsa* (zu Kalk. edirt 1829) von unbestimmten Datum; beide werden jedoch von dem *Sâhityadarpanam* (erschien Kalk. 1828), dessen sechster Theil ganz dem Theater gewidmet ist, benutzt und von letzterem befindet sich eine sehr alte Handschrift vom Jahre 1027 zu Paris, wodurch sich demnach das Alter der von ihnen genannten jüngeren Dramen einigermafsen bestimmen läfst. *W.* folgt besonders dem *Sâhityadarpanam* und hat aus dieser Quelle mit Umsicht und Gründlichkeit Alles abgeleitet was für den Europäischen Leser nur irgend verständlich werden konnte; allein wir wollen uns hier mit einer kurzen Angabe der abgehandelten Gegenstände begnügen, da eine bündige Kritik des *Wilson'schen* Werkes selbst in seine sämmtlichen Texte eindringen müfste und die deutsche Uebersetzung des Hn. *Wolff* gänzlich aus den Augen verlieren würde.

Die Poesie theilt sich nach Indischer Bestimmung in *kâvyam* überhaupt und *drisyasravyatvam*, wörtlich *die zu sehende und hörende* (*Sah.* p. 132) oder die dramatische; letztere heifst auch *rûpakam*, weil sie Charaktere verkörpert darstellt, und sie zerfällt in nicht weniger als acht und zwanzig Arten, welche *W.* im zweiten Abschnitte: *von den verschiedenen Arten*

Arten dramatischer Unterhaltungen nach dem *Sahitya* einzeln bestimmt, obwohl sie, genau genommen, auf zwei bis drei Hauptgattungen sich zurückführen lassen. Das höhere Schauspiel an sich (*nâtaka*) dergleichen *Sakuntalâ*, *Mudrarâkshasa*, *Venisanhara*, *Anargharaghava* u. a. sind, darf nicht unter fünf und nicht über zehn Akte enthalten (*panchâdikâ daṣaparâs tatrânkâs*) und die Handlung darf nur Eine seyn: Liebe oder Heroismus (*eka eva bhaved angî sringâro vîra eva vâ*); die Zeit aber ist unbestimmt und verläuft in den Zwischenakten (*Sah.* p. 134: *nânekadinanirvartya kathayâ samprayojitas*). Der Anstand mufs im ausgedehntesten Sinne beobachtet werden; keine Gewaltthat soll auf der Bühne vorkommen, selbst kein Herausfordern, Kratzen und Beifsen der Liebenden, kein Baden oder Schminken (*Sah.* p. 134) oder was immer nur das Schamgefühl verletzen kann. Diesen heroischen Drama ist fast das *prakaraṇa* gleich und die Hauptleidenschaft ist ebenfalls Liebe, nur darf das Sujet aus dem bürgerlichen Leben entnommen und fingirt werden (*Sah.* p. 198: *bhavet prakaraṇe vrittam laukikam kavikalpitam*) und so ist denn der Held im Stücke *Malatî* ein Minister, in *Mrichchakati* ein Brahmane, in *Pushpabhûshita* ein Kaufmann. Wir übergehen die Uebrigen und bemerken nur dafs S. 22 *Ullâpyam* statt *Uttathya*, und *Râsakam* statt *Hâsaka* zu lesen ist. Der dritte Abschnitt handelt *von der dramatischen Oeconomie*, wobei wir das Einzige gegen *Wilson* bemerken möchten (S. 25 bei *Wolff*) dafs der Regisseur oder *sûtradharas* den Segensspruch (*nândî*) allerdings selbst spricht und daran die Ankündigung des Stückes mit einer *captatio benevolentiae* knüpft: denn nirgends wird bei der sonst so genauen Bühnenanweisung eine andere Person angegeben. Bey der *Führung des Plans* ist vorzüglich vom Sujet die Rede und die Entwicklung desselben wird (*Sah.* p. 148) mit einer Pflanze verglichen welche zur Frucht heranreifen soll; dafür heifst das erste Element oder die erste Ursache (*pratamo hetus*) der Samen (*vîga*); dieser wird angefeuchtet durch den Tropfen (*vindu*) und schiefst dann in Laub auf (*patâka* Fahne). Hierunter werden allerdings verzierende Episoden verstanden welche jedoch nicht dürfen herbeygezogen werden; *Sahityad.* giebt das Betragen des *Viduschakas* in *Sakuntala* als Beispiel an. Hierauf folgt *prakarî*, das Sichformen und endlich die Auflösung (*kâryam*). Zugleich aber treten noch gewisse Zustände (*avasthâs*) ein, welche den Zweck herbeiführen; es sind deren fünf: *ârambha*, *yatna*, *prâptyâsâ*, *niyata*, *âpti-phalâgamâs*, und wieder fünf andere durch welche die Handlung fortschreitet (*kramâd lakshanâni*), worauf noch eine Menge von Nebenumständen (*pratimukhângâs*, in *Sâh.* p. 154 dreizehn, bei *Wils.* nur zwölf) angenommen wird, wodurch der dramatische Stoff in die feinsten Bestandtheile sich zerschneidet. In zwei folgenden Abschnitten wird von *den Charakteren des Drama* und den *Gegenständen der dramatischen Darstellung* gehandelt und auch hier ist das anatomische Messer eben so thätig gewesen, die Personen sowohl als die Leidenschaften, Gefühle und Stimmungen genau zu classificiren oder in spitzfindige Unterabtheilungen zu zerlegen. *Wilson* hat die Beispiele, welche von den Rhetoren angeführt werden, übersetzt, mitunter jedoch ziemlich frei oder verschönernd, wie die Stelle aus Raghuvansa S. 55 und aus dem Kiratarjuniya, welche 8, 45 steht. Er geht hierauf zu der *Diction der Dramen* über und giebt gute Bemerkungen über die verschiedenen Dialekte des Sanskrit, welche, wie sie auf der Bühne vorkommen, unter dem allgemeinen Namen des Prakrit begriffen werden. Sanskrit sprechen die Gebildeten, besonders die Helden des Stückes, merkwürdigerweise auch die Wahnsinnigen, aus denen im Oriente gleichsam eine Gottheit redet; vornehme und gebildete Frauen sprechen einen weichen Dialekt Suraseni; die Hofleute eines Fürsten *Mâgadhî* und überhaupt, fügt das Sahityadarp. p. 170 hinzu, müsse jeder Einzelne die Mundart seiner Gegend reden (*yaddeṣam nîchapâtram tu taddeṣam tasya bhâshitam*). Jedoch wird auch die Sprache den Umständen nach gewechselt, wie ein verkleideter Schlangenbeschwörer im zweiten Akte von Mudraraksch. von niedrigsten Prakrit zum Sanskrit übergeht: denn dieses ist die edle Mundart und sie erscheint nirgend so wohlklingend und mit allen Zierden des Rhythmus geschmückt als in den Dramen der älteren Zeit; wogegen freilich die jüngern Stücke in einem geschraubten und mühsamen Stile sich gefallen. Ueber den *scenischen Apparat* hat *W.* alles gesammelt was sich aus den einzelnen Andeutungen entnehmen liefs und die Maschinerie scheint keinesweges unvollkommen gewesen zu seyn, da selbst Beispiele von Versenkungen, Verwandlungen, von Luftwagen und dergl. vorkommen. Gemalte Decorationen werden aus den Wandgemälden in Uttararâmacharitram oder *aus der* Darstellung von Gärten und Grotten fast *mit Sicherheit* erweislich; Zimmerstücke dagegen mochten mit einem einfachen Vorhange sich begnügen, wofür die stehende Redensart für das hastige Auftreten: den Vorhang wegstofsend (*apatikshepena*), so wie Chöre hinter der Scene (*Sah.* p. 210: *nepathye giyate*), wie in Vikrama, den Beweis geben. Die Stücke wurden bei Krönungen, Festen, Hochzeiten und andern feierlichen Gelegenheiten, auf Märkten oder in den geräumigen Pallästen der Grofsen gegeben; dafs solches früh Morgens geschehen, läfst sich aus einer Stelle in Malati (II. S. 2) nicht beweisen, so wie man auch ungewifs bleibt ob sie mehr als einmal aufgeführt seyen. Am Schlusse der einleitenden antiquarischen Abhandlung liefert *W.* ein Verzeichnifs von 60 Dramen und meint dafs diese Zahl für die gesammte dramatische Literatur ungefähr ausreichen werde; allein es lassen sich noch weit mehr namhaft machen und viele der älteren mögen völlig für uns verloren seyn. Im *Sahityadarp.* werden noch folgende zehn hin und wieder angeführt: *Lîlâmadhukaras*, *Pushpamâlâ*, *Prabhavatî*, *Kandarpakelis*, *Dhûrtacharitam*, *Natakamelaka*, *Stambhitarambha*, *Menakâhitam*, *Pushpabhûshitam* und *Rangadatta*. —

Die

Die vollständig übersetzten Stücke sind im ersten Bande bei Wilson: *Mrichchhakati*; im zweiten *Vikramorvasî*, *Malatîmadhavam* und *Uttararâmacharitram*; im dritten *Mudrarâkshasam* und *Ratnavali*, worauf noch in einem Anhange über 25 andere Dramen Bericht erstattet wird. Bei *Wolff* nehmen die Einleitungen nebst den zwei ersten Stücken den ersten, die übrigen aber den zweiten Band ein, jedoch so dafs von *Uttararâma.* und *Mudrarâksh.* nur einzelne Scenen ins Deutsche übertragen sind. Und hierüber möchten wir besonders mit Hn. *Wolff* rechten: denn da alles Uebrige getreu wiedergegeben und selbst auf die Namen und technischen Ausdrücke bei der Correktur eine grofse Sorgfalt verwendet ist, so dürfte der deutsche Leser, um die Englische Bearbeitung völlig entbehren zu können, nur ungern jene beiden Schauspiele vermissen, weil sie, abgesehen von manchen schönen Stellen, für die Sittenschilderung eben so anziehend wie die übrigen sind. Dasselbe gilt von der nicht übersetzten speciellen Einleitung zu Mudraraks., in welcher *Wilson* aus den Puranas und dem Drama selbst die Belege vollständig beibringt dafs der Held des Stückes Chandraguptas sowohl dem Namen als der Geschichte und dem Locale nach mit dem Sandrakottus der Alten übereinstimme, so wie von einigen Anmerkungen, welche Hr. *Wolff* bedeutend abgekürzt oder gestrichen hat. Wir tadeln es nicht dafs dieses mit solchen geschehen, in denen der Britte auf seinen Shakespeare hinweiset oder bey sehr bekannten Gegenständen der Indischen Mythologie (wie I. S. 322 bei den Lokapâlas) über Gebühr verweilt: nur hätten diejenigen Bemerkungen, welche auf irgend eine Weise den Text erläutern, ihre Stelle behaupten müssen. Die wenigsten Leser möchten z. B. wohl bei den *unglücklichen Sternen* (I. S. 167) den rechten Vergleichungspunkt finden ohne die kurze Note, dafs die Sterne, als beseelte Wesen, in Sternschnuppen herabstürzen, sobald sie sündhaft werden. Einige Anmerkungen ferner geben über mythische Personen aus Schriften Nachricht, welche uns noch zur Zeit unzugänglich sind, wie über Puroschottamas (II. p. 87. S. 85) und ebendaselbst (S. 93) die Legende, durch welche erst der Text verständlich wird, dafs Balaramas die Yamuna mit seiner Pflugschar zu sich kommen liefs; oder sie berühren endlich einen antiquarischen Gegenstand, wie (I. p. 48) die staatsrechtlich sanctionirten Hazardspiele (vgl. II. p. 123 über den heiligen Staub), und selbst die Bemerkung (I. p. 84) dafs die Indischen Dichter selten das Weib herabsetzen, möchte aus dem Munde des belesenen *Wilson* nicht ohne Gewicht seyn. Zuweilen jedoch hat *Wilson's* freie Uebersetzung einen Irrthum veranlafst, wie Thl. I. S. 376 der *Gandhagaja*, wobey die kurze Anmerkung: *der junge Elephant* nicht hinreicht; *W.* hat *the elephant cub*, in das Metrum des Originals pafst aber nur *dvipas* und diefs ist allerdings der Gandhagajas oder derjenige junge Elephant vor welchem die Andern fliehen, weil er zum ersten Male brünstig ist und aus seiner Schläfe der duftende Saft träufelt. Dafs Hr. *Wolff* die Angabe der Melodieen zu dem schönen lyrischen Akte in Vikrama gröfstentheils getilgt hat, kann der Uebersetzung nicht zum Schaden gereichen, da sie zur Zeit noch keinen Aufschlufs gewähren. Im Uebrigen müssen wir der deutschen Uebertragung das gröfste Lob der Treue zugestehen; die Verse sind mit leichter Gewandtheit wiedergegeben und selbst die Metra beibehalten, obwohl sie sämmtlich nach *Wilson's* eigner Wahl gebildet sind und mitunter sogar in das anapästische Maafs der Schottischen Balladen fallen. Was an der deutschen Uebersetzung ausgesetzt werden könnte, sind überhaupt im Vergleich zu den wirklich grofsen Freiheiten, die sich *Wilson* genommen hat, nur einige geringe Flecken oder Mifsverständnisse welche zum Theil aus der Unbekanntschaft mit den fremdartigen Gegenständen entsprangen: so ist *chorister* (I. S. 215. p. 141) nicht *Chorführer* sondern *Sänger*; *forester* (I. S. 368. II. p. 91.) nicht *Förster* sondern *Waldbewohner*, wie nur der wissen konnte der mit den Gandharven und Kiraten vertraut ist. S. 314 p. 31: *Ananga will be your friend*, *dafs du Ananga zu deiner Freundin machst*, verletzt das Geschlecht; denn Anangas ist der Gott der Liebe und so heifst es denn auch S. 100 weit komischer im Sanskrit: *meinen Madanas*, *Anangas*, *Manmathas mehrst du*, als in der Uebersetzung: *warum fliehst du vor einem Wohlgefallen*, *einer Liebe*, *einer Leidenschaft?* in sofern die Namen des Amor gehäuft werden. S. 102 liegt die Zweideutigkeit mehr noch im Englischen: *a match for a hundred of them* als im Deutschen: *ich nehm's mit hundert auf*, wogegen das Original sagt: *ich durchbore hundert Weiber mit dem Spiefs*. S. 351 *und trauert* u. s. w. fehlt die erste Zeile:

Gemmed with new springing flowers,
and mourns heart-broken for his absent mate.

Auf der folgenden Seite ist: *durch den Sand* Zusatz von Hn. *Wolff* und der Gegend durchaus zuwider; bei *Wils.* steht: *through tangled thickets goes*. Im zweiten Bande S. 104: *putzt er die Augenwinkel sich*, *Wils. and rubs the corners of her eyes*, nämlich der Elephant dem Weibchen, und endlich S. 114: *sein Körper ist allein mir eine schwere Last*; *Wils.*: *and now this body is a barren load*; jedoch ist die Stelle von Beiden mifsverstanden, denn es sind einzelne Sentenzen über die Nichtigkeit des Lebens: *bhâras kâyo*, *jîvitam vajrakîlam*, *eine Last ist der Körper*, *das Leben ein Blitzstrahl* u. s. w. — Diese wenigen Stellen verschwinden indessen im Vergleich mit der sonstigen Gelungenheit des Ganzen: *Wilson* dagegen, welcher mit der gröfsten Treue und Genauigkeit übersetzt zu haben versichert, können weit wichtigere Vorwürfe gemacht werden. Dafs er manche Verse des Originals als Prosa gegeben, namentlich das ganze Stück Ratnavali, ungeachtet es an poetischen Farben so reich ist; oder dafs er umgekehrt, und zwar am häufigsten, metrisch und in den gesuchtesten Rhythmen übersetzt, wo die Dramen eine schlichte prosaische Sprache führen,

könnte

könnte man, obgleich es dem Leser einen unrichtigen Eindruck vom Ganzen giebt, übersehen: denn seine Versification ist in der That leicht und ungezwungen; aber dafs er in den schwierigen Partien die allergröfsten Freiheiten sich genommen, diefs mufs besonders bey *Wilson* gerügt werden, der noch jüngst über alle Sanskritisten des Festlandes den Stab gebrochen hat, und wir können es uns kaum versagen, auch seine Uebersetzung hier einer kurzen Kritik zu unterwerfen. Die Dramen liegen uns gegenwärtig alle, bis auf Ratnavali, in Kalkuttischen Drucken vor und *W.* kann sich mit keinen abweichenden Handschriften entschuldigen, da die Texte genau mit ihm stimmen, wenn man einige Namen abrechnet, welche dem Sinne keinen Abbruch thun. So fällt S. 224 die Anmerkung weg: denn der Text hat *patraputapramâna*, *mallaka* heifst ohnehin *der Ringer* und hat mit dem Arab. ملك nichts gemein; S. 135 heifst der Elephant nicht mehr mit mahrattischem Namen *Kuntamorakas* sondern jetzt *Stambhabhanjakas der Säulenbrecher*. S. 166 steht nicht mehr *mahâmâtra* sondern *hastipaka*. In dergleichen Fällen können allerdings die Handschriften von einander abgehen, im übrigen aber laufen die Lesarten auf die gewöhnlichsten Wort-Varianten hinaus, wie eine Vergleichung des ersten Aktes von Malati bey *Lassen* zeigen kann. *Wilson* dagegen läfst zuweilen die nöthigen Bühnenanweisungen weg (S. 88 *vichintya nachdenkend*, S. 107 *geht hinaus*) und verwechselt öfter die Personen, wie unter andern S. 181, wo der Vitas alles redet, nicht die Dienerin welche den Schirm trägt, daher auch Vasantasena's Anrede mit *bhava*; ebenso steht als Chor angegeben (S. 305 unten), was die Freundin reden soll; er verfehlt nicht selten den Sinn oder erlaubt sich zum mindesten einen unnöthigen Zusatz, wodurch derselbe entstellt wird. So heifst es S. 91 (p. 16) im Originale: *wie einen Balken am Porticus*, nicht *wie eine Kugel auf einer Thurmspitze*, *like a ball on a turret top*; S. 94. *in dieser Jahrzeit der Armuth*, statt: *bei seiner Armuth*, denn *season* ist eingeschoben; wo ferner der Wunsch: *chiram me jiva* vorkommt, erklärt *W. lang sei mein Leben*, dies kann es aber nicht heifsen, sondern: *lebe mir lange!* ingleichen wo der Ausruf steht *abrahmanyam*, ist er nicht: *zu Hülfe der Brahmanen*, sondern gleichsam: *von der Gottheit verlassen* oder unser: *um Gotteswillen*. S. 96 steht im Sanskr.: *die Hirten*, *der Wespen wegen besorgt*, *grasen dort wo sie nicht stechen*, statt dessen hat *W. like the kowboy*, *who is apprehensive of the Virana grafs*; — S. 99 ist *Gazelle* statt *Vogel* (*bird*) zu setzen in dem Gleichnifs: *wie ein junger Hund der den Vogel durch das Dickicht jagt*; — S. 120 *sie scheint verdriefslich*, *uneasy*: im Orig. steht *nachdenklich* und *W.* hat wohl *musing* schreiben wollen; S. 253: *bring sie* (*her*) *fort*, im Sanskr. *ihn enam*; S. 298: *viele* (*many*) *Versammlungen* soll heifsen: *diese Versammlung*. Wir übergehen die zahlreichen Fehler dieser Art aus den übrigen Dramen. Am allerwillkürlichsten ist *Wilson* mit den lyrischen Stellen verfahren und hat sie häufig ganz unterdrückt wie S. 170. 186. u. öfter. Die ganze Frühlingsscene in Mrichchsakati (S. 181) ist sehr frei und der erste Vers, welchen der Vitas für sich zu sprechen scheint, übergangen: *diese Sris ohne Lotus ist der liebliche Pfeil des Liebesgottes*, *der Frauen Schmerz*, *des Liebesbaumes Blüthe*; *mit Grazie wandelt sie zur Wonne Zeit verschämt*, *die Zärtliche*, *auf dem Pfade der Freude dem Geliebten entgegen*. Sehr ungenau ist die Stanze: *es schlürft der Frosch* u. s. w., es sind eilf Zeilen statt vier des Originals, wo sie wörtlich so lauten: *die Frösche*, *deren Mund vom Schlamme benetzt*, *trinken das Wasser*, *von den Regentropfen geschlagen*; *den Hals bewegen die verliebten Pfauen*; *der Nipa blüht auf*; *wie Büfsung durch Menschen die ihren Stamm entehren*, *so wird der Mond verdunkelt durch Wolken und der Blitz irrt umher wie eine Buhlerin*. Eben so umschrieben ist S. 182 *gleich einem Fürsten* u. s. w.; S. 185 ist eine ganze Stelle ausgelassen, worin der Begleiter die Vasantasena bittet bei dem Eintritte in des Geliebten Wohnung nicht zu schmollen; mit den Sentenzen des Buddhisten S. 210 ist sehr frey umgegangen und Hr. *Wolff* hat sein Bestes gethan selbst das Englische Versmaafs beizubehalten, welches im Original ein ganz anderes ist. Ein Vers fehlt abermals S. 256; die Büttel treten auf und sagen: *Haltet ihr uns nicht für fähig Verurtheilte hinzurichten? Wir sind geschickt im Kopfabschneiden, Spiefsen und Aufknüpfen* (Rec. liest *jane* und *smas* in der Sanskrit-Uebertragung des sehr rauhen Prakrit). Auf der folgenden Seite sind drey Distichen, welche die allgemeine Trauer über Charudatta's Hinrichtung aussprechen, sehr nachlässig in eine matte Prosa übertragen; S. 258 zwey Stanzen übersprungen, welche das Lob des Charudatta enthalten und ein solches Auslassen ganzer Verse findet ebenfalls in den übrigen Stücken Statt. Manchen Scherz hat *Wils.* getilgt und zuweilen nur in der Note berührt ohne dafs der Grund dieses Verfahrens abzusehen ist; so S. 180 wo Maitreya den Namen *Vasantasenâ* rathen soll. Er sagt zuerst *Senâvasante*, darauf Kumbhilakas: *dreh um!* Maitr. (sich mit dem Körper umdrehend) *Senâvasante*. Kumbh.: *die Füfse* (Wortbestandtheile) *dreh um!* Kumbh. (dreht seine Füfse herum): *Senâvasante*.

— Doch wir brechen ab und wollen durch unsere Ausstellungen überhaupt das Verdienst des gelehrten Engländers nicht im Geringsten geschmälert haben: es war nur unsere Absicht an diesen wenigen Proben zu zeigen, dafs der Deutsche die Bemühungen *Bopp's*, welche *W. of the most elementary kind* genannt, und die Kritik *Schlegel's*, die er ebenfalls herabgesetzt hat, recht wohl gegen ihn anwenden könne, ohne in Indien selbst gewesen zu seyn. *Wilson's* Uebersetzung wird sowohl zum Verständnifs des Originals, als auch beim gröfsern Publicum immer ihren Werth behaupten und so wird es die deutsche von *Wolff*, welcher wir recht viele Leser wünschen denen wir hier durch die Zergliederung jedes einzelnen Dramas, oder durch Angaben seines Alters und Werthes nicht weiter vorgreifen wollen. Für mehrere Leser möchte nur das Eine noch von Interesse seyn, dafs die verdächtige Stelle im Mrichchhakati S. 277 sich in einer Handschrift des Ostindischen Hauses Nr. 209 wirklich *nicht* vorfindet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1833.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Berlin, b. Jonas: *De nonnullis Padmapurâni capitibus*, textum e Cod. MSt. Biblioth. Berol. edidit, versionem(ne) latinam(na) et annotationibus illustravit *A. E. Wollheim*. 1831. 40 S. 4. (20 gGr.)

Dafs nächst den Veden, welche den Ausgangspunkt und die Norm jeder religiösen Richtung angeben und deren Upanischaden, die das philosophische und rationelle Element dieser Richtungen zu entwickeln suchen, für die Gestaltung des vielgliedrigen Indischen Volksglaubens selbst, die *Puranas* am meisten thätig gewesen seyen, darf wohl nach den Bruchstücken, welche wir von diesen Schriften kennen, mit Sicherheit behauptet werden. *Purâna* bedeutet *alte Geschichte* überhaupt, und so braucht es schon *Manu* (3, 332), ohne die achtzehn grofsen Sammlungen von Götterlegenden, die eigentlich sogenannten Puranas, darunter zu verstehen. Diese streifen an die epischen Gedichte an, welche ebenfalls, da sie die alte Sage behandeln, Puranas genannt werden; sie ergehen sich in mythologischen Philosophemen über Kosmogonie und Theogonie, erzählen Sagen aus der Heroenzeit, welche häufig erst den dramatischen Dichtern den Stoff hergeben; sie berühren geschichtliche Thatsachen sowohl als eine Masse von andern Gegenständen, und müssen somit für jeden, der das Indische Alterthum in allen seinen Nüanzen zu erkennen strebt, besonders aber für den Religionsforscher, von der gröfsten Wichtigkeit seyn. Allein die Puranas wollen ebendaher studirt, nicht edirt werden; sie sind gleichsam die *Acta sanctorum* Indiens, welche die mannichfaltigsten Interessen anregen können, aber dazu auch den allervielseitigsten Kenner des Indischen Alterthums verlangen, der auf alle Beziehungen ein aufmerksames Auge habe, der, was nur irgend für Religion, Geschichte, Geographie, Sitten und Gebräuche, Spracheigenthümlichkeiten und dergleichen von Wichtigkeit ist, herauszuheben verstehe und mit Stellen des Originals belege. Es würde unbillig seyn, diesen Maafsstab an die Probeschrift eines jüngen Mannes halten zu wollen, allein der Vf. verspricht nach Paris und London zu gehen, um einen Purana zu bearbeiten, und wir möchten es dringend wünschen, dafs wenigstens Einer derselben nach der genannten Behandlungsart, zu welcher jedoch viele Vorarbeiten gehören, ganz erschöpft würde. Der Padma- oder Lotuspurana, von welchem wir hier durch Hn. *W.* einige Auszüge erhalten, wird als der zweite unter den achtzehn aufgeführt und besteht zunächst aus zwei grofsen Abtheilungen: *Srishtikhanda* und *Bhûmikhanda*. Letztere, von welcher *Burnouf* eine Uebersicht im *Journ. Asiat.* Bd. VI. gegeben, begreift 114 Kapitel in 5633 Doppelversen und ist in Paris, erstere, in einem nachlässig mit bengalischen Lettern geschriebenen Codex, in Berlin vorhanden, und hieraus sind die Excerpte entnommen, denen zuletzt ein gröfserer Abschnitt hinzugefügt ist. Dieser behandelt die *Sinhâvatâra* oder die Wandlung des Vischnu in einen Mannlöwen, denn der Purana gehört, wie die meisten, den Vaischnavas an; aber das einfache Mährchen ist schon völlig in das Legendenartige verarbeitet, und auf dem Körper des Löwen erscheinen, weil Vischnu hier die höchste Gottheit ist, alle Welten, Sonne, Mond und Sterne. Von dem Inhalte der Bruchstücke läfst sich nicht wohl ein Auszug geben, daher will Rec. sich begnügen, für den Anfänger, der die kleine Schrift benutzen möchte, wenigstens die verderbtesten Stellen zu bezeichnen und wo möglich durch eine Conjectur lesbar zu machen. Manches ist hier schon von Hn. *W.* geschehen, nur können wir es nicht billigen, dafs so viele Verse, vielleicht ihrer Schwierigkeiten wegen, völlig weggelassen sind. So ist p. 16 sl. 11 gar nicht da und doch wird eine Variante daraus bemerkt; zuweilen fehlt die Hälfte des Hemistichs, welches dann ohne Angabe der ungefähren Lesart gar nicht auszufüllen ist, wie sl. 137 a und sl. 143; sl. 78 steht in der Note und ist allerdings sehr verdorben: voran geht, dafs Vischnu seinen Namen habe, weil er alle Wesen durchdringe, dafs er ferner in allen Wesen wohne, ja die Welt erschaffen habe (*dhatâ*, nicht: *sustentator* sl. 77), und nun sagt das erste Hemistich aus, dafs die ganze Substanz (*bhûyam* statt *bhûpam*) mit den Vegetabilien auch ihm gehöre. Das zweite dagegen ist so verstümmelt, dafs man die bengalische Schriftstelle müfste vor Augen haben, um eine Emendation wagen zu können. Abermals weggefallen sind sl. 80 und 81 a; vorhergeht: er könne nur durch die Yogis erreicht werden mittelst der *bhakti*; so wäre das erste Hemistich zu corrigiren: *drashtum na çakyo roshâdyair matsarâdyair janârdanas, nicht kann J. gesehen werden von denen, die Zorn und Eigennutz besitzen*, worauf dann folgen würde: *devabhaktyâ* (*durch Gottesfurcht*, statt *deveshu cha*) *manushyeshu sthavaraçcha charâcharas, vyâpya tishtati sarveshu tungeshvapi mahatsu cha.* Ausgelassen ist auch sl. 92 oder, wie es im Texte scheint, 91, woraus *tâlâbali* in der Note zu seyn scheint; auch bezieht sich Hr. *W.* auf diesen Slokas sl. 100. Hie und da hat Hr. *W.* durch Flickwörtchen das Metrum herzustellen versucht, jedoch bedarf dasselbe noch in mehren Versen einer Nachhülfe: p. 16 sl. 19 ist eine Sylbe zu viel,

viel, und vielleicht haben die Veden hier das Beiwort *sâdopasâdhwasanvitân*, *Unglück und Furcht erfüllt*, weil sie nämlich geraubt waren. Sl. 58 a ist, wenn wir die Conjectur *çarvânandas* auch gut heifsen, obgleich es der Purana mit Beiwörtern und Anreden nicht genau nimmt, der Cäsur wegen wenigstens umzustellen: *âdideça tatas çûkân çarvânando mahâvidhân*; sl. 100 a ist *'yam* statt *nâma* zu lesen und sl. 119 a: *vijnâm nârâyanîm* als müssiger Zusatz eines Erklärers ganz zu tilgen. Zu sl. 87 wird nichts bemerkt und doch ist er völlig verstümmelt; wäre *bhûtvâ iva drumâs* wieder Glossem, so käme wenigstens ein Vers heraus, obwohl die Cäsur verletzt ist, wie ja auch sl. 103 a. Ueberhaupt ist der Sloka sehr nachlässig und erlaubt sich oft gegen den antiken Dijambus andere Ausgänge (sl. 23. 44. 45. 46), die man nicht corrigiren darf; dagegen aber wird das aus *Indra* und *Upendravajram* gemischte *Upajati*-Metrum von Hn. *W.* verkannt: er nennt es *heroicum maius* und giebt als Schema:

⏒ — ○ — | ◡ ◡ ○ | — ◡ — ◡
— — ◡ — | — ◡ ◡ | — ◡ — ◡

an, allein es hat folgende Form:

⏒ — ◡ | — — ◡ | ◡ — ◡ | — —
⏒ — ◡ | — — ◡ | ◡ — ◡ | — —

und man darf auf Fehler schliefsen, wo dieselbe nicht erscheint, wie p. 9, wo eine einfache Umstellung: *kasmân nameran na cha te mahâtman*, den Vers giebt. Manche Emendation des Herausgebers ist gut, wie z. B. sl. 13, obgleich *devala*, *gottesfürchtig*, gewöhnlicher ist, als *devila*: in vielen Fällen aber bleibt die Lesart der Handschrift vorzuziehen, weil sie unrichtig verstanden ist. So schreibt Hr. *W.* p. 8 *kripâpî yûshasagaras* mit der Frage (*mokshas?*) und übersetzt *misericors*, *salutis mare*; allein *kripâpin* ist kein Wort und man hat einfach zu vereinen *kripâpîyûshasagaras*, *Nektarmeer des Mitleids*. *Lokaçankaras* p. 10 ist *welterschreckend*, nicht *salutem faciens*, und *ça* für *salus* schwerlich in diesem Stil zu vermuthen; p. 11 Zeile 1 wird *pârvatî* zu behalten seyn, da kein Vocativ vorhergeht und die Anrede *bhadre* erst folgt; eben so ist p. 16 sl. 10 die Lesart des Cod. *mohasthitvâ tu* vorzuziehen. p. 19 sl. 20 b findet sich nur halb, die Handschrift hat *kâtenai sanâlubhis* und die Emendation *na laghubhis* scheint das Wahre; dann aber liegt sehr nahe *kâtena* für *Fessel* (*catena*) zu nehmen, da *kataka* schon das *Armband* bezeichnet, also *kâtenais te na laghubhis*, sie banden ihn *mit schweren Ketten*. Gewifs falsch ist p. 21 sl. 37, einmal mufs *atipâvano* gelesen werden, sodann hat der Cod. *moshya*, daher vielleicht: *meshâdyatidivakaras*, *über den Pavanas erhaben und eine Sonne hoch über den Thierkreis.* Im folgenden Hemistichium 39 fehlt ein Wort: wir machen aus der Variante *ma veçâ cha* geradezu *maheçaçcha*, *et magnus dominus*, nämlich Sivas; in sl. 40 b fehlt eine Anrede oder dergleichen am Schlusse, etwa *brâhmana*. Weniger gewaltsam würden wir sl. 54 corrigirt haben: *vishnus prabhâvadurdharsho* (oder *vishnos prabhâvo* ohne Composition) *tadâsîd dridhabhrid bhriçam*, damit *prabhâva* bleibe, welches sl. 67 wieder erscheint. — sl. 97 b fehlt eine Sylbe: soll *millena sacrificia* (besser *sacrificatores*) ausgedrückt werden, so wird durch *ijyaçîlânâm* abgeholfen, wenn *tu* wegfällt. Bei sl. 98 b könnte man einfach *abhavan* suppliren, da jedoch allenthalben der Locativus steht, so hat die Emendation nichts wider sich; in sl. 100 ist Rec. das Bild nicht anstöfsig, nach welchem der Meru in seinem Haare (*kache*) hängt; *kucha*, *Brust*, aber wird durchaus nur von Weibern gebraucht. — sl. 121 giebt *trikula* keinen Sinn, vielleicht ist das bekannte *tribali* zu substituiren; *vishnus* sl. 124 ist blofser Lesefehler statt *jishnus*, *siegreich*, und sl. 144 b endlich wird *deçe* zu lesen seyn. — Diefs wären die etwanigen Verbesserungen des Textes; die Uebersetzung ist ziemlich wörtlich, aber das Latein bedarf gar sehr der Feile, denn die Entschuldigung des Vfs, dafs man bei dem weiten Abstande beider Sprachen nicht allenthalben *grammatisch richtig schreiben könne*, dürfen wir nicht gelten lassen. Hin und wieder ist etwas ausgelassen, z. B. p. 16 sl. 17 *tvam eva*, *tu quoque*; sl. 49 *aparam*, *via alia*; 51 b *rakshitân*, *servatos*; 128 *anupadântikam*, *cui resisti non potest*; 131 *sudhâmaya*, *nectari similis*; unrichtig ist p. 6 *vâtsalyagauravât* durch *dignitate colende* gegeben, wörtlich *nach der Gröfse der Liebe*; sl. 61 *pivanti* steht *sparso* für *ebibentes*; 136 ist *immensi* Druckfehler für *immersi*. — Im Texte hat Hr. *W.* die neuen Worttrennung angenommen, und so finden wir den *tân* (*eos*) *drishtvâ* statt *tâm* (*eam*), *putran* als Accus. sing., *vedânâng ko* und andere Mifsformen durch die Auflösung des Anusvara herbeigeführt; mitunter inconsequent, wie p. 7 *bhagavan kena*, oder es hat sich die alte Orthographie durch ihre Natürlichkeit geltend gemacht, wie p. 19 *mamâtmane*; (p. 14 sl. 4 *ist yo* für *yas sadâ* falsch). Im Uebrigen sind diefs Kleinigkeiten bei Bruchstücken eines Purana, *an denen* eben nicht viel verloren ist, wenn man *ihren* Text verunstaltet.

GESCHICHTE.

Berlin, b. G. C. Nauck, und Leipzig, b. W. A. Nauck: *Joh. Benj. Trautmann's Historischer Kalender*, oder *Uebersicht des Wissenswürdigsten aus der politischen, Literar- u. Kunst-Geschichte.* Mit neunfachem alphabet. Register. I. Kaiser, Könige u. andere Fürsten. II. Päbste. III. Feldherren, Helden und Staatsmänner. IV. Gelehrte, Philosophen, Theologen, auch andere Schriftsteller und Dichter. V. Künstler, 1) Maler und Kupferstecher. 2) Bildhauer, Architekten und mechanische Künstler. 3) Musiker und Sänger. 4) Schauspieler. VI. Entdecker, Reisende und andere berühmte oder berüchtigte Männer. VII. Fürstinnen u. merkwürdige Frauen. VIII. Merkwürdige Ereignisse. IX. Merkwürdige Schlachten und Gefechte.

Mit dem Nebentitel:

Kalendarisches Handbuch für die politische, Literar- und Kunstgeschichte, oder Uebersicht des Wissenswürdigsten aus jenen Geschichtszweigen, chro-

chronologisch zusammengestellt nach den einzelnen Tagen des Jahres, durch das Feld der alten und neuen Geschichte bis zum Jahr 1830. 1832. IV u. 282 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Seit Paul Ebers *Calendarium historicum* sind die Versuche nicht unbekannt, wichtige und interessante historische Ereignisse nach den Tagen, an welchen sie sich zutrugen, in kalendarischer Form zu ordnen. Das vorliegende Buch erscheint als der neuste dieser Versuche, und enthält, bei einem geringen Umfange, einen grofsen Reichthum an historischen Notizen. Von eigentlicher Vollständigkeit kann bei einem Buche dieser Art kaum die Rede seyn; der Vf. selbst erklärt in der Vorrede, dafs es ihm nicht darum zu thun gewesen sey, so viel wie möglich zusammen zu häufen, sondern nur eine Art *Compendium des Wissenswürdigsten* zu liefern; und nun ist auch dieser Begriff des *Wissenswürdigsten* so unbestimmt, dafs der Willkür oder der Convenienz immer noch ein grofser Spielraum bleibt. Wahrer wissenschaftlicher Nutzen läfst sich zwar von einer solchen Arbeit nicht leicht erwarten: denn auf der einen Seite ist der innere Zusammenhang der Begebenheiten, bei dieser Aufreihung nach den Kalendertagen, fast ganz aufgelöst, und man erhält nur fragmentarische Notizen; auf der andern Seite giebt es viele nicht unwichtige Ereignisse, die sich entweder gar nicht auf einen bestimmten Tag zurückführen lassen, oder bei denen der Tag, an welchem sie sich zutrugen, unbekannt ist, für die sich also gar kein Raum findet. Indessen giebt die Uebersicht der Ereignisse, deren Erinnerung an *einem* Tage des Jahres zusammentrifft, nicht nur Anlafs zu manchen interessanten Vergleichungen und Bemerkungen, sondern kann auch dazu dienen, manche merkwürdige Notiz im Gedächtnifs sicherer festzuhalten und leichter zurückzurufen; daher wollen wir einem Buche dieser Art seinen Nutzen nicht absprechen, sobald es eine gewisse, wenn auch nur relative, doch in sich selbst consequente Vollständigkeit mit Genauigkeit in den Angaben vereinigt. In beiden Beziehungen ist das vorliegende Buch nicht mifslungen zu nennen. Es enthält, wie schon gesagt, eine bedeutende Anzahl von Notizen aus fast allen Zweigen der Geschichtkunde, und schon das, auf dem ersten Titel, nach seiner Anordnung ausführlich verzeichnete, und in jeder seiner Abtheilungen ziemlich reichhaltige Register kann seine Vielseitigkeit bezeugen. Von den aufgeführten bedeutenden Männern ist in der Regel sowohl Geburts- als Sterbetag, wenn beide bekannt waren, von einigen auch andere wichtige Lebensereignisse bemerkt; unter den merkwürdigen Ereignissen finden sich Kriegsbegebenheiten, Friedensschlüsse und andere Verträge, wichtige Gesetze und andere Staatsverhandlungen, Entdekkungen und andere für Wissenschaften, Religion und Cultur wichtige Erscheinungen, u. dgl. m. Betrachten wir aber die Sache etwas genauer, so finden sich doch, wenn man auch das Relative in der Auswahl zugesteht und die Analogie nur nach dem Buche selbst annimmt, manche nicht unbedeutende Auslassungen. So, um nur einige Beispiele anzuführen, fehlen unter den Fürsten die deutschen Könige und Kaiser: Friedrich der Schöne von Oestreich, Günther von Schwarzburg, und Karl VII. von Baiern. Da der letzte Kurfürst von Cöln angeführt ist, sieht man nicht ein, warum nicht auch die letzten Kurfürsten von Mainz und Trier genannt sind, von denen der erstere ohnedies zu den verdienstvollsten Fürsten seiner Zeit gehörte. Aufserdem dürften wenigstens nicht fehlen, die Kurfürsten von Mainz: Diether von Isenburg, Albert II., Johann Philipp, Emmerich Joseph; von Trier: Richard von Greifenklau; von Cöln: Hermann von Wied, Gebhard Truchses von Waldburg, Ernst, Ferdinand und Clemens August von Baiern; von der Pfalz: Ludwig, Friedrich III., Karl Ludwig, Karl Theodor; Kurfürsten und Herzoge zu Sachsen: Friedrich I., Friedrich II., Wilhelm, Ernst, Albrecht, Georg, Heinrich, August; aus den Nebenlinien des Albertinischen Hauses: August, der letzte Administrator von Magdeburg; aus dem Ernestinischen Hause: Johann Friedrich der Mittlere, Friedrich Wilhelm von Altenburg, Administrator der Kur Sachsen, Wilhelm von Weimar, Ernst I. und II. von Gotha, Georg von Meiningen, Friedrich Josias von Coburg; Kurfürsten und Markgrafen von Brandenburg: Albrecht der Bär, Albrecht, der erste Herzog in Preufsen, Georg der Fromme; Herzoge von Braunschweig: Erich der Aeltere, Heinrich der Jüngere, Julius, Heinrich Julius, Ernst August, Ferdinand, der Sieger von Münden und Crefeld (mit dessen Namen, wie hernach erwähnt werden soll, eine Verwechselung Statt gefunden hat); mancher merkwürdiger Fürsten aus andern Häusern nicht zu gedenken. Unter den Feldherren vermifst man die Schweden Baner und Wrangel, den Patriarchen der Preufsischen Heeresmacht Derfflinger, u. a.; unter den Staatsmännern den als Kaiserl. Gesandten bei den Westphäl. Friedensunterhandlungen berühmten Grafen von Trautmannsdorf, den Münster'schen Minister von Fürstenberg, den letztverstorbenen Preufsischen Finanz-Minister v. Motz, u. a.; unter den Gelehrten, deren Geburts- und Todestag, oder doch wenigstens einer von beiden, bekannt ist, und zwar von Restauratoren der Literatur überhaupt: Johann v. Dalberg, Rudolph v. Langen, Rud. Agricola, Jak. Wimpheling, Conr. Celtes, Eoban Hesse; Theologen: Geiler von Kaisersberg, Faber von Etaples, Eck, Karlstad, Amsdorff, Just. Jonas, Spalatin, Oekolampadius, Chemnitius, Hutter, Joh. Gerhard, Calixtus, Breithaupt, Joh. Jak. Rambach, Chph. Matth. Pfaff, Joh. Pet. Miller, Henke, Gabler, Paulus, Wegscheider, de Wette, Neander, v. Sailer, Wanker, v. Wessenberg, u. a. Juristen: Ulr. Zasius, Cujacius, Rittershusius, van Bynkershoek, v. Leyser, J. P. v. Ludewig, Just. Henn. und G. L. Böhmer, Nettelbladt, v. Riegger Vater und Sohn, Suarez, Klein, Meister, Hugo, v. Feuerbach, u. a. Aerzte und Naturforscher: Euricius und Valerius Cordus, Vesalius, Eustachius, Fallopius, Cäsalpinus, Sennert, Wepfer, Ray, Swammerdam, Leuwenhoek, Stahl, Gaubius, J. E. Hebenstreit, Werlhof, Heister, Zach, Platner, Morgagni, Lieberkühn, Rö-

Rösel v. Rosenhof, Schäffer, Erxleben, v. Störk, Bilguer, Tissot, Baldinger, Schreber, Theuberg, J. P. Frank, A. G. Richter, v. Crell, Willdenow, Sömmerring, Loder, Hermbstädt, Trommsdorff, u. a. Philosophen, Mathematiker, Historiker und Philologen: Regiomontanus, Trithemius, Aventin, Agrippa v. Nettesheim, Pet. Ramus, Hieron. Wolf, Joh. Sturm, Mich. Neander, Taubmann, Hiob Ludolf, Pufendorf, Ezech. Spanheim, Schilter, Hevelius, Halley, Bilfinger, Segner, A. G. Baumgarten, Heumann, Köler, Heusinger, Damm, J. F. Fischer, Valkenaer, Schlettwein, G. L. Spalding, Schlichtegroll, W. v. Humboldt, Heeren, Gaufs, u. a. Von merkwürdigen Ereignissen vermissen wir (um nur einiger zu erwähnen): 9. Sept. 9 Hermanns Schlacht im Teutoburger Walde (das Datum hat *Ed. Schmid*, Bestimmung des Tages der Hermannsschlacht. Jena 1818, mit möglichster Sicherheit nachgewiesen); 23. Sept. 1122 Wormser Concordat zwischen K. Heinrich V. und Papst Calixt II.; 17. Sept. 1156 Oestreich zu einem eignen Herzogthum erhoben; 5. Sept. 1325 Vertrag zu München zwischen Ludwig von Baiern und Friedrich von Oestreich, wegen gemeinschaftlicher Regierung des Reichs; 10. Jan. 1356 Goldne Bulle Kaiser Karls IV.; 17. Jun. 1381 Großer Städtebund in Schwaben und am Rhein; 9. Mai 1508 Luther beginnt seine Vorlesungen auf der Univ. Wittenberg; 24. Aug. 1521 Barthol. Bernhardi von Feldkirch, Propst zu Kamberg, tritt, als der erste unter den evangel. Predigern, in den Ehestand; 6. März 1522 Luther kehrt von der Wartburg nach Wittenberg zurück; 10. April 1525 Belehnung des Markgr. Albert v. Brandenburg, bisherigen Hochmeisters des deutschen Ordens, mit dem Herzogthum Preufsen; 13. Jun. 1525 Luthers Verheirathung mit Katharina von Bora; 24. Jun. 1534 Vertrag zu Cadan; 10. Jun. 1538 der sogenannte heilige Bund zu Nürnberg geschlossen gegen den Schmalkald. Bund; u. a. m. Im allgemeinen wäre zu wünschen, dafs auch merkwürdige Naturbegebenheiten mehr berücksichtigt seyn möchten. — Irrthümer und Verstöfse gegen die Genauigkeit haben wir zwar im Ganzen nicht viele, aber doch manche bemerkt, die leicht zu vermeiden gewesen wären. Hier einige derselben. S. 65 wird *G. Purback's* Todestag bemerkt; sein Geburtstag, der nicht angegeben ist, war der 30. Mai 1423. *Tschirnhausen* wird S. 66 u. 192 irrig zu einem *Grafen* gemacht. Der Todestag *Friedrich's* des Weisen ist nicht (wie S. 83 unrichtig angegeben) der 3., sondern der 5. Mai. *Crusius* (S. 109) war nicht Professor zu Meifsen, sondern zu Leipzig. Der am 16. Jun. 1815 bei Quatrebras gebliebene Herzog von Braunschweig hiefs nicht (wie S. 114 steht) *Karl Wilhelm Ferdinand*, sondern *Friedrich Wilhelm*; jenes war der Name seines Vaters, der (S. 191 u. 214) nur *Ferdinand* genannt ist, wahrscheinlich durch Verwechselung mit seinem im siebenjährigen Kriege berühmten Oheim, da er selbst seinen Namen abgekürzt nicht *Ferdinand*, sondern *Karl* zu schreiben pflegte. Der Kur-Verein zu Rense (S. 133) wurde nicht am 15., sondern am 16. Jul. geschlossen, und der eigentliche Reichsschlufs über diesen Gegenstand erfolgte am 8. Aug. Die Vereinigung der Univ. Wittenberg mit Halle (S. 190) geschah nicht 1815, sondern erst 1816. *Peutinger's* Todestag (S. 196) war d. 28. Dec. *Pirkheymer* (nicht, wie S. 241 durch einen nicht angezeigten Druckfehler steht, *Pirkaheimer*) ist nicht 1440, sondern 1470, und zwar am 5. Dec. geboren, und nicht 1510, sondern 1530 gestorben. — Das übrigens sehr zweckmäfsig angelegte Register ist nicht ganz genau; einzelne, im Buche wirklich enthaltene Gegenstände, z. B. die Schlacht bei Lauffen, werden im Register vermifst; bei andern möchte die gewählte Stellung schwer zu rechtfertigen seyn; so z. B. wenn *Thomas Morus* im VI. Reg. steht, den man doch eher im III. oder IV. suchen würde; auch *Kämpfer*, *Tournefort*, *Weishaupt*, *Zinzendorf*, stehen im VI. Reg., während der Reisende *Condamine*, die Ordensstifter *Dominicus* und *Franz v. Assisi* u. a. im IV. Reg. vorkommen. — Dichter u. Künstler scheinen mit besonderer Vorliebe behandelt. Das Aeufsere des Buches ist sehr gefällig.

SCHÖNE LITERATUR.

Berlin (auf Kosten des Vfs): *Prinz Hugo*. Trauerspiel in fünf Acten von *Carl Lauter*. 1832. 170 S. 8. (1 Rthlr.)

Hier wird dem Tode ein grofses Gastmal gegeben und zwar werden lauter Leckerbissen von Hn. *Lauter* ihm aufgetragen, als da ist: Eine wunderschöne junge philosophisch kokette ästhetische Gräfin, die Fürstin werden und darum, so ziemlich à la Adelheid im Götz von Berlichingen, durch einen für sie in Liebe entbrannten Jäger die fürstliche Braut, einen liebenden Engel, vergiften will; der liebende Engel kommt ihr aber zuvor und vergiftet *sie durch einen Rosenkranz*, den sie ihr, als komme er vom Fürsten und wolle er sie damit geschmückt *sehen*, *übersendet*. — Dann ein sehr verständiger, grofsdenkender junger Fürst, der sein Liebesglück durch teuflische Intrike und tragischen Wahnsinn der Liebe zerrüttet und in dem Freunde einen Treulosen gegen seine fürstliche Schwester sieht, diesen zur persönlichen Rechenschaft im Zweikampfe fodert und ihn erschlägt, darauf aber, weil er sich für den Urheber all des Unheils hält — warum ist ihm wohl selbst nicht recht klar — sich ersticht, doch noch einmal sich sterbend aufrafft und seine wahnsinnige Braut — eine zweite Ophelia — auch ersticht. — Nr. 4. — Die fürstliche Schwester, die ihren Ungetreuen auch im Tode noch anbetet, und mit ergreifender Wahrheit ausruft: „Ach, Alles todt!" entsagt der Erbfolge, und ist selbst so gut als todt. Das Ganze, das ins Mittelalter verwiesen ist, konnte sich so phantastisch nur in dem Gehirne eines noch sehr jungen, mit Hof und Welt gänzlich unbekannten, von *französischer* Romantik taumelnden Dichter bilden; die Ausführung mancher Scene, Sprache (wenn auch nicht selten schwülstig) — Versbau — ja selbst einige Charakteristik zeugen von einer gewissen Bühnen-Reife. — Den Namen des Vfs lesen wir hier zum Erstenmale. — Reime das, wer kann! — Papier und Druck sind gut.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1833.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

Stuttgart u. Tübingen, b. Cotta: *Sammlung historischer Volkslieder und Gedichte der Deutschen.* Aus Chroniken, fliegenden Blättern und Handschriften zusammengetragen von Dr. *O. L. B. Wolff*, aufserordentlichem Prof. an der Universität zu Jena. 1830. XXX u. 769 S. 8. (2 Rthlr. 20 gGr.)

Unter allen bis jetzt vorhandenen Sammlungen deutscher Volkslieder möchte die hier genannte und kurz zu besprechende leicht die reichhaltigste, und in mancher Beziehung auch wohl die wichtigste genannt werden dürfen. Denn wenn auch etwa die Lieder andrer Sammlungen den in dieser enthaltenen Liedern und Gedichten, was malende Bilder und andern dichterischen Schmuck betrifft, oder was den Reiz einfacher aber ansprechender Gemüthlichkeit und gemüthlicher Tiefe anbelangt, voranständen, und auch wohl diesen von den meisten deshalb als Gedichte vorgezogen werden möchten, so haben diese, als auf geschichtlichem Grunde beruhende, hinwieder den nicht zu übersehenden und keineswegs unbedeutenden Vorzug, dafs sie meist gleichsam das Urtheil der Mitwelt über die erlebten Begebenheiten und Ereignisse bilden, und dadurch nicht wenig zur Erkennung des jedesmaligen Zeitgeistes beitragen. Dieses Urtheil mufs aber um so mehr unsre Beachtung auf sich ziehen, als es nicht nur aus dem unbestochenen, richtigfühlenden und keinerlei Rücksicht nehmenden Gemüth, nicht der sogenannten Gelehrten, sondern der mehr oder minder gebildeten und denkenden Männer im Volke hervorging, sondern auch offen und ohne Hehl oder Beschönigung anzeigt, wie und von welcher Seite man die Vorgänge in der Zeit zu betrachten pflegte. Wenn dieses wirklich nun sich so verhält, so wird auch Niemand leugnen, dafs es für jeden Freund der Geschichte, und für den Geschichtforscher ganz besonders, wichtig und nützlich seyn müsse, zu wissen, was das Volk über die selbst erlebten Ereignisse dachte und urtheilte, da eben aus diesem Urtheile die staatsbürgerliche Ansicht des Volkes von den Begebenheiten, und sonach überhaupt die Stufe seiner geistigen Bildung klar und deutlich hervorgeht, und erkannt wird. Seit man aber angefangen hat, die Geschichte nicht blos als Geschichte der Könige und Herrscher anzusehen, hat man auch darauf, und mit Recht, ein besondres Gewicht gelegt.

Um nun aber dem Leser die Reichhaltigkeit dieser Sammlung von historischen Volksliedern und Gedichten vor Augen zu legen, da diese zum Theil ihren Werth bedingt, so mag der Gesammtinhalt derselben hier angeführt werden.

Hr. Prof. *Wolff* theilt die Gesammtmasse in XVII Abtheilungen ein, deren Ueberschriften wir hier behufs unsers Zweckes mittheilen. Diese Ueberschriften sind: I. Wider die Ungläubigen (Araber, Türken u. s. w., 7 Lieder). II. Heinrich der Löwe, von Michel Wysenhere. III. Der Krieg zu Nürnberg, von Hanns Rosenblüth dem Schnepperer. IV. Reformation und ihre Folgen (9 Lieder). V. Braunschweigische Händel. (3 Lieder). VI. Crummbachische Händel. (2 Lieder). VII. Lieder für und wider Karl den Fünften. (3 Lieder). VIII. Bauernkrieg. (6 Lieder). IX. Gedicht auf Johann den Ersten von Sachsen. X. Hessische Begebenheiten. (3 Lieder). XI. Calvinische Händel zu Leipzig. (3 Lieder). XII. Plattdeutsche Lieder. (10 über die Ditmarsen, 1 über die Lüneburger, und 1 über die Stiftische Fehde). XIII. Moritz von Sachsen. (2 Lieder). XIV. Dreifsigjähriger Krieg. (9 Lieder). XV. Schweizerlieder. (30 Lieder). XVI. Lieder verschiedenen Inhalts (50 Lieder). XVII. Drei historische lateinische Lieder. (Nur zwei sind da.) Der Vorrede sind 10 Lieder fremder Völker zur Vergleichung der Art und Weise der Volksdichtung überhaupt beigegeben. Dieses hier mitgetheilte Inhaltsverzeichnifs wird den Reichthum dieser Sammlung sattsam beurkunden. Allein nicht die Reichhaltigkeit mag uns bei solcher Sammlung genügen, wir erwarten die möglichste Vollständigkeit; ein Nachtrag aber bleibt immer eine mifsliche Sache. Hieraus wird man nun schliefsen, dafs wir noch eines und das andre Lied, welches daher gehören möchte, vermissen, und das ist in der That der Fall.

Wir vermissen hier noch einige Lieder, deren wir bei einer solchen Sammlung nur ungern entbehren, da sie nicht unbedeutend sind, und mit den gegebnen Liedern, was den Werth betrifft, auf gleicher Stufe stehen, auch wohl eben nicht allzuschwer aufzufinden waren. Die wir wissen, seyen hier genannt, Andre werden noch andre kennen. Zugleich geben wir den Ort an, wo sie zu finden sind.

Von den Liedern, welche auf die Crummbachischen Händel gedichtet wurden, giebt Hr. Prof. *Wolff* nur zwey, wir kennen jedoch noch ein drittes mit der Ueberschrift: „Ein Liedlein von Herzog Johann Friedrich zu Sachsen, welcher Anno 1567 zu Gotha ist gefangen." Es ist ein fliegendes Blatt, und

und beginnt: „Was wollen wir aber heben an von Johann Friedrich Wohlgethan u. s. w." Dieses Lied entbehren wir um so unlieber, als die beiden in dieser Sammlung enthaltenen gegen den Herzog Johann Friedrich sind, das hier erwähnte aber für ihn. Unter den Schweizerliedern aus Tschudi fehlt ein bei ihm II. 687 stehendes Lied: „Von den Zug in Sundgau." Es beginnt: *Wol ûf mit rîchem schalle* u. s. w. Auch vermissen wir zwei bei Tschudi stehende sogenannte Sprüche, von denen einer: „Ein Spruch von dem Sempachstrît" überschrieben ist, „*Ach got wie grôȥ ist unser schult*" beginnt und Theil 1. S. 532 steht. Der andre ist nur kurz. In ihm spricht ein Ochse zu dem Oesterreichischen Löwen also:

Ach lew', waȥ smuckest dû dîn wadel,
und læst vertrîben dîn hôhen adel
mit her-strît und (ouch) mit gewalt!
waȥ sol dir dîn griuslich gestalt?
wilt dû niht anders tuon dà zuo:
sô vriȥȥet dich dermaleinst ein swîzerkuo.

Dieser Spruch steht bei Tschudi 1. S. 529. — Unter den auf Oesterreichs Kämpfe gegen die Schweiz Bezug habenden Liedern finden wir auch nicht Michel Beham's Lied: „*Ein Exempel von den herren von Oesterrich*" welches beginnt: „*Kere wider umb gelückes rat*" und in *v. d. Hagen's* Sammlung für altdeutsche Literatur und Kunst I. 1, S. 42. zu lesen ist. Daselbst findet man auch S. 152 das hier gleichfalls fehlende Lied von Peter Suchenwirt über die Schlacht bei Sempach: „*Ir küng' ir Fürsten nû secht auf.*"

In der XVI. Abtheilung hätten einen Platz finden sollen: „Der Thüringer Schimpflied auf die Schwaben (um 1306), beginnend: *Die edelen an dem Rine die riten zuo dem wine, und kâmen under Raspenberc*" ein Lied voll des bittersten Spottes. (Es steht in Spangenberg's Mansf. Chron. Fol. 319. bei Menken III., S. 305); — das Lied von dem edelen Dollinger „*Es ritt ein Türk aus Türkenland, er ritt gen Regensburg in die stadt*" (*Bragur* IV, 1, S. 172); — Das Lied von des edelen Ritters Morgeners Wallfahrt in St. Thomas Land (Odina und Teutona, 1. S. 200). — Das Lied von dem Herzog Friedrich (das. S. 196). Dies sey genug, obwohl die Anzahl der fehlenden Lieder sich noch leicht vermehren liefs.

Wir wenden uns jetzt zu der Behandlung der gegebenen Lieder und Gedichte. Hier können wir dem Hn. Prof. *Wolff* weder das Lob der Sorgfalt noch des Fleifses geben, da der Erfolg gar zu weit hinter der auch nur billigen Erwartung geblieben ist. Fast möchte es scheinen, als hätte Hr. Prof. *Wolff* eine gute Anzahl Abschreiber besoldet, und ihrer Hände Arbeit auf Treue und Glauben sogleich in die Druckerei befördert, ohne sich die Mühe zu geben, das Gelieferte näher zu betrachten. Mit allem Rechte scheinet er uns daher auch diese seine Sammlung von Volksliedern und andern Gedichten eine zusammengetragene zu nennen, und er kann durchaus kein Verdienst weiter als das des Sammlers in Anspruch nehmen. Sollte etwa die beliebte Leichtigkeit seiner Arbeit auf einem Irrthume beruhen? Hr. Prof. *Wolff* ist als Dichter bekannt, und so mag er wissen, dafs diesem eine gewisse Leichtigkeit wohl ansteht, ja dafs es ihm zum Ruhme gerechnet wird, wenn seine Werke, wie man sagt, mehr nach Weine als nach Oele zu duften scheinen, und das mühsame derselben nicht wahrgenommen wird. Ob dies aber auch bei dem Bearbeiter und Herausgeber vorhandener, von Andern gefertigter Dichtungen der Fall seyn möchte — daran sey uns erlaubt zu zweifeln. Man giebt in diesem Falle gewöhnlich dem Gegentheile den Vorzug, und liebt da mehr das Gediegene als das Flüchtige, wie man auch gar nicht zürnt, wenn man da die Mühe und Arbeit recht sehr und überall wahrnimmt. Wenn daher auch Fischart in seiner Gargantua sagt, dafs es dem Dichter gezieme, an der linken Seite des Gürtels das Tintenhorn zu tragen, und an der rechten die Weinflasche, so erinnere ich mich doch nicht, gelesen zu haben, dafs er dies auch dem Bearbeiter fremder Dichtungen zugesteht; gewifs, er hätte da, anstatt der Weinflasche, den Oelkrug als bezeichnenden Gürtelschmuck genannt und angepriesen. Damit man uns aber nicht den Namen eines nichts beweisenden Aburtheilers gebe, so wollen wir denn noch eines und das andre einzeln kurz besprechen.

Hr. Prof. *Wolff* setzt an die Stirne seines Werkes, gleichsam als einen Spruch der Weihe, oder wie man es sonst nennen will, drei Strophen des herrlichen Liedes Walter's von der Vogelweide: „*Ir sult sprëchen willekomen: dër iu mære bringet, daȥ bin ich*" u. s. w. (bei Lachmann S. 56), aber er giebt das Lied in der verderbten Gestalt, in welcher wir es in des „ehrenwerthen Görres Volks- und Meisterliedern" antreffen, und ein Gleiches gilt von allen übrigen Bruchstücken, welche er aus Walter's *Liedern* seiner Sammlung einzuverleiben für gut befand. Es scheint, als ob ihm Lachmann's sorgfältige Ausgabe der Lieder Walter's unbekannt geblieben sey. Dem sei jedoch, wie ihm wolle, wir bemerken nur noch dabey, dafs Hr. Prof. *Wolff* den Vf. obiges Liedes nicht nennt, vielmehr es als ein Lied aus dem „vierzehnten" Jahrhundert angiebt. Als Unkunde können wir dies freilich nicht wohl auslegen, da Walter's Zeitalter gar zu bekannt ist, und auch Hr. Prof. *Wolff* dies recht wohl wissen mufs, und so müssen wir denn diesen Verstofs gleichfalls seiner beliebten Leichtigkeit anrechnen. Das S. 7 stehende Lied „Türkenschrei" ist nicht minder verstümmelt, und auch zum Theil mit tadelhafter Erneuerung der Sprache abgedruckt. Strophe 1. v. 3. hat man zu lesen: „*weln wir an die Türken strîten vri*" und nicht: „*wenn wir die Türken streiten*" wie man gedruckt findet. Der Reim darauf ist: „*wonen bî*" nicht: „*wohnen bei.*" Strophe 3. v. 1—2 hätte die Verderbnifs wenigstens bemerkt werden sollen. Str. 7. v. 1. ist zu lesen: „*Der keiser schreip* (nicht *schreibt = schribet*) *den vürsten drât*", indem sonst bei dem ziemlich genau gereimten Gedichte der Reim auf „*rât*" fehlen würde. Für die immer wiederkehrenden:

renden: „*mein, dein; sey, bey; Rein, fein; gebohrn, erkohrn*" hat man überall zu lesen: „*mîn, dîn; sî, bî; Rîn, vîn; geborn, erkorn*", da der Uebergang der Längen *î*, *û* u. s. w. in die Doppellauter: *ei, au,* und der Kürzen *a, e, i, o, u,* in die Dehnungen *ah, eh, ih, oh, uh,* erst gegen das Jahr 1500 merklich eintrat. Diese Bemerkung gilt demnach für dies und für alle gleichzeitige oder gar noch frühere Lieder.

Gleich leicht und unkritisch sind auch die Lieder der Ditmarsen behandelt. Man weiſs recht wohl, daſs die niedersächsische Sprache noch sehr im Argen liegt, aber doch nicht in solchem, wie man diese Lieder hier abgedruckt findet: denn auch in diesem Sprachstamm ist durch Grimm's Fleiſs und Sorgfalt bessere Einsicht gewonnen worden. Daſs diese niedersächsischen Lieder vielleicht bei Neokorus in gleicher Gestalt stehen, entschuldigt den Hn. Prof. *Wolff* gar nicht. Dort stehen sie gleichsam als *Editio princeps*, und da läſst sich mit Recht auch der offenbare Fehler der Handschrift finden; hier aber, wo es eine *Editio emendatior* gilt, kann so etwas in der That nicht wohl geduldet werden. — Zuerst bemerken wir, daſs alle Substantiva mit groſsen Anfangsbuchstaben gedruckt sind, welchen heutigen Brauch wir jedoch keinesweges bei den sprachlichen Denkmälern aus alter Zeit billigen können. Er kam erst in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts vollständig auf, und der Nutzen, den er gewähren soll, ist rein eingebildet, oder doch nur sehr unbedeutend. Es wäre zu wünschen, dieser Brauch würde auch aus unsrer Schreibung wieder verbannt, wie Voſs, Grimm, Lachmann u. a. m. dies schon längst in ihren Schriften thaten, denn nichts ist der typographischen Schönheit mehr nachtheilig, als grade dieser Unbrauch. Will man nun aber einmal ihn da, vielleicht aus hergebrachter Achtung gegen das Hergebrachte, noch dulden, so ist dies durchaus noch kein Grund, ihn, unter welchem Vorwande es immerhin sey, bei den Sprachdenkmälern älterer Zeiten einzuführen. Was würde man sagen, wenn es einem gefiele, das Griechische, Lateinische, Französische, u. s. w. so zu schreiben und zu drucken? Gewiſs, es würden arge Mahnungen und Zurechtweisungen ergehen, und mit Recht.

Dann müssen wir aber auch rügen den schwankenden Gebrauch des „*t*" und „*th*" für das hochdeutsche „*z*" und „*ʒ* (3)." Wir finden z. B. *uth, tho, toch* (aus, zu, zoch) für *ût, tô, tôch* (mittelhochd. *ûʒ, zuo, zôch*)." Hätten die mittelhochdeutschen Buchstaben; „*z*" und „*ʒ*", welche der Sasse beide durch „*t*" ausdrückt, auch im Sassischen geschieden gegeben, und „*z*" durch „*t*", „*ʒ*" aber durch „*th*" ausgedrückt werden sollen, so hätte dies wenigstens gleichmäſsig geschehen müssen. Noch mehr aber ist zu tadeln der fehlerhafte Gebrauch des „*t*" für „*d*". Der Sasse unterscheidet schon in der Aussprache beide eben so scharf, wie der Hochdeutsche sein „*z*" und „*t*", und der Hr. Pr. *Wolff*, der, wenn wir uns recht erinnern, in Norddeutschland geboren und erzogen worden, hätte dies doch eben so gut, wie andre seine Landsleute, wissen können. Schönheiten wie: „*Landt, genhamen, enwahr, ehm, schleger wortt, Mott, sienen, sprücken, bestahn, bleff* (für *land, genamen (genomen), en-wâr, êm, sleger, word, môd, sînen, sprêken, bestân, blêf*") wollen wir nicht erst besprechen, denn wir würden bei der übergroſsen Menge derselben kein Ende finden; nur das glauben wir noch erwähnen zu müssen, daſs das sechste und siebente dieser Ditmarsischen Lieder eigentlich ein und dasselbe Lied ist, nur daſs das sechste mehr verderbt erscheint, als das siebente. Der Hr. Pr. *Wolff* scheint sie für ganz verschiedene Lieder genommen zu haben, weil er gewiſs sonst doch dies wenigstens angezeigt haben würde.

Die Schweizerlieder sind eben so stiefväterlich behandelt. Das von ihm, seiner Angabe nach, aus Tschudi genommene, S. 451 stehende Lied von den Guglern ist z. B. bei Konrad Justinger älter und besser zu lesen. Warum ward das bessere nicht gegeben, da es so leicht doch zu haben war? Das Lied, wie es in *W's* Sammlung steht, hat offenbare Fehler und Verunstaltungen. So liest z. B. Strophe 1. v. 5 Justinger richtig: „*Ein ber gar swarz gemolet wol*" da *Wolff* sinnlos und ohne Reim auf das v. 7 stehende „*kol*": „*ein Bär gar schwarz gemalen*" giebt. Strophe 5, v. 1. hat Justinger wieder richtig: „*Der her von Cussin wolt bürg und stete nëmen in*" wegegen *W.* „*Der Hr. Graf Ingram von Guisen wolt stett und Burg nemmen ihn*" liest. Fiel ihm nicht ein, daſs „*grâve Ingram*" nichts ist, als Randbemerkung, die irgend wer dem Gedichte zur Erklärung beigab? Doch der Raum erlaubt nicht, das einzelne hier weiter so durchzugehen, und da die Quelle, woraus man das einzelne verbessern kann, genannt ist, so glauben wir abbrechen zu dürfen.

Die Abtheilung XVI enthält die meisten Lieder, wie oben gezeigt wurde. Warum das erste dieser Lieder, das Lied auf den König Ludwig, nach Schilter und nicht nach Docen's Berichtigung (München, 1813) gegeben wurde, begreifen wir nicht, und ein Grund, weshalb dies geschah, ist nicht angegeben. Ueber die hier wieder folgenden Lieder Walter's von der Vogelweide sprachen wir oben schon, und wir verweisen dahin zurück.

Eines der wichtigsten Lieder dieser ganzen Abtheilung ist unstreitig das alte Geiſslerlied. Es könnte fast scheinen, als wäre dies nach einer alten Handschrift getreu abgedruckt: denn es sind alle Abkürzungen, wie sie in alten Handschriften vorzukommen pflegen, getreu wiedergegeben. Interpunktion fehlt gänzlich. Woher das Lied genommen wurde, ist nicht gesagt, das darüber stehende *A* verräth jedoch, daſs es aus des fleiſsigen Maſsmanns „Erläuterungen zum Wessobrunner Gebet" (Berlin 1824) genommen ist. Maſsmann gab nämlich zwei Lieder einer Handschrift, wovon er das erste mit *A*, das zweite mit *B* bezeichnete. Dies *A* hat Hr. Prof. *Wolff* oder sein Abschreiber glücklich mit abge-

abgeschrieben; es ist aber auch der einzige Raub, den er an Mafsmann's Zuthat, welche in sprachlichen, den Text erläuternden Bemerkungen und vielen Sacherklärungen besteht, begangen hat. Als Schreibfehler bemerke ich v. 36 *erist*, und v. 37 *sclacd*, da Mafsmann richtig *crist* und *slacd* liest. Man begreift weder, warum die Abkürzungen der Handschrift nicht aufgelöst wurden, noch warum Mafsmann's Anmerkungen zur Erklärung des Liedes so ganz unbenutzt blieben, da das Lied, wie es von *W.* gegeben wurde Niemand leicht verstehen kann, der sich nicht mit den verschiedenen altdeutschen Mundarten viel beschäftigt hat. Die Sprache des Liedes scheint niederrheinisch.

Zum Beschlufs bemerken wir noch, dafs es gewifs jeder gern gesehen haben würde, wenn wenigstens den wichtigsten Liedern kurze geschichtliche Einleitungen nebst einigen Erläuterungen über Sprache u. s. w. beigegeben worden wären, zumal da es nicht als einzelnen Vorarbeitungen dieser Art fehlt. Ich erinnere nur an Heinrich Schreibers Bearbeitung der Kriegs- und Siegeslieder Veit Weber's (Freiburg 1819). Auf wie viel Wichtiges hätte Hr. Prof. *Wolff* aufmerksam machen können! So kommt, um nur ein Beispiel zu geben, in der zweiten Strophe des in dieser Sammlung S. 370 stehenden Liedes auf die Lüneburger Fehde eine bis jetzt noch unbekannte Anspielung auf die deutsche Heldensage vor. Es heifst dort von den 700 Kriegern, die über die Stadtmauer gestiegen waren.

> Sëven hundert wêren over kamen,
> së wêren frisch und dar (darf, derve?) bî namen.
> sprak Matieke mëd dër barden:
> gi hëren wësed alle frô, gi sind in dëm rôsengarden.

Der Sprecher hat, wie es mir scheint, das Rosengartenlied im Sinne, und will sagen: „Wie Dietrich von Bern und seine Gesellen im Rosengarten zu Worms siegten und ihren Willen durchsetzten, so werden auch wir dies hier in Lüneburg."

Doch wir meinen nun genug über des Hn. Pr. *Wolff's* Sammlung von historischen Volksliedern gesprochen, aber auch unser Urtheil darüber hinreichend begründet zu haben. Seine bei der Veranstaltung dieser Sammlung gehabte Absicht ist unstreitig nur zu loben, und das Buch hat auch seinen gewissen, ihm nicht abzusprechenden Werth; allein dafs dieser bedeutend gröfser seyn würde, wenn mehr Fleifs, Sorgfalt und Umsicht gehörig angewandt worden wäre, das wird eben auch Keiner leicht uns abzustreiten wagen. Dem Herausgeber sind bei etwa ähnlichen Unternehmungen die drei Haupttugenden eines guten Arbeiters, Fleifs, Sorgfalt und Umsicht, wohlmeinend zu empfehlen.

333.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

AACHEN u. LEIPZIG, b. Mayer: *Trelawney's Abenteuer in Ostindien.* Aus dem Englischen von *C. Richard.* — *Drei* Bände. 1832. 8. (4 Rthlr. 12 gGr.)

Keine Vorrede belehrt uns, dafs diese Abenteuer, die *Adventures of a younger son* sind, welche in England so viel Aufsehn erregten, und dafs ihr Vf. der Freund und Begleiter Lord Byron's war. Allein auch ohne diese Empfehlung empfiehlt das Buch sich selbst. Es versetzt uns auf einen Schauplatz und in eine Welt, aus welcher auch ungeschminkte Natur- und Sitten-Schilderungen willkommen sind; um wie viel mehr, wenn sie nur die Staffage in einem grofsen Gemälde bilden, was die Begebenheiten eines kühnen Seefahrers darstellt. Der Held, ein junger, in der Erziehung verwahrloseter Engländer, gelangt früh zum Seedienst, entzieht sich aber bald dem Dienstzwang und wird unter einem grofsen Führer thätiger Theilnehmer an Kaperfahrten im indischen Ocean. Alles was das Seeleben in der heifsen Zone Grofses, Herrliches und Furchtbares darbietet, die Schrecken und Reize des geheimnifsvollen Elements, die Wunder der tropischen Natur auf den Inseln des indischen Archipelagus, die bunte Mannichfaltigkeit der dort hausenden Völker, — *alles dies* trift uns in glänzenden, naturtreuen Farben entgegen und bewegt sich, bald die höchsten Genüsse bietend, bald Gefahr und Tod drohend *um unsern* unerschrockenen Helden her. Der rothe Faden aber, der sich durch das wildbewegte Seeleben des jungen Abenteurers zieht, ist seine Liebe zu einer ihn begleitenden Araberin Zela, einem holden, sylphenhaften Naturkinde, die den rohen Seewagehals in einen hochherzigen, edeln Jüngling und trefflichen Seemann verwandelt und durch ihren rührenden Tod ihr Werk vollendet zu haben scheint. Nachdem Zela's Leiche in Port Bourbon den Flammen übergeben worden, kehrt *Trelawney* nach Europa zurück, und verspricht uns am Schlusse seines Buches die Geschichte seines Lebens fortzusetzen. Möchte er Wort halten! Es soll ihm nicht an Zuhörern fehlen, die, wie Desdemona,

> — *with a greedy ear*
> *Devour up his discourse.*

F.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1833.

LITERATURGESCHICHTE.

Berlin, b. Finke: *Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock.* Von *Wilhelm Wackernagel.* 1831. XXIX u. 68 S. 8. (18 gGr.)

Die Geschichte einer jetzt sehr beliebten Versart, des deutschen Hexameters und Pentameters, ist bisher immer nur als Curiosität von den Literar-Historikern behandelt; man begnügte sich mit den Beispielen deutscher Hexameter von *Konrad Gesner* und *Fischart*. Der Vf. hat dagegen aus dem Anfange des 14ten Jahrhunderts bis zum 15ten sehr viele, und von der Mitte des 16ten Jahrh. an beinahe aus jedem Jahrzehende Beispiele beigebracht. Das Bruchstückartige, was in der Sache selbst liegt, hat so mehr Zusammenhang gewonnen und das Ganze wird anziehender und belehrender. Hr. *W.* hat sich keine Mühe verdriefsen lassen, für sein Büchlein zu suchen und zu forschen, und man mufs gestehen, er hat viel gefunden. Der treue Fleifs, dem ich schon vorher meine Sammlungen, wie die Anmerkungen zeigen, darbot, verdient, dafs ich ihn auch jetzt wieder durch Nachträge ehre, da es hier keiner Ermunterung bedarf. Vorher mufs ich nur noch bemerken, dafs der Vf. die verschiedenen Versuche, Hexameter und Pentameter nachzuahmen, in *drei* Perioden theilt; er sagt: in der *ersten* sucht man die Regeln der antiken Prosodie zu befolgen, und thut damit der deutschen Sprache keine Gewalt an; in der *zweiten* hat man noch dieselbe Absicht, aber handelt damit dem Geiste der Sprache zuwider; in der *dritten* endlich wird der Hexameter emancipirt, man ist weniger antik, um deutscher seyn zu können, und setzt an die Stelle der Quantität den Accent. — Die Vorrede handelt ausführlich von einer Eigenthümlichkeit des lateinischen Hexameters, nämlich von dem syntactischen Parallelismus der beiden Hälften, in welche die Cäsur den Hexameter und Pentameter theilt. Diesen Parallelismus beleuchtet Hr. *W.* in allen seinen Nüancirungen, belegt ihn mit den nöthigen Stellen und sagt am Schlusse (S. XXVII): „Es ist nicht zu verkennen, wie innig und fest verbunden Metrik und Syntax sich in diesem Parallelismus zeigen, wie durch diese Wortstellungen der Vers eigentlich erst Körper und Form gewinnt, wie durch diese glückliche Anwendung im Verse die freiere Syntax synthetischer Sprachen erst recht als ein beneidenswerther Vorzug documentirt wird. Unsere Sprache, die von Jahrhundert zu Jahrhundert analytischer geworden ist, war selbst in den ältesten Zeiten, selbst damals, als ihre Prosodie der antiken noch in allen Stücken glich, nicht synthetisch genug, um auch diesen Reiz der antiken Verskunst nur mit einigem Gelingen nachahmen zu können. Wie viel weniger vermögen wir es. Und so kommen wir denn auch in dieser Beziehung wiederum auf den Vorwurf zurück, dafs wir bei unsern Nachahmungen antiker Maafse mehr nachzuahmen glauben, als wir wirklich thun, auf den Wunsch, dafs man diese Nachahmungen mehr aus dem Gesichtspunkte der deutschen Metrik betrachten möchte. Man beachte, dafs noch kein anderes Metrum mit Glück nachgebildet worden ist, als wozu die deutsche Sprache in ihrer Art schon selbst die Anlage hatte. Welches deutsche Ohr versteht in einer Uebersetzung die schwierigen Versgebäude tragischer und komischer Chöre zu geniefsen? Sie sind ihm und bleiben ihm fremd" u. s. w. — S. 4 u. 5. Die ältesten Hexameter in einer neueren Sprache sind die böhmischen, ihnen folgen die deutschen und um hundert Jahr etwa später die italienischen. In andern Sprachen sind Nachahmungen antiker Versmaafse bei weitem jünger. Die ältesten französischen Hexameter sind meiner Meinung nach enthalten in einer kleinen Schrift mit wunderlicher Schreibung unter dem Titel: *E're'nes de poe'zie fransoeze an vers mezure's Par Jan Antoe'ne de Baïf.* A Paris 1574. 4. Die ältesten holländischen scheinen die von *Conradus Goddäus* zu seyn vom J. 1656, siehe *van Kampen*: *Beknopte Geschiedenis der letteren in de Nederl.* II. Deel. bladz. 649—654, und für die ältesten schwedischen halte ich die in *Barth. Feind's* Deutschen Gedichten I. Th. (Stade 1708. 8.) S. 538—554: „Hercules auf dem Scheidewege. Des Seel. Herrn Georgii Stiern-Hielm." — S. 11. Zu der Nachweisung über den *Cisio-Janus*: Neue Lit. Anz. 1806. Sp. 109—111. 1807. Sp. 59—62. und *Grotefend* in *Ersch* u. *Gruber* Encykl. I. Abth. XVII. Th. S. 295—300. — S. 14. Anm. 30. Wenn die aus *Goldast* und einer Breslauer Handschrift angeführten Hexameter, halb lateinisch, halb deutsch, von *Wenceslaus Brack* herrühren, so gehören sie nicht in den Anfang, sondern in den Schlufs des 15ten Jahrh. *W. Brack* schrieb seinen *Vocabularius rerum* (siehe meine Handschriftenkunde S. 11.) 1478 und lebte zu Constanz. — S. 21. Die *erste* Ausgabe von *Fischart's* Geschichtklitterung ist vom J. 1575. Die Anmerkung 39, welche darthut, dafs es keine Ausgabe von 1552 (die zweite 5 ein kleines lateinisches s, Druckf. für 8) gibt, wäre unnöthig gewesen, wenn es nicht von dergleichen Kazungali in der deutschen Literaturgeschichte wimmelte, zu

zu deren Ausrottung jede Gelegenheit benutzt werden muſs. Man vergl. jedoch hiezu die vortreffliche Recension des Hn. *v. Meusebach* über *Fischart's* Glückhaftes Schiff von *Halling* in dieser Allg. Lit. Zeitung. 1829. I. Bd. Sp. 440, woselbst nach alter handschriftlicher Nachricht *Fischart's* Tod in den Winter des J. 1589 fällt. — S. 27. Anm. 43. Geburts- und Todesjahr des *Johann Clajus* sind nicht unbekannt, er ist geboren zu Herzberg bei Wittenberg 1533, und starb als Prediger zu Bendeleben in Thüringen am 11. April 1592. Mehr über ihn *Adelung* zum *Jöcher* II. Bd. Sp. 343 — 345, abweichend davon, aber wohl unrichtig, *Reichard* Historie der deutschen Sprachk. S. 52. 53. — S. 37. Anm. 60. In der Zeitschrift: Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit. 1761. S. 17 — 28 ist *Emmeran Eisenbeck's* CIV. Psalm „Auf heroische art in Teutscher Zung begriffen" vollständig abgedrückt; es sind 184 Hexameter, nebst Vorrede. — S. 45. Anm. 67. *Schottelius* hat aber doch, einige Jahre später, für gut befunden, in seiner Ausführlichen Arbeit von der Teutschen Haubt-Sprache (Braunschw. 1663. 4.) S. 843 das Räthsel vom Wetterhahn (bei *Wackern*, S. 30) mitzutheilen, und läſst dann auf der andern Seite diese Distichen folgen:

Der Glanz | der Son- | nen geht | hoch über | andern | Sterne,
Daſs gegen | ihrem | Schein | dunkele | Lichte sie | sein:
So glänzt | für an- | dren Fürst | Ludwigs | Krone so | ferne,
Bei dem | Gott ist | werth | und der A- | pollo ge- | ehrt.

S. 55. *Christian Friedrich Hunold* gehört vor *Heräus* (1713); *Hunold's* Allerneueste Art zur reinen und galanten Poesie zu gelangen, erschien *nicht* nach seinem Tode, sondern bereits 1707, und war auch viele Jahre vorher schon abgefaſst, denn der eigentliche Verfasser dieses Buchs ist *Erdmann Neumeister*; siehe Geheime Nachrichten u. Briefe von Hn. *Menantes* Leben u. Schriften (Cöln 1731. 8.) S. 100. 101. — S. 66. Wie ungern es *Gottsched* sah, daſs man ihm die Ehre nehmen wollte, zuerst gute Hexameter gemacht zu haben, und wie erbittert er auf der andern Seite wiederum war, daſs nun eben seine ärgsten Gegner, die Schweizer und Klopstockianer, durch seine Versuche veranlaſst, in Hexametern über alles und sogar spottend über ihn, den groſsen *Gottsched*, dichteten, — erhellt auch noch aus einer andern besondern Abhandlung desselben, die hier nicht erwähnt ist: „Hn. *Joh. Chr. Gottsched's* Gutachten, von der heroischen Versart unsrer neuen biblischen Epopöen", in der Zeitschrift: Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit. 1752. S. 205 — 220. „Ja ich selbst, sagt *G.* S. 209, habe vielleicht Schuld an dem itzigen Unwesen in dieser epischen Versart; indem ich in meiner Dichtkunst längst solche Proben davon gegeben (sie sind von Hn. *W.* aus den 4 ältesten Ausgaben der Dichtkunst 1730 — 1751 mitgetheilt), die vielleicht durch ihren mäſsigen Wohlklang unsere epische Dichter veranlasset, dieses heroische Sylbenmaſs in ihren Epopöen zu erwählen. So sehr mir solches itzo leid ist: so wenig habe ich es vorher sehen können, daſs mein wohlgemeinter Vorschlag, der deutschen Dichtkunst die völlige Pracht und Anmuth der alten griechischen und römischen zu ertheilen, so üble Wirkungen nach sich ziehen würde. Wer hätte es auch denken sollen, daſs uns eine rechte Sündfluth schlechter Hexameter auf einmal überschwemmen, und in unserer Sprache und Dichtkunst eine solche Verwüstung anrichten würde? Ich rede nicht zu hart, denn die Begierde, Hexameter zu machen, ist nicht einmal bei den epischen Dichtern allein geblieben: auch die sanfteren Materien, z. B. der *Frühling*, die *Liebe* u. dgl., sind schon in dieser fürchterlichen Versart erschienen" u. s. w. Gleich darauf vertheidigt er sich noch gegen den Vorwurf seiner Gegner, als ob er nur darum den neumodischen Gedichten gram wäre, weil sie sich nicht reimten: „Nein, aus meiner kritischen Dichtkunst, davon seit 22 Jahren zum wenigsten ein 4000 Stücke in die Hände der Leute gekommen, ist dieses sattsam bekannt; ja ich bin vielleicht mit einer von den ersten gewesen, welche die reimlosen Verse zu gewissen Arten von Gedichten eifrig angepriesen haben." Wie *Gottsched* dessen ungeachtet einige Jahre nachher, 1756, für die *gereimten* Hexameter stimmte, ist hier am Schlusse S. 67 mit *Gottsched's* Worten zu lesen.

Heinrich Hoffmann.

In der Hoffnung, dem Hn. Verf. dieser Schrift keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, fügen wir hier noch einige Mittheilungen eines andern Freundes bei.

S. 7. ist der Spielerei im Mittelalter, lateinische Verse mit Versen in einer andern Sprache abwechseln zu lassen, gedacht; hiebei konnte noch *Ausonius* erwähnt werden, der auch schon dergleichen Gedichte hat, z. B. Epigr. XXVII. XXX. XXXIX. CXVIII. u. s. w. Ja es finden sich sogar bei *Ausonius* ganz macaronische Wortbildungen, s. Epist. *XII. z. B.* v. 5 *camp*οισιν, v. 28 *for*ῳ *caus*αις τεχαὶ *ingrat*ᾶισι καθέδραις, v. 29 *lud*οισι, v. 30 *juven*άλιος ἱδρῶς, v. 42 *vin*οιο *bon*οιο, v. 16 φροντ*ibus*. S. 10 erwähnt der Vf. auch der Abbreviaturen in *vers. memor.* und er hätte hier leicht noch andere Sachen anführen können, z. B. den Leitfaden zur Historie u. s. w. aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrh., worin solche Verse sich in Masse finden. S. 31 kommt der Vf. auch auf die macaronische Poesie und die Erwähnung derselben ist mir um so angenehmer, da der Vf. drei deutsch-macaronische Gelegenheitsgedichte anführt, die mir nicht zugängig waren. Ein Irrthum oder falscher Ausdruck ist es aber, wenn *Fuchs'ens* Mückenkrieg macaronisch genannt wird, da sich auſser den zwei macaronischen Pentametern in der Vorrede (s. Gesch. d. Mac. Poes. S. 126) in dem ganzen Gedichte weiter nichts findet. Der Vf. hat auch nur die *Schnurr*'sche Bearbeitung gehabt. Sehr wünsche ich, daſs der Vf. bald mit seinem Werke über die Leoninischen Verse, worüber so vielfältig schon hin und wieder beiläufig geschrieben ist, glücklich zu Stande kommen möge und sich durch diese neue Arbeit das literarische Publicum aufs neue verpflichte.

VER-

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Halle, in d. Buchh. d. Waisenh.: *Geschichte der Alchemie*, von *Karl Christoph Schmieder*, Prof. in Cassel. 1832. 612 S. 8. (2 Rthlr. 8 gGr.)

Die Geschichte der Alchemie ist seit *Wiegleb* fast allgemein zu der Geschichte menschlicher Thorheiten gezählt worden, weil man bei genauer Prüfung der vorgeblichen Künste entweder Unkunde der Chemie oder offene Betrügerei, oft Beides, entdeckte. Der Vf. sucht in diesem Werke die Alchemie von diesem Vorwurf zu befreien und ihre Ehre zu retten, welches ihm zwar, trotz allem Bestreben, nicht gelungen ist; dennoch enthält sein Buch eine Menge lehrreicher und interessanter Thatsachen, und verdient von Jedem, dem die Geschichte menschlicher Cultur nicht gleichgültig oder fremde ist, studirt zu werden. Die Möglichkeit der Verwandlung der Metalle wollen wir eben so wenig, als der treffliche *Wurzer*, leugnen, da die neuere Chemie fast gröfsere Wunder in dem Uebergang der Laugensalze in Melalloiden, durch die Volta'sche Säule, bewirkt, und in der Entstehung der reinsten Kohle aus verbranntem Diamant aufgestellt hat. Indessen hat die Geschichte nicht mit Möglichkeiten, sondern mit wirklichen Thatsachen zu thun, und für solche können wir keine der hier erzählten, bis auf *Leysser's*, seinem Schwiegervater nachgesprochene, Geschichte halten.

Der Vf., indem er mit der Alchemie der Aegypter anfängt, hat die spätern alexandrinischen Zeiten nicht unterschieden, wodurch seine ganze Darstellung unrichtig wird. Denn was von der smaragdenen Tafel, von *Hermes* und *Osthanes* erzählt wird, gehört alles in das dritte und vierte Jahrh., wo im Gefolge der morgenländischen Afterweisheit auch die eitle Goldmacherei in Alexandrien geachtet wurde. Ja, die geheimnifsvollen Worte, auf welche der Vf. grofses Gewicht legt, und die *Synesius* der Cyrenäer dem *Osthanes* zuschreibt: *ἡ φύσις τῇ φύσει τέρπεται* etc., sie können nur von einem Neuplatoniker aus dem dritten oder vierten Jahrhundert herrühren. Ein Zeitgenosse des *Synesius*, *Aeneas* aus Gaza, den der Vf. nur in der lateinischen Uebersetzung anführt, obgleich der griechische Text mehrmals gedruckt ist, kann ein so wichtiger Zeuge für die im fünften Jahrh. wirklich geschehene Veredlung der Metalle nicht seyn, als der Vf. S. 63 behauptet. Denn der Sophist sagt nichts weiter als: *Παρ' ἡμῖν οἱ περὶ τὴν ὕλην σοφοὶ ἄργυρον καὶ κασσίτερον παραλαβόντες, ἐπὶ τὸ σεμνότερον μεταβαλόντες τὴν ὕλην, χρυσὸν κάλλιστον ἐποίησαν.* Nun ist reines Gold aus güldischem Silber durch Cement, oder auch vermittelst geschwefelten Spiefsglanzes darzustellen, für uns eben so wenig ein Geheimnifs, als durch regulinisches Zinn aus der Auflösung des Goldes in Königswasser das feinste Gold niederzuschlagen. Aehnliche Künste, wozu auch die Verfertigung des Musiv-Goldes aus Zinn und Schwefel gehörte, waren es, wodurch die alexandrinischen Poeten den grofsen Haufen täuschten.

Indem der Vf. sich zur israelitischen Alchemie wendet, mufste er auch des goldenen Kalbes erwähnen, welches Aaron in der Wüste machte. Hr. *Schmieder* meint mit *Michaelis*, es sey ein hölzernes, nur vergoldetes Kalb gewesen, welches Moses ohne Wunder habe einäschern können. Dieser Erklärung aber widerstreiten die Worte des Textes עֵגֶל מַסֵּכָה (*μόσχος χωνευτός* LXX.). נסך, die Wurzel von מַסֵּכָה, wird Jes. 40, 19. offenbar vom Giefsen einer Bildsäule gebraucht. Eben da wird das Uebergolden רקע בַּזָּהָב genannt (*χρυσοχόος χωνεύσας χρυσίον περιεχρύσωσεν αὐτόν.* LXX.). Daher wagt Rec. so wenig eine Erklärung der Mosaischen Kunst, als der Sprache von Bileams Eselin.

Die Alchemie der Araber hat desto gröfsere Schwierigkeiten, je weniger wir der echten Originale mächtig sind. Die latino-barbarischen Uebersetzungen der dahin einschlagenden Schriften, die Menge mönchischer Erzeugnisse des Mittelalters, welche mit den Namen bekannter Araber prangen, hindern uns eine reine Ansicht zu gewinnen. Wenn der Vf. zwei *Geber's* unterscheidet, und den zweiten *Abu Mussah* nennt, des ältern Namen aber für gleichbedeutend mit *Dschaua*, ihn selbst also für einen Christen hält: so fehlt es dazu an genügenden Beweisen. *Abu'l Feda*, *Herbelot* und *Casiri* nennen ihn *Abu Mussah Ebn Hayan Dschafar al Sofi*, und geben Harran in Mesopotamien als sein Vaterland an. Das Jahr seines Todes wird auf 770 angesetzt. Von *Alkhendi* fehlt die Nachricht, dafs er eigentlich *Jakus* geheifsen, dafs sein Vater *Ishak* Statthalter von Kufa im 9ten Jahrh. gewesen und er selbst 880 gestorben.

In der Geschichte des Mittelalters schimmert zuerst unter den vertriebenen Britten in Wales der fabelhafte Zauberer Merlin (Myrdhin), von dem hier ziemlich genügend gehandelt wird. Haymo heifst ein Verwandter des Beda, welches dem Rec. sehr zweifelhaft ist, da der letztere 735, Haymo aber 853 starb. Aus der wüsten alchemistischen Literatur des Mittelalters werden mehrere pseudonyme Arabisten und Latinobarbaren aufgeführt, auch von Albert dem Grofsen die bedeutungsvolle Anzeige citirt, dafs mit Schwefel und Quecksilber die meisten Betrügereien vollbracht werden. Hiebei kann Rec. nicht umhin, zu glauben, dafs Constantini's Goldhervorbringende Pulver aus Sublimat und Weinsteinrahm eines der gewöhnlichsten Mittel gewesen, um die sogenannte Transmutation vorzuspiegeln, zu welcher Quecksilber und Salz sehr oft erfordert wurden. Von *Roger Baco*, als einem Alchemisten, zu reden, ist freilich nicht ganz unrecht, da seine Vorliebe für dieses Fach bekannt ist. Aber völlig falsch ist es, wenn der Vf. sagt, er habe seine Kenntnisse in der Physik aus den Schriften der Araber geschöpft. Die wichtigen Erfindungen und Entdeckungen *Roger Baco's*, wie mehrere Stellen in seinem *opus maius*, welches Hr. *Schmieder* nicht anführt, beweisen das Gegentheil. Im dreizehnten Jahrh. waren Friedrich II. und *Roger Baco* die einzigen, welche durch unabhängige

gige Forschung der Natur sich weit über ihr Zeitalter erhoben. Von *Raimund Lull* und seinen famösen Rosenoblen erwartete Rec. gründlich geprüfte Nachrichten zu lesen, aber vergebens. Seine *ars magna sciendi*, nebst *Mariana's* und *Baco's von Verulam* Urtheile über ihn hätten den Vf. bestimmen können, den *Raimund Lull* für nichts Anderes als einen philosophischen Unhold zu halten. Das Gegentheil ist desto auffallender, da der Vf. aus *Anderson's* Geschichte des Handels nachweiset, welchen Quellen Eduard III., König von England (1327 — 1377), seinen fast unglaublichen Aufwand im Kriege gegen Frankreich verdankte. Die Bulle des Papstes Johann XXII. vom Jahr 1317 gegen die Alchemisten: *Spondent, quas non exhibent*, macht dem Vf. zu schaffen, da die Alchemisten denselben Papst zu den Ihrigen zählen, weil in seinem Schatze zweihundert Goldstangen gefunden worden. Hr. *Schm.* nimmt sehr unkritisch an, dafs der Papst in spätern Jahren von einem wahrhaften Adepten eines bessern belehrt worden sey. Diese Vermuthung ergiebt sich als unstatthaft, wenn man weifs, dafs der Papst seinen Schatz zu einem Kriege gegen die Türken und zur Befreiung Palästina's aus den Vacanzen der geistlichen Güter bereicherte (*Pagi breviar. pontif. roman.* 4. p. 105), und dafs er übrigens ein sehr gelehrter und würdiger Mann war, der seine eigenen theologischen Meinungen dem Urtheil der Kirche unterwarf, und den Geistlichen das Grübeln über theologische Gegenstände untersagte. Mit solchen Gesinnungen, die noch 1332 ausgesprochen wurden, stimmt nun der Inhalt jener Bulle sehr wohl überein.

In der Geschichte des funfzehnten Jahrhunderts glänzt begreiflicher Weise *Basilius Valentinus*, von dem gleichwohl nur das Bekannte vorkommt. Nicht bekannt ist dem Vf. des *Ant. Guainerius* Zeugnifs von *Basilius* aus der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts. Sie steht in *opere praeclaro ad praxin*, t. 9. c. 7. f. 29. a. (Lugd. 1534. 4.) *Guainerius* sagt, nachdem es dem *Basilius* mit der Alchemie nicht glücken wollen, so habe er sich der Medicin gewidmet und verschiedene Arzneimittel erfunden. Auch *Sennert* sagt (*de consensu et dissensu chymicorum* c. 11. in Opp. vol. I. p. 224), *Basilius Valentinus* habe gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts gelebt. Wenn nun aber in dem Triumphwagen des *Antimonii* sowohl als in den chymischen Schriften, die unter *Basilius* Namen herausgekommen, die Lustseuche als französische Krankheit, und mehrere Spuren Paracelsischer Grillen, ja verschiedene metallische Zubereitungen vorkommen, welche dem sechzehnten Jahrhundert angehören; so mufs man unbedenklich diese Schriften einem spätern Paracelsisten zuschreiben, um unter dem angenommenen Namen des *Basilius* seinen Büchern mehr Ansehn zu verschaffen. Es ist zu bedauern, dafs Hr. *Schmieder*, statt sich durch die angegebenen Spuren auf den rechten Weg leiten zu lassen, dem unbekannten, aber von ihm glaubwürdig genannten Vf. der „*edelgebornen Jungfrau Alchymia*" es nachspricht, wie ein unbekannter Mönch *Macarius* in einer alten Handschrift bezeuge, *Basilius* habe 1386 gelebt, und sey 136 Jahr alt geworden. Ist das historische Kritik? Oder ist es belehrend, die ungereimte Bereitung des „Löwenbluts" (S. 251 — 253) aus dem pseudonymen Salom. Trismosinus abdrucken zu lassen? Wir übergehn viele vorgebliche Goldmacher, die schon in *Adelung's* Geschichte menschlicher Narrheiten ihren Platz seit 1785 einnehmen, um des famösen *Alex. Seton* zu erwähnen, der im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in Holland, Deutschland und der Schweiz mit seinen Transmutationen viel Aufsehn erregte. Hr. *Schm.* behauptet hier alles zu finden, was man von historischen Beweisen verlangen könne. Nichts weniger! Rec. findet nur die gewöhnlichen Kunstgriffe: Gold durch Spiefsglanz zu giefsen, mit dem rothen Cementpulver aus güldischem Silber Gold darzustellen, Musiv-Gold hervorzubringen und mit *Constantini's* Pulver Goldfarbe andern Metallen zu geben. Eben so leichtgläubig finden wir unseren Historiker bei *Berigord's* Procefs: denn gegen die Proben der Goldarbeiter sind wir durch viele ähnliche Geschichten mifstrauisch geworden. Weit besonnener und vernünftiger sind seine Urtheile über *Paykull* und *Bötticher*. Aufgefallen ist dem Rec., dafs der Vf. der Erzählung, die *F. W. v. Leysser* aus dem Munde seines Schwiegervaters 1774 drucken liefs, einen besondern Werth beilegt. Wenn *Leysser* nicht so schwach gewesen, als ihn Rec. gekannt hat, und wenn er etwas mehr chemische Kenntnisse besessen, so würde er sich bald überzeugt haben, dafs die Transmutation des silbernen Löffels nur in Darstellung des regulinischen Goldes vermittelst des Cementpulvers aus güldischem Silber bestand. Die Sternchen auf dem Golde waren die Krystalle, die das regulinische Gold bei langsamem Erkalten bildet. Rec. ist daher der Meinung, dafs das Hauptresultat, welches der Vf. aus seinen historischen Untersuchungen zieht: es gebe nämlich ein chemisches Präparat, welches andere Metalle in Gold verwandeln könne (S. 600), viel zu voreilig ist.

Der Darstellung fehlt es an Würde und Geschmack. Aufser manchen schiefen Urtheilen, z. B. über *Valentin Andreä* (S. 346), den wir schon aus *Lessing* und *Herder* von einer bessern Seite kennen, stören den Leser manche triviale Späfse, die der Würde des historischen Vortrages schaden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1833.

MYTHOLOGIE.

Erlangen, b. Palm u. Enke: *Die Cabiren in Teutschland*, von *Karl Barth*, Königl. baierischem Geheimenrath. 1832. XVII u. 402 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Erste Anzeige. *)

Diese Schrift eines bekannten eben so scharfsinnigen als gründlichen Historikers wird nicht blos den Mythologen und Alterthumsforschern vom Fache willkommen seyn, sondern verdient auch die Aufmerksamkeit des gröfseren Publicums. Die neueren mythischen Forschungen haben ohnehin diese Aufmerksamkeit vielseitig in Anspruch genommen, und man braucht blos an die so leidenschaftlich geschriebene *Vofs*'ische Antisymbolik zu erinnern, um den Charakter der hiedurch angeregten Streitigkeiten zu bezeichnen, welche blos ausgingen vom Standpunkte der Mythologie, aber sogleich hineingezogen wurden in den Kreis des Religiösen überhaupt und namentlich des Christlichen. Doch war es bisher dem gröfseren Publicum ganz unmöglich, sich durch irgend eine Schrift auf eine befriedigende Weise über den schwierigsten aller Mythenkreise zu belehren, dessen hohes Alter und tiefe Bedeutsamkeit vorzüglich Veranlassung gab zu diesen Streitigkeiten. Wir meinen den alten samothracischen Mythenkreis, welcher auf eine des Geschichtforschers würdige Art, unabhängig von jeder vorgefafsten Hypothese, in obiger Schrift behandelt wird. Hierüber auf eine durchaus unbefangene, trotz der Anführung aller Einzelnheiten doch einen Ueberblick gestattende Weise zu sprechen, diese vom Vf. wirklich gelöste Aufgabe war in der That keine leichte, besonders bei der gegebenen Lage der Verhältnisse, deren Darstellung, zur richtigen Würdigung obiger Schrift, zunächst hier vorauszuschicken ist.

Man mag noch so vortheilhaft über *Creuzer's* Symbolik und Mythologie, oder über *Schelling's* bekannte auf die samothracischen Gottheiten sich beziehende Abhandlung urtheilen, so wird doch niemand sagen, dafs es auch nur die Tendenz dieser Schriften sey, eine Klarheit des Ueberblicks über den so verwickelten samothracischen Mythenkreis zu gewähren, geschweige, was *Vofs* forderte, die alte Mythe durch historische Kritik von spätern Beisätzen und Erklärungsversuchen zu sondern, um das zu Grunde liegende Alterthümliche von Entstellungen und Mifsverständnissen im Laufe der Zeit unterscheiden zu können. „*Schelling*", das sind die Worte des so hart und leidenschaftlich anklagenden Mannes (Antisymbolik Th. I. S. 371), „blieb treu seiner Symbolweisheit und der Begeisterung des indischen Urdämons. Das bezeugt seine wundersame Andeutung der kabirischen Mysterien in Samothrake, die, mit symbolischem Priesterschmucke des Orients einherprangend, kein unheiliges Fäserchen trägt von Geschichtkenntnifs und (welche Entäufserung eines Philosophen!) von logischer Kritik, wie sie in *Lessing's* altväterischer Zeit geübt ward." Und fragt man, worauf in dieser so leidenschaftlichen Antisymbolik die wissenschaftliche Anklage *Creuzer's* hinauslaufe, so ist es dieselbe. In Dingen aber, die auf eine *vorhistorische* Zeit sich beziehen (von welcher Ansicht sowohl *Creuzer* als *Schelling* ausgehen), den *historisch-kritischen* Standpunkt als den einzigen geltend machen zu wollen, ist gewifs auch nicht verträglich mit irgend einer Logik, sey sie aus neuerer oder altväterischer Zeit. Mit Recht wird man fragen: hat denn *Lobeck*, dessen gelehrte Forschungen *Vofs* anerkennend hervorhebt, in seiner neuesten höchst achtbaren Schrift über die griechischen Mysterien durch Historische Kritik diesen dunkeln Mythenkreis uns zugänglich gemacht? Kaum möchte jemand sagen, dafs solches der Zweck dieser gelehrten Arbeit gewesen. Wenn man weifs, dafs *Lobeck* schon früher geradezu und fortwährend durch den ganzen Geist seines neueren an philologischer Gelehrsamkeit so reichen Werkes alle diese Mysterien, und namentlich auch die samothracischen, für eine *sentina fabularum* erklärte: so vergeht bei solcher Ansicht allerdings wohl die Lust zu jenem genialen combinatorischen Spiele, wie man im *Vofs*'ischen Sinne, nur mit gemildertem Ausdrucke, nennen könnte, was uns *Creuzer* und *Schelling* gegeben haben; aber man sollte glauben, es vergehe zugleich damit die Lust zu einer kritischen Untersuchung in jener *sentina* umher, selbst wenn die Möglichkeit durch eine Kritik solcher Art etwas Erträgliches herauszuklauben noch übrig bliebe. Wirklich ist die Tendenz der *Lobeck*schen Schrift eine vorzugsweise negative; man fühlt sich abgeschreckt bei Lesung derselben vor Untersuchungen, die jener Gelehrte selbst als wenig belohnende

*) Bei den so entgegengesetzten Ansichten der Forscher im Felde der Mythologie, und bei der Wichtigkeit des in Rede stehenden Mythus, hat man es für angemessen gehalten, über das oben genannte Werk nicht blos Eine Stimme abgeben zu lassen.

Die Redaction.

nende bezeichnet, und die er oft nur mit innerem Widerstreben unternommen zu haben scheint, blos um das Nichtige mancher Behauptungen oder Combinationen zu zeigen. Zu leugnen ist es jedoch nicht, dafs, während *Lobeck* von keiner Hypothese auszugehen die Absicht hat, er doch von einer negativen Hypothese, der Voraussetzung nämlich des nichtigsten Aberglaubens, ausgeht. Und von derselben Voraussetzung, dafs die samothracischen so wie die lemnischen Mysterien aus dem rohsten Volksaberglauben entstanden seyen, geht (ganz im Gegensatze darin mit *Creuzer* und *Schelling*) auch *Welcker* aus in seiner äschylischen Trilogie. Dennoch reiht er hier und da die sinnvollesten Beziehungen auf eine geistreiche Weise an und sucht die Philologen an den Zusammenhang dieser Mysterien mit der alten Tragödie (worüber schon vieles gesagt wurde und vieles noch zu sagen ist) aufs neue zu erinnern. Philosophen und Philologen also sind durch die genannten Schriften für den alten samothracischen Mythenkreis mehr ins Interesse gezogen, als solches in früherer Zeit der Fall war.

Aber die Sache hat noch eine andere als philologische oder philosophische Seite, und der Hauptstreit der symbolischen und antisymbolischen Schule dreht sich eigentlich, wie schon vorhin angedeutet, gar nicht um mythische, sondern um theologische, ja religiöse und moralische Angelegenheiten, von welcher Seite gerade *Vofs* die Theilnahme eines gröfseren Publicums anzuregen suchte für seine Sache. Er ahnet nämlich verderbliche Folgen, wenn manches auf eine bedeutsame Weise hervorgehoben und mit neueren Philosophemen oder Doctrinen combinirt wird, was ihm seinem Ursprunge nach recht eigentlich eine *sentina fabularum* zu seyn scheint. Und wer wollte z. B. leugnen, dafs in dem Dionysos-Mythos manches Anstöfsige vorkommt, was wirklich vormals verderblichen Einflufs hatte? Gerade aber des religiösen und moralischen Anstofses wegen glaubt *Vofs* alle dergleichen Mythen als spätere Entstellung bezeichnen zu müssen, weil er mit Recht an der Ueberzeugung festhält, dafs die Dichtkunst, durch deren Spiel er ursprünglich die Mythe und namentlich die griechische Mythe erfunden glaubt, ein durchaus reines unschuldvolles Gemüth voraussetze, wie wir es bei dem kindlich treuherzigen, auch darum mit Recht als Vater der Dichter bezeichneten Homer finden. In dieser Beziehung also wird von *Vofs* geradezu der Stab gebrochen über die samothracischen Mysterien, worin mehrere mannweibliche Gottheiten vorkommen, an denen *Vofs* ganz besonders grofsen Anstofs nimmt, weil er auf den unglücklichen Gedanken kam, die schändliche unnatürliche Knabenliebe, welche erst bei gänzlich gesunkenen alten guten Sitten in Griechenland Eingang fand, hänge mit der Idee von mannweiblichen Gottheiten zusammen. Denkt man nun noch an den Unfug in den nächtlichen Orgien, welche sich auf den gleichfalls zum Kreise der samothracischen Mysterien gehörigen Dionysos bezogen, an den gegenseitigen Kampf jener alten Mysterien mit dem neu auflebenden Christenthum und an die traurige, durch philosophische und theologische Mystificationen daraus endlich hervorgegangene Amalgamation des Christenthums und Heidenthums im Mittelalter: so kann man in einer zweideutigen, nach rückgängigen Bewegungen zum Mittelalter hinstrebenden, unklaren Zeit den, wenn gleich gerade da, wo er ausbrach, durch Mifsverstand veranlafsten Eifer des ehrlichen *Vofs* wohl verzeihen. Denn wer kann sich sonderlich verletzt fühlen von einem Eifer, der im edlen Streben das Wahre und Gute als das Ursprüngliche und alles Anstöfsige als spätere Entstellung zu bezeichnen, sogar den alten *Herodot*, wo sein Zeugnifs ihm ungünstig ist, als einen „von ägyptischen Pfaffen Geweihten" und eben darum als einen verwerflichen Zeugen darzustellen sucht, selbst wenn von Dingen die Rede ist, woraus Herodot einen besondern Gegenstand der Untersuchung gemacht hat, auf den mehrere seiner Reisen sich bezogen.

Von *theologischer* Seite nun — eben weil bei den bezeichneten Streithändeln zwischen Symbolik und Antisymbolik mehr von Theologie als Mythologie die Rede ist — hat ein bekannter Teolog, Dr. *Kaiser*, in seinem *Commentarius in priora Geneseos capita, quatenus universae populorum mythologiae claves exhibent*. Norimb. 1829, diesen Gegenstand aufgefafst. Nämlich um bei den Cabiren stehen zu bleiben, auf welche das anzuzeigende Buch sich bezieht: so ist in der genannten Schrift *Kaiser's* die *dritte* Abhandlung (S. 73 — 144) überschrieben: *Commentatio, qua in genealogia Cainidarum Genes. IV.* 1 — 24. *eosdem contineri, qui a gentibus deinde Cabiri dicti sunt, ostenditur.* Durch diese Beziehung wird wenigstens auf eine theologische Weise die Alterthümlichkeit der Sache gerettet, ohne dafs man Ursache hat, mit *Vofs* sogleich alles, was Anstofs erregt und des Mifsbrauches fähig scheint, als spätere Entstellung zu verwerfen. Natürlich aber ist diese an gelehrten Nachweisungen sehr reiche Abhandlung unter der Voraussetzung geschrieben, dafs der Leser mit diesem blos aus einem gewissen Standpunkte betrachteten Mythenkreise schon seinem ganzen Umfange nach vertraut sey. Und wie die Abhandlung *Schelling's* von Etymologie ausgeht, so ist gleichfalls solches hier der Fall.

Eine ähnliche dem gewählten Standpunkt angemessene Einseitigkeit in Betrachtung der samothracischen Mythen war auch bei Auffassung derselben von *naturwissenschaftlicher* Seite unvermeidlich. Das gröfsere sich für Mythologie interessirende Publicum kennt wohl schwerlich die hierauf sich beziehenden Abhandlungen, welche in einer Zeitschrift vorkommen, worin man sie nicht sucht, nämlich im *Jahrbuche der Chemie u. Physik* B. VII. S. 245 — 342 und B. XVI. S. 1 — 72 und B. XVIII. S. 289 — 352. Der Standpunkt ist hier ein streng physicalischer mit Beziehung auf die alterthümliche samothracische Bilderwelt, welche zum Theile (die letzte Abhandlung ist noch

noch nicht geschlossen) als eine, ihrem unverletzt erhaltenen Grundtypus nach, streng wissenschaftliche, noch jetzt, wenn wir mit Klarheit über gewisse verwickelte physicalische Erscheinungen sprechen wollen, unentbehrliche *naturwissenschaftliche Zeichen-* oder *Bilder-Sprache* dargestellt wird. Demnach wenn in früherer Zeit kaum einige Alterthumsforscher sich mit jenem samothracischen dunklen Mythenkreise befassen mochten, so sind durch *Creuzer* und *Schelling* von der einen, so wie *Lobeck* und *Welcker* von der andern Seite, *Philosophen* und *Philologen* und durch die vorhin berührten von *Voſs* mit lauter Stimme erhobenen Streitigkeiten, so wie durch *Kaiser's* eben erwähnte Abhandlung, auch die *Theologen* dafür ins Interesse gezogen. Ja die Sache hat sogar, indeſs von ganz anderer Seite, die Aufmerksamkeit der *Physiker* erregt. Und diese physicalische Betrachtungsweise der Sache hat wenigstens den Vorzug, daſs alles Anstöſsige hinwegfällt, was *Voſs* im samothracischen Mythenkreise fand. Denn wenn schon *Seneca* sagt (*quaest. natur.* III. 14), daſs die Aegypter alle *Elemente* zugleich als männlich und weiblich betrachteten, wer könnte daran ein Aergerniſs nehmen? Dem unschuldigen Physiker, der auch in neuerer Zeit oft genug von männlicher und weiblicher Electricität sprach, und also den electrischen Funken als ein mannweibliches Feuer betrachtete, kam es nicht in den Sinn, daſs er jemanden dadurch so groſsen Anstoſs geben könne, wie ihn *Voſs* an dem ägyptischen Phthas, dem Vater der Cabiren, oder an dem im electrischen Feuer des Blitzes gebornen Dionysos, oder andern mannweiblichen samothracischen Wesen genommen hat.

Wir haben dieſs Alles aber lediglich darum vorausgeschickt, um bemerkbar zu machen, daſs nach so mannichfacher Behandlung des samothracischen Mythenkreises aus den verschiedenartigsten Standpunkten wohl wünschenswerth ein Buch war, welches mit Unbefangenheit geschrieben diesen Mythenkreis, für welchen die Aufmerksamkeit des Publicums auf so vielfache Art in Anspruch genommen ist, zugänglicher mache.

Der Vf. des gegenwärtigen Werkes handelt im *ersten* Abschnitte: Von dem göttlichen Wesen *Alkis* in Teutschland mit Beziehung auf eine bekannte Stelle in *Tacitus Germania* cap. 43, wo von der Dioskurenverehrung durch einen Priester in Frauenkleidung bei den Naharvalen die Rede ist. Ohnehin würde der Cabire Casmilus, oder Hermes, vorzugsweise von den Teutschen verehrt. *Deorum maxime Mercurium colunt*, sagt Tacitus in demselben Zusammenhange (cap. 9), worin es heiſst: *pars Suevorum et Isidi sacrificat*. Und zu der Dioskurenverehrung paſst die Isisverehrung, da Isis schon nach *Varro* als ursprünglich cabirisches Wesen zu betrachten, was in vorliegender Allg. Lit. Z. Dec. 1830. Nr. 233. noch durch andere Gründe dargethan wurde. Unser Vf. aber handelt von der eben erwähnten Stelle des Tacitus in einem frühern Werke über die deutsche *Hertha*, die er als Göttermutter auffaſst. Da die cabirischen Mysterien auch Mysterien der Göttermutter heiſsen und der auf die Göttermutter sich beziehende Mythenkreis mit groſser Gelehrsamkeit und sinnreichen Combinationen in der eben genannten *Hertha* vom Vf. entwickelt ist, so schlieſst sich an dieses im Jahr 1828 erschienene Buch die gegenwärtige Schrift an. Abschnitt II. *Von den Dioskuren.* Mit Recht sagt der Vf., nachdem er S. 33 die sehr verschiedenen Benennungen des Zwillingsgestirns angeführt: „daſs von dem blos astronomisch beliebten Himmelszeichen der Zwillinge die Dioskuren-Lehre und Sagen ausgegangen, dieses zu glauben dürfte man uns kaum anmuthen." In der That hat keine einzige Stelle bei griechischen und römischen Dichtern, wo so häufig von der Rettung aus dem Sturme durch die Dioskuren die Rede ist, auch nur einen erträglichen Sinn, wenn man, wie gewöhnlich die Philologen thaten, an das Zwillingsgestirn am Himmel denkt. Aratus aber, der öfters von diesem Zwillingsgestirne redet, bezeichnet nicht mit einer Sylbe dasselbe als ein den Schiffern heilsames. Alle Stellen, welche von der wunderbaren Rettung durch die Dioskuren handeln, geben blos einen Sinn, wenn sie auf das sogenannte Elmsfeuer bezogen werden, was auch der Vf. anerkennt. Und dennoch schlüpfte S. 26 in sein Buch die gewöhnliche Erklärung der Dioskurenabbildung mit ein, die *Lucian* blos im Scherze gab in einem die Dioskuren verhöhnenden Dialog, während die gelehrtesten Mythologen neuerer Zeit sie im vollen Ernste nachsprechen, nämlich daſs die Dioskurenhüte die zwei Hälften der Eischale vorstellen, woraus sie hervorgegangen. Wenn man, wie z. B. auf einer der Antiken, die *Hemsterhuis* eben bei diesem Dialog des *Lucian* abbilden lieſs, ein Schiff sieht ohne Mast, worüber zwei Dioskurenhüte mit dem Sterne schweben, ist dieſs nicht geradezu die Abbildung des sogenannten Elmsfeuers? Die tiefe Dunkelheit, welche charakteristisch bei dem Phänomen ist, läſst nämlich kaum die nächste Umgebung wahrnehmen; nur die in Nacht verhüllten Masten erscheinen oben an der Spitze wie mit Phosphor angestrichen, als ob sie leuchtende Hüte trügen. (Man lese die schöne Schilderung, die im *Jahrbuche der Chemie und Physik* B. X. S. 105 ein Augenzeuge von diesem Phänomen giebt.) Die Dioskurenhüte über dem Schiffe sind also die treue Abbildung des Phänomens selbst, wovon hier die Rede ist. Und wie bezeichnend die Doppelheit derselben sey, fühlt man am meisten, wenn man den *thesaurus gemmarum asteriferarum* von *Gorius* durchblättert. Nirgends sieht man hier ein strenges Gesetz in der Zahl der Sterne von den Künstlern beobachtet, auſser einzig und allein bei Abbildung der Dioskuren, wo nie mehr oder weniger als *zwei* vorkommen. Die spielende Willkür der Künstler war also hier gänzlich beschränkt durch einen höchst alterthümlichen bedeutsamen Typus, den man nicht zu verletzen wagte.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

NATUR-

NATURGESCHICHTE.

Berlin, b. Rücker: *Flora von Schlesien.* Handbuch zur Bestimmung und Kenntniſs der phanerogamischen Gewächse dieser Provinz, mit einer gedrängten Einleitung in die Pflanzenkunde. Von *Friedrich Wimmer*, Oberlehrer am Königl. Friedrichs - Gymnasium zu Breslau u. s. w. 1832. X u. 400 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)

Aus unsern Blättern (A. L. Z. April 1830. S. 767. und Erg. Bl. S. 918.) ist es den Lesern bekannt, daſs der Vf. schon in den Jahren 1827 — 1829 gemeinschaftlich mit Hn. *Grabowski* eine der Zeit und dem Stande der Wissenschaft angemessene Darstellung der phanerogamischen Flora Schlesiens geliefert hat. Den Bedürfnissen der schlesischen Pflanzenfreunde soll indessen das frühere, in wissenschaftlicher Beziehung ausgezeichnete Werk nicht abgeholfen haben und der Wunsch nach einer Bearbeitung in deutscher Sprache und in der Form eines Handbuches laut geworden seyn. Diesem Verlangen, das doch höchstens von einigen Apothekern herrühren kann, wie Rec. in seiner Umgebung oft genug von Pharmaceuten ähnliche Wünsche zu vernehmen Gelegenheit findet, verdankt die vorliegende Schrift ihr Entstehen. Indem also dabei vorzüglich das Bedürfniſs derer berücksichtigt wird, denen die lateinische Terminologie fremd zu seyn pflegt, unterzog sich Hr. *W.* der undankbaren Mühe, dem Buche eine solche Gestalt zu geben, daſs es sowohl dem Unterrichte für Lehrer an Schulen und Seminarien, welche Auge und Sinn ihrer Schüler auf die lebendige Natur hinlenken wollen, als auch denen ein willkommenes Hülfsmittel wäre, welche aus eigenem Antriebe die Pflanzenwelt und zunächst die ihres Vaterlandes kennen zu lernen beabsichtigen. Glücklicher Weise ist dabei die systematische Form, die Strenge der Diagnostik, mit einem Worte das Wissenschaftliche dem bloſs Gemeinnützigen nicht aufgeopfert worden. Daher sind auch die Pflanzen nach dem linneischen Systeme aufgeführt; doch ist dabei auch zu gleicher Zeit auf die natürlichen Familien einige Rücksicht genommen. Sehr zweckmäſsig sind jedesmal die Farbe der Blume, die augenfälligsten gewöhnlichen Merkmale, die Standörter nach dem Grade der Verbreitung, und, wo nöthig, der Höhengrad, unter welchem die Pflanze in Schlesien vorzukommen pflegt, angegeben. Weniger zweckmäſsig scheint uns die Angabe der Höhe (Gröſse) der Pflanze, vom Boden bis zur Spitze des Stengels, in Fuſsen, Zollen und Linien, da diese Verhältnisse zunächst durch den oft sehr verschiedenartigen Standort bedingt werden, auch sich überall keine Mittelgröſsen angeben lassen. Am allerentbehrlichsten endlich waren wohl die Angaben, die den ökonomischen, technischen Gebrauch, sowie die eigenthümlichen Stoffe, welche die Gewächse enthalten, betreffen; denn mögen sie auch aus zuverlässigen Quellen jeder Art geschöpft seyn, so bleiben es doch immer nur unzulängliche Andeutungen. Was soll aber vollends die schon auf dem Titel erwähnte gedrängte Anleitung in die Pflanzenkunde? Sie soll, nach der Vorrede, in die Pflanzenwelt überhaupt einführen und den Lernenden übersichtlich in den vorliegenden Stoff einweisen. Der Vf. hat zwar versucht, den einfachsten und natürlichsten Gang einzuschlagen, d. h. bei gedrängter Kürze die Hauptsachen wenigstens berührt, und selbst, dem Wunsche des Verlegers gemäſs, einen kurzen Umriſs der Geschichte der Pflanzenkunde, sowie eine Anleitung zum Sammeln, Trocknen und Anordnen der Gewächse hinzugefügt; Niemand wird aber leugnen, daſs dies Alles in keinem nothwendigen Zusammenhange mit einer Flora von Schlesien steht. Wie kann man über die Anzahl der Pflanzen auf der Erde nur irgend etwas Befriedigendes sagen wollen, da ja zur Zeit der allerkleinste Theil der Erde botanisch durchforscht ist? Von der Flüchtigkeit bei der Geschichte der Wissenschaft scheint uns ganz besonders der S. 38 vorkommende Satz zu zeugen: „Ueber einzelne Genera oder Familien (*Jussieu Euphorbiaceen*) werden zum Theil vortreffliche Monographien geschrieben." Dies ist gleich unverständlich und unvollständig. Es kann dem Leser auch nicht die entfernteste Belehrung gewähren, da nicht ein Wort weiter über Monographien, ihre Bedeutung u. s. w. vorkommt. Schade, daſs das Buch durch diese demselben völlig fremden Zugaben fast verunstaltet wird. Nach unserer Ueberzeugung gehört weder *eine Einleitung* in die Pflanzenkunde, noch vollends eine Geschichte der Botanik in eine Flora von Schlesien, d. h. von einem Lande, in welchem bekanntlich seit Jahrhunderten Liebe zur Botanik herrscht. Was wir aber desto dankbarer erkennen, ist der Gewinn, den die Wissenschaft durch das vorliegende Werk macht, insofern es mehrere sehr interessante, für Schlesien neue Arten umständlich aufzählt, die Diagnosen der *Flora silesiaca* nach neuern Beobachtungen verbessert, kurz das fortgesetzte Bestreben des Vfs. beurkundet, die eigenen Arbeiten und die Schriften seiner Vorgänger zu berichtigen und zu vervollständigen. Warum nehmen die Druckfehler zwei volle Seiten ein? Warum endlich sind die vorzüglichsten, in Schlesien angebauten oder durch Anbau verwilderten Pflanzen in einen abgesonderten Anhang verwiesen? Diese Trennung erschwert in gleichem Grade das Aufsuchen und die Bestimmung der darin aufgezählten Gewächse.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

April 1833.

MYTHOLOGIE.

Erlangen, b. Palm u. Enke: *Die Cabiren in Teutschland*, von *Karl Barth* u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr. 67.*)

Im §. 23 hat unser Vf. zusammengestellt, was man sich in älterer und neuerer Zeit unter den Dioskuren, oder Castor und Pollux, gedacht, und fügt dann Folgendes bei: „Daſs die Dioskuren, die Namen Castor und Pollux, mit dem Elmsfeuer und überhaupt mit der Electricität in Verbindung stehen, ist außer Zweifel und in einer classischen Abhandlung im *Jahrbuche der Chemie u. Physik* Bd. VII. vollständig entwickelt. Ja man könnte annehmen, daſs die Naturlehre, welche in ihren letzten erforschten Gründen auch ein Geheimgut der Mysterien war, das, was wir positive und negative Electricität nennen, Pollux und Castor genannt, oder aber, daſs jener die Himmels-, dieser die Erd-Electricität bezeichnet habe; denn die electrische Kraft der Erde war bekannt (Plin. II. 53, wo aus der Erde steigende Blitze, alterthümlich von den Etruriern als *unterirdische* bezeichnet, erwähnt werden). Allein damit ist nur *eine* Seite des Gegenstandes erleuchtet, nicht das Ganze erschöpft. Wenn man auch im Elmsfeuer die Dioskuren gegenwärtig glaubte, so dachte doch weder das Volk noch der Unterrichtete bei dem Namen der Dioskuren an weiter nichts, als an jenes Feuer." — Wir haben diese Stelle angeführt, um die Natur des vom Vf. gewählten Standpunktes zu bezeichnen. Bei der Betrachtung der samothracischen Mysterien aus dem Standpunkte der Naturwissenschaft ist es nämlich nicht darum zu thun, zu erforschen, was das Volk, ja was selbst der Unterrichtete in der historischen Zeit darüber gedacht. Vielmehr soll eine der alten historischen Zeit unverständliche Naturwahrheit, welche aber in vorhistorischer Zeit verstanden wurde, entkleidet von späteren Miſsverständnissen (deren es unendlich viele geben konnte und noch kann), entwickelt werden. Und dazu dient besonders der namentlich in Tempelbildern streng beibehaltene Urtypus einer aus vorhistorischer Zeit stammenden Bilderwelt, wenn sich diese Bilderwelt als streng physicalische Zeichensprache nachweisen läſst, wie solches eben bei dem samothracischen Bilderkreis zum Theile schon im *Jahrb. der Chemie u. Physik* Bd. XVI und XVIII. geschehen ist. Es ist also bei der samothracischen Bilderwelt von streng wissenschaftlichen, in der Tiefe der Natur verborgenen Hieroglyphen die Rede, deren Schlüssel sich von selbst darbot, sobald unsere Naturforschung wieder bis zu diesen Tiefen gelangte. Diese Hieroglyphen nämlich, ursprünglich in der Natur begründet und eben so unentbehrlich in gewissen Theilen der Physik, als Zeichnungen anderer Art in der Geometrie, sind offenbar keine willkürlichen oder von Zufälligkeiten abhängige Zeichen, während die späteren *phonetischen*, worüber *Champollion* uns belehrte, als Nachspiel jener nicht mehr verstandenen älteren symbolischen zu betrachten. — Doch wir wollen hier nur andeuten, was eine *Einleitung in die Mythologie auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft* weiter auszuführen hat. Ein anderer ist der Standpunkt des Historikers, welchen der Vf. wählt. Der Historiker nämlich ist nicht auf jene alte Bilderwelt, sondern auf die historisch zu erforschende Zeit hingewiesen, und er hat alles geleistet, wenn er mit Umsicht und Unbefangenheit prüft. Und dieſs ist auf eine höchst achtbare Weise vom Vf. des vorliegenden Werkes geschehen. Zugleich sind überall in den Noten die Quellen nachgewiesen mit sorgsamer Auswahl, ohne durch eine so leicht anzuhäufende blos prunkende Masse von Citaten zu belästigen. Denn Sichtung der Masse ist die Hauptsache gerade bei dem vorliegenden Mythenkreis, und eben darin besteht der vorzüglichste Werth dieses durch gediegene Gelehrsamkeit ausgezeichneten Werkes. Man wird aber nicht leugnen können, daſs die ganze Darstellungsweise in demselben dadurch an Klarheit und Lebendigkeit gewinnt, daſs der Vf., obwohl er als Historiker auftritt, doch den Anhaltpunkt nicht verschmäht, welchen die Naturwissenschaft bei diesem samothracischen Mythenkreise darbietet, mit Beziehung auf welchen schon *Cicero de natura deor.* lib. I. c. 42 sagt: *praetereo Samothraciam eaque quae Lemni nocturno aditu occulta coluntur, silvestribus saepibus densa, quibus explicatis ad rationemque vocatis rerum magis natura cognoscitur, quam deorum.* Nicht blos bei den *Dioskuren* oder *Cabiren* wurden die schon vorhin berührten naturwissenschaftlichen Beziehungen vom Vf. benutzt, sondern auch bei dem Mythos von den *Kureten, Telchinen, idaischen Dactylen*, so wie auch bei dem *Hercules*-Mythos (s. §. 99. 119 — 121 u. 190) und dem von *Prometheus* (§. 143). Durch und durch sieht man, daſs der Vf. sich mit Naturwissenschaft und den darauf sich beziehenden Ueberlieferungen des Alterthums bekannt gemacht, wovon die meisten Mythologen nicht glauben Ursache zu haben, einige Kenntniſs zu nehmen, obwohl sie beständig davon reden, daſs aus Vergeistigung und Vergötterung der sinnlichen Natur die Mythe hervorgegangen. Doch soll

soll sich wundersam genug, der gewöhnlichen Ansicht nach, diese Vergötterung blos auf Alltäglichkeiten bezogen haben, ohne dafs man erwog, dafs nichts in der Welt jede Art von Begeisterung mehr ertödtet, als die Alltäglichkeit, wie diefs schon *Lucrez* hervorhebt (B. II. V. 1038), selbst mit Beziehung auf den gestirnten Himmel: „wahrlich es würdiget kaum, des Schauspiels müde, nur Einer aufzuschlagen die Augen zum leuchtenden Tempel des Himmels." Ja wenn die Alten, wie der Zögling in *Jean Paul's* unsichtbarer Lage, in unterirdischen Höhlen erzogen und dann mit einmal ans Tageslicht hervorgeführt worden wären, dann wollten wir gern glauben, dafs man, in der ersten Aufwallung des Herzens, Sonne, Mond und Sterne, überhaupt die alltäglichen Wunder, von denen wir umgeben sind, würde angebetet haben. Mit Recht erklärt sich daher der Vf. in §. 203 gegen die ziemlich geltend gewordene Meinung, alle die alten Religionen seyen ursprünglich ein Sternendienst, insbesondere ein Planetendienst gewesen, in welchem Sinne selbst bei Behandlung des samothracischen Mythenkreises unmäfsiges Gewicht gelegt wurde auf die sieben Planeten, wie sie im Kreise der Wochentage vorkommen, obwohl gerade darin, wie man die Reihenfolge in diesem Wochenkreise gewöhnlich erklärt, kein naturgemäfses Princip der Anordnung zu finden ist. — Der Vf. verkennt indefs nicht die astronomische Bedeutung mehrerer Mythen, geht aber dabei mit Recht von der Voraussetzung aus, die im §. 204 näher entwickelt wird, „dafs der Umfang der astronomischen Kenntnisse der Alten in einer vorhistorischen Zeit viel gröfser gewesen, als gewöhnlich angenommen wird." — „Ohne Zweifel", heifst es ebendaselbst, „ist der Sinn vieler Mythen rein astronomisch, und manche erklären sich in diesem so befriedigend, dafs es unbedachtsam wäre, noch andere Deutungen herauszukünsteln. Einige Mythen sind historisch, andere physisch, astronomisch, kirchlich, religiös — *die wenigsten aber sind Alles zugleich*." Gerade aber daraus ist die gröfste Verwirrung bei Behandlung der Mythologie entstanden, dafs man nicht blos die Erklärungsversuche alter Mythologen mit den Mythen selbst verwechselte, sondern auch geradezu im Sinn einer Art von Identitätsphilosophie, die das Heterogenste durch Hülfe einer mifsverstandenen Polaritätslehre zu vereinen weifs, Alles in Allem mit einem leicht zu hebenden Witze zu finden sich bemühte und in solcher Weise alles vermischte. Denn „Mischen, Sudeln und Manschen", sagt *Göthe* in der Farbenlehre, „ist dem Menschen angeboren"; und diesem angebornen Sinn ist es besonders bei Behandlung der Mythologie sehr leicht, jede Mythe gleichsam in alle Farben spielen zu lassen. Im Gegensatze mit dieser oft geflissentlich gesuchten Unklarheit, als ob darin ein poetisches Element liege — während vielmehr das Gegentheil der Fall ist — fühlt man sich besonders wohlthuend angezogen durch die Klarheit des Geistes, welche der Vf. selbst da, wo von den dunkelsten Mythen des Alterthums die Rede ist, zu behaupten weifs.

Wir begnügen uns nun, nachdem wir den Charakter der vorliegenden Schrift sogleich auf Veranlassung eines der ersten Abschnitte derselben näher bezeichnet, blos noch die Ueberschriften der folgenden Abschnitte anzuführen. Doch ist zuvor die Bemerkung vorauszuschicken, dafs der im samothracischen Mythenkreis so wichtige, auf den Cabiren *Camilos* oder den *Hermes* sich beziehende Mythos darum hier nicht besonders abgehandelt wurde, weil alles, was darüber zu sagen wäre, vom Vf., wie in der Vorrede bemerkt ist, für eine besondere Abhandlung zurückgelegt wurde über die gesammte altdeutsche Religion, worin Hermes bekanntlich eine Hauptrolle spielt. Die gegenwärtige Schrift handelt im Abschnitt III: Von den *Kureten*. IV: Von den *Korybanten*. Bei dieser Gelegenheit wird von Korybas als *Dionysos* und dabei überhaupt von dem so schwierigen Dionysos-Mythos gesprochen. V. Von den *Telchinen* und *Dactylen*. VI. Von den *samothracischen Cabiren*. VII. Von den *Cabiren* in *Aegypten* und *Phönicien*. VIII. Von den *samothracischen grofsen Göttern*. IX. *Allgemeine Ansicht des alten Glaubens. Schlufsbemerkung* über den Zusammenhang des samothracischen Glaubens mit dem germanischen und der Asa-Lehre.

Anfang und Ende der Schrift (12 Seiten nur) gabe also *Veranlassung* zur Wahl des Titels für ein Buch, worin der so schwierige samothracische Mythenkreis mit gröfserer Klarheit und Lebendigkeit der Darstellung behandelt ist, als in irgend einer dem Rec. bekannt gewordenen Schrift. Diese Schrift wird beitragen, dafs nun mehrere sich mit diesem Mythenkreise bekannt machen, der in neuerer Zeit zu so mannichfachen gelehrten Streitigkeiten die Veranlassung gab.

Zweite Anzeige.

Durch rastloses Studium und unermüdendes Forschen gelang es dem Vf., von dem Wesen der Kabiren sich eine umfassendere Kenntnifs als gewöhnlich zu erwerben, welche er, und zwar in lebendiger, angenehmer Darstellung, in seinem Werke mittheilt. Dennoch aber sieht Rec. sich genöthigt, wenn er auf *germanische Religion* ausschliefsliche Rücksicht nimmt, alle Mühe und allen Scharfsinn des Vfs für vergeblich aufgewandt zu erklären. Schon aus dem, was er in der Vorrede sagt, ist einleuchtend, dafs Hr. *B.*, um die Mythologie und religiösen Ansichten der Germanen mit denen der Griechen und Römer in Zusammenhang zu bringen, zumeist sich des Alkis bedient, diese Doppelgottheit für Kabiren, die ihm für zeugende Kräfte, schützende Mächte gelten, erklärt, und so einen Vereinigungspunkt zwischen *Griechischen* und *Germanischen* Mythologen findet. Gesetzt aber auch, es wäre aufser allem Zweifel, dafs die Gottheit *Alkis* mit den *Kabiren* zusammenhinge, was aber immer doch nur Meinung bleibt, so würde doch für germanische Mythologie dadurch wenig oder nichts gewonnen seyn, bevor nicht völlig bewiesen, dafs die *Lygier*, und besonders die von Ta-

Tacitus (*Germ.* cap. 43) zu diesem Volksstamme gerechneten *Naharvalen* oder *Nahanarvalen* wirklich *Germanen* waren. Allein diefs dürfte schwer zu beweisen seyn. Die Namen sämmtlicher zu den Lygiern gerechneten Völker verrathen *gallische* Zunge, welche Tacitus in demselben Cap. zwar nur den benachbarten *Gothinen*, wie den *Osen* die *pannonische* Sprache, beilegt. Die Stelle beurkundet aber deutlich, dafs Tacitus im Stande war, die germanische Sprache von andern zu unterscheiden, und dafs er, streng genommen, alle Länder und Gaue hinter den Markomannen und Quaden zu dem eigentlichen *Germanien* nicht rechnet. An der Nordseite des Riesengebirges, wie der Karpathen, war eine grofse Völkermischung wahrnehmbar. Galen, Germanen, Slawen waren dort zu treffen. Die Besetzung dieser Gegenden durch die Germanen scheint nur vorübergehend gewesen zu seyn, und so ist leicht erklärlich, wie einzelne keltische (galische) Stämme (man erinnere sich auch an die Bojer, die noch eine geraume Zeit in ihrem Bojohemum safsen, als sie rings schon von Germanen umgeben waren) sich im Gebirge erhalten konnten, ohne vor den Germanen hergedrängt zu werden. Die völlige Verdrängung der Kelten in diesen Gegenden geschah später durch die Slawen, die hier noch Sarmaten heifsen, die aber schon mächtig genug waren, um den Osen und Gothinen einen Tribut aufzuerlegen. Ehe demnach nicht völlig erwiesen ist, dafs die Arii, Helvecones, Manimi, Elysii, Naharvali, welche alle als die mächtigsten Zweige der *Lygier* angegeben werden, *germanische* Stämme waren, können wir auch die Gottheit *Alkis* nicht als germanische anerkennen, zumal wenn es eine so wichtige Unternehmung gilt, als die ist, vermittelst derselben den *Kabirendienst* bei den Germanen zu erweisen, wodurch die germanische Mythologie und Theologie mit der griechisch-römischen offenbar in einen nähern Zusammenhang gebracht wird, als wir bis jetzt nach Maafsgabe der Quellen anzunehmen gehalten sind. Paragraph 3 des *ersten* Abschnittes handelt von dem Namen Alkis. Hr. *B.* führt an, man habe den Alkis mit dem altdeutschen *Elch* (ein gothisches *Aelgen* kennt Rec. nicht), Ellenthier, zusammengestellt, und demnach den Alkis als einen Gott der Jagd betrachtet. Andere hätten in Alkis den *Alp*, *Alf*, der noch in unserm Gespensterglauben umgeht, zu finden gemeint. Noch Andere (die jedoch nach des Rec. Meinung besser geschwiegen) hätten das Wort Alcis = Alzis gelesen, was denn so viel als „*alls is*, d. h. Alles ist" (will sagen: „dieses Wesen ist dasjenige, welches Alles in sich begreift, Alles ist") bedeute. Noch Andere hätten, aber auch nicht glücklicher, Alkis von Alse, Erle [weil der Hain, worin die Gottheit verehrt worden, ein *Erlenhain* gewesen (*q. e. d.*), Altis aber statt Alsos war die altgriechische Benennung des heiligen Hains in Olympos], abgeleitet. Andere endlich hätten theils an den germanischen Heldennamen Else, Ilse gedacht, theils das slawische Holczy (Knaben) als Stammwort angenommen. Diese Ableitungen und Zusammenstellungen genügen jedoch sammt und sonders dem Vf. nicht, und nachdem er noch an das griechische ἄλκη gedacht, und erinnert, dafs in Samothrakien Proserpina *Alke*, Minerva in Makedonien Alcis, oder Alkeessa geheifsen, dafs des Herakles alter Name *Alkides*, *Alkäos* war, welche Ableitungen er jedoch sämmtlich verwirft, weil sich dadurch das *Castor* und *Pollux* des Tacit. nicht erklären liefsen, kommt er auf die *Anakenknaben*, welche, nach Pausanias X. 38., die Amphissier verehrten. „Einige halten sie für die Dioskuren, Andere für die Kureten, die aber am besten unterrichtet seyn wollen — für die Kabiren." So bahnt er sich den Weg zu seinen Betrachtungen über die Dioskuren, Kureten, Korybanten, Telchinen und Daktylen, endlich über die Kabiren der Aegypter, Phönicier und Samothracier. „Wir finden also hier, sagt Hr. *B.*, wie bei den Naharvalen, als Jünglinge, Brüder, verehrte Wesen, hier *Anaken*, dort *Alkis*, mächtige schützende Gottheiten genannt, nach gewöhnlicher Deutung Kastor und Pollux, den Unterrichteten aber etwas Anderes — darum dürfen wir in den Sagen und Lehren von den Dioskuren, Kureten, Kabiren Aufklärung über das *teutsche* (?) *Alkis* erwarten." Dieser Schlufs ist in der That kühn und überraschend. Niemand wird durch diese Behauptung allein sich überzeugen lassen, dafs die Brudergottheit *Alkis* in den Mythen und Lehren von den Dioskuren, Kureten, Kabiren Licht und Aufklärung bekommen könne, weil, wie bei den Naharvalen, Alkis eine Brudergottheit war, bei den Amphissiern gleichfalls eine Brudergottheit unter den Namen *Anaken-Knaben* (Ἄναξ aber ist Ζεύς), sey es nun als Dioskuren oder Kabiren, verehrt wurde. Es müssen nothwendig hier mehrere Mittelglieder, welche eben die Identität der Anakenknaben mit dem Alkis darthun, Statt finden, sonst könnte man mit gleich gutem Rechte behaupten, dafs die in Skandinavien bekannten Söhne Thors, Modi und Magni, eben auch sowohl mit dem Alkis als mit den Anakenknaben identisch seyen: denn auch sie wurden als Brüder und Jünglinge gedacht, und auch ihre Namen bedeuten kräftige Wesen, nämlich Modi geistige Kraft, Muth, und Magni, leibliche Kraft, Stärke. Rec. will daher die fraglichen Mittelglieder, worauf Hr. *B.* seine Behauptung stützt, kürzlich anführen. Er erwähnt dem zufolge in §. 145, dafs des thrakischen Proteus Tochter Kabeira wenig verschieden sey von der Tochter des Okean Kapheira; dafs die thrakische Frau Kabiro dem Hephästos zwei Söhne, Alkon und Eurymedon, welche den Geschlechtsnamen der Mutter führten (d. h. Kabiren waren), geboren habe; dafs diese thrakische Frau die Lenkerin der Kabiren, d. h. der feuermächtigen Bürger von Samothrake, gewesen sey. Alkon heifst, führt er fort, nach Hygin Fab. 173 ein Sohn des Mars, aus Thrakien gebürtig, Bruder des Pollux; Alkon ist ein Sohn des Erichthon, den Pausanias I. 2. zu Ende Hephästos mit der Gaja zeugte. Hier also finden sich ein Kabire Alkon, und ein Dioskure Alkon; da aber die Dioskuren auch Kabiren

biren sind (§. 28), zwei Kabiren oder zwei Dioskuren, welche den Namen *Alkon* (an *Alkis* erinnernd) führen, und aus Thrakien stammen. Hieraus wäre denn erklärt, wie Tacitus der Gottheit Alcis die Namen der Dioskuren, Kastor — Pollux, beilegen konnte. — Die Urdioskuren, sagt Hr. *B.* §. 27, waren nach Epimenides nicht *zwei Jünglinge*, sondern *Mann* und *Weib*, jener der *Aion*, gleichsam die *Monas*, diese die *Physis*, *Dyas*, denn aus Monas und Dyas ist die alles Leben und Geist erzeugende Zahl *Trias* hervorgegangen. Monas aber ist nicht die Zahl *eins*, sondern die Einheit des geistigen Wesens; sie unterscheidet sich von der Zahl *eins*, wie die Urform von dem Nachbild u. s. w. Die Dyas ist der Stoff, das Theilbare, Materielle, Räumliche, das Unbegrenzte, Unbestimmte, noch nicht Geformte, gestaltlos ineinander Fliefsende. Aus Monas und Dyas werden die Zahlen, aus ihnen Beiden wird Trias, Geist und Materie, verbunden. — Darauf also, dafs die Urdioskuren (Kabiren) *Mann* und *Weib* waren, soll die Erwähnung des Tacitus sich beziehen, dafs die Priester der Gottheit Alkis weibliche Kleider trugen.

Nun wäre noch der Zusammenhang des germanischen und samothrakischen Glaubens nachzuweisen, da nach Hn. *B's* Annahme, die dem Rec. freilich nicht genug begründet scheint, die lygischen Völkerschaften Germanen waren. Diefs hat er in seiner „Hertha" zu vollführen gesucht. Hier nun giebt er zwei Verbindungswege an, auf welchen die Kabiren zu den Lygiern gekommen seyn könnten, den einen über *Sinope*, den andern über *Dodona* (§. 137). „In dem tiefsten Busen des schwarzen Meeres, sagt er, waren die Dioskuren bekannt. Da lagen Stadt und Land der Tyndariden. Die Heniochier sollten von ihren Wagenlenkern abstammen, deren einer *Telchio* hiefs. Diese hätten die Stadt Dioskurias (später Sebastopolis, jetzt Prozonde) erbaut, welche einst, unfehlbar als Handelsplatz, so besucht war, dafs man dort 300 Sprachdialekte hörte, — also gewifs manche darunter vom hohen *Norden* her. Am Dniepr, den Herodot 40 Tagereisen tief als schiffbar kannte, wurden die Dioskuren verehrt. Gegen Nordwesten finden wir sie auf den Stöchaden, den hierischen Inseln, wo auch Bernstein gesammelt ward, überhaupt bei den *Kelten* am Meer, zu denen sie durch Seefahrer gebracht worden seyn sollten. *Strabo* IV. S. 63 erzählt, als eine sehr glaubwürdige Nachricht, dafs Demeter und Kore auf einer Insel bei Britannien (vielleicht Mone) auf gleiche Weise wie in Samothrake gefeiert worden seyen, so wie Dionysos dort und an der Loire (§. 37)."

Dafs die keltischen Mythen und Religionslehren mit den samothrakischen in Zusammenhang gestanden haben können, will und kann Rec. nicht so geradezu leugnen, da wir in Bezug auf diese Gegenstände von den Kelten fast noch weniger als von den Germanen wissen, der festbegrenzte geheimnifsvolle Priesterstand der erstern aber allerdings auch auf noch ausgedehntere auswärtige Verbindungen schliefsen läfst, als wir bis jetzt zu ergründen vermochten. Aber auch das Wenige selbst, was wir von der keltischen Religion wissen, läfst eher auf einen solchen Zusammenhang schliefsen, als die germanischen Mythen. Wenn sich daher aufser allen Zweifel setzen liefse, dafs die lygische oder naharvalische Gottheit Alkis wirklich Kabiren waren, so würde Rec. diefs nur als einen gewichtigen Grund mehr für seine Ansicht, dafs die Lygier ein sitzengebliebener keltischer Volksstamm war, betrachten, bei den Germanen dennoch aber keine Kabiren annehmen.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Braunschweig, b. Krampe: *Predigt zum Gedächtnifs des für Braunschweig stets denkwürdigen* 10ten *September* 1830 vor der in der Brüdernkirche versammelten Bürgergarde am 10ten Sept. 1832 gehalten und auf deren Verlangen dem Druck übergeben von *K. G. P. Hessenmüller*, Pastor zu Sct. Ulrici. 1832. 15 S. 8.

Allerdings verdiente vorliegende Predigt, welche an eine höchst denkwürdige warnende Begebenheit aus der neuesten Zeit erinnert, auch Andern, als den zahlreichen Zuhörern des Vfs, zugänglich gemacht zu werden. Mit Klarheit, Lebendigkeit und edler Freimüthigkeit behandelt der als Kanzelredner mit Recht sehr hochgeachtete Vf. nach 1 Sam. 12, 24. den Satz: „Der heutige Tag soll uns seyn ein Tag des freudigsten Dankes und der heiligsten Entschliefsungen"; und zeigt auf eine sehr eindringliche Weise, wie die Feier des Tages zum Dank gegen Gott, gegen den neuen Fürsten und die Stände des Landes veranlasse, und wie sich dieser Dank in Entschliefsungen zur Frömmigkeit, gekräftigt von gläubigem Vertrauen, zu edler Berufstreue und gemeinschaftlichem besonnenen Zusammenwirken bei allen Staatsgliedern, insbesondere auch bei den regierenden, bethätigen müsse. Bei der sehr lobenswerthen Benutzung des Textes wäre vielleicht in den Unterabtheilungen noch mehr Uebersichtlichkeit zu wünschen gewesen. Möge der Vf. sein schönes Rednertalent ferner mit Erfolg ausbilden und anwenden, um auch seinerseits den Beweis zu führen, dafs nur bei erleuchteter Auffassung des Christenthums wahre Beredsamkeit sich entwickeln und neues Interesse für Religion bei der in allgemeiner Bildung unaufhaltsam fortschreitenden Menschheit segensreich fördern könne; während die pietistischen Zeloten und Armensünderprediger der neuesten Zeit jeden denkenden Religionsfreund von sich und ihren Leistungen, leider aber auch oft von aller Theilnahme am Cultus, zurückscheuchen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

April 1833.

MYTHOLOGIE.

Erlangen, b. Palm u. Enke: *Die Cabiren in Teutschland*, von *Karl Barth* u. s. w.

(*Beschluss von Nr.* 68.)

Am Ende seines Buches sucht Hr. *B.* noch die von Caesar und Tacitus erwähnten Götter der Germanen, als *eben diejenigen*, welche diese Römer nennen, zu beweisen. Er sagt: „Die Bekanntschaft der Deutschen mit solchen und verwandten Ideen (durch Vermittelung der Kelten?) kann demnach nicht befremden. Sie verehrten auch den *Herkules* (Tacit. Germ. 3. Annal. II. 12.). Das war der zu den Hyperboreern gekommene Daktyle (§. 108—111.). Nach Caesar. VI. 21. kannten sie nur drei Götter, Vulcan, Sonne, Mond — eine Nachricht, die viel bestritten worden ist, weil Tacitus dagegen zu stehen scheint. Jedoch diesen Vulcan kannten auch die vom Rhein gekommenen Gäsaten (Kelten?). Das wäre der Vater der Kabiren, deren Symbole in manchen Kirchen wohl auch Sonne und Mond gewesen seyn könnten, wie z. B. in Kabira (§. 122. Note 11.) der Mond hoch verehrt wurde. Der Merkur, welchen Tacitus als ersten deutschen Gott kennt, ist der *pelasgische*, der Trophonius, Dis, den die Völker von der Quelle der Donau (doch wohl abermals Kelten?) in Dodona besuchten." Rec. kann diese hier kund gegebene Ansicht Hn. *B's* von der *germanischen* Mythologie nicht theilen. Er scheint germanische und keltische Mythologie überall für identisch anzunehmen, was aber offenbar unzulässig ist. Immer hat Rec. in dieser Hinsicht den andern, und wie ihn bedünkt, sicheren Weg bei der Erklärung germanischer Mythen vorgezogen, nämlich überall sorgfältig *Namen* und *Sache* zu scheiden. Längst schon ist ausgemacht, dass an den von Caesar und Tacitus genannten germanischen Gottheiten nichts römisch ist, als der Name, und dass überhaupt nicht ein reeller Zusammenhang zwischen griechisch-römischer und germanischer Mythologie Statt fand, so oft es auch scheinbar der Fall seyn mag. Eben so wenig kann Rec. dem beistimmen, was Hr. *B.* von der merkwürdigen Aehnlichkeit zwischen der griechisch - römischen und der *sogenannten* (warum sogenannten?) nordischen Mythologie mittheilt. Er sagt: „Ihre (der nordischen Mythologie) *Asen* sind die etrurischen *Aesir*, welche, gleich jenen, zwölf an der Zahl, dem obern Gotte *Tina* untergeordnet waren, (wie) jene dem Odin." Worin soll hier nun eigentlich der Grund der Gleichheit liegen? In der Zahl 12? oder in dem Namen Aesir, oder endlich darin, dass beide Götterstämme einem oberen Gotte unterworfen waren? Sollen etwa alle drei Punkte zusammengenommen die Gleichheit beweisen? Zur Zahl 12 bemerken wir, dass sie auch bei andern Götter- und auch Heldenstämmen vorkommt, da sie überhaupt eine mythische Zahl ist. Allerdings ist der altnordische Plural von As, Gott, Aesir; allein N ist ausgeschieden, in älterer Form lautet das Wort Ans, plur. Anseis, und dieser klingt eben nicht sehr dem etrurischen Aesir ähnlich, wobei doch kaum eine ähnliche Umgestaltung des Wortes nachgewiesen werden dürfte. Und wo wäre ein Götterstamm, der *nicht* einem oberen Gotte untergeben gewesen wäre? Da demnach die drei Punkte einzeln zu einem Beweise nicht füglich gebraucht werden können, so werden sie auch zusammengenommen nicht viel beweisen. Hr. *B.* fährt fort: „Wenn Tacitus Germ. 3. in Askiburg am Rhein einen Altar des Odysseus und seines Vaters Laertes gefunden zu haben meinte, so gaben wohl die in Runenschrift eingegrabenen Namen *Odin* und *Lorich* die Veranlassung, oder er hiess *Lar-Odin*, wie *Herr-Gott.*" Hiezu weiss Rec. nichts zu sagen, als dass auf *deutschen* Runensteinen gewiss nie weder Odin noch Lorich, noch auch Lar-Odin gestanden haben dürfte, da die *altdeutsche* Form nicht *Odin*, sondern *Wuotan*, *Wodan* lautete, und dass ihm weder in deutscher noch in skandinavischer Mythologie ein *Lorich* bekannt ist; wenn Hr. *B.* unter dem *Lorich* nicht etwa den Beinamen des Thor *Hlôr-ridi*, oder *Hlô-ridi* (über die Bedeutung s. Gloss. zur Edda) verstanden haben will. Das *Lar-Odin* kann Rec. aber gar nicht begreifen, da eine Zusammensetzung mit Lar, Laris, doch wohl nicht angenommen werden darf; sonst wäre das Herr-Gott ja nicht schicklich zur Erklärung gewählt, da dem Lar-Odin dann ein Dominus-Gott jedenfalls besser entspräche. „Der vom Eber verwundete, 6 Monate danieder liegende Odin, fährt Hr. *B.* fort, welcher entflieht, und von Freija weinend durch alle Länder gesucht wird, ist der vom Eber getödtete, nach 6 Monaten wieder auflebende Adonis, der Attis, Osiris, den die klagende Kybele, Isis sucht." Diese wenigen Worte enthalten eine ziemliche Anzahl von Unrichtigkeiten. Keine der beiden Edden erwähnt auch nur mit einem Worte, dass Odin von einem Eber verwundet worden sey, und darauf 6 Monate krank gelegen habe. Und wie kann der, der krank danieder liegt, entfliehen? Da würde die leichtfüssige Freija schwerlich viel Mühe gehabt haben, ihn wieder einzuholen. Die Geschichte mit dem Eber ist von irgend einem *erdacht* und der Mythe vom *Odur angedichtet worden*. *Odur* (nicht Odin), der Ge-

Gemahl der Freija, verliefs diese, der Edda zufolge, und zog in fremde Lande; und um ihn (nicht den *Odin*, der nie entflohen ist) aufzusuchen, zog Freija unter verschiedenen Namen weit und breit umher.

„Gold ist die Quelle des Weltunglücks (Völuspâ Str. 20), sagt Hr. *B.* ferner; Frygga's Goldbegierde entrifs ihr den Odin, — und durch Goldbegierde verliert Osiris das Leben (§. 53); Typhon, der im Mondschein jagt, tödtet ihn — das ist der wilde Jäger. Auch Zagreus ist ein Jäger." Das erstere, dafs Gold die Quelle des Unglücks in der Welt sey, ist allerdings Eddalehre, nichts aber weifs sie davon, dafs Frygga aus Goldbegierde ihren Gemahl Odin verloren habe. Diefs ist wieder eine reine Erdichtung. „Der indische Dionysos ist der Langbart, und diesen Beinamen führt auch Odin. Dionysos, der über Asien herrscht (Cicero III. 23), könnte der Herr der *Asen* heifsen. Pollux ist ein *Ase*, daher sein Sohn Asineos. Zeus, Athene, werden *Asen* genannt, und die Mutter des Prometheus ist eine Asin." Hiezu erwähnt Rec., dafs die Namen und Beinamen der griechischen Götter nur auf Asien hinweisen, dafs aber bei der skandinavischen Mythologie alle *wörtlichen* Hinweisungen auf Asien einer späteren Zeit angehören, wo man bemüht war, den Ursprung der Mythen zu erklären und die Herkunft der Götter geschichtlich nachzuweisen. Ueber das nordische As (Ans) haben wir schon oben gesprochen. Von den langen Bärten, die die Götter im Norden, wie im Süden und Osten trugen, möchte Rec. keine Verwandtschaft zwischen ihnen herleiten. Hierin richteten sich die Götter, die man sich nicht gerade in ewiger Jugend dachte, gefälligst nach der Sitte der Menschen.

„Ares-Theros (§. 11) erinnert an Thor, fährt Hr. *B.* fort, näher noch Targitaus-Hercules (§. 109). Dieser Hercules ward im hohen Norden als höchster Gott verehrt — das ist Thor, welcher erst spät und nur theilweise dem Odin nachgestellt wurde. Die Aegypter nannten den Taaut auch Thoor (S. 255), das war so, wie in Keltien der Hermes Herakles genannt wurde (§. 116)." Wir erinnern hier nochmals, dafs man bei Tacitus und allen andern alten Schrifstellern immer den Namen von der Sache scheiden müsse. Thor ist in der skandinavischen Mythologie immer nur der Gott des Donners. Thôr ist aus Thunar, wie der Name dieses Gottes althochdeutsch lautet, zusammengezogen, gleichwie As aus Ans verkürzt ist. Wo ist aber Herkules jemals als Donnergott vorgestellt worden? Dafs die *Griechen* und *Römer* den Thor durch Herkules bezeichnen konnten, rührt daher, weil Thor einmal als der Stärkste der Asen gedacht ward, und weil er, gleich dem Herkules in der griechischen Mythologie die manchfaltigsten Kriegsfahrten und Wanderungen in das Land der Riesen (Joten) unternahm.

Ferner werden noch zusammengestellt die Joten (Jotnar) mit den Giganten und Titanen; der Typhon mit Jormungandr; die Esche Yggthrasil mit dem persischen Lebensbaum Hom; die Kuh Audhumbla (die Io-Isis) mit dem persischen Urstier Kajomors und dem Stier-Dionysos; Hræsvelgr mit Aquilo; der altgriechische Name des Jahres Λυκαβας (Wolfbahn) mit der Mythe von Fenrir u. s. w. „Solche Uebereinstimmungen, sagt Hr. *B.*, in minder wichtigen Dingen beinahe Zufälligkeiten, beweisen für Verwandtschaft und Abstammung oft mehr, als die Gleichheit wesentlicher Ideen und Ansichten, in welcher der menschliche Instinct sich offenbart. Wir müssen nothwendig an sehr alte Verbindungen denken, von denen die hyperboreischen Sagen Einiges andeuten, an eine gemeinschaftliche Quelle und wechselseitige Mittheilungen: denn nimmermehr hätte die hellenische Eitelkeit eine Latona und ihre hehren Kinder aus dem verachteten Norden kommen lassen, wenn nicht die Wahrhaftigkeit der Sage sie dazu genöthigt hätte." Mit diesem letzten Satze, nicht aber mit allen obigen Zusammenstellungen, ist Rec. einverstanden; ihm scheint, dafs man bei derartigen Forschungen die sorgfältigste Umsicht mit dem treuesten Studium der reinen Quellen verbinden müsse, nie aber das, was kaum zu einer Vermuthung berechtigt, als zum vollständigsten Beweise hinreichend, annehmen dürfe. Man geräth sonst in ein Meer von Verwirrungen, welches uns nie mehr an wohlbebauten Küsten anlanden läfst, wo uns vielmehr die Scylla der Charybdis und diese jener immer wieder in den verschlingenden Rachen wirft.

Uebrigens können wir, wenn wir von dem Zweck, die Kabiren bei den Germanen einheimisch zu machen und von der etwas arg behandelten skandinavischen Mythologie absehen, dem Werke Hn. *B's*, seinen Hauptbestandtheile nach, das Lob gediegener Forschung und des umsichtigsten Fleifses nicht absprechen. Alle Mythologen dürften es mit Recht den besten Werken in diesem Fache an die *Seite stellen.*

333.

MEDICIN.

Berlin, b. Hirschwald: *Anleitung zur Krankenwartung.* Von *J. F. Dieffenbach*, Dr. d. M. u. C., dirigirendem Arzte d. Abtheil. f. chirurg. Kranke in d. Charité u. s. w. 1832. 182 S. 8. (16 gGr.)

Der Vf. wünscht, laut der *Vorrede*, dafs sein Buch „von Gebildeten und Ungebildeten gelesen werde, aber nicht von ganz Ungebildeten"; er setzt hinzu: „*Solche* taugen auch nicht zu Krankenwärtern." Sehr wahr. Aber für solche Leute von einer nur sehr *geringen* Bildung ein ihnen wahrhaft erspriefsliches Buch zu schreiben, ist weit schwieriger, als man gemeiniglich glaubt, und in der That nicht viel leichter, als *sehr* gebildete Leser zu befriedigen. Von einer Anleitung zur Krankenpflege, für Leser der ersteren Klasse geschrieben, darf nicht blofs gefordert werden, dafs sie enthalte, was zur Sache gehört, nicht mehr und nicht weniger (weil der Leser weder zur *Pfuscherei* angeleitet, noch mit einer *unvollständigen* Kenntnifs des Krankenwärter-Berufes abgefertigt

tigt werden darf), sondern auch, dafs sie gerade in der Art abgefafst sey, welche dem wenig gebildeten Leser alle ertheilten Vorschriften verständlich macht, ihn von der Nothwendigkeit derselben — so viel es möglich ist — überzeugt und selbst ihn fühlen läfst, was nicht selten sogar Aerzte vergessen, dafs nämlich der Kranke mehr ist, als ein — Capital, niedergelegt, um seinen Helfern Interessen zu tragen. — Welche von diesen beiden Erfordernissen wir nun auch ins Auge fassen mögen: wir können die vorliegende Schrift nur zu den musterhaftesten ihrer Art rechnen. Zwar sagt der Vf., er glaube gern, dafs — was die Vollständigkeit seiner Anleitung betrifft — man leicht irgend etwas vermissen werde. Das möchte indefs wohl *nicht* leicht der Fall seyn. In neunzehn Kapiteln ist die Rede „von der Krankenwartung überhaupt" (S. 1. — eine leider nichts weniger als übertriebene Schilderung des gänzlich mangelnden oder sehr geringen Berufes, den noch heut zu Tage die meisten zum Krankenpflegen benutzten Individuen zu eben diesem Geschäft an den Tag legen), „von den nothwendigen Eigenschaften eines Krankenwärters und einer Krankenwärterin (S. 13), von der Luft in Krankenstuben (S. 30), von der künstlichen Erwärmung des Krankenzimmers (S. 34), vom Lichte und der Erleuchtung (S. 37), vom Essen und Trinken (S. 39), von den Räucherungen zur Verbesserung der Luft in Krankenstuben (S. 40), von der Sorge für die körperliche Reinlichkeit des Kranken. — Kleidung, Bettstelle, Bett, Unterlagen, Umbetten (S. 48), von dem, was in einer Krankenstube befindlich seyn mufs (S. 67), vom Eingeben der Arznei. — Tropfen, Lattwerge, Lecksaft, Pulver, Trank, Thee (S. 69), von der Anwendung äufserer Heilmittel. — Ausspülen des Mundes, Gurgeln, Einspritzungen in den Mund, Nase, Ohren, weibl. Geschlechts - Theile, unter die männl. Vorhaut, in den After, Pinseln des Halses, Unterstützung beim Stuhlgange und Urinlassen, Nachtgeschirre, Stuhlzäpfchen, Uringläser (S. 84), von denjenigen Mitteln, welche unmittelbar auf die äufsere Oberfläche des Körpers angewendet werden. — Kalte, warme, trockene Umschläge, trokkene Einwickelungen, Auflegen der Pflaster (S. 110), vom Durchliegen (S. 127), von den Bädern (S. 129), von den Dampfbädern (S. 138), von den Reibungen und Einreibungen (S. 145, von den trockenen Bädern (S. 153), von der Hülfsleistung beim Aderlafs, dem Anlegen der Blutegel und bei gröfseren chirurgischen Operationen (S. 158), von der Sorge für Sterbende und Todte (S. 174), von dem Verfahren der Krankenwärter bei ansteckenden Krankheiten, so wie von Desinfection überhaupt (S. 180)." — Rec., obwohl seit siebenzehn Jahren praktischer Arzt, und von früherer Zeit her auch der Hospital - Praxis nicht fremd, kennt doch keinen wesentlichen Gegenstand der Kranken - Pflege, der hier mit Stillschweigen übergangen wäre, und eben so ist von keinem einzigen, der zur Sprache gebracht ist, *zu wenig* gesagt worden. Noch weit lobenswerther erscheint es indefs, dafs der Vf. auch sichtlich bemüht gewesen ist, nirgends *zu viel* zu geben, nirgends mehr, als dem Krankenwärter frommt. Hiervon findet sich ein recht auffallendes Beispiel S. 63. Unter *keinen* Umständen erlaubt dem Krankenwärter die „Anleitung", einem Kranken, dem zur Ader gelassen worden ist, den Verband ganz abzunehmen, nur diesen etwas lockerer zu machen oder im Falle drohender Verblutung die letzten Touren schärfer anzuziehen, oder mit untergelegter Compresse eine neue Binde *über* die vorige anzulegen, wird dem Wärter verstattet, wenn der (sogleich herbeizurufende) Wundarzt nicht zugegen seyn sollte. In gleicher Weise hat der Vf. bei jeder andern Gelegenheit daran erinnert, dafs die Hülfe des Krankenwärters niemals in eine Art von Heilungs - Versuch ausarten darf. So gut nun aber einerseits das *Maafs* der Belehrung getroffen ist, welche der Krankenwärter - Dienst voraussetzt, eben so passend ist die *Sprache*, in welcher Hr. *D.* diese Belehrung ertheilt. Es ist dafür gesorgt, dafs der Gebildete den Vortrag nicht geschmacklos finde, so wie dafür, dafs der nicht ganz ungebildete Leser ihn vollkommen verstehe, und doch zugleich durch den ihm ungewohnten edleren Ausdruck auf die Wichtigkeit eines Berufes aufmerksam gemacht werde, dem gerade so viele *ohne* Beruf sich widmen. Einen sehr guten, angehenden Krankenwärtern nicht genug zu empfehlenden Commentar der „*Res sacra miser*" möchten wir das Büchlein nennen, ohne jedoch deshalb den Kreis seiner Leser auf jene Leute beschränken zu wollen. Es wird mit eben so grofsem, ja wohl noch gröfserem, Nutzen von Allen gelesen werden, welche — ohne eben Lohnwärter zu seyn — häufig mit Kranken - Pflege beschäftigt sind, und wenn die Vorrede Aerzte von dem Publicum, für welche die Schrift bestimmt ist, ausdrücklich ausschliefst, so glaubt Rec., dafs selbst diese die kleine Schrift unter andern schon deshalb gern, und selbst nicht ohne Nutzen, lesen werden, weil sie auf manche besonders von Privatärzten leicht zu übersehende, und doch oft sehr einflufsreiche, Verstöfse der Krankenwärter aufmerksam macht. — In Bezug auf die einzelnen oben genannten Gegenstände des Buches erlauben wir uns noch einige Bemerkungen, von denen vielleicht der Vf. eine oder die andere bei einer zweiten Auflage seiner „Anleitung" benutzen dürfte. Da im *zweiten* Kapitel bereits durchgängig von der Luft-Reinigung in Krankenstuben die Rede ist: so wäre es wohl zweckmäfsig, zugleich von den luftverbessernden Räucherungen zu sprechen, zu denen der Vf. sich erst im *sechsten* Kap. wendet. — *Luftreinigend* kann keines der gewöhnlichen Räucherpulver, können auch die Wachholderbeeren nicht genannt werden (S. 42), nur der *Geruch* fremdartiger Bestandtheile der Luft wird durch sie verbessert. — Von den eisernen Bettstellen heifst es S. 53: „Sie werden so sehr gelobt: ich kann ihnen keinen Geschmack abgewinnen, sie sehen wie ein kahles Gitterwerk aus, lassen so sehr in das Innere des Bettes hineinblicken, schützen von keiner Seite gegen die Luft und gewähren dem Kranken nicht die mindeste Wärme. Sie wer-

werden besonders für Hospitäler empfehlen, wo sie für nachlässige Wärter allerdings den Vorzug haben mögen, dafs sich in ihnen nicht so leicht Wanzen, wie in den Fugen der hölzernen Bettstellen, einnisten." Aber diefs ist ein Vorzug, der gewifs nicht allein den Wärtern, und unter diesen gewifs nicht allein den *nachlässigen*, zu Gute kommt. Ueberdiefs ist nicht allein die Verunreinigung durch *Wanzen* am leichtesten von eisernen Bettstellen abzuhalten. — Am sichersten wird immer das Verschütten (S. 71) einer Efslöffelweise zu nehmenden Arznei (weil es eben sowohl durch den Kranken, als durch den Wärter, im Augenblicke des Arznei-Gebrauchs veranlafst werden kann) dadurch verhindert, dafs der Wärter die Arznei in einer Ober-Tasse reicht, in welche der Efslöffel ausgegossen worden ist. Wo man sich aber einmal der Efslöffel unmittelbar zum Arznei-Geben bedient: da verdienen unbedingt jene porcellanenen zu diesem Zwecke eigens bestimmten von mittlerer Gröfse, durch Salze, Säuren u. s. w. nicht angreifbaren, deren auch der Vf. erwähnt, trotz ihrer Zerbrechlichkeit, wenigstens in Privathäusern, den Vorzug vor metallnen. Sie sollten eben so allgemein in Gebrauch kommen, als jene Tropfen-Gläschen, welche die Gestalt einer Retorte haben, deren Bauch vermittelst einer Seitenöffnung mit der Arznei gefüllt werden kann und durch dessen Hals aus einer Haarröhrchen-Oeffnung die umgekehrte Retorte die Tropfen nicht anders als einzeln ausfliefsen läfst. Rec. hat einigemale (nur vor einigen Jahren sind ihm überhaupt diese Gläschen bisweilen vorgekommen und der Vf. erwähnt ihrer nicht) erfahren, dafs auch der ungeschicktesten Hand das Abzählen von Tropfen der gefährlichsten Arznei überlassen werden kann, wenn man sich dabei dieser Gläschen bedient, während aus den gewöhnlichen Arznei-Fläschchen, wenn der Rand der Oeffnung steil ist, auch der Geschickteste höchstens vermittelst eines eingelegten Fadens, an welchem die Arznei abtröpfelt, Tropfen abzuzählen vermag. — Wo Einspritzungen in die weiblichen Geschlechts-Theile einer Wärterin überlassen sind, soll sich diese nach Hn. *D.* nicht der Mutterspritze mit langem krummen Rohre bedienen, sondern es soll auf eine gewöhnliche, ein gerades, einen Finger langes und einen kleinen Finger dickes Rohr von Elfenbein mit einer oder mehreren Oeffnungen gesetzt werden. Der Vf. hält diefs wenigstens, und wohl mit Recht, für besser, weil ein solches Rohr viel leichter eingleitet, als der spitzige Kopf der krummen zinnernen Röhre, die wegen ihrer gröfseren Länge leicht zu tief eindringt (S. 95). — In Betreff des Verbindens einer durch spanische Fliegen gezogenen Blase (S. 125) möchte noch zu erinnern seyn, dafs der Wärter dem Kranken viel Schmerz erspart, wenn er die eingeschlitzte Oberhaut nicht, wie es gewöhnlich geschieht, von der entzündeten Stelle abzieht, und was die Senfpflaster anbelangt (S. 126), dafs nicht die eintretende Röthung der Haut, sondern das Wahrnehmen einer brennenden Empfindung, den rechten Zeitpunkt bestimmt, das Pflaster abzunehmen, weil eine rothe oder bräunliche Farbe der gereizten Stelle oft erst am folgenden Tage sichtbar wird. — Der Verleger hat durch gutes Papier und correcten Druck das Seinige redlich beigetragen, diese sehr nützliche Schrift einem grofsen Leser-Kreise zu empfehlen.

C. L. Klose.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Duncker u. Humblot: *Deutsche Denkwürdigkeiten.* Aus alten Papieren. Herausgegeben von *C. Fr. v. Rumohr.* *Vier* Theile. 1832. 8. (4 Rthlr. 12 gGr.)

Mit grofsen Erwartungen begann Rec. das Lesen dieser durch ein schönes Aushängeschild geschmückten Schriften, fand sich aber, je weiter er eindrang, desto weniger befriedigt. Der als feiner Kenner im Reiche der Küche und in Kunstmuseen rühmlichst bekannte Vf. hat sich hier auf ein neues Feld gewagt, welches sich ihm, unseres Dafürhaltens, nicht sehr ergiebig gezeigt hat. Schon der Titel ist ominös und läfst eine versteckte Ironie vermuthen, da im Sinne mancher Ausländer oder eines *Börne* das hier gebrauchte Beiwort auf Breite und Weitschweifigkeit hinweisen, das Hauptwort aber *κατ' ἀντίφρασιν* gewählt seyn dürfte, um gerade sein Gegentheil zu bezeichnen. Vielleicht fehlt es dem Rec. an der nöthigen Empfänglichkeit und demjenigen geistigen Organ, durch welches die Tiefe und Bedeutung dieses Buches erkannt wird; er gehört aber auch nicht zu den Epopten und Jüngern, die unbedingt bei dem Namen *Rumohr* sich verbeugen, und so bekennt er offen, dafs er in dem Buche nichts weiter deutsch gefunden hat als das Deutsche, d. h. die mit wahrer Meisterschaft behandelte und in einem sanften, harmonischen Strom sich fortbewegende Sprache. In den Denkwürdigkeiten fand er jedoch so wenig Denkwürdiges, dafs das Gedächtnifs des Lesers gewifs nicht lange damit beschwert wird, da auch nicht eine Gestalt, nicht ein Verhältnifs, nicht eine Begebenheit bedeutend und anziehend heraustritt, und nur die Feinheit des Vfs Anerkennung verdient, der anmuthig und geistreich sich über alles und jedes verbreitet. Aber eben diese *Verbreitung*, die eine Anzahl netter Genre-Bilder und eine Fülle trefflicher Reflexionen und praktisch-lehrreicher Bemerkungen hervorgerufen hat, ermüdet zuletzt, denn man vermifst trotz der gleifsenden Schaale den poetischen Kern, der das Ganze schmackhaft machen soll. Gern wollen wir Hn. *v. R.* bei seinen Forschungen im Gebiete der Kunst begleiten und dankbar jede wichtige Belehrung von ihm annehmen; aber er vergebe uns, wenn wir seinen Denkwürdigkeiten im Ganzen eben so wenig Geschmack abgewinnen können, als seiner neuesten Polemik.

— r.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1833.

PHILOSOPHIE.

Trier, b. Gall: *Versuch einer systematischen Behandlung der empirischen Psychologie* von *Franz Xav. Biunde.* 1831. *Erster* Band *erste* Abtheilung L u. 479 S. *Zweite* Abtheilung XLIV u. 355 S. 8. (4 Rthlr. 18 gGr.)

In dem Vorwort, welches der Vf. beiden Abtheilungen dieses Werks zugegeben, sucht er zuvor die Wichtigkeit, und sowohl den absoluten, als den relativen, den formalen und den materialen Werth des Studiums der empirischen Psychologie hervorzuheben: es mindere die Missverständnisse der Philosophen, es sey eine philosophische Propädeutik, psychologische Fakta lägen den philosophischen Behauptungen zum Grunde, wenn man sich auch nicht darauf berufe, man solle deswegen eine systematische Darstellung derselben versuchen. Dann aber wird erinnert, wie den meisten Einfluss auf vorliegende Behandlung die philosophische Einleitung in die Theologie von Prof. *Hermes* gehabt, welche in psychologischer und philosophischer Rücksicht als ein reichhaltiger Schatz in der ganzen Geschichte der Philosophie noch ohne Beispiel dastehe, und zuerst eine feste Brücke von den Thatsachen des unmittelbaren Selbstbewusstseyns bis zum Urrealen, dem Wesen der Wesen und zum Christenthume geschlagen habe. Unser Vf. wundert sich, dass dieser Schatz — obwohl das System noch nicht in seiner Vollendung erschienen — von gelehrten Instituten und Geschichtschreibern der Philosophie nicht beachtet worden, da doch schon auf Universitäten und andern höhern Lehranstalten von mindestens 16—20 Kathedern im Sinne dieses Systems oder auf seiner Grundlage docirt werde, auch ein gutes Dutzend Bücher im Geiste dieses Systems schon erschienen, und eine grosse Anzahl noch im Entstehen begriffen sey. Rec., dem die Sache unbekannt geblieben, darf hierüber trösten, da Schätze und Bücher ihre Schicksale haben, und mit geringer Sicherheit vorausgesagt werden kann, was Glück mache, was nicht; das Beste aber immer von der Zukunft zu hoffen steht, sobald die Katheder sich einer Lehre annehmen. Was der Vf. über Gründe der bisherigen Vernachlässigung anführt, ist nur zum Theil zutreffend. „*Hermes* sey katholischer Geistlicher" — das könnte bei Manchen schaden, bei Andern aber auch zur Empfehlung dienen; — „Obscurantismus und Romanismus, Schwärmerei und Mysticismus werde nicht gelehrt" — dies bringt nach des Rec. Ermessen Nachtheil; — „die Grundlegung des Systems werde in einer Einleitung zur christkatholischen Theologie vorgetragen" — das ist freilich schlimm, weil man Einleitungen für nicht so wichtig hält; allein *Hermes* schrieb doch in Paragraphen, von denen jeder, wie der Vf. sagt, einen Centner jener Bücher aufwiegt, welche zur Mehrheit gehören, und da müssten solche Paragraphen doch wirken; — „der Entwurf sey tiefgedacht, voll Ordnung, Gründlichkeit, Klarheit und Consequenz" — wenn's wirklich so ist, bringt die Klarheit Schaden und erweckt keine Meinung von der Tiefe; — „diese Philosophie stimme mit dem Christenthum überein" — dies kann ihr nur Gunst gewinnen; — „sie zeige sich in Einfachheit der Sprache, in schlichtem Gewande"; — schlimm, wahrhaft schlimm, wie auch der Vf. einsieht. Ueberhaupt wird eine Lehre, die nicht alles Frühere überbietet und gleichsam gänzlich in sich aufzehrt, in Deutschland kein bedeutendes Glück machen und der Vf. sagt selbst, auf *Kant* und *Fichte* sey als gewichtige Männer ehrenvolle Rücksicht genommen, dagegen seyen neuere extravagante Systeme ausser Acht gelassen. Hiedurch schon stellt sich die Sache in das letzte Decennium des vergangnen Jahrhunderts zurück, in welchem nur die Anfänge des Ausserordentlichen unsrer Tage sich finden, dessen einstiges Licht — wie man sich darüber vernehmen lassen — seitdem gänzlich in der Wissenschaft erlosch, sofern dasselbe nicht in die nachgefolgten Einsichten aufgenommen und mit höheren Stralen vereinigt worden.

Abgesehen nun hievon, ist das Werk fleissig gearbeitet, und verdient Aufmerksamkeit selbst bei denjenigen, welche das System des Vfs nicht kennen, oder einem anderweitigen zugethan sind. Ist ausserdem die empirische Psychologie eine „historische oder beschreibende Darstellung der Erscheinungen unsers Innern, oder unsrer innern Zustände und Veränderungen"; (S. 9) so scheint sie unabhängig von der Speculation ihren Weg fortsetzen zu können, wiewohl die letztre gern in alles sich mengt, und ihr z. B. der Unterschied zwischen Seele und Geist angehört, den man neuerdings wieder hervorgesucht, und welchen der Vf. für verwirrend und überflüssig hält. Dagegen nimmt er die Seelenvermögen, welche angefochten worden, in Schutz; und gewiss mit Grund, wenn man nur dieselben nicht als etwas mechanisch neben einander liegendes und sich einander gleich einem Räderwerk Unterstützendes betrachtet. Nach den drei Hauptvermögen der Erkenntniss, des Gefühls, des Be-

Begehrens, macht er die Eintheilung der Wissenschaft, und verwirft die Eintheilung der Psychologie in eine allgemeine und besondre, reine und angewandte. Die letztern Eintheilungen sind überhaupt in manchen Wissenschaften oft wegen des Ansehns von Gründlichkeit und Vollständigkeit beliebt worden, wobei man sich vergebens nach der Sachverschiedenheit umsieht, worauf doch die Eintheilung gestützt seyn sollte.

Das Erkennen umfaſst nach dem Vf. das Anschauen, das Denken, das Erkennen im engern Sinne, und das Anerkennen. Die Vermögen, welche hiefür vorausgesetzt werden, geben die weitere Eintheilung. Das Anschauungsvermögen ist ein doppeltes, nämlich Sinn und Einbildungskraft. In Ansehung der sinnlichen Vorstellung wird die Annahme gerügt, daſs wir durch den Sinn nur den Stoff der Vorstellung erhalten sollen, dieser Stoff aber von einem höheren Vermögen — der Einbildungskraft — in eine Form gebracht werden müsse. Form und Stoff sind nur in unsern Abstraktionen getrennt, in der wirklichen Welt sind beide stets zu einer Einheit, *einem* Etwas verwachsen. Ein innrer Sinn wird angenommen, als Vermögen der sinnlichen Wahrnehmungen oder auch Anschauungen der Seelenzustände; obwohl neuere Psychologen von ihm als einer mangelhaften Erfindung oder abenteuerlichen Chimäre gesprochen. „Alles Eifern gegen die Lehre von einem innern Sinne bricht nothwendig auch aller Phänomenologie des Geistes und aller Philosophie den Stab, macht sie unmöglich, und damit auch alle gesunde Philosophie." (Abth. 1. S. 170.) Die Frage nach den Organen des innern Sinnes steht in enger Verbindung mit der Frage nach dem Sitz der Seele. Ein Allsinn, Gemeingefühl, Gemeinsinn, wird geleugnet, es ist kein andrer Sinn mehr denkbar neben dem äuſsern und innern. Das Wissen resultirt aus dem Anschauen oder dem Gewahrwerden und ist das Gewahrwerden; das Bewuſstseyn ist ein vervollständigtes und auf das bestimmte Object beschränktes Wissen. Der Vf. leugnet, das es ein unmittelbares Wissen und Bewuſstseyn von Gott gebe, wenn es aber auch dergleichen gebe, setzt er hinzu, so wäre damit das Daseyn Gottes uns noch nicht gewiſs, weil das Bewuſstseyn nicht selbst die Wirklichkeit des Bewuſsten verbürgen kann, nicht einmal *seine* Wirklichkeit, und jedes neue Bewuſstseyn kann wieder in Zweifel gezogen werden, weswegen die alten Skeptiker consequent behaupteten: *Nihil sciri posse, ne id ipsum quidem.* Inzwischen liefert das Bewuſstseyn dem Psychologen Erscheinungen und Fakta, und verweist die Fragen über Realität derselben in die Philosophie.

Die Einbildungskraft wirkt beim sinnlichen Anschauen als combinirendes und schematisirendes Vermögen, dann auch reproducirend und producirend. Aus Combination entspringen die Vorstellungen von körperlichen Formen und Reihen, das Schematisiren liefert Denkbilder. Zu ihnen zählt der Vf. Raum und Zeit, die sich erweitern, so daſs ein Streben des menschlichen Geistes vorhanden ist, sie als unendliche Gröſsen anzuschauen, und er nennt die Kantische Ansicht eine bloſse Hypothese. Ueber die reproducirende Einbildungskraft lesen wir anziehende Betrachtungen. Die Specialgesetze der Reproduction sind: es wecken sich Vorstellungen, welche nach Raum und Zeit mit einander verbunden sind, als Ganzes und Theil, Sache und Eigenschaft, Zeichen und Bezeichnetes, Ursache und Wirkung, Aehnlichkeit und Contrast, früher dagewesene Aufeinanderfolge. Man nannte dies Ideenassociation, deren Gesetze für Erklärung der verschiedensten Phänomene im menschlichen Geiste von der höchsten Bedeutung sind, besonders auch für Menschenkenntniſs. Die Gründe der vollkommneren und unvollkommneren, leichteren und schwereren Reproduction können in der Seele und im Körper gesucht werden, man muſs wohl möglich finden, die Gesetze derselben durch mathematische Formeln auszudrücken, indeſs würde dadurch die empirische Psychologie um Nichts erweitert werden. Zur producirenden Einbildungskraft gehören die sinnlichen Dichtungen, die Träume, und die denselben verwandten Zustände. Die Träume entstehn wie die unwillkürlichen Dichtungen des Wachenden, vermittelst der Reproduction und Verbindung von coexistirenden Vorstellungen, und der von Andern schon aufgestellte Satz wird vom Vf. angenommen: „der Mensch träume immer im Schlafe, erinnre sich nur nicht immer seines Traums." Prophetische Träume müſsten aus andern wichtigen Gründen angenommen werden, als die man gewöhnlich anführt. Die Zustände des Nachtwandelns, des Somnambulismus und des Hellsehens zeigen wohl manches Auffallende und Seltsame, wären aber grade nicht wunderbar zu nennen, und die Wahrnehmungen einer Seherin, welche gedruckt worden, enthalten nach dem Urtheil des Vfs in keiner Rücksicht hohe Weisheit, sondern sind in theoretischen, praktischen, religiösen Dingen Nichts als die Ausgeburt einer wilden Phantasie, welche nur dadurch weniger kenntlich wird, daſs sie durch gewisse positive Lehren, als eben so viele Angeln und Anhaltspunkte in ihrer Bahn erhalten wird, jedoch nicht, ohne zuweilen in ziemlich weitgreifenden Unsinn sich zu verlieren. Dem beliebten Anstaunen unserer Tage wird dies so ungeziemend klingen, als eine andre Aeuſserung: „Kant's Erklärung vom Wahnsinn, wornach er die innre Verfassung seyn soll, worin man eine bloſse Vorstellung der Einbildungskraft für die Gegenwart der Sache selbst zu nehmen und eben so zu würdigen gewohnt ist — ist in wichtigen Bestimmungen ungenau; darnach müſste man alle diejenigen der neuern Philosophen für Wahnsinnige halten, welche im Philosophiren auf den Flügeln der Einbildungskraft sich in Regionen erschwingen wollen, die der kalten Reflexion nicht so weit offen stehen, und welche dann ihren Bildern Realität andichten." — Es lieſse sich dagegen zugleich erinnern, eine Consequenz stoſse die Kantische Erklärung nicht um, und zur Begreiflichkeit manches

neuern

neuern Philosophirens bedürfe man fast einer Hypothese. Ist es wahr, „das Gehirn der Gelehrten scheine sich leichter zu verwirren, als bei andern Leuten", (S. 447. Abth. 1.) was soll man sagen? Erklärt doch der Vf. eine habituell gewordne Schwärmerei, so oft sie ins Leben tritt, für partiale Verrücktheit (eb. S. 458), behauptet er doch, dafs ihr der Mysticismus sehr zusage, und von beiden hören wir ja in unsrer Zeit Vieles.

Das Denkvermögen wird vom Vf. als ein niederes dem Verstande, als ein höheres der Vernunft zugetheilt. Jenes tritt in Wirksamkeit unmittelbar nach der Anschauung in dem Denken: *das ist.* Die Dinge erhalten dadurch die Geltung des Seyenden, aber das Seyn ist keine Eigenschaft des Dinges, so dafs psychologisch betrachtet das Seyn und Nichtseyn mit dem Etwas und Nichts nicht identisch sind. Der Begriff Substanz ist *a priori*, das Denken lehrt uns die Substanzen nicht kennen, sondern setzt uns Etwas = X, welches wir nur nach seinen Verhältnissen und Aufsenseiten auffassen. So ist es bei der Aufsenwelt und Innenwelt. Dafs wir das Ich, welches auch Seele heifst, nicht als raumerfüllend denken, kommt daher, dafs die Zustände nicht als Ausdehnungen erscheinen. Die Vorstellung des Ich und das eigentliche Selbstbewufstseyn sind mittelbar und auf Veranlassung der innern Erscheinungen von uns gebildet, erst allmählig durch ein Denken des Verstandes erzeugt. Ist diese Vorstellung nicht unmittelbar, so kann die Ueberzeugung vom Daseyn derselben noch weniger eine ursprüngliche heifsen. Darum ist auffallend, dafs man in der Philosophie so selten auf einen Beweis der Wahrheit von der Wirklichkeit der Innenwelt eingeht, obgleich man den Beweis für die Wirklichkeit der Aufsenwelt oft für nothwendig erklärte. (Das Widersinnige des Beweisens meiner selbst von mir für mich ist doch einleuchtend, vom Denken und Beweisen wird nothwendig Bewufstseyn schon vorausgesetzt, und von diesem Unterscheidung des Aeufsern und Innern, als deren Träger körperliche Substanzen und Seele gedacht werden.) Erwägt man das Verhältnifs der Anschauungen und Begriffe, so ist der Begriff gleichsam die von den vielen und allen zufälligen Merkmalen entkleidete Anschauung; die Anschauung hingegen der mit vielen zufälligen Merkmalen bekleidete Begriff. Urtheilen und Schliefsen gehört dem Verstande, er ist das Vermögen, die Erscheinungen zu verstehen, der Vernunft gehören diejenigen Denkthätigkeiten, wodurch wir die gedachten und beurtheilten Erscheinungen begründet und begreiflich finden. (Der Sprachgebrauch, auch der lateinische — *intellectus* und *ratio* — kommen dieser Angabe zu Hülfe; inzwischen wird schwerlich dadurch einer Grenzverwirrung vorgebeugt, indem Erscheinungen nicht verstanden werden, ohne sie begreiflich zu finden, mithin nur der vernünftige Verstand begreift und versteht.) Den letzten Grund wird die Vernunft in der Freiheit zu suchen haben, und der Vf. bemerkt mit Recht, Freiheit sey um Nichts mehr undenkbar als Selbstthätigkeit, und streite eben so wenig als diese letztere mit dem Causalitätsgesetze. Aber etwas Seltsames ist ihm begegnet, dafs er eine Aeufserung Jacobi's (Werke Bd. III. S. 126. 127.) irrig und komisch nennt, worin diese Entstehung des Riechens aus einem Vermögen überhaupt zu riechen hergeleitet wird, da diese Aeufserung offenbar ironisch gemeint ist wider diejenigen, welche aus einem unbestimmten Vermögen eine bestimmte Erkenntnifs *a priori* herleiten wollen. Dergleichen vorauszusetzen, liegt in der Beschaffenheit des vernünftigen Denkens; aber erklärt und erkannt wird dadurch Nichts, so wenig wie aus Anlagen, wovon S. 179 spricht, deren Inbegriff die Natur jedes Dinges ausmachen soll. Anlage wie Natur bezeichnen in diesem Fall den unbekannten Grund, wodurch ein Wirkliches möglich ist, die Möglichkeit ist aber mit der Wirklichkeit zugleich schon erkannt. Die Beweise für das Daseyn Gottes nimmt der Vf. in Schutz, nämlich vom empirisch-psychologischen Standpunkte, als Nachweisung, dafs der Mensch das Absolute mit Nothwendigkeit als seyend denken und das so Gedachte für wirklich halten müsse. Man hat keineswegs dabei vor, das Seyn Gottes abhängig zu machen, macht es auch nicht unabhängig ohne solches Vorhaben. Das Absolute mufs die gedachten Reihen der Abstammung von gleichartigen Dingen mit Freiheit begonnen haben, so dafs in keiner Weise die Welt aus der Wesenheit des Absoluten, wie ein Ausflufs aus seiner Objectivität emanirend gedacht werden kann, die Selbstbestimmung mufs aus ihm als Subjecte hervorgehend und hervorgegangen gedacht werden; und weil sie weder von Aufsen ihm abgenöthigt seyn könnte, noch auch durch seine objective Wesenheit nothwendig seyn könnte, so mufs an eine *freie* Bestimmung des eignen Willens, und deshalb an Selbstbewufstseyn und Persönlichkeit des Absoluten gedacht werden. Hieraus ergiebt sich dann nach S. 222: „Dafs aller Deismus und Pantheismus, welche keinen *persönlichen* Urgrund des All zulassen, der denkenden Vernunft nicht genügen, nicht einmal möglich bleiben." (Hier behauptet der Vf. wohl zu viel, denn die Wirklichkeit des Deismus und Pantheismus setzt ja zugleich seine Gedankenmöglichkeit.) Wenn die Ideen Plato's als Vernunftbegriffe etwas Subjectives sind und mit ihnen über das Absolute sehr anthropomorphistisch gedacht und vom Absoluten nach menschlichen Begriffen und Vorstellungen die Welt ins Daseyn gerufen wird (S. 220.); wenn sie daher Undinge, absolut unverständliche Dichtungen genannt werden, so möchten wir fragen, ob nicht in der Ansicht des Vfs gleichfalls das Subjective und Anthropomorphistische vorherrsche, und ob dies Anders seyn könne?

Noch wird des Erkenntnifsvermögens im engsten Sinne und des Anerkennungsvermögens erwähnt. Das Erkennen entsteht dadurch, dafs das Erscheinende gefunden wird als unter der Vorstellung oder dem Begriffe stehend, der darauf im Denken bezogen wurde.

wurde. Es giebt ein niederes Erkenntnifsvermögen, den Verstand, und ein höheres, die Vernunft. Letzteres bezieht sich auf die Begründung der Dinge. Eine besondre Art desselben ist das reflexe Erkennen. Die Entscheidung über Realität oder Nichtrealität des Angeschauten, Gedachten und Erkannten gehört einem besondern Anerkennungsvermögen. Dafs es vollkommen unmöglich sey, die Wahrheit im Wege des blofsen Erkennens zu erreichen, erhärtet der Vf. durch die bekannten Skeptischen Argumente. In dem Anerkennen liegt der eigentliche Coincidenzpunkt des Subjectiven und Objectiven, des Idealen und Realen. Es giebt Fälle des Eintretens und des Nichteintretens der Anerkennung, theoretische und praktische Beweggründe dafür. Dem Menschen giebt sie einzig und allein diejenige Wirklichkeit des Gedachten und diejenige Wahrheit des Gedankens, worin er lebt und webt, und welche auch allein ein Interesse für ihn haben können. In der Prüfung des Anerkennens giebt es eine Reihe, worin das eine auf dem andern fufst, irgend eines ist in der Reihe ursprünglich, unmittelbar. Es ist ein Fürwirklichhalten der innern Zustände, ohne dafs die meisten Menschen dies bemerken. Dafs die Sachen in uns seyen, und das seyn, als was sie erscheinen, ist die erste Wahrheit, Urwahrheit. Mag Entschiedenheit fortbestehn, oder in eine Entschiedenheit für das Gegentheil übergehen, in beiden Fällen ist der Zustand da, welcher Glauben heifst. Er kann gegründet und vernünftig, oder grundlos und unvernünftig seyn. Meynen und Zweifeln sind keine Arten des Fürwahrhaltens, eher Arten des Nichtfürwahrhaltens, wohl aber kann man sie Stufen des Fürwahrhaltens heifsen. Was der Vf. hierüber mit Beziehung auf andre vorgetragne Bestimmungen anmerkt, verdient Beyfall, und kann zur Schlichtung des Streites über Wissen und Glauben benutzt werden. *Pp.*

SCHÖNE LITERATUR.

1) Leipzig, b. Brockhaus: *Erzählungen und Novellen* von *C. von Wachsmann.* 1832. *Drittes* Bändchen. VIII u. 364 S. *Viertes* Bändchen. 355 S. 8. (3 Rthlr. 12 gGr.)

2) *Ebendas.*, b. Wolbrecht: *Nachtblumen.* Ein Nachlafs von *Ludwig von Baczko.* 1832. IV u. 312 S. 8. (1 Rthlr.)

3) Stuttgart, b. Hoffmann: *Herr und Diener.* Eine Erzählung von *L. Kruse.* 1832. *Erster* Bd. 312 S. *Zweiter* Bd. 596 S. 8. (2 Rthlr. 18 gGr.)

4) München, gedr. b. Wolf: *Novellen* von *Phantasus. Erster* Theil. 108 S. *Zweiter* Th. 119 S. 1832. 8. (1 Rthlr.)

5) Berlin, in d. Vereinsbuchh.: *Viel Lärmen um Nichts.* Von *Joseph* Frhn. *v. Eichendorff*, und *die mehrern Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter.* Von *Clemens Brentano.* Zwei Novellen. 1833. 148 S. 8. (20 gGr.)

6) Liegnitz, b. Kuhlmey: *Tante und Nichte* und *die dritte Frau.* Zwei Erzählungen von *Henriette Hanke*, geb. *Arndt.* 1832. 350 S. 8. (1 Rthlr. 14 gGr.)

Nr. 1 enthält die zum Theil schon bekannten Erzählungen des H. v. W. der *Wahn*, die *Geächteten*, die *Remonstranten*, *Brandenburgs Decius*, *Maria Rosen* und die *Sybille vom Elisabeth-Thurme*, über welche Rec. bei Beurtheilung der Taschenbücher, in welchen sie früher abgedruckt waren, sein Urtheil gesagt hat. Die vorzüglichste unter denselben ist unstreitig Maria Rosen. Doch mufs auch bei diesen beiden Theilen der Tadel bemerkt werden, der über die ersten zwei in diesen Blättern in Nr. 234 vom Jahrgang 1830 ausgesprochen ist.

Nachtblumen werden die in Nr. 2 mitgetheilten vier Erzählungen des verstorbenen *v. Baczko* genannt, weil sie von demselben in dem Zustande völliger Blindheit verfafst wurden. Ihr Hauptvorzug ist Wahrheit der Charaktere. Die dargestellten Scenen sind nicht auf Ueberraschung berechnet, aber sie werden das Gemüth wohlthuend, bald rührend bald erheiternd ansprechen.

Nr. 3 ist eine sehr anziehende Erzählung, in welcher der Vf. seinen Hang zum Schrecklichen und Furchtbaren unterdrückt hat. Die Anordnung ist wie immer bei ihm originell. Es findet sich ein fesselndes Fortschreiten der Begebenheit, und eine Schilderung der Charaktere wie sie im menschlichen Leben sich finden, weder allzusehr in das Schöne, noch durchaus in das Schwarze gemalt.

Von den Novellen in Nr. 4 weifs Rec. *nichts besonders* Günstiges zu sagen. Sie lesen *sich* wohl leicht dahin, wenn man weiter nichts von ihnen fordert, als eine müfsige Stunde damit auszufüllen. Aber dafür sollte ein Schriftsteller, der sich und das Publicum achtet, nicht schreiben. S. 97 Th. 1. ist ein Fehler zu verbessern. Magdeburg wurde nicht am 19ten sondern am 10ten Mai von Tilly erobert.

Sehr ergetzlich treten in Nr. 5 zwei schon rühmlich bekannte Dichter auf, und es dürfte schwer zu entscheiden seyn, wessen Erzählung der Vorzug gebühre. In der ersten zieht ein buntes, phantastisches Gemälde die Einbildungskraft an, und läfst einen höchst wohlthuenden Eindruck zurück, wenn man auch nicht alles Dunkel der allegorischen Waldnacht durchdringt; in der zweiten ist ein kräftiges, frisches, bald hausbackenes, bald poetisches Leben, dem man sich gern hingiebt, dargestellt.

Nr. 6 ist die Gabe einer bekannten und oft belobten Schriftstellerin, die nur vor allzu breit ausspinnender Gesprächigkeit und vor unnöthigem, oft störendem Glanz in der Darstellung zu warnen ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1833.

RELIGIONSPHILOSOPHIE.

Iserlohn, b. Longewiesche: *Die Naturreligion.* Ein philosophisch-historischer Versuch von Dr. *Karl Rosenkranz.* 1831. XXVI u. 278 S. 8. (1 Rthlr. 20 gGr.)

Unter Naturreligion versteht der Vf. diejenige Gestalt der Religion, welche dem Geist da angehört, wo er, im ersten Erwachen zu sich selbst, noch nicht im Geist als solchem, oder im Bewufstseyn seiner eignen Natur, vielmehr noch aufser sich in der Natur selbst lebt. Doch verhält sich die Natur darin nicht bei allen auf gleiche Weise. Sie ist entweder wirklich die Natur, so dafs der Geist noch ganz in ihr wohnt, oder sie wird ihm das zweideutige Zeichen, worin er sein Wesen anzuschauen sich bemüht (symbolisch); oder sie wird als menschliche Gestalt sein wahrhaftes von ihm selbst durchdrungenes Abbild (plastisch). Nach Hegel's Phänomenologie, der Wissenschaft von der Erfahrung des Bewufstseyns, ist das Bewufstseyn Gegenstand der Entwickelung. Es selbst aber ist nur als Wissen von Anderem. So macht der Gegenstand des Bewufstseyns die reale, das ihn wissende Bewufstseyn die ideale Seite der Abhandlung. Beides ist nicht von einander zu trennen. Ohne Bewufstseyn ist das Object nicht Object, ist es nur für sich, nicht für Anderes; ohne Object ist das Bewufstseyn nicht Bewufstseyn, ist es nur an sich, nicht Anderes für es. Daher schreitet die Bewegung des Geistes nur in dem Unterschiede dieser Identität fort. In der Entwickelung des Erkennens erfährt also das Bewufstseyn in aller Erfahrung, die es macht, in aller Vernichtung des täuschenden Scheines, schlechterdings Nichts *als sich selbst.* Aus jedem Gegenstande, dem es sich zuwendet, kehrt es, bereichert mit der Erkenntnifs des Gegenstandes, in seine einfache Innerlichkeit zurück, bis es sich endlich als im Wissen mit dem absoluten Geist selbst identisch anerkennen mufs.

Die Hauptmomente der Naturreligion sind nun folgende: Sie hat denselben geistigen Inhalt, wie jede Religion. Das Wissen des Geistes von sich selbst und seiner Freiheit ist auch ihr Princip, aber dies Wissen ist in ihr nur als Gefühl, was Versuche macht, zu einer bestimmten Form sich zu erheben, und über sich als Gefühl hinauszukommen. Dann zweitens giebt sich die Empfindung der göttlichen Freiheit durch die Zauberey die ihr gemäfse Form. Das Bewufstseyn des Menschen geht in sich und ergreift sich als Zweck, stellt sich über die Objectivität der Dinge und sucht sie zu bestimmen, übt die Macht der geistigen Freiheit aus. Drittens werden sowohl das religiöse Gefühl überhaupt als die Form desselben dadurch aufgehoben, dafs das Innere der Empfindung und die magische Aeufserung desselben in der Vorstellung einer allgemeinen Macht sich vereinen, welche als Princip des Lebens überhaupt anerkannt wird. Mit dieser Vorstellung entsteht der Cultus des Göttlichen, der sich um ein bestimmtes Centrum bewegt und dem auch der Zauberer als Diener sich unterordnet. Hiemit beginnt die Religion erst wirklich, weil sie mit dem Cultus die Robheit der Begierde und die Willkür des Zauberers überwindet und sowohl die Substanz in Fetischen für die Anschauung fixirt, als auch den Dienst derselben zu einem wesentlichen Moment des Lebens macht.

Diejenigen, welche mit dem Gange der Hegelschen Speculation weniger vertraut sind, werden bey der Durchführung des Vfs manchen Anstofs finden, aber zugleich Vieles Bekannte, was sich ihnen sonst in anderm Zusammenhange dargestellt, gewahr werden. So z. B. mag auffallen, wenn es heifst: „Gott als rein für sich existirend gedacht hat keine Religion. Diese beginnt erst mit dem Menschen; der Mensch aber als Individuum wird nur durch die Natur, obwohl er seinem Wesen nach Geist und hiemit dasselbe ist, was Gott"; — weniger auffallend lauten die Worte: „der Mensch ist als Geist einerseits im Unterschiede von der Natur, welche nicht Geist ist, andrerseits im Unterschiede von Gott, weil er nicht wie dieser, der absolute, sondern als menschlicher zugleich der durch seine Einzelheit und Natürlichkeit beschränkte Geist ist." Der Vf. verfährt in seiner Entwickelung trichotomisch, und wir begnügen uns, sein Verfahren kenntlich zu machen, wobey jeder für sich selbst das ihm Ungewöhnliche und das Gewöhnlichere zurechtlegen mag.

Die erste Abtheilung betrachtet das religiöse Gefühl als Grundlage der Naturreligion. Hier wird zuvörderst eine unmittelbare Einheit Gottes mit dem Menschen angenommen. Sie besteht bei Kindern und allen ungebildeten Völkern, diesen Kindern des menschlichen Geschlechts. Dann folgt die Entzweyung dieser unmittelbaren Einheit. Das Ich trennt den Menschen von der Aeufserlichkeit. Da erwacht die Empfindung der Schaam, er scheidet sich von der Natur durch Krankheit und Tod, er scheidet sich von Gott durch die Ausschliefslichkeit des eignen Willens, das Böse. Nun mufs er zur Ein-

Einheit mit Gott zurückkehren. Der Schmerz der Entzweyung gebiert Opfer und Gebet.

In der 2ten Abtheilung erscheint die Magie. Das Gefühl entfaltet sich zur Vorstellung des Unendlichen und die näheren Bestimmungen sind der Traum, die Zauberey im engern Sinne und der Todtendienst. Die Wilden verflechten das im Traum Vernommene mit ihrer bewufsten Wirklichkeit. Die Zauberey ist eine direkte, wenn sie sich ohne besondre Mittel durch den einfachen Willen bethätigt, indirekt wirkt sie durch Anwendung besonderer Mittel und Dinge, durch Kleidung, durch eine besondre Stimmung, magnetischen Schlaf, Segen, Fluch, Amulete, Talismane, Bedeutsamkeit zufälliger Ereignisse, Wahl gewisser Orte und Stunden, Annahme gewisser Zeichen der Dinge für ihre günstige oder ungünstige Macht. Im Tode hat diese Willkür der Zauberey ein Ende, jeder Todesfall erregt dem Wilden Verwunderung, man sucht das vermittelnde Band zwischen den Lebenden und Todten abzustreifen, und dennoch den Todten als Lebenden im Jenseits vorzustellen, dem die Nachhülfe des Lebendigen in seinem jenseitigen Daseyn Bedürfnifs ist. Liebe wie Furcht geben sich ihren Ausdruck in einem bestimmten dem Todten gewidmeten Dienst. Mehrere Beispiele hiefür werden aus den Nachrichten der Reisebeschreiber von dem Vf. angeführt.

In der dritten Abtheilung wird eine neue Entwickelung, der Cultus der Gottheit, betrachtet. Diese erscheint zuerst als Macht in verschiedner Bestimmtheit ihrer Form, welche Formunterschiede eben so viel Stufen in der Entfaltung des Bewufstseyns ausdrücken. Die niedrigste, vom Belieben und Zufall abhängige Form des Gottes ist die unterste Objectivität, Bezeichnung überhaupt genügt, es entsteht Fetischdienst. Ein Fortschritt ist die Erfassung der elementarischen Mächte, das Zerfliefsende derselben hebt sich auf, indem das Bewufstseyn dazu schreitet, die *organischen* Formen der Natur zum Reflex seiner innern Anschauung zu machen, Bäume und Haine werden der Aufenthalt göttlicher Dämonen, Thiere haben eine Vollständigkeit des Lebens, imponiren durch ihre Gewalt und Form, werden verehrt; da aber der Geist seine natürliche Gestalt nur in der menschlichen hat, so ist sie auch erst die wahrhafte Form, in welcher das, was ihn treibt, die Anschauung der geistigen Persönlichkeit, ihm wirklich zum Bewufstseyn kommt. Bei dem Werden desselben fällt die menschliche Gestalt immer noch in die vegetabilische und thierische zurück. Priesterthum entsteht, es soll der Gott durch die Handlungen des Priesters dem Verlangen des Volks gemäfs bestimmt werden, es scheiden sich die Priester vom Volke zu einer besondern Corporation, das Volk schenkt ihnen unbedingtes Vertrauen. Die Entzweiung zwischen Gott und dem Menschen wird aufgehoben, Ausdruck davon sind die äufserlichen Opfer, der Begierde, des Dankes, der Bufse, wobei der äufsre Besitz oder die eigne Persönlichkeit in Anspruch genommen wird, dargebracht für den Einzelnen, für die Familie, für das Gemeinwesen. Es rundet sich im Leben der Gemeine der Cultus zu einer bestimmten Abfolge seiner Handlungen ab, worin Zeit und Raum als die Hauptmomente eines organischen Ganzen erscheinen.

In einer Schlufsabhandlung erwähnt der Vf. des Verhältnisses der symbolischen Religionen zur Natur. Sie gehören ins erste grofse System derselben, welches in sich selbst einen dreifachen Unterschied hat. „Bei den Negern, Amerikanern u. s. w. fehlt noch die Bestimmtheit des Gedankens, die Gestalt der Gottheit ist noch willkürlich und in jeden Gegenstand der Natur zerfliefsend. Bei den hinterasiatischen Völkern, den Chinesen, Tibetanern und Indern, bei den vorderasiatischen, den Persern, Kleinasiaten und Aegyptern, hebt sich diese Unbestimmtheit auf und der Gedanke sucht in dem Natürlichen ein Abbild seines Wesens zu erreichen; die Gestalt der Gottheit, obwohl noch mit den Gestaltungen der Natur sich vermischend, läfst dennoch zugleich die Gestalt des selbstbewufsten Geistes, die menschliche, mit Nachdruck hervortreten. Dies sind die symbolischen Religionen. Die Griechen und Etrusker und Römer, welche in der Wechselwirkung mit dem Orient, späterhin besonders mit den Aegyptern und Juden, zwischen der Starrheit des Orients und zwischen der unendlichen immerfort aus sich selbst, aus dem Wissen der absoluten Idee, sich wieder gebährenden Beweglichkeit der modernen Welt die mühselige Vermittelung übernahmen, durchbrechen den Kreis der Natur total, indem sie die Gottheit bestimmter Weise in menschlicher Gestalt bilden." Im Griechischen wird die Symbolik der *Plastik* untergeordnet. Sie hört nicht ganz und gar auf, im Gegentheil macht sie ein grofses Element *aus*, aber die Plastik überwiegt. Erst bei den *Griechen* erreichte die Religion *wirklich* die menschliche Gestalt als Ausdruck des geistigen Selbstbewufstseyns.

Pp.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STUTTGART, b. Hallberger: *Gesammelte Schriften von M. G. Saphir.* — *Erster* Band. Enthält: Humoristische Erzählungen und Devisen. Mit dem Bildnifs des Verfassers. 1832. 284 S. 8. *Zweiter* Band. Enthält Klatschblätter und Mimosen, oder zufällige Gedanken in zufälligen Formen. 1832. 251 S. 8. *Dritter* Band. Enthält I. Lyrisches. II. Humoristisch satyrischer Bilderkasten. 1832. 284 S. 8. *Vierter* Band. Enthält: I. Humoristisch-Deklamatorisches. II. Jocoses. III. Geselliges. Epigrammatisches und Parodistisches. IV. Papilloten. V. Magister Zickzack. 1832. 284 S. 8. (6 Rthlr.)

Unsere, wir wollen nicht einmal sagen, komische, sondern auch nur heitere oder gar lustige Literatur ist nicht so reich, dafs wir nicht jeden Beitrag dazu, wenn

wenn er nur nicht ganz unter dem Mittelmäfsigen bleibt, willkommen heifsen sollten, ohne gerade höhere Ansprüche daran zu machen. So mifsbilligen wir es denn auch nicht, dafs Hr. *Saphir* seine Schriften gesammelt hier dem Publikum vorlegt, wenn er selbst nur auch keine höhern Ansprüche macht, als die der Unterhaltung eines gemischten Publikums, das nach dem verschiedenen Geschmacke manches Ergetzliche hier finden wird. Wir hoffen denn auch, dafs seine Anforderungen, als Satyriker und Humorist im höhern Sinne zu gelten, nicht so ernst gemeint seyen. — Die erste Grundlage zum Erstern: warmes Gefühl für Menschentugend und Menschenglück, ist ihm gewifs nicht abzusprechen, wenn wir auch sein Ideal von beiden nicht zu hoch stellen möchten, denn — dafür incommodiren ihn zu leicht Kleinigkeiten, Niaiserieen wie Berliner ästhetische Theezirkel — Berliner Fähnrichs - Stutzer — Berliner Thee - Belletristen; — was in aller Welt kann der Misère grofses begegnen, oder was kann sie für die Menschheit gelten? — Uebrigens sind seine Schilderungen dieser Subjecte aus dem Leben gegriffen. — Das zweite Erfordernifs des Satyrikers, *Witz*, ist ihm noch weniger abzusprechen; allein es ist der Witz leichter Gattung, den man *Wortwitz* nennt, kein *Börne'scher* oder *Heine'scher*. — Aber von dichterischem Bildungs - Talent, von origineller Auffassung, von einer eigenthümlichen Weltanschauung, von Ideen - Reichthum, und am wenigsten einem solchen aufser dem ganz gewöhnlichen Kreise des geselligen Lebens, haben wir wenig entdecken können. Diefs weiset ihm denn auch als Humorist keine bedeutende Stelle an, denn — *Jean - Paulsche Formen und Phrasen*, die uns hier überall entgegentreten, und *Jean - Paul'sche Tiefe und Originalität* sind noch ganz etwas verschiedenes.

Im ersten Bande tritt Hr. *S.* zuerst als *humoristischer Erzähler* auf; doch können eigentlich nur die beiden erstern im eigentlichen Sinne Erzählungen genannt werden. *Lips Käutzlein's Heerschau seiner Stammbuchblätter* stellt einen unverdorbenen verliebten Studenten dar, der um sein Vermögen kommt, und nun bei denen, für welche er sonst offene Kasse hatte, nach den Sentiments, die sie ihm ins Stammbuch geschrieben haben, mit gewohntem Erfolge Hülfe sucht, und dann enttäuscht jedesmal das Stammbuchsblatt verbrennt. Da findet er zuletzt denn auch eins von einem Studenten von widerlichem Ansehn und abstofsendem Benehmen, der nur der Samiel genannt wurde: er hat diefs Blatt, auf welchem steht:

„Ich habe keinen Freund und will auch keinen,
Will selber auch als Freund nicht mehr erscheinen;
Bin *ich* mein Freund, so gnügt mir das allein,
So wird kein Andrer mir es jemals seyn!"

nicht einmal gewagt, es den andern voll süfser Sentiments beizufügen, sondern es zwischen Deckel und Umschlag verächtlich hineingeschoben, und will es eben, ohne allen Versuch vorher zu machen, auch opfern, als unerwartet der Schreiber eintritt, und — wie wohl zu vermuthen — sein grofsmüthiger Retter wird. Die Erfindung im Ganzen ist, wie sich darlegt, schwach; die Einzelnheiten sind aber zum Theil sehr gelungen. Noch mehr ist diefs der Fall bei den „Liebesschliffeleien des Poeten Piperl", eines ohne sein Wissen durch den Abdruck seiner Gedichte von Seiten seines Vaters bekannt gewordenen Dichters vom Lande, der nach Wien kömmt, um eine Erbschaft einzuthun, und hier ganz ergetzliche Liebesabenteuer hat; doch hätte sich aus diesem Stoffe wohl mehr machen lassen. — In diesen beiden Erzählungen nähert sich der Vf. dem einst, und zum Theil noch, mit Recht beliebten *Friedrich Laun* in dessen kleinen Romanen; nur dafs dieser mehr Erfindungskraft besitzt, um ein abgeschlossenes Ganzes zu bilden, welches Hn. *Saphir* gänzlich abzugehen scheint. Nr. III u. IV: *drei Tage aus dem Leben eines Theeabends*, und: *Leben, Heldenthaten, Abentheuer* (Abenteuer), *Begebenheiten und sonstige merkwürdige Schicksale des Fähndrich(s) Espenbüschel's* (Espenbüschel) *in einer Abendgesellschaft*, sind bereits oben charakterisirt worden; doch steht letztere der ersten bedeutend nach. V. *Reiseblätter, in Briefen an Lyssa* — Saphirisch Jean Paulisch — ein Strom von Worten und Bildern in ununterbrochenem Flusse, unter welchen auch solche wie: „der Mond sah freundlich, wie ein schönes Mädchenantlitz *über die Schulter eines finstern* Onkels" (!) oder: „Der Friedensfürst: Schlaf, dieser kurze Polstersitz auf der langen Bank des Todes" — erst ein *Fürst* und dann ein *Polstersitz* in einem Athem! Eine Morgenschilderung zeichnet sich aus; das Ganze ist aber völlig unbedeutend. VI. *Humoristische Blätter*. — Zuerst etwas über Blätter im Allgemeinen, wo denn mehrere Arten Blätter vorgeführt werden, wie: „Der Mensch ist ein bitteres Eichenblatt, an welchem sich von dem Geniste der Schicksalswespen die Galläpfel des Jammers und des Kummers ansetzen, und aus welchen dann das bohrende Gallinsekt in tausenderlei Larven hervorbricht." — „Das Leben ist ein Krampfblatt, zu reizbar, um nicht bei dem leisesten Drucke zuzuschlagen." Von da kömmt der Vf. auf die *Blattläuse*, *vulgo* Recensenten — eine Diatribe, die zu allgemein ist, als dafs sie treffend seyn könnte, keine einzige neue Spitze herausdreht, und nichts weiter sagt, als: mich juckt's, darum kratze ich mich. — Dann kömmt das *Titelblatt*, das *Lorberblatt* — geruchlose Jean - Paulsche Ableger. — Unter den XXVIII Abschnitzeln des *zweiten* Bandes möchte wohl in Hinsicht des Witzes die *Zueignung an das Goldbergwerk zu Chemnitz und Kremnitz*, nebst der *Trostrede an eine Wittwe*, von ihrem verstorbenen Gatten, den Preis gewinnen; in Hinsicht der *Sentimentalität*: *die Eheheiligkeit*; in Hinsicht des Humoristischen: *Narrenrede — die Taschen-*

schenfamilie — (welche die Welt regiert) — *Laufbriefe*, und allenfalls: *Verschiedene fromme Wünsche verschiedener armer Teufel.* — *Ein Wort zu seiner Zeit über das Hagestolziat* ist wahr und mit Wärme gesagt; allein es hätte auch gerechter Weise der Hagestolzen erwähnt werden sollen, die es unfreiwillig sind. Hr. *S.* aber macht dem schönen Geschlecht viel zu süfslich die Cour. — Manches in diesem Bande ist doch auch gar zu unbedeutend; ja, was noch schlimmer ist, selbst langweilig, wie *der Gerichtssaal.* — Die *Feier des Jean-Paulfestes* Jean-Paulisirt stark; enthält jedoch manches Schöne, wie die Schilderung des Jean-Paulschen Humor. — *Die Abendvision* ist dagegen ein Wirbeln und Schwirbeln in Jean-Pauls schlechtester Manier voll Ueberschwänglichkeiten — höchstens interessant für des Vfs Lyssa, die Ueberschwängliche mit dem blauen Augen. — In den *sechs Ohrfeigen*, die der Vf. sich selbst applicirt, herrscht ein ziemlich wohlfeiler Witz. — Der XXI Abschnitzel: *Das kuriose Paar* ist die Erklärung eines Bildes, das der Leser erst in der „Berliner Schnellpost" suchen und beschauen muss, wenn er es verstehen will, und das — heifst ihm doch etwas viel zugemuthet. — Im *dritten* Bande tritt Hr. *S.* zuerst als Lyriker auf: wir vernehmen manchen lieblichen Ton, doch zu häufig nur als Nachklang, und wir wüfsten keines der Lieder besonders auszuzeichnen, als allenfalls „*der Nachtfalter*" (S. 79.). Der von mehrern Dichtern erzählte und von *Oehlenschläger* dramatisirte Vorfall der Auffindung eines vor vielen Jahren verschütteten Bergknappen ist von Hn. *S.* zu einer gelungenen Ballade benutzt, in welcher die treugebliebene eisgraue Braut den Bräutigam erkennt. — Hr. *S.* hat in diesen Gedichten sehr mannichfaltige Formen versucht, unter denen aber wenige gerathen sind, am wenigsten jedoch die Hexameter in der *Wäldernacht*, einem misslungenen Nachhall von Schiller's *Spaziergang*, von dem wir einige Zeilen hersetzen, um unser Urtheil zu begründen:

Nimm mich auf, o begeisternde Nacht des schweigenden Waldes!
Und du, geheiligte Stille! die du dich mächtig gelagert,
Wie die geringelte Schlange um die ruhenden Bäume,
Nimm mich auf, der ich eilend entflohen mit flüchtigem Schritte,
Der beengenden Schwüle des Zimmers, dem Lärm der Gassen,
Der Gesellschaft leerem Gespräch u. s. f.

Die Bestie mit sieben Füfsen S. 62: „Mir durch Auge und Ohren in die Tiefe der Seele gedrungen", ist wohl nur durch einen Druckfehler erzeugt, wenn statt *Ohren* es *Ohr* heifsen soll. — In dem *humoristisch-satyrischem Bilderkasten* präsentirt sich manches artige Bildchen. Wir zeichnen darunter das vierte: „Der Mensch und seine Lebensjahre", aus — der Idee nach, wo der Mensch, dem der Schöpfer zuerst dreifsig Lebensjahre verhiefs, diefs zu wenig fand, und sich noch die zwanzig Jahre ausbat, welche der Esel sich von funfzigen, und noch zwanzig, welche der Hund sich von vierzigen, und zuletzt noch dreifsig, welche der Affe sich von sechzigen, der Beschwerden wegen, die ihnen zugetheilt wurden, verbaten. Bis dreifsig verlebt er nun die *Menschenjahre*, dann bis funfzig die *Eselsjahre*, dann bis siebenzig die *Hundejahre*, und lebt er darüber hinaus, die blödsinnigen *Affenjahre*. — Der *vierte* Band befriedigt am wenigsten. Die *humoristischen Declamationen* sind gröfstentheils matt, bis auf den einsylbigen Roman „Na!", der durch die verschiedene Betonung des Wörtchens entsteht und für Schauspieler eine gute Probe abgeben kann. — Die *Epigramme* sind nicht alle wie folgendes:

Rechtfertigung.

Wie? alles Uebel käme blofs von Weibern her?
O falsche, dumme, böse, lügenhafte Mähr!
Der Ursprung alles *Bösen*
Sind Männer stets *gewesen*:
Der erste schon gab ja von seinem Leibe
Die Rippe her zum allerersten Weibe.

Schade, dafs es — ein so kleines *Gedicht* — den falschen Reim hat. — Unter den Parodieen zeichnet sich aus: „Achte Scene aus Wallensteins Lager (Scene: Recensenten, Journalisten, Musici u. s. f. Zabadeus Sauerteig tritt auf)." — Die *Papilloten* sind Gedankenspähne, unter welchen manche beachtungswerthe, wie die über *Geniewerke* (S. 229) und *Witz* (S. 231). — Den *Schlufs* macht: „Magister Zickzack, oder die Kunst, in allen Fällen des menschlichen Lebens ein Schafgesicht zu machen" — wohl das Unbedeutendste von allen. — Das dem ersten Bande vorstehende Bildnifs des Vfs mit Brillen ist gut getroffen. Papier und Lettern sind sehr gut; es haben sich aber mehrere verdriefsliche Druckfehler eingeschlichen wie *Seraphine*, *Sunumbra-Lampen*, und *Rhytmus*, der sich besonders breit macht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1833.

ÄSTHETIK.

Leipzig, b. Andrä: *Ueber die Epopöe und Tragödie*, nebst vorangehenden Andeutungen über die Poesie und die schönen Künste überhaupt. Mit besonderer Rücksicht auf die von Aristoteles in der Poetik darüber aufgestellten Ideen von *Ernst Schick*. 1833. XII u. 196 S. 8. (1 Rthlr.)

Vor dreifsig bis vierzig Jahren würde eine Schrift, wie die vorliegende, wahrscheinlich viele Aufmerksamkeit und den Beifall der litterarischen Journale gefunden haben. Damals arbeitete sich die Poetik der Deutschen aus den Beschränkungen des Aristoteles durch die Franzosen los und strebte mehr nach klarem Verständnifs der aristotelischen *Begriffe* über Epos und Drama, die man wohl hier und da auch zu erweitern versuchte, als nach einem tiefen Verständnifs der *Sache*. Heutzutage kann eine solche Schrift nur wegen einer negativen Tugend empfohlen werden, die wir an so vielen Theorien der Aesthetik vermissen: verständige Ordnung und Klarheit der Begriffe, nur dafs diese meist von der Oberfläche abgeschöpft und auf Namenerklärungen gebaut sind, wobei oft auch noch zu viel auf Auctoritäten gegeben worden ist. (Der Vf. citirt *Sulzer*, *Krug's* Aesthetik und *Pagano's* Versuche über den bürgerlichen Lauf der Nationen, die Rec. gar nicht zu kennen gesteht, am häufigsten.)

Die Abhandlung mufste schon darum einer eingreifenden Wirkung verfehlen, weil der Vf. so *verschiedene* Zwecke mit einander verbinden wollte. Erstens sollte diese Schrift eine Vorarbeit zu einer Ausgabe und Erklärung der aristotelischen Poetik seyn und damit zugleich Proben seiner Uebersetzung liefern. Lassen wir die Nothwendigkeit einer solchen neuen Bearbeitung des Aristoteles dahingestellt, so rechtfertigt sich dadurch nicht die *Bekanntmachung* jener Vorarbeit von Seiten des Publicums. Dann soll diese Abhandlung auch wieder eine selbstständige Arbeit seyn, in welcher nur auf *Aristoteles* Vorschriften vorzügliche Rücksicht genommen worden ist, theils um eine festere Grundlage zu haben, theils um jene, wo es nöthig und möglich, zu berichtigen. Allein theils hat der Vf. sich zu ängstlich an die Grundlage der Aristotelischen Ansicht angeschlossen, als dafs er eine selbstständige Belehrung hätte geben können, theils den Stagiriten nur in unwesentlichen Dingen und durch Hülfe einiger sehr allgemeinen Begriffe, welche ihm die neuere Aesthetik bis auf Schlegel darbot (*Solger* kommt nicht in Betracht), zu ergänzen versucht. Indem der Vf. endlich diese Schrift gerade nicht für wissenschaftlich Gebildete, sondern für Leser bestimmte, welche sich für die Betrachtung der Epopöe und Tragödie überhaupt interessiren, glaubt er zwar die strengeren theoretischen Anfoderungen beseitigt zu haben, aber gerade für solche Leser, welche Hr. *S.* voraussetzt, wird die stete Anführung und Erklärung der aristotelischen Lehren unbrauchbar, dagegen eine hier *völlig mangelnde* Anwendung der Theorie auf die neuere Litteratur beider Gattungen das eigentliche Bedürfnifs derselben seyn würde.

Der Vf. meint gründlich zu Werke zu gehen, wenn er in einem Einleitungsabschnitte von der Kunst und den schönen Künsten, von Poesie und deren Ursprung überhaupt spricht; aber das allein macht es noch nicht. Die Belehrungen, die wir hier finden, drehen sich um die trivialsten und entbehrlichsten Abstractionen, aus welchen für das Wesen der Epopöe und Tragödie wenig Gewinn zu ziehen war. So bleibt der Vf. z. B. bei der Annahme stehen, dafs der angegebene Trieb nach *Nachahmung* die schönen Künste erzeugt habe, ohne auch nur zu bemerken, dafs die *μιμησις*, worin Aristoteles das Wesen der schönen Künste setzt, nicht die blofse Nachahmung ist. — Das Wesen der Poesie soll bestehen in einer „Verknüpfung (in Parenthese setzt er sogar noch *erläuternd* hinzu: *Zusammensetzung!*) *schöner und erhabener Gedanken* zu einem harmonischen Ganzen, um dadurch, so wie auch durch schöne Sprache und Form Wohlgefallen zu bewirken." Der Dichter setzt aber nicht schöne Gedanken (gleich als ob sie schon vorhanden wären) zusammen, sondern erschafft und erzeugt sie erst, und das will auch die S. 15 berührte Worterklärung eigentlich sagen.

Die Betrachtung der *epischen Poesie*, welche darauf folgt, hängt auch in der That mit diesen Abstractionen wenig zusammen. Diese ist mehr nach der Empirie hingerichtet und hat immer nur die beiden *homerischen* Gedichte im Auge. Schwer wird es dem Vf., die Vielseitigkeit der Epopöe unterzubringen. Er sagt (S. 61): trotz der in ihr hervortretenden *Kühnheit* und *stürmischen Bewegung* sey sie doch weit entfernt das Gemüth in Unruhe zu versetzen, sondern berühre vielmehr die *Saiten der Seele nur leise und sanft*. Der letztere Ausdruck ist unstreitig ein Fehlgriff, insofern die heroische Epopöe als Ganzes und im Ganzen betrachtet wird. Sagt der Vf. doch auch wieder S. 96, dafs das heroische Gedicht es mit der Darstellung hoher und *erhabener* Menschen zu thun habe und daher nothwendig einen ern-

ernsten und *erhabenen* Charakter habe. Er hätte aber sich auch noch genauer erklären sollen darüber, was er unter erhabenen Menschen versteht: denn nach S. 64 soll der epische Dichter alles dasjenige, was an menschliche Schwäche und Ohnmacht erinnert, aus dem Gesichtskreise rücken, aber sie doch des Schroffen, Harten und Rauhen, das ihnen der Zeitgeist aufdrückte, nicht völlig entkleiden, um der Wahrheit nicht Gewalt anzuthun, — und dann hat es die Tragödie doch *auch* mit dem Erhabenen zu thun.

In Hinsicht der *Tragödie* glaubt der Vf. nämlich den Aristoteles zu ergänzen, wenn er bemerkt, dafs dieselbe auf dem *Erhabenen* beruhe, was Aristoteles übersehen habe. Aber er weifs mit diesem Begriffe nicht viel anzufangen und die Kantischen Definitionen (S. 143) lassen ihn im Stiche bei der *Anwendung* der Sache. Das Erhabene, sagt er, tritt nur dadurch hervor, dafs *der Mensch sich frei zu machen strebt* von den Leidenschaften und indem er *nach Göttlichkeit ringt*, und citirt hiebei *A. W. Schlegel*. Unverkennbar wird hier der menschlichen Freiheit zu viel beigelegt, auch würde das auf viele herrliche Tragödien nicht anzuwenden seyn, in welchen erst das *Schicksal* selbst dem Menschen einen Kampf auflegt, durch welchen er geläutert wird. Indem sich aber der Vf. hier ganz ängstlich an den Aristotelischen Stoff angeschlossen hat, hat er die wichtigsten Probleme, z. B. warum Aristoteles das Schicksal in der Tragödie nicht erwähne, kaum berührt, manches als herkömmlich ohne allen Zweifel angenommen, z. B. den s. g. unglücklichen Ausgang der Tragödie, und vieles angeführt, was in eine solche Theorie gar nicht gehört und nur historische Erläuterung ist, z. B. über die äufsere Einrichtung der griechischen Tragödie. In Beziehung auf den *Ausgang* der Tragödie, — der doch überhaupt nicht wesentliche Bestimmung, sondern vielmehr eine Bestimmung ist, die erst aus dem Wesentlichen *folgt*, behauptet er sogar gegen *Schlegel* (S. 182), dafs diejenigen Tragödien, welche glückliche Ausgänge haben, „eigentlich keine Tragödien im strengen Sinne des Wortes seyen, z. B. der Philoktet." Um sich vor dem Einwurf des Oedip auf Colonos zu wehren, bemerkt er, der Schlufs sey auch nicht *glücklich* oder aufheiternd, sondern gewifs nur *traurig*; in den Eumeniden aber seyen *diese* die Hauptpersonen und *für sie* endige die Sache keineswegs glücklich, da sie ihre alten Rechte verlieren. Man sieht, bis zu welcher Lächerlichkeit die ungeprüfte Anwendung trivialer Bestimmungen, die sich durch Herkommen geltend gemacht haben, führen kann.

Die Behauptung des Aristoteles (Poet. XIII), um auch etwas die Erklärung dieses Kunstphilosophen Betreffendes zu berühren, es sey klar, dafs man nicht tugendhafte Menschen aus Glück in Unglück müsse verfallen lassen, denn das sey nicht furcht- und mitleiderregend, sondern gräfslich, meint der Vf. durch eine andere Stelle (XIV, 16) näher zu bestimmen oder vielmehr *beschränken* zu müssen, in welcher gesagt wird, dafs, wenn jemand einen andern wissentlich tödten wolle, dieses gräfslich oder abscheulich sey — nämlich so, dafs es nur gräfslich sey in Beziehung auf den *Thäter*. Aber wir vermissen den *Grund*. Aristoteles redet in jener ersten Stelle von der Tragödie im Allgemeinen und von dem in ihr möglichen Glückswechsel und der Stellung des Charakters in ethischer Hinsicht zu den äufsern Verhältnissen. Seinem Begriffe, dafs die Tragödie Furcht- und Mitleiderregendes darstellen soll, widersprechen daher zwei Fälle, dafs der (durchaus) rechtschaffene Mann aus Glück in Unglück, und der schlechte aus Unglück in Glück verfalle. Das Erste würde nicht die Furcht, von welcher Arist. spricht, erwecken, sondern dem Geist niederschlagend, gräfslich seyn — und es bedarf hiebei gar nicht der Rücksicht auf einen dritten Menschen, auf welchen das Unglück des guten herbeigeführt wird. Der Nachdruck liegt vielmehr darauf, dafs der Gute, der *nichts verschuldet* hat, unglücklich wird; darum sagt er später, der Held der Tragödie müsse in der Mitte stehen, und er dürfe nicht ohne Fehler seyn. An dem starken Ausdruck μιαρὸν darf man hiebei keinen Anstofs nehmen, da Aristoteles hier ein grofses Unglück, wie es in den Tragödien vorzukommen pflegt, vor Augen hat.

Ohne Zweifel wird der fleifsige und verständige Vf. wohlthun, wenn er, bevor er einen erklärenden und würdigenden Commentar über Aristoteles dem Publikum darbietet, — denn an blofsen Uebersetzungen fehlt es nicht — ein tieferes Studium der Poetik, als sich hier verräth, vorausgehen läfst.

Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Aesthetisch-historische Einleitungen in die Wissenschaft der Tonkunst* von Dr. *Wilh. Christian Müller*, Lehrer an der Hauptschule in Bremen. 1830. *Erster* Theil. 374 S. *Zweiter* Th. 439 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Der *erste* Theil hat den besondern Titel: *Versuch einer Aesthetik der Tonkunst im Zusammenhange mit den übrigen schönen Künsten nach geschichtlicher Entwickelung.* Vorn ist er mit dem Abbilde Guido's von Arezzo geziert, und angehangen ist der Stammbaum der Familie Bach aus der Leipziger Allgem. musik. Zeitung. Der Vf. selbst, der im vorigen Jahre gestorben ist, nennt es in den kurzen Dedicationsversen an den Herzog Bernh. Erich Freund von Meiningen und Hildburghausen sein bestes Werk. Versuche einer musikalischen Aesthetik können uns nicht anders als willkommen seyn, selbst dann, wenn vorausgesetzt werden müfste, dafs bei den hohen Anfoderungen an ein solches Werk nicht Alles gleichmäfsig gelingen könnte. Wir wollen auf das Kürzeste sehen, wie der Vf. seinen Gegenstand aufgefafst hat und in welcher Ordnung er arbeitete. Er beabsichtigt, die Elemente der Musik nach ihrer Geschichte, ihrem Zusammenhange mit der Poesie und den übrigen schönen Künsten der äufsern Anschauung

schauung zu entwickeln und zwar zur Darstellung eines Ideals antiker und moderner Musik. — Fürwahr eine tüchtige Aufgabe! Sie würde es bleiben, wenn wir auch bis jetzt eine wahrhafte Geschichte der Musik besäfsen. Wie Vieles aber im Geschichtlichen der Musik bis auf das 15te Jahrhundert unserer Zeitrechnung nach sorgfältig untersucht und genau dargestellt werden mufs, ehe wir von einer beglaubigten Geschichte der Tonkunst reden können, weifs Jeder nur zu deutlich, der überhaupt in diesen Dingen etwas weifs. Müssen aber nothwendig die Begriffe über alte Musik erst genauer erörtert und das ungemein Schwankende beseitigt seyn, ehe wir uns ein auf Wahrheit gegründetes Ideal der alten Musik entwerfen können: so sieht Jeder, dafs in den Annahmen des Werks manches blos Angenommene, unerwiesen Hingestellte gegeben werden mufs, worauf Schlüsse gebaut werden, die unmöglich richtiger als ihre Vordersätze seyn können. — Dennoch wird ein Versuch der Art, eine Compilation dessen, was am meisten gilt, nicht ohne Nutzen seyn. Schon das Zusammenstellen hat sein Gutes und regt an, bringt Gedanken und Vergleiche, bewahrt vor Abwegen und eröffnet neue Pfade. — Sehen wir nun ohne viele Einmischung, wie der Vf. seinen Gegenstand verhandelt.

In der Vorrede klagt er die alte Klage, dafs die Musiker selbst durch lange mechanische Uebung, die freilich jetzt nothwendiger ist als je, nur einseitig beim Aeufserlichen stehen bleiben, ohne zur allgemeinen Uebersicht der verborgenen Verkettung der Natur zu gelangen. Es soll hier überall die Idee der Sache, dann die Geschichte, welche die Idee in ein helleres Licht setzt, unterschieden werden. Daraus soll das Resultat in Vergleichung des jetzigen Zustandes mit dem vorausgehenden gezogen werden u. s. f. Darauf erzählt er uns, dafs er eigentlich mit einem novellenartigen Gedicht „*Pentaide*" (in Hexametern) das Werk eingeleitet habe: die Herren Verleger hätten es aber gerathener gefunden, das Unterhaltende vor der Hand zurückzulegen. Daran thaten sie wohl. Es geht jedoch daraus der Uebelstand hervor, dafs der Vf. sich im gedruckten Werke öfter auf die Pentaide beruft. Wiederholt wird darauf zugesichert, dafs auf dem geradesten Wege (der bis jetzt noch ganz unmöglich ist) die möglichst natürliche Entstehung der einfachsten, naturgemäfsen, der künstlich-antiken, und der durch alle Jahrhunderte herab entwickelten, modernen, jetzt zur Vollendung gesteigerten Musik entwickelt worden. — Das ist vor der Hand zu viel versprochen. Wir werden zufrieden seyn müssen, wenn der Vf. seinem Ziele möglichst nahe kommt.

Nachdem über Verschiedenheit der Anlagen in der menschlichen Natur gesprochen worden war, kommt der Vf. auf den Satz: „In der Theorie der schönen Künste oder in der Aesthetik haben wir es mit dem *Gemüthe* zu thun, d. i. mit der reellen Gleichsetzung des geistigen und sinnlichen Princips." S. 6 wird also im *zweiten* Kap. vom Gemüthe, als dem Organe der Poesie und der Aesthetik, gehandelt. Die verschiedenen Anlagen, das Hervorstechende an Geist, Sinnlichkeit und Gemüth bringen die differenten Neigungen und Urtheile in Kunstsachen. In der Liebe, d. i. in Vereinigung der geistigen und sinnlichen Natur, wird das Gemüth oder die Poesie selbst dargestellt, „wie denn die Liebe der Einigungs- und Wendepunkt aller Poesie in Dichtung und Kunst ist." In jedem Alter herrscht eins von den angegebenen Dreien vor. Sinnliche Rührung und geistige Thätigkeit müssen beim Kunstgenusse vereint seyn. Eins allein giebt den prosaischen Zustand. Aufser dieser Vereinigung mufs zur Kunstfähigkeit noch technische Uebung und Studium kommen. — Das 3te Kap. zeigt (S. 13), wie sich die Poesie in den verschiedenen Künsten offenbart. Es wird demnach nur von der objectiven Poesie, d. i. von der poetischen Darstellung, gesprochen. In den Mitteln der Darstellung besteht der Unterschied der schönen Künste. Die verschiedenen Künste werden kurz durchgenommen. Im 4ten Kap. S. 25 wendet sich der Vf. zur Tonkunst allein und redet zuvörderst von der Musik in ihrer Urgestalt nach ästhetischer Ansicht im Allgemeinen, dann insbesondere im Oriente, nach Sagen von ihren Wunderwirkungen. Musen; Moses; Musäus. Man wird hier nichts anderes, als eine nach etwanigen Gesetzen menschlicher Entwickelung aufgestellte Hypothese, durchaus nichts Geschichtliches, nichts aus genauen Forschungen Hervorgegangenes finden, also ein mit Verstand durchgeführtes Phantasiebild. Man vergleiche über die früheste musikalische Kunst *G. W. Fink's* Erste Wanderung der ältesten Tonkunst u. s. w. Essen, bei Bädeker. 1831.

Das 5te Kap. S. 38 setzt den Uebergang aus dem kunstlosen Wechsel zu einem geregelten Gebrauche durch Sing- und Propheten-Schulen an den unrechten Ort und der Zeit nach viel zu spät. Bei allem Andern nachgesprochenen Irrthum enthält doch auch dieser Abschnitt viel eigenthümlich Gedachtes. Es würde aber ins Weitläufige fallen, wenn wir das Einzelne nur einigermafsen genau durchgehen wollten: kurze Andeutungen würden aber wenig nützen. Das 6te Kap. S. 62 bespricht die Musikkunst von Pythagoras bis zu den Römern. Jetzt soll, es versteht sich nach den gewöhnlichen Annahmen, erst eine Musik, der Kunst würdig, hervorgebracht worden seyn; jetzt erst soll sich die diatonische Scala und bestimmter poetischer Rhythmus (?) gezeigt haben. Von den verschiedenen Darstellungen der griechischen Musik wird Manches gesprochen und zuletzt bemerkt, dafs kein Erklärer mit dem andern harmonirt. Wie man die Sache bisher getrieben hat, ist es freilich kein Wunder, dafs nichts weiter herausgekommen ist, als einiges Wahre im bunten Gewirre des Falschen versteckt. „Unterdessen, fährt der Vf. fort, hat die Musik doch gewirkt: folglich" — (?) — Den Rhythmus, heifst es, entdeckten zuerst die feinsinnigen Griechen. Das wäre! Ohne Rhythmus wird keine Trommel geschlagen. Die Leute haben aber schon getrommelt, ehe an die Griechen gedacht wurde.

wurde. Dagegen ist es ganz gewifs, dafs der Rhythmus die Seele der Musik ist. — „Mit der Trennung der Musik von den übrigen Künsten gewann sie Technik und Virtuosen. Allein eben dadurch ging die moralische Kraft derselben verloren." Wie oft ist diefs gesagt worden! Allerdings liegt etwas Wahres darin: aber der Satz hinkt doch. Es wird Zeit, auf die ganz allgemein hingestellten Sätze, am meisten auf die pomphaften, mifstrauisch zu werden. Ginge die moralische Kraft durch Technik und einige Virtuosität verloren: so könnte sie ja nur in der Rohheit bestehen. Das wäre bequem genug. Ist denn durch die genau geregelte Verskunst, die doch auch wacker eingeübt werden mufs, die moralische Kraft der Dichkunst verloren gegangen? Hätte denn *Praxiteles* ohne Meisterschaft seine Venus in Stein hauen können? — Kurz die Ansicht ist oberflächlich, sie klingt aber nach etwas und darum wird sie hundertmal wiederholt. — S. 88 heifst es: „Von Alexanders Zeit (also über 300 Jahre vor Christi Geb.) bis 1000 nach Christo blieb die Musik fast auf gleicher Stufe stehen." Das ist ein wenig lange. Da mufs sie sich steif gestanden haben, — So lange steht nicht einmal Lot's Salzsäule! Herauf oder herunter! Das ist Gesetz der Natur. Vollends in der Musik. Sie ist Bewegung; stehen kann sie nur äufserst selten, sie schwingt in immer frischen Kreisen. — S. 92 wird für die Liebhaber der alten Musik besänftigend gesprochen: „Man mufs also der antiken Musik zugestehen, dafs sie, wiewohl auf eine magere Sphäre der Ausbildung beschränkt, doch diese begrenzte Sphäre vollendet durchgemessen haben mag." Wie die Allermeisten, so kennt auch der Vf. die alte Musik nicht; er spricht darum mit Recht ungewifs. Früher hat er jedoch anders davon gesprochen. Man hat also diesen Satz für eine *captatio benevolentiae* anzusehen. S. 93 kommt er ein wenig auf die Chinesen. Sehr mangelhaft und wie gewöhnlich die Zeiten untereinander werfend. Damit hätte er anfangen sollen. Wie wenig des Gesagten ist und wie am unrechten Orte, ergiebt sich klar daraus, dafs der Vf. auf derselben Seite zu den Römern übergeht, denen er vorwirft, dafs sie die Musik vernichtet haben würden, wenn sie nicht, wenigstens dem Gesange nach, im Christenthume des westlichen Europa ein Asyl gefunden hätte. Dieser Stillstand der Musik unter den Römern (trotz dem Caesar und Nero) wird nun im 7ten Kap. S. 96 durchgenommen, etwas vom Vitruv und Clemens Romanus gesagt, dann von Constantin dem Grofsen und Papst Sylvester I. bis zur neuen Erhebung durch Papst Gregor I. Bei dieser Gelegenheit werden die Ursachen aufgesucht, warum die Musik nicht früher zu ihrer Vervollkommnung gekommen ist. Nur kann nicht zugegeben werden, dafs der Dreiklang erst mit Erfindung der Tasteninstrumente hätte gefunden werden können. Ferner sind die Tasteninstrumente früher zu setzen, als der Vf. anzunehmen scheint; dagegen setzt er den *cantus figuratus*, der im 7ten Jahrh. erfunden worden seyn soll, offenbar viel zu früh. Im 8ten Kap. wird der Zustand der Musik im übrigen Europa besprochen und die Erfindung der Orgel (diese fällt früher) als Vorbereitung zur Erhebung der Musik angegeben. Ueberhaupt können Zeitvermischungen in einem übersichtlichen Werke der Art beim Mangel vollkommener Geschichtsuntersuchungen gar nicht fehlen. Eine auf Geschichte gegründete Aesthetik kommt noch zu früh. — Das 9te Kap. S. 121 liefert „nähere Vorbereitung zu der modernen Harmonie durch die sinnbildliche Tonleiter und Notenzeichnung. *Guido* von Arezzo, 1050." Durch Erfindung des Tactes erhob sich die weltliche Musik zur wahren Musik. Jetzt im 10ten Kap. S. 136 wird der poetisch-musikalische Rhythmus im bestimmten Tacte, als eigentliche Seele der Musik geschildert, der den Charakter und die Ordnung der Harmonie bestimmt (?). Ueber *Franco*, *Jean de Meurs* und *Orlando* wird Einiges beigebracht. 11tes Kap. S. 155: Endliche Erhebung der Musik mit Geistescultur, am Ende des Mittelalters u. s. w. Man wird hier viel Aesthetik mit manchem historisch Erdachten oder grundlos Angenommenen finden: dennoch nicht selten anziehend und erregend. 12tes Kap. S. 179: „Anfang der modernen Musik." Zunächst wird der im 16ten Jahrh. verbesserte Choralgesang durchgesprochen; die Entstehung des musikalischen Drama und des Oratoriums. 13tes Kap. Moderne Musik. Nähere Entfaltung der Tongeheimnisse und Vorbereitung durch grofse Meister von der Mitte des 17ten Jahrhunderts bis zur Mitte des 18ten. S. 196. Von den vorzüglichsten Meistern jener Zeit findet man das Nothwendige nach den herrschenden Ansichten gut zusammengetragen. 14tes Kap. S. 212: Erhebung europäischer Tonkunst zu der modernen Musik über alle Nationen, auch durch vervollkommnete Instrumente. Von S. 225 über musikalische Texte. Dann über bedeutende Musiker. 15tes Kap. S. 243: Vollendung der Tonkunst in höchster Schönheit durch *Haydn*, *Mozart* und *Beethoven*. 16tes Kap. S. 258: Hier wird untersucht: Worin besteht in der ausgebildetsten Musik die wahre Schönheit? Woraus werden ihre Kennzeichen und Wirkungen erkannt und wie wird reiner Geschmack am Schönen erlangt? Mannichfach zusammengetragen; nicht eigenthümlich, aber im Ganzen klar, wenn auch nicht immer. Im 17ten Kap. S. 276 wird von Intonation, Tonfarben, Charakter der Musik und der Instrumente gehandelt; dann von der Geschmacksverschiedenheit, von der wesentlichen und zufälligen Schönheit — Alles mit mancherlei zweckmäfsigen Bemerkungen und deutlichen Darstellungen. 18tes Kap. S. 299: Beispiele schöner Musikstücke aus den 5 letzten Jahrhunderten, zur Aussöhnung der Sinnen- und Verstandes-Urtheile. Ferner über Geschmack und Zweck der Kunst.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1833.

ÄSTHETIK.

Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Aesthetisch-historische Einleitungen in die Wissenschaft der Tonkunst* von Dr. *Wilh. Christian Müller* u. s. w.

(Beschluss von Nr. 72.)

Im 19ten Kap. S. 312 wird nun noch das Resultat einer musikalischen Aesthetik gegeben, die Vollendung der Musik in der Oper und im Instrumentenspiele gefunden und von manchen Eigenthümlichkeiten der gröfsten Komponisten neuester Zeit geredet. Das 20ste Kap. S. 327 endlich behandelt die Frage: Was und wie wirkt die Musik auf den Geist, die Intelligenz und die animalische Natur? — Uebersehen wir nun diesen Versuch einer musikalischen Aesthetik: so erkennen und rühmen wir nicht allein die gute Absicht des nun Entschlafenen, sondern gestehen ihm auch viel Anregendes, manches gut Durchdachte und meist gut Ausgesprochene zu. Dafs das Werk noch nicht eine eigentliche Aesthetik, sondern nur vielfache Materialien dazu liefert, ist kaum anders zu erwarten. Haben wir doch noch keine musikalische Aesthetik! Mancher hat uns eine versprochen, auch Anfänge geliefert: nur zu Stande gekommen ist noch keine. Wir wollen also vor der Hand damit zufrieden seyn, uns dadurch anregen lassen und zusehen, was wir selbst Besseres finden. Beginnen mufs Einer wieder. Ist unser Vf. nicht der Erste, so ist er noch viel weniger der Letzte. Möge man seinen Versuch verständig benutzen. Eins wünschten wir vor Allem aus dem Buche, das Zu viel. Es thut nirgend gut. Dagegen ist anderes Nothwendige zu kurz weggekommen oder übergangen. Ganz besonders mufs der Leser bei geschichtlichen Erörterungen auf seiner Hut seyn. Der Vf. hat nicht selbst untersucht, sondern zusammengetragen, was er eben gefunden hat. Darum ist eben der zweite Theil schwächer dem Inhalte nach ausgefallen, als der erste. Der andere Theil hat den besonderen Titel: „*Uebersicht einer Chronologie der Tonkunst mit Andeutungen allgemeiner Civilisation und Kultur-Entwickelung.*" Hier hat der Vf. die Sache allerdings nicht zu selten sich ziemlich leicht gemacht und mitunter Behauptungen hingeschrieben, die er nicht verantworten kann. Wir hätten hier ein reiches Feld, wo wir Manches auszugäten fänden, wenn die Ausraufung solcher Pflanzen nicht zu unangenehm und das Bündelchen für die Zeitung und für die gern fertigen Leser nicht zu schwer zu tragen wäre. Ueberdiefs werden die Leser der Leipziger Allgem. musik. Zeitung sich ohne Zweifel noch an den Streich erinnern, den dem Vf. die Vermischung des Abtes Stadler mit dem Clarinettisten gleiches Namens gespielt hat. Man mag ihn in Nr. 22. S. 354 im 33sten Jahrgange 1831 der genannten Zeitung nachlesen. Hier haben wir nur mit Fug und Recht die Rechtschaffenheit der Verlagshandlung zu rühmen, die kein Hindernifs in den Weg legte, eine solche Rüge eines in ihrem Verlage gedruckten Buches in ihrer Zeitschrift aufzunehmen. Welche Noth würde der wahrheitliebende Redacteur mit manchen andern Verlagshandlung bekommen haben? So ist auch Manches unter dem Artikel *Blahetka* falsch, was zum Theil in derselben Leipziger musikal. Zeitung schon berichtigt worden ist. Der abgeschiedene Vf. hat überhaupt seine Notizen über die Künstler der neuesten Zeit ohne gehörige Prüfung aus allen möglichen Blättern aufgegriffen. Es giebt aber bekanntlich jetzt auch Nachrichten, die lügen ohne alle Umstände. Darunter sind auch manche, die einen Namen haben. Sie loben fürchterlich und schimpfen noch fürchterlicher, wo sie gerade wollen u. s. w. Wer wird aber solchen Geistern trauen? Man hat jetzt doppelt und dreifach Ursache, auf seiner Hut zu seyn. Der Vf. hätte also allerdings vorsichtiger zu Werke gehen sollen. Bei dem Allen liefert das Buch sehr viel Gutes. Man hat es als eine Sammlung von Meinungen anzusehen, die hier meist kurz zusammengedrängt gegeben worden sind. Auch das ist Gewinn. Selbst der Gebildete wird es nützlich finden. Man erinnert sich, erneuert eine gute Uebersicht der Meinungen und der vorzüglichsten Künstler. Die meisten übersichtlichen Bücher geben im Grunde nicht mehr. Man lerne sehen und selbst untersuchen; scheue sich auch nicht vor ausgeführt gründlichen Werken. Wer Alles in einer Nufs haben will, kann nicht mehr empfangen. Der Nutzen des Buchs wird noch sehr erhöht durch das fleifsig gearbeitete, dem 2ten Theile angehangene Namen- und Sachregister. Druck und Papier sind sehr gut.

— — φγχκ.

MATHEMATIK.

Berlin, b. Reimer: *Aufgaben-Systeme und Sammlungen aus der ebenen Geometrie*, zu einem selbstständigen Unterrichte in der Analysis geordnet und durch Gesetze vorbereitet von *H. v. Holleben* und *P. Gerwien*, Lieutenants im 21sten u. 22sten Infan-

Infanterie - Regiment und Lehrer im Königl. Preufs. Kadetten - Korps. *Erster* Theil. Geometrische Analysis. *Erster* Band. Anleitungen und Gesetze. Mit neunzehn Steintafeln. *Zweiter* Band. Aufgaben. Mit zwei und vierzig Steintafeln. 1831. 1832. (4 Rthlr. 16 gGr.)

Es ist ein sprechender Beweis von dem richtigen pädagogischen Takte der Verfasser der vorliegenden Schrift, wenn sie einen sehr grofsen Werth auf die geometrisch - analytische Methode bei dem Vortrage der Geometrie legen, und Rec., welchem dieselben bisher völlig unbekannt waren, glaubt dafür bürgen zu können, dafs sie einen sehr gedeihlichen Unterricht ertheilen. Ist doch jene Methode die der Griechen, und die Welt weifs, was sie geleistet. Ist doch sie, indem sie von dem Bedingten aufsteigt zu der Bedingung, die Abhängigkeit dessen, was geleistet werden soll, von Bekanntem und Gegebenem aufsucht und nachweiset, der Weg der Erfindung. Mufs es doch den Jüngling mehr interessiren, den inneren Zusammenhang geometrischer Wahrheiten kennen zu lernen, zu erfahren, warum bekannte Sätze gerade so und nicht anders zusammengestellt werden, um zu neuen Wahrheiten zu gelangen, einzusehen, wie man selbst Unbekanntes finden, Verwickeltes entwickeln könne, eigene Ansichten nehmen, sein eigenes Combinationsvermögen üben zu lernen u. s. w. als eine synthetische Zusammenstellung der Lehrsätze und Aufgaben der Geometrie, und wären sie verfafst, wie die Elemente des Euclides, anzustaunen. Man hat von jeher über den mathematischen Unterricht in den gelehrten Schulen Klage geführt. Man hat gesehen, wie gewöhnlich nur Einzelne unter einem grofsen Haufen von Schülern dem Lehrer folgen, und von Mathematik etwas lernen, wie oft gerade die talentvolleren Schüler sich diesem Studium entziehen, wohl gar eine ganz entschiedene Abneigung dagegen zeigen. Rec. hat die Ueberzeugung, dafs dies einzig und allein von dem verkehrten Unterrichte herkommt. Seiner vieljährigen, zum Theil in der Schule gemachten Erfahrung zufolge gewinnt das mathematische Studium überhaupt, das geometrische insbesondere, wenn es naturgemäfs betrieben wird, dem jungen Menschen ein so hohes Interesse ab, wie schwerlich irgend ein anderes Studium, und in der Regel versagen sich in den Händen des geschickten Lehrers die talentvolleren Schüler am allerwenigsten. Er würde viele Schulen namhaft machen können, welche dies bestätigen. Aber dazu gehört, dafs man, dem immer mehr herrschend werdenden Geiste zuwider, den Calcul weniger einführe in die Schule, als die Geometrie, und dafs man die Geometrie nicht, wozu man immer mehr inclinirt, in ein algebraisches Gewand kleide, sondern nach der geometrisch-analytischen Methode der Alten lehre. Rec. glaubt mit Zuversicht voraussagen zu können, dafs die Mathematik um so mehr Eigenthum Einzelner, um so weniger Gemeingut der Nation werden, um so weniger in der Schule Glück machen wird, je mehr man die Geometrie durch den Calcul verdrängen, je weniger man beim Vortrage der Geometrie den geometrisch-analytischen Weg der Alten verlassen, je mehr man an die Spitze der Bildungsanstalten künftiger Lehrer der Mathematik entschiedene Verehrer des Calculs setzet.

Er hält es deshalb für einen glücklichen Gedanken der Herausgeber dieser Schrift, das Studium der geometrischen Analysis, welches viel zu wenig betrieben, auf vielen Universitäten nicht einmal dem Namen nach gekannt wird, unter den Lehrern zu befördern, und zu dem Ende denselben eine Darlegung dessen, was sie in dieser Beziehung an der Anstalt, an welcher sie arbeiten, treiben, zu geben, und eine grofse Menge von Aufgaben, mit der geometrischen Analysis versehen, vorzulegen.

Rec. mufs nun zwar wünschen, dafs das über das Wesen der geometrischen Analysis Gesagte tiefer aus den Alten geschöpft wäre, wissenschaftlicher und strenger die verschiedenen bei geometrisch-analytischer Behandlung einer Aufgabe vorkommenden Theile aus einander gehalten und geschildert worden wären, sich auch manches schärfer, richtiger und vollständiger dargestellt fände, als es sich findet, dafs es auch den Vffn. gefallen hätte, mehr Aufgaben als Muster vollständig zu behandeln, und nicht die meisten mit der blofsen Analysis zu versehen, oder auch diese nur anzudeuten. So z. B. findet sich der Begriff des Ortes nicht genau genug angegeben. Soll nämlich eine Linie ein Ort eines Punktes genannt werden können, so mufs dargethan werden, dafs allen Punkten jener Linie eine gewisse Eigenschaft zukomme, aber auch keinem Punkte aufserhalb derselben. — Es wird gesagt, *die Determination könne nur auf algebraischem Wege gefunden werden, und müsse also wegfallen, wenn man bei der geometrischen Analysis den algebraischen Weg verschmähe.* Hätten die Vf. doch nur die geometrisch-analytischen Schriften der Alten, oder in ihrem Geiste verfafste neuere genau studirt, so würden sie sich überzeugt haben, dafs die Alten bei allen Aufgaben, welche einer Determination *bedurften*, dieselbe auf geometrischem Wege *suchten* und fanden, ja dabey nicht selten den höchsten Scharfsinn zu zeigen Gelegenheit hatten. — Sie versuchen zu beweisen, dafs eine aus irgend einer Construction einer Aufgabe hergeleitete Determination eine ganz allgemeine, für jede andere Construction geltende sey. Ihre Argumentation ist im Wesentlichen folgende. Gesetzt, eine Construction sey nur möglich, wenn $r \leqq a$, so folge, dafs die Aufgabe nur lösbar sey, wenn $r \leqq a$. Sollte eine andere Construction nun statt finden, wenn $r > a$, so folge, dafs die Aufgabe nur lösbar sey, wenn $r > a$. Aber die Vff. übersehen, dafs die Folgerung, die Aufgabe sey nur lösbar, wenn $r \leqq a$, oder wenn $r > a$ das zu erweisende voraussetzte; und dafs sie nichts sagen durften, als diese individuelle Construction finde

nur

nur statt, wenn $r \leqq a$, oder $r > a$. Aber das hebt an sich die Möglichkeit nicht auf, dafs eine andere Construction dieselbe Aufgabe unter andern Bedingungen auflöse. Und jener Satz ist zu beweisen um so wichtiger, weil die Alten die Determination ohne Rücksicht auf irgend eine Construction feststellten und weil er wirklich von Männern des Faches in Zweifel gezogen wird. — Sie sagen, die Constructionen, welche aus einer Analysis gebildet wären, bedürften keines Beweises, weil der Beweis nur die umgekehrte Analysis sey. Das würde richtig seyn, wenn alle geometrischen Sätze umgekehrt werden könnten, oder ein allgemeiner Beweis für die Richtigkeit der Umkehrung jener Sätze der Logik hingeschoben werden könnte. Aber die Logik weiset solche Anmuthung mit Recht zurück, und von Euclids Zeiten her pflegt die Mathematik die umgekehrten Sätze, welche sie für wahr ausgiebt, zu beweisen. Die Constructionen bedürfen also allerdings eines Beweises. Und nicht deswegen ist der Beweis zu empfehlen, um, wie sie sagen, die überflüssigen Bedingungen kennen zu lernen. Das geht schon aus der Analysis hervor. Ist doch jede Bedingung überflüssig, von welcher sie nicht Gebrauch macht. — Ein Irrthum ist es auch, wenn sie behaupten, die in der Diesterwegschen Aufgabensammlung analysirte Aufgabe: „ein Dreieck zu beschreiben, dessen Seiten einen gegebenen Kreis berühren, dessen Spitzen auf einem anderen gleichfalls gegebenen Kreise liegen, und dessen Höhe gegeben sey" sey überbestimmt, oder unmöglich. Hätten sie den Beweis der dort angedeuteten Construction versucht, so würden sie gefunden haben, dafs er einen von den seltenen Fällen darbietet, in welchen man auf dem von der Analysis angegebenen Wege nicht zurückschliessen kann, sondern die Bedingung aufzusuchen hat, unter welcher dies möglich ist. Das aber ist Gegenstand der Determination. Und gerade dieser Beweis würde ihnen die Nothwendigkeit, den Beweis einer Construction zu führen, recht vor Augen gelegt haben. — Sie setzen die Determination hinter den Beweis. Das ist aber ordnungswidrig, weil der Beweis selbst nur in der Voraussetzung, welche die Determination feststellt, gültig ist. — Sie machen von der Determination in dem Beweise keinen Gebrauch. Das ist aber eben so nothwendig, als der Beweis der Construction nöthig ist. Jene wird nur auf analytischem Wege gefunden. Und der Beweis hat damit anzufangen, die Richtigkeit der Umkehrung aller Schlüsse der Determination nachzuweisen.

Indessen bei der Seltenheit von Schriften, welche das Studium der geometrischen Analysis befördern könnten, und bei dem mannichfaltigen Guten, und dem grofsen Reichthum von Aufgaben und Folgerungen aus denselben, welchen die vorliegende Schrift enthält, ist sie dankbar anzunehmen, und wird mannichfach nützen.

Ein vorzügliches Augenmerk haben die Vff. auf eine zweckmäfsige Stufenfolge gerichtet. Sie knüpfen ihre Lehren im ersten Theile an das bekannte und geschätzte Lehrbuch von *E. G. Fischer*, aus dessen Sätzen sie Folgerungen herleiten, welche für die geometrisch-analytische Behandlung von Aufgaben wichtig sind, und sich auf Data, oder Oerter beziehen; und verbinden damit die Behandlung angemessener Aufgaben.

Der zweite Theil vorzüglich enthält eine reiche geordnete Zusammenstellung von Aufgaben in zwei Hauptstücken, in deren einem die leichteren, im anderen die schwereren vereinigt werden sollten. Das erste enthält drei Abschnitte, in welchen die Aufgaben entweder ohne die Lehre vom Kreise und ohne Proportionen, oder durch die Lehre vom Kreise, aber ohne Proportionen, oder durch die Lehre von der Aehnlichkeit auflösbar sind. In jedem Abschnitt sind die Aufgaben wieder in mehrere Kapitel geschieden, je nachdem sie sich auf Dreiecke und Parallelogramme, auf Vierecke überhaupt, Verwandlungen, Theilungen, den Kreis beziehen u. s. w. Aehnlich im zweiten Hauptstück. Aus den Aufgaben werden viele sehr anziehende und reichhaltige Folgerungen hergeleitet, welche über den Inhalt gewöhnlicher Lehrbücher der Geometrie weit hinaus gehn. Für den Rec. und gewifs für viele Leser sehr unangenehm ist die neu eingeführte Bezeichnung gegebener Stücke. Rec. kann die Nothwendigkeit derselben zur Raumersparung nicht recht einsehen. Und der wirklich ersparte Raum wird durch die Beschwerlichkeit eines Studiums dieser Zeichensprache theuer bezahlt, wenn z. B. herausgefunden werden mufs, dafs die Zeichen und Buchstaben „$\triangle$ aus $(b+c)$, a, m" heifsen sollen: „ein Dreieck zu construiren, von welchem die Summe zweier Seiten, der eingeschlossene Winkel, und die Halbirungslinie desselben gegeben seyen."

Die Vff. versprechen noch zwei Theile folgen zu lassen, von welchen der eine die algebraische Analysis ohne Trigonometrie, der andere dieselbe mit Trigonometrie enthalten soll. Rec. sieht mit Freude denselben entgegen.

ÖKONOMIE.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Anleitung zum Betriebe der Landwirthschaft nach den vier Jahreszeiten geordnet*, ein kurzer und deutlicher Leitfaden für solche, welche dieses Gewerbe erst kennen lernen wollen und für Freunde desselben in andern Ständen, von Dr. *A. G. Schweitzer*, Prof. der Landwirthschaft in Tharandt u. s. w. *Erster* Band nebst drei Kupfertafeln. XVIII u. 422 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Gewifs lieferte der Verfasser ein nützliches Buch, nur scheint er das Vorurtheil zu hegen, dafs die sächsische vervollkommte Rittergutswirthschaft, deren Bild er uns allein liefert, den Typus der zeitgemäfsen Vervollkommnung schon erreicht habe, und scheint fast sich es zum Vorzuge anzurechnen,

sehr

sehr selten aufser beim Exstirpator und Scarificator Neuerungen zu empfehlen, ohne deren schnelle Einführung der jetzige vom niedrigen Zinsfufs begründete hohe Preis der sächsischen Rittergüter mit mäfsigem reinen Ertrage unmöglich fortdauern kann, so ungern auch der sächsische Patriot auswanderte. Das Phantom *bleibender* hoher Preise der Tuchwolle und der originalen sächsischen Merinos ist ein Vorurtheil und andere mögliche Verbesserungen im Boden und im Betrieb der Landwirthschaft abgerechnet die Frohnden- und Servituten-Ablösung die auch nur eben beginnt, sieht man nur sparsam. — Die die Landgüter, ihre Pertinentien und Wirthschaftskapitale, den Grund und Boden und Dünger betr. Vorschule übergeht Rec. und beschränkt seine in dieser Zeitschrift nur mögliche kurze Kritik auf die zweite und dritte Abtheilung des vorliegenden ersten Bandes, den Frühjahrs- und Sommerarbeiten des Landmanns gewidmet, durch welche sonderbare Abtheilung er sich zu eben so vielen Wiederholungen, als man in der Putsche'schen Encyclopädie antrifft, hätte hinreifsen lassen können; aber der bescheidene Vf. wiederholt sich niemals und ist nach seiner Vorrede nur gesonnen den Käufern sächsischer Landgüter Rath zu geben wie sie wirthschaften müssen, um ihr Gut hoch zu nutzen. Abtheilung II. *Der Frühling*. Norddeutschland kann bei späterer Winterkälte, welche im Süden früher eintritt, im Herbste *mehr* als der Süddeutsche beschaffen, dagegen aber im Frühjahre der im Norden später eintritt weniger als der Süddeutsche. I. *Feldarbeiten* und deren Instrumente, Bestellung der Hülsenfrüchte, des Sommergetreides, der Futterkräuter, der Handelsgewächse, mit den Vorarbeiten der folgenden Jahreszeiten, und der Pflege der Pflanzen. Auffallend ist, dafs der Vf. bei dem westphälischen Moorbrennen um viel Buchweizen zu erbauen, nicht *Arend's* Beschreibung von Ostfriesland oder die Agronomen Westphalens, sondern Burger allegirt, der doch jenen Bau nur aus Büchern kennt, ferner dafs er annimmt, dafs das landwirthschaftl. Vieh lieber Klee als Gräser fresse, was nur bei schlechtem Grase und Drensch oder Wiesenheu der Fall ist. Man hat übrigens an den deutschen Nordküsten nicht wahrgenommen, dafs der rothe Klee nur alle 6 oder 9 Jahre wiederkehren dürfe. Sicher aber ist, dafs er in Holstein höher wächst, als in Sachsen und Mecklenburg, und in dem ganz kalklosen Anschwemmungsboden vorzüglich gedeihet. Recht hat er, die *Alchemilla vulgaris* als vorzügliches Milchfutter zu empfehlen und die Kartoffeln mit dem Klee Begründer einer besseren und dem Ganzen erspriefslicheren Landwirthschaft zu nennen. II. *Arbeiten auf den Wiesen*, hat viele praktische Winke. III. *Landwirthschaftl. Geschäfte im Hause und Hofe*. Sehr gelungen ist dem Vf. die Darstellung des Verhältnisses zweier Ehegatten in der Leitung der Landwirthschaft mit oder ohne Kinder. Nur einem glücklichen Familienvater war das möglich, der auch die Freude hatte, seine Töchter an den Pflichten und der Unabhängigkeit des Landmanns Theil nehmen zu sehen; darauf folgt die Arbeit und die Verpflegung der landwirthschaftlichen Thiere, mit der Warnung beim Rindvieh die Landrace in sich zu veredlen und nicht durch Abkömmlinge fremden Rindviehs. Das Kapitel des Mölkenwesens würde unterrichtender seyn, wenn der Vf. des verstorbenen St. R. *Niemann* in Kiel Beschreibung der holsteinschen Holländereien zum Grunde gelegt hätte. Das Milchwesen mufs man nicht von Sachsen und Schwaben, wo es eine Nebensache ist, sondern da lernen, wo es den halben Ertrag der Güter ohne Stallfütterung liefert und wo Klee und Rapsbau am höchsten stehen. Abtheilung III. *Der Sommer*, mit gleichen Unterabtheilungen wie beim Frühling. Es folgen nach einander die Bestellung der Kohl- und Rübengewächse so wie der Winterölgewächse. Den Raps nach Rübsen folgen zu lassen, wird man sich nur bei vermutheten sehr hohen Oelpreisen erlauben. Das wagt der Holsteiner nicht mit Vortheil, wohl aber selbst ¼ der Ackerfläche in Oelsaat zu benutzen. In Linien die Oelsaat zu erziehen und wohl gar zu pflanzen ist sicher und einträglich. Da in Holstein jetzt der Raps ein Hauptartikel der Landesausfuhr ist, so hätte wohl der Vf. bei dortigen Landwirthen die beste Belehrung gefunden, zumal bisher keine andere nördliche Landwirthschaft ungeachtet der mäfsigen Bevölkerung, hierin jenes Land überflügelte; aber alle Oelfrüchte lieben die Nähe des Meers in jedem Klima, und Raps oder Rübsen müssen auf Tennen mit Segeltuch ausgedroschen werden, obgleich man nachher den *Abfall* mit der Stoppel auf dem Lande verbrennt. *Trefflich ist* was der Vf. über die Kalkdüngung *sagt*. Die Aufhebung der Braache wird bald überall erfolgen durch Stallfütterung, Kartoffeln- Klee- und Rübenbau, endlich auch durch die Verkleinerung der zu wenig reinen Ertrag liefernden grofsen Ackerhöfe, besonders bei Einschränkung der Schafzucht in unmäfsigen Räumen, sobald die Wolle wohlfeiler wird. Dann erst kann man an die Erzielung von Massen der *Handelsgewächse* denken. Löblich ist des Vfs *Idee* die wohlgepflegten Wiesen etwa alle 6 Jahre einmal zu weiden. In sogenannte Nachtkoppeln treibt der Holsteiner jetzt sein Vieh nicht mehr Abends, denn das Vieh bleibt dort Tag und Nacht auf der nämlichen Weide. Bei der Stallfütterung der Schafe können Lämmer Sommers bei grünem Futter auf dem Tüder oder im Stall das Wasser ganz entbehren und gedeihen nach einer Erfahrung des Rec. sehr gut dann zur Mastung. Die Bereitung der dicken Milch, die im Sommer so erfrischend ist in Ländern wo die Milchspeisen für alle Stände üblicher sind als in Sachsen, fehlt ganz.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1833.

GESCHICHTE.

1) Paris: *Mémoires de la duchesse d'Abrantès sur Napoléon, la revolution, le directoire, le consulat, l'empire et la restauration.* Vol. I — IV. 1830. gr. 8.

2) Leipzig, in d. allgem. niederländ. Buchh.: *Memoiren der Herzogin von Abrantes* oder *historische Denkwürdigkeiten über Napoleon, die Revolution, das Directorium, das Consulat, das Kaiserreich und die Restauration.* Aus dem Französischen. Band I. 1830. 279 S. Bd. II. 266 S. Bd. III. 273 S. Bd. IV. 1832. 305 S. gr. 8. (5 Rthlr. 16 gGr.)

Die vorliegenden Memoiren der Herzogin *von Abrantes* gehören zu der bessern Klasse von Memoiren. Zwar enthalten sie mehr Charakterzüge als eigentliche Geschichte, mehr individuelle als allgemeine Ansichten, mehr Familienscenen als Staatsactionen; aber eben diefs giebt ihnen einen besondern Reiz, der noch dadurch vermehrt wird, dafs hier eine Frau und zwar eine durch Welt, Menschen, Schicksale und Bücher gebildete Frau schreibt. Denn als eine solche tragen wir kein Bedenken die Herzogin von Abrantes zu bezeichnen, die sich erst ganz neuerdings durch ihre Beiträge zu *L'avocat's* bekanntem Buche der 101 Schriftsteller als eine geistreiche Schriftstellerin bewiesen hat. „Die Memoiren der Zeitgenossen, sagt dieselbe (IV. 119 der Uebersetzung), sind weiter nichts als zahlreiche Gallerieen, in denen sich auf der einen Seite viele Portraits befinden, auf der andern geöffnete Fenster, durch welche man in die Vergangenheit blickt. Wer also dergleichen Gallerieen erbaut, mufs darauf achten, die Personen ähnlich zu malen, soviel als möglich Portraits aufzustellen und Fenster nach dem Schauplatze zu öffnen, auf dem sich die Ereignisse zutrugen, die er erlebte. So tritt man in das Leben zurück, zuweilen, oft sogar, ohne Vergnügen und ohne besonderes Glück, aber nie ohne Interesse." Diefs Interesse ist in den Memoiren unverkennbar: die ältere Frau schildert mit vieler Lebendigkeit und die Leser folgen ihr um so lieber, weil ihre Worte von der eignen Theilnahme zeigen, die sie an ihren Erinnerungen nimmt. Wir glauben ihr daher recht gern, dafs sie ursprünglich den Memoirenschreibern nicht hold gewesen und lieber still in ihren Erinnerungen gelebt hätte, ja die meisten Leser werden nach Durchlesung einiger Bände gewifs es anerkennen, dafs nur die vielfach angegriffene Ehre eines von ihr sehr geliebten Gatten ihr die Feder in die Hand gegeben und dafs sie sich bei Abfassung dieser Memoiren habe „von keinen feindseligen Gesinnungen hinreifsen lassen" dafs „sich kein Gedanke an Rache ihrer Absicht beigesellt habe, obschon die Möglichkeit gegeben war, da man sie heftig gereizt hatte." (I. 3.)

In diesen Memoiren — so weit sie uns vorliegen — sind zwei Hauptpersonen, der nachmalige Herzog von Abrantes, *Junot* und *Napoleon*, mit deren Schicksalen das Schicksal der Vfn enge verbunden war. Der erste war ihr Gatte und einer von Napoleons ergebensten Dienern und frühesten Gefährten auf der Bahn des Ruhmes; der letztere hat lange mit der Familie Permon, zu welcher die Vfn gehört, in inniger Vertraulichkeit gelebt, „ihr Auge ist auf seinen Stern gerichtet gewesen von dem Tage an, wo er sich am Horizont zeigte, bis zu dem Tage, wo er zur Alles versengenden Sonne geworden, Alles und sich selbst verzehrte." (I. 8.) Die Vfn konnte also gut unterrichtet seyn und mehr als das Zusammentreffen äufserer Umstände spricht auch für die innere Glaubwürdigkeit ihrer Erzählungen.

Die Familie Permon, Abkömmlinge des altgriechischen Geschlechts der Comnenen, stammt aus Corsica, wo sie mit der Familie Bonaparte oder Calomeros (denn diefs ist nach I. 32 f. der eigentliche Name), eng befreundet war. Späterhin zogen die Permon's nach Montpellier, dann nach Paris, wo damals auch Napoleon ohne Anstellung sich aufhielt, oft in ihr Haus kam und bei ihnen häufig zu Mittag afs. Manche Züge aus seiner Jugend werden erzählt: es ist belustigend, wie die Schwestern Permon ihn wegen seiner dünnen Beine und grofsen Stiefeln „den gestiefelten Kater" (I. 82 f.) nannten, worüber er sich sehr erzürnte. Ueberhaupt war sein Aeufseres zu jener Zeit nichts weniger als angenehm. Seine Hautfarbe war gelb, die schlechtgekämmten und gepuderten Haare gaben ihm ein unangenehmes Aussehn, seine, nachher so schönen, Hände waren lang, mager und schmutzig, sein Schritt linkisch und unsicher. Dazu trug er einen schlechten runden, auf den Kopf gedrückten Hut, neben welchem zwei schlecht gepuderte Hundsohren (Rec. weifs keinen andern deutschen Ausdruck dafür) auf den Kragen eines grauen Ueberrockes herabfielen *), und schlecht gemachte und schlecht geputzte Stiefeln. (I. 189.)

Aus

*) „Des cheveux longs, sagt *Fain* in seinem *Manuscrit de l'an trois* (1794 — 1795), lui tombent de deux côtés du front, le reste de sa chevelure, sans poudre, se rattache en queue par derrière."

Aus den Revolutionsjahren von 1789 an wird manches Bemerkenswerthe mitgetheilt, wo wir besonders auf die Ansichten Napoleons über die Königin Maria Antoinette (I. 111 f.) aufmerksam machen. Die Gräueltage der Revolution, das Unglück der königlichen Familie, die Ermordung der Prinzessin Lamballe, die wiederholten Haussuchungen, die Anmafsungen des Pariser Pöbels, die Unthaten des Convents, Alles diefs führt die Vfn, die wie ihre Aeltern gut royalistisch dachte, in lebendigen Bildern vorüber. Der Wunsch, den ihnen befreundeten Landsmann Salicetti zu retten, veranlafst eine Reise der Familie nach Bordeaux, wobei Bonaparte in Beziehung auf seinen Feind Salicetti, der im Permon'schen Hause versteckt war, sich sehr edelmüthig bewies. (I. 253.) Als sie zurückkehrten, war Bonaparte bedeutend gestiegen: der 13. Vendemiaire hob ihn noch mehr in der Achtung des Volks, aber sein Benehmen gegen die Permons, die bald nach jenem denkwürdigen Tage den Vater verloren hatte, blieb sich gleich, ja er dachte daran beide Familien durch eine Doppelheirath noch näher zu verbinden und er selbst wollte die Mutter Permon, sobald ihre Trauerzeit vorüber sey, ehelichen. (II. 30 ff.) Die Mutter, eine nach den Berichten der Tochter noch in ihrem vorgerückten Alter reizende und liebenswürdige Frau, nahm den Antrag wie einen Scherz auf, Bonaparte aber ward durch die Ablehnung verstimmt. Frau von Permon verlangte nun seine Verwendung für einen Verwandten Stephanopoli. Bonaparte versprach dieselbe, brachte jedoch durch mehrtägiges Zögern die reizbare Frau so auf, dafs diefs einen unangenehmen Auftritt zur Folge hatte, bei welchem indefs, wie aus der Darstellung der Tochter hervorgeht, Bonaparte sich mit vieler Delicatesse betrug. (II. 35—39.) Der Bruch zwischen beiden war indefs für mehrere Jahre entschieden: Bonaparte heirathete bald darauf Frau von Beauharnois und begann seinen Siegeslauf in Italien.

Die folgenden Erzählungen der Vfn bis zu ihrer Verheirathung mit Junot im J. 1800 gewinnen ein besonderes Interesse durch ihre Schilderungen des Lebens und der höhern Gesellschaft in Paris. (II. 88 ff. 181 ff.) Man fing bekanntlich unter dem Directorium wieder an zur Feinheit und Urbanität der alten Zeit zurückzukehren, äufsere Zucht und Anstand galt wieder, und das weibliche Geschlecht trug seine Reize nicht mehr so offenbar zu Schau, wie im Jahre 1795, wo sich vornehme Frauen in fleischfarbigen Pantalons, in durchsichtigen Gazekleidern und bis auf die Schultern entblöfst zeigten, nach des Grafen Le Valette Erzählung in seinen Memoiren I. 175. Dagegen erlangten schöne und geistreiche Frauen ein besonderes Gewicht in der Gesellschaft. Unsere Vfn zeichnet zwar nicht so scharf und bestimmt als Frau von Stael, denn in ihr tritt die Frau mehr hervor, Putz und Toilettenkünste werden mehr berücksichtigt, aber es ist ein Vorrecht der Memoiren auch solche Dinge sagen zu können. Wir sind daher ganz mit den Aeufserungen der Vfn (III. 193 ff.) einverstanden und weit entfernt, es eine Kleinigkeitskrämerei zu nennen, wenn uns die schöne Tallien (II. 61) beschrieben, oder wenn von der griechischen Tracht der reizenden Mad. Le Clerc (S. 157) erzählt, oder wenn der schöne Kopf, die perlenartigen Zähne und das malerisch geordnete Haar der Mad. Visconti (S. 185) geschildert werden. Und wo die Vfn von Bällen und Festlichkeiten spricht, da werden auch männliche Leser von der anmuthigen Mad. Mechèn (III. 37), oder von der zwar reich, aber nicht im guten französischen Geschmack gekleideten Elise Bacciochi (S. 220) etwas erfahren wollen. Uebrigens mufs allen diesen Schilderungen aus dem Jahre 1797 und den folgenden Jahren nachgerühmt werden, dafs sie anständig sind, wie denn überhaupt wir uns nicht erinnern, in diesen vier Bänden etwas gefunden zu haben, wodurch sich die Decenz beleidigt fühlen könnte. Wir durften diefs um so weniger übergehen, da in manchen der sogenannten Memoiren, wie in dem scandalösen *Oeil de Boeuf*, als dessen Vfn sich sogar eine Gräfin genannt hat, Anstand und Sittlichkeit oft auf eine empörende Art verletzt werden. Wo geschlechtliche Verhältnisse zur Sprache kommen, kann gewifs Niemand schlichter und einfacher schreiben als unsre Herzogin Th. III. S. 198—201 und Th. IV. S. 273—303 gethan hat. Die letztere Scene, wo Napoleon als erster Consul der damaligen Mad. Junot in Malmaison mehrere Tage lang sehr früh einen Morgenbesuch gemacht und sich mit ihr, während sie noch im Bette lag, unterhalten hat, zuletzt aber nicht wenig befremdet ist, als er neben der Frau den Mann findet, ist sehr anständig und doch lebendig beschrieben und malt das Leben am damaligen Consularhofe recht anschaulich. Dafs hier und da manche Familien- und Ehestandsscenen geschildert (*wie III. 154—169. IV. 85 f.*), Ballgeschichten (*II. 157 ff.*) und Anekdoten aus den Feldzügen (II. 75 ff. III. 123—126) erzählt werden, gehört zur Eigenthümlichkeit einer schriftstellernden Frau. Eben so darf es uns bei so vielen interessanten Erzählungen nicht befremden, wenn die Vfn von ihrem Koche und seiner hübschen Tochter (II. 212—214) erzählt, oder mit den Löwen und Schlangen im *Jardin des plantes* (IV. 108—*118*) uns langweilt, oder die Verlegenheit schildert, in welche der portugiesische Gesandte während eines Gastmahles bei Cambacères (IV. 138—141) gerieth. Endlich werden deutsche Leser vielleicht an der ausgedehnten Beschreibung (III. 187—193) des Brautgeräthes (*Trousseau*) der Vfn bei ihrer Heirath, und der Hochzeitsgeschenke Junot's (die der Uebers. nicht ganz richtig die „Morgengabe" nennt) Anstofs nehmen. Aber auf solche Dinge legen selbst recht gebildete Französinnen grofsen Werth, wie aus den Reisen der Lady Morgan in Frankreich (I. 28—227) deutlich hervorgeht. Unsre Vfn glaubte überdiefs hier ausführlicher seyn zu müssen, weil in jener Zeit eine solche Pracht und Eleganz etwas sehr Seltenes war und endlich dürfen wir ihr wohl nicht zürnen, wenn sie im reifern Alter noch gern dieser „Zauberstunde

stunde für ein junges Mädchen von sechzehn Jahren" (S. 189) gedacht hat.

Rec. wendet sich nun zu *Junot* selbst. Daſs eine solche Gattin von ihrem Gatten nur Gutes sagt, versteht sich von selbst; aber auch, wenn man die andern Nachrichten über ihn vergleicht, so ergiebt sich, daſs er ein sehr tapfrer, ein offener, freimüthiger, groſsmüthiger und wohlthätiger Mann gewesen ist. Sein gröſster Fehler, wie seine Gattin selbst gesteht (II. 117), war eine leicht erregte Reizbarkeit bei dem bloſsen Anscheine des Unrechts, bei einer Ungenauigkeit im Dienste, bei der zweifelhaften Aufführung eines Beamten, die dann leicht in Hitze überging, niemals aber in Grobheit, wie *Las Cases* unter andern (VI. 138 Uebers.) erzählt hat. Krieg und Kampf war seine Freude, er war ein Kind der Revolution, in Schlachten groſs geworden, mit Wunden bedeckt und schon in einem Alter von 27 Jahren General. Die Vfn berichtet hier aus seinem frühern Leben die Vorgänge bei Toulon, seit welcher Begebenheit er fast nie von Bonaparte's Seite kam, in Italien und in Aegypten, das Junot nach Bonaparte's Abreise verlieſs und auf der Reise in englische Gefangenschaft gerieth (II. 125 — 152). Die Nachricht *Bourienne's* (II. 134 — 136 Uebers.), daſs Junot auf eine unbedachtsame Weise die Treue Josephinens bei Bonaparte in Aegypten verdächtigt habe, erklärt die Vfn S. 222 für falsch. Genau läſst sich dieſs freilich nicht ausmitteln; auch ist es nur in so fern von Wichtigkeit, weil *Bourienne* sagt, daſs Napoleon dieſs dem General Junot nie verziehen habe und darin einen Grund seiner Unzufriedenheit mit ihm finden will. Eben so widerlegt die Vfn Th. III. S. 67 — 70 die Nachrichten im *Memorial* des *Las Cases* (VI. 139 f.) über Junot's Verbindung mit ihr und erklärt sich Th. I. S. 174 auf eine für uns sehr überzeugende Art über diese Schrift.

Bald nach der Schlacht bei Marengo kam Junot in Frankreich wieder an. Bonaparte empfing ihn freundlich und ernannte ihn zum Commandanten von Paris. Es beweiset dieſs wenigstens, daſs er sehr viel Vertrauen zu ihm hatte, da dieser Posten einer der wichtigsten war. Ferner rieth er ihm „eine reiche Frau zu heirathen" (III. 51), denn auf diese Weise suchte er alle seine Generale in Paris einheimisch zu machen. Solche Heirathen wurden damals sehr schnell beschlossen und vollzogen, an ein langes Werben war nicht zu denken, man errang sich eine Frau gleichsam im Sturme. Die Art, wie er seinen Adjudanten La Valette mit einer Frau versorgte, ist in dieser Beziehung höchst charakteristisch. Junot ging eben so rasch zu Werke. Am 2. October hielt er bei der Fr. v. Permon um die Hand ihrer Tochter an, erhielt der Mutter und des Bruders Einwilligung und fragte dann die Tochter, ob sie ihn heirathen wollte. Nach einigem Sträuben willigte sie ein, der erste Consul gab, wiewohl er eine andre Heirath Junot's lieber gesehen hätte, seine Zustimmung, sicherte ihm 100,000 Fr. Mitgift und 40,000 Fr. Morgengabe zu, wünschte ihm Glück und — am 30. October waren Junot und Frl. Laurette v. Permon verheirathet. Junot glaubte nun, daſs die bloſse Copulation vor dem Maire hinreichend seyn würde; aber seine Braut und Mutter verweigerten standhaft ihre Zustimmung zu einer bloſs republikanischen Trauung, wie man diese bürgerliche Trauung damals nannte. Dagegen wollte Junot nichts von der kirchlichen Trauung wissen und konnte sich unmöglich entschlieſsen, in seiner Stellung als Commandant von Paris am hellen Tage eine Kirche zu besuchen. Endlich gab er so weit nach, daſs die Trauung zwar in der Kirche, aber erst um Mitternacht, vor sich gehen sollte. Dieſs geschah. Auch diese Verhandlungen (III. 179 — 187. 195 — 207) sind ein schätzbarer Beitrag zur Sittengeschichte des damaligen Paris und der in derselben thätige *Abbé Lusthier* ist ein lebendiges Bild jener Härte und Unduldsamkeit, durch die sich der französische Clerus bis auf die neuesten Zeiten ausgezeichnet hat. Diese Hochzeit führte übrigens auch Bonaparte'n wieder in das Permon'sche Haus (III. 264 — 273), das alte gute Verhältniſs ward wiederhergestellt und Mad. Junot galt nun als eine der ersten Zierden des Consularhofes. Dieser war damals (im J. 1800) sonderbar genug zusammengesetzt. Bonaparte hätte gern die Etikette einer frühern Zeit hergestellt, aber ihnen stand noch immer die republikanische Verfassung und die republikanischen Ansichten Einzelner entgegen. Demnach beschränkt sich das Ganze fast nur auf groſse Mittagsmahlzeiten, Gesellschaften zu Malmaison (IV. 236 — 239) und prachtvolle Paraden, die uns die Vfn mit der ganzen Lebendigkeit einer für kriegerischen Ruhm und die Person Bonaparte's begeisterten Frau beschrieben hat (IV. 19 — 32).

Von dieser Zeit an sind die Erinnerungen der Vfn aus ihrem und aus ihres Mannes Leben so genau mit denen aus dem Leben Bonaparte's verbunden, daſs wir den letzten Theil unsrer Anzeige diesem merkwürdigen Manne widmen müssen.

Wir haben bereits bemerkt, daſs die Vfn lebhaft für Napoleon eingenommen ist, und man kann dieſs auch von einer Französin, die unmittelbare Zeugin des Enthusiasmus gewesen, den seine Thaten hervorgebracht haben (m. vgl. II. 76. III. 25 — 29), nicht anders erwarten. Ja es gereicht dieſs gerade dieser Vfn zum besondern Lobe, weil die letzten Jahre Junot's durch die Unzufriedenheit des Kaisers mit ihm, die sich aus dem russischen Feldzuge des Jahrs 1812 herschrieb (m. s. *Ségur's Hist. de la grande armée* Livr. 6. ch. 7. p. 280 ss. des Stuttg. Abdr. u. *Gourgaud's Exam. crit.* p. 189), getrübt waren. Um so wahrhafter erscheint also die Versicherung der Vfn, daſs sie „nur Wahrheit schreiben wolle und Napoleon so darstellen, wie sie selbst ihn gesehen und kennen gelernt hat" (III. 84. vgl. IV. 184 — 186, wo das eigentliche politische Glaubensbekenntniſs der Vfn sich findet). Die Memoiren sind reich an einzelnen, interessanten Zügen. Schon aus *Ségur's* Geschichte (I. 114. 178. Uebers.), aus *Fain's Manuscript vom J. 1813* (Th. II. S. 331) und aus *Foy's Memoiren* (I.

(I. 86 f.) kennt man den wundersamen Einflufs, den Napoleon's Persönlichkeit und Beredtsamkeit auf seine Soldaten übte. Aber sie alle haben nicht so ergreifende Augenblicke beschrieben, als uns hier Th. IV. 28 f. und 256 f. geschildert worden sind. Ueber Napoleon im häuslichen Kreise finden sich im *dritten* und *vierten* Theile viele Einzelnheiten, die wir zwar nicht alle aufzählen können, die ihn aber fast durchgängig von einer liebenswürdigen Seite darstellen. Bei solchen Veranlassungen mufste die Vfn auch häufig auf die übrigen Mitglieder der Bonaparte'schen Familie zurückkommen, und wenn dieselben freilich seit dem Sturze ihres Bruders in die Verborgenheit zurückgekehrt sind, aus der jener sie erhoben hat, so behalten doch die Erzählungen der Vfn ihr Interesse und dienen dazu, die Glorie Napoleon's zu erhöhen, da die meisten seiner Geschwister so klein und nur dem Aeufsern zugewendet erscheinen. Lucian Bonaparte darf füglich zu diesen nicht gerechnet werden: sein Scharfsinn, seine Klugheit und seine Gewandtheit leuchten aus allen Schilderungen der Vfn (II. 71 f. 101—103. IV. 198 ff.) hervor und sind neuerdings durch die Mittheilungen aus den *Briefen eines Verstorbenen* (II. 253—256) wiederholt bestätigt worden. Joseph Bonaparte erscheint als ein guter und grofsmüthiger Mann, seine Frau als ein Engel an Milde und Sanftmuth (II. 95—98), Ludwig Bonaparte einfach und bescheiden (II. 99), Hieronymus ist das *enfant gâté* der Familie, den Bonaparte bei seiner Rückkehr aus Aegypten als „selbstständig im Schlechten" gefunden hat (III. 270—272). Unter dem weiblichen Theile der Familie wird Bonaparte's Mutter als eine Frau von Geist und Charakter genannt (II. 202—204), Caroline, die *Savary* in seinen Memoiren (II. 233) sehr passend als „eine Freundin des Kriegs und gröfserer Gewalt" bezeichnet, verleugnete auch schon damals diesen Charakter nicht (II. 104. III. 85—92), Pauline, die nachmalige Le Clerc, ist die Schönste der Schönen, stets elegant, stets allerliebst, wo sie auftrat (II. 104 f. 156. 158), Elise dagegen war keinem Menschen gut und stets sehr unangenehm (II. 204). Die liebenswürdige und Alles bezaubernde Josephine wurde von der ganzen Familie gehafst. Auch unsre Vfn erwähnt mehr als einmal der Intriguen, welche gegen sie von Bonaparte's Brüdern und Schwestern angesponnen wurden (II. 219—221. vgl. mit *Bourienne's* Memoiren II. 15 ff.): ihre Unvorsichtigkeit, ihre Verschwendung, ihre Liebe zum Putz (IV. 248) und ihr Mangel eines richtigen Urtheils über Politik und Staatsangelegenheiten (vgl. IV. 241—249) waren ein erwünschter Stoff für Verläumdungen und Zuträgereien. Darum befahl auch Bonaparte seiner Frau, nichts von Politik zu reden (II. 107). Uebrigens stimmt auch die Vfn (II. 106) darin mit *Bourienne* (II. 40 und 48) und *Thibaudeau* (Mem. über das Consulat S. 17. 19. 223) überein, dafs Bonaparte seine Frau wirklich liebte und auch nicht vergafs, was er ihr zu verdanken hatte, wobei sie freilich auch andeutet, dafs diejenigen irrten, welche sie die von ihm am meisten geliebte Frau nennen. Als Beweis hierzu kann die Liebesgeschichte mit Mad. Fourès dienen. Diese hübsche Frau hatte ihren Mann nach Aegypten begleitet, und dort vor den Augen Bonaparte's Gnade gefunden, der nun wie einen zweiten Urias den Mr. Fourès nach Europa schickte, die Frau jedoch zurückbehielt. Pauline Fourès hing mit unbeschreiblicher Ergebenheit und Liebe an Bonaparte, und hat diefs Gefühl ihm bis zu seinem Tode bewahrt (III. 48. IV. 41—58. vgl. mit *Bourienne's* Mem. II. 112.). Uebrigens scheint es uns fast, als ob die Vfn den Edelmuth und die grofse Liebe Josephinens zu Napoleon nicht richtig und unparteiisch gewürdigt habe. Die folgenden Bände der Memoiren werden zeigen, ob wir geirrt haben, wenn wir behaupten, dafs in den Denkschriften von *Thibaudeau*, *Bourienne* und *La Valette* Bonaparte's Gemahlin richtiger behandelt ist, als in denen der Herzogin von Abrantes. Von Josephinens Tochter Hortensia entwirft die Vfn an mehreren Stellen (III. 244 f. u. a.) ein sehr liebenswürdiges Bild.

(*Der Beschlufs folgt.*)

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Köhler: *L. Annaei Flori Epitome rerum Romanarum*. Cum integris *Salmasii*, *Freinshemii*, *Graevii* et selectis aliorum animadversionibus. Recensuit suasque adnotationes addidit *Carolus Andreas Dukerus*. Editio *altera* auctior et emendatior. 1832. *Zwei* Theile mit fortlaufenden Seitenzahlen. LIV u. 1004 S. gr. 8. Mit besonderen Seitenzahlen: *Lucii Ampelii liber memorialis*. 43 S. (4 Rthlr. 12 gGr.)

Die gegenwärtige Ausgabe giebt einen correcten Abdruck der zweiten *Duker*'schen, welche im J. 1744 zu Leiden erschien. Das Verdienst des Abdrucks vor dem Originalwerke besteht in der Beseitigung von mehreren Druckfehlern und in der Vervollständigung der *Indices*. — So willkommen für den Bearbeiter eines alten Autors die Zusammenstellung Alles dessen, was frühere Herausgeber und Commentatoren desselben gesagt haben, immerhin seyn mag, so unbequem ist der Gebrauch solcher Ausgaben für die *Leser*, welche nicht bei jeder Zeile stundenlang anhalten wollen. Daher finden wir das Verfahren des Hn. *Hübner* (der bis zu seinem Tode dem Drucke vorstand und ihn bis zur 2ten Hälfte des *ersten* Bandes förderte), keine neuen Noten jener von *Duker* bereits angehäuften Masse beizufügen, zweckmäfsig: willkommener würde indessen eine neue Bearbeitung gewesen seyn, welche das Gute der *Duker*'schen vernünftig benutzt, und das Viele Unbrauchbare beseitigt hätte. *Florus* ist überhaupt kein Schriftsteller, zu welchem man eine grofse Menge von Noten wünschen kann. Der *liber memorialis* von *Ampelius*, ein eben so unnützes als albernes Ding, hätte bei diesem Abdrucke unterdrückt werden können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1833.

GESCHICHTE.

1) Paris: *Mémoires de la duchesse d'Abrantès sur Napoléon* etc.

2) Leipzig, in d. allgem. niederländ. Buchh.: *Memoiren der Herzogin von Abrantes* u. s. w.

(*Beschlufs von Nr. 74.*)

Eigentliche Bereicherungen und Aufklärungen der Geschichte Bonaparte's finden sich in diesen Memoiren nicht; es sind vielmehr, wie wir schon erwähnten, Ausführungen und Erläuterungen historisch bekannter Begebenheiten, wie etwa über Ceracchi's und Arena's Verschwörung (III. 138—149), und über die Höllenmaschine (IV. 60—84). Von den Begebenheiten des weltberühmten achtzehnten Brumaire spricht die Vfn (III. 1—7) nur wenig, vertheidigt Bonaparte'n aber mit allem Rechte gegen den Vorwurf der Feigheit und Furchtsamkeit. Und in der That kann auch wohl nichts lächerlicher seyn, als diese Beschuldigung eines Mannes, der dem Tode so oft in das Auge gesehen hat, wie von *Walter Scott* in seinem *Leben Napoleon's* XIV. 134 sehr wahr bemerkt worden ist. Ueber den Antheil, den Desaix oder Kellermann an dem Siege bei Marengo hatten, spricht die Vfn ebenfalls (III. 29 f.) nach *Massena's* Erzählungen. Nach ihr entschied Desaix's Colonne, die durch den Tod ihres Führers zu dem gröfsten Heldenmuthe begeistert war, und der rasche Angriff Kellermann's mit seinen 500 Reitern das Schicksal des Tages und brachte Unordnung in das östreichische Heer. So lautet auch die Erzählung in der *Biblioth. Historiq.* (Paris 1818) Vol. IV. p. 137 und in *Bourienne's* Memoiren IV. 85—80. Mehr für Desaix sind *Las Cases* Memor. VIII. 72, *Savary* Mem. II. 246 f. und der Schachtbericht in *Gourgaud's Denkwürdigkeiten Frankreichs* I. 107—207. Vgl. auch die auf mündliche Erzählungen französischer Officiere gestützten Bemerkungen des Predigers *Wiegand* zu Waldheim im *Wegweis. zur Abendzeit.* 1824. Nr. 60. Aber über die Ermordung der französischen Gesandten zu Rastadt ist unsre Vfn übel berichtet, obschon sie (II. 194) versichert, dafs sie es gewifs wisse und geschichtliche Gerechtigkeit üben müfste. Sie behauptet nämlich, es sey diefs Verbrechen von der Königin Caroline von Neapel ersonnen worden und der Obrist des Regiments Szeckler habe dazu nur die Hand geboten. Diese auch in mehrern französischen Romanen fortgepflanzte Sage hat jedoch weder innere noch äufsere Wahrscheinlichkeit, denn einsichtsvolle und wohl unterrichtete Männer, wie der Frhr. *von Gagern* (*Mein Antheil an der Politik* I. 91) bezeichnen den Grafen Lehrbach nicht undeutlich als den Urheber des Mordes und *von Drais* (*Gemälde aus dem Leben Karl Friedr. von Baden* II. 156) urtheilt, dafs der Mord auf Rechnung der östreichischen Husaren komme, die nur den Auftrag hatten, sich der Papiere der französischen Gesandten zu bemächtigen. Es war aber mit dem Gegensatze zwischen dem Monarchischen und Republikanischen in jener Zeit dahin gekommen, dafs selbst Verbrechen nicht ausbleiben konnten, wie bei der ganz ähnlichen Ermordung des Gesandten Cromwell's im J. 1649 in Spanien und daher läfst es sich auch zum Theil erklären, dafs die französische Regierung in der Folge nie Reclamationen gemacht hat. Selbst ein Mann aus Bonaparte's näherer Umgebung, *La Valette*, berichtet in seinen Memoiren (I. 268—270), dafs das östreichische Cabinet den Befehl zu ihrer Ermordung nicht gegeben habe. Allerdings läfst sich diefs die damalige Generation so tief ergreifende Verbrechen nicht gänzlich enthüllen, und wird — vielleicht für immer — in der Nacht verborgen bleiben, die es erzeugt hat: um so mehr aber mufs die wahrscheinlichste Erzählung soviel als möglich verbreitet werden, da solche Erdichtungen, wie die unsrer Vfn, wegen ihrer Abenteuerlichkeit der neugierigen Menge am meisten schmeicheln und sich am leichtesten fortpflanzen.

Neben den Beiträgen zur Charakterschilderung Napoleons zeichnen sich auch die Schilderungen der ersten Generale und Staatsmänner jener Zeit durch ihr lebendiges Colorit aus und übertreffen bei weitem die abgerissenen Bemerkungen im Memorial von St. Helena. Die Vfn erzählt von *Hoche* (II. 167 ff.), von *Joubert* „einer grofsartigen Gestalt in unserm geschichtlichen Drama" (195 f., womit man die trockne Beschreibung bei *Las Cases* VIII. 39 des Contrastes wegen vergleichen kann), von *Massena* (205 ff.), von *Lannes*, der „der Roland des Heeres" hiefs, *Duroc*, *Bessières*, *Rapp*, *Eugen Beauharnais*, *La Valette*, *Berthier* (III. 210—220), von *Moreau* (IV. 40 f.), von *Mortier* (IV. 141—149), *Augereau* und andern berühmten Paladinen, die sich in den Jahren 1797—1800 um Bonaparte drängten. Unter den Staatsmännern gedenkt die Vfn des Consuls *Cambacères* am meisten. Sie schildert ihn uns „in seinem goldgestickten Rocke, seinen Manschetten, seinen kurzen Beinkleidern, seidenen Strümpfen und blankgewichsten Schuhen mit grofsen, goldenen Schnallen, seiner Zopfperücke und seinem dreieckigen Hütchen" (IV. 131) auf das Anschaulichste; aber auch seine grofse Rechtlichkeit, seine ausgezeichnete Rechtskennt-

kenntnifs, seine Liebenswürdigkeit im Umgange erhalten das verdiente Lob, und seinen vortrefflichen Mittagsmahlzeiten wiederfährt die ihnen gebührende Ehre (IV. 221—236). Bekanntlich war Cambacères ein grofser Feinschmecker, dessen Bonaparte in dieser Beziehung gern spottete, wie aus *Bourienne's* Memoiren (IV. 155) bekannt ist. Kurz, diese wenigen Seiten vervollständigen die Biographie des genannten Mannes in den Zeitgenossen (Neue Reihe XV. 113—138) auf eine sehr erwünschte Weise. Die Aeufserungen der Vfn über sein Benehmen in den Revolutionsjahren und namentlich sein Votum für den Tod Ludwigs XVI. (S. 127 f.) machen dem Herzen der Vfn Ehre. Eine fein fühlende Frau durfte nicht anders schreiben.

Die folgenden Bände dieser Memoiren bieten noch Stoff zu höchst interessanten Erörterungen dar. Möge nur die Vfn in denselben nicht *Bourienne's* Schicksal haben, der in den ersten *vier* Bänden so glaubhaft und wahrheitliebend als in den letzten parteiisch und übel unterrichtet ist.

Die deutsche Uebersetzung ist nun gerade keine der schlechtesten — und das ist für den Uebersetzer, *οἷοι νῦν εἰσι*, schon ein Lob. Offenbare Nachlässigkeit ist es freilich, wenn I. 188 der „Gasthof zur Ruhe" als das Wohnhaus der Fr. v. Permon genannt wird, da *hôtel Tranquillité* (IV. 274) oder *hôtel d'Autriche* (II. 16) von gemietheten Häusern, nicht aber von Wirthshäusern, zu verstehen ist. Eben so mufs es I. 110 Reichsstände für Generalstände (*Etats-généraux*) heifsen, sowie III. 187 „dein *Gebieter*" st. „dein *Geliebter*." Geographische und historische Fehler haben wir in geringerer Anzahl als in andern Memoiren gefunden. Nur dürfte ein im J. 1799 bei Castricum (III. 150) erfochtener Sieg den meisten Lesern wohl eben so unbekannt seyn als dem Rec., sowie auch der Name Gukland st. Gustav III. von Schweden (IV. 40) vom Uebersetzer hätte sollen verbessert werden. Auf dessen Rechnung kommen auch falsch geschriebene Namen und Druckfehler, als *Higieras* (III. 100), *Tupay-Trouin* (271), *Scheckler* (193) und einige andere, die weniger der Vfn als dem Uebersetzer und dem Corrector zur Last fallen.

G. J.

NATURGESCHICHTE.

Berlin, b. Rücker: *Lehrbuch der Naturgeschichte der Fische*. Von *Julius Minding*. (Auf Verlangen mit einer Kupfertafel, die auch colorirt zu erhalten ist.) 1832. XII u. 131 S. 8. (12 gGr.)

Vorliegendes Buch scheint uns besonders nützlich, um als Grundlage für Naturgeschichte der Fische in Realschulen oder höheren Unterrichtsanstalten zu dienen, wofür es auch nach der Vorrede bestimmt ist. Man findet hier das Wichtigste zweckmäfsig kurz zusammengestellt und auch die neueren Leistungen berücksichtigt. Sonderbar aber ist der Grund, welchen der Vf. hauptsächlich wegen Beibehaltung des Linnéschen Systems anführt. Er sagt nämlich in der Vorrede, dafs die anhängende Kupfertafel (welche eine Uebersicht der vorzüglichsten Gattungen nach Linné's Anordnung liefert) früher gestochen sey, wornach (alles, obgleich er es nicht ausdrücklich erwähnt) er sich gerichtet hat. Und dennoch geht aus der auf dem Titelblatte befindlichen Bemerkung hervor, dafs diese Tafel kein wesentliches Attribut sey. Wiewohl nun das Linnéische System keineswegs in seiner ganzen Integrität zum Grunde gelegt wird, was auch mit dem jetzigen Stande der Wissenschaft völlig unverträglich gewesen wäre, da bekanntlich Linné mehrere Knorpelfische mit den Amphibien und Würmern vereinigte, so ging doch selbst nach solcher Läuterung mancher Uebelstand einer weniger der Natur gemäfsen Anordnung daraus hervor, wie auch der Vf. selbst erkannt haben mag. Denn wir sind der festen Ueberzeugung, dafs sich unsere Systeme, unsere Darstellungen der Natur auch derselben so eng als möglich anschliefsen müssen.

Doch geben wir unsern Lesern noch einen Begriff von dem Inhalte. In der Einleitung wird die allgemeine Naturgeschichte der Fische behandelt, indem zugleich die Geschichte unsrer Wissenschaft nicht übergangen wird. Billigerweise aber hätte der Vf. daselbst eine schematische Uebersicht des neuen *Cuvier*'schen Systems mittheilen sollen. — Zugleich werden bei diesen allgemeinen Bemerkungen zweckmäfsig die Kunstausdrücke erläutert und ihr Werth geprüft. Die specielle Naturgeschichte beginnt mit den *Knorpelfischen*, welche in *Knorpelflosse* (*Chondropterygii*) und *Knorpelkiemer* (*Branchiostegi*) zerfallen. Dann folgen die *Knochenfische*, mit den *Kahlbäuchen* (*Apodes*), *Kehl-* oder *Halsflossern* (*Jugulares*), *Brustflossern* (*Thoracici*) und *Bauchflossern* (*Abdominales*). Jeder Abtheilung geht eine ausführlichere allgemeinere Erläuterung voraus. Der Name wird etymologisch erläutert, was mit Dank anzuerkennen ist; doch wäre bei der systematischen Bezeichnung noch der Autorname hinzuzufügen, was auch höchst ungern bei den Species-Namen vermifst wird. Eben so sollte das vorzüglich Charakteristische durch den Druck hervorgehoben werden. Denn welcher Anfänger wird z. B. aus der unter der Gattung *Prick* (*Petromyzon*) S. 39 gegebenen Beschreibung den unterscheidenden Gattungscharakter herausfinden? Selbst die einzelnen Familien und Gattungen sollten durch den Druck mehr in die Augen fallen. Denn wie geringfügig auch diese Dinge Manchem scheinen mögen, so sind sie doch für die leichtere Uebersicht und Erlernung höchst bedeutsam. Dem Lehrer und vielen Studirenden würden Nachweisungen der vorzüglichsten Abbildungen aller einzelnen hier erwähnten Arten von gröfstem Nutzen gewesen seyn. Denn dafs nicht alle bis jetzt bekannten Arten in unserm Büchelchen gleich ausführlich erläutert werden konnten, versteht sich von selbst; allein wären die anderen blos namentlich aufgeführten auch noch mit dergleichen Nachweisungen versehen, so würde sich unser Vf. nur noch einen gröfsern Dank verdient haben.

Was

Was des Vfs Kritik anlangt, so scheint sie nicht stets so wach gewesen zu seyn, daſs nicht zuweilen Verschiedenes als Eins genommen wurde. Als Beleg dafür diene *Squalus Carcharias*, wo offenbar der eigentliche unter diesem Namen bekannte Hay der südeuropäischen Meere mit dem des Hochnordens verwechselt wird. Denn *Squalus Carcharias L.* ist eine ganz andere Art, als *Squalus Carcharias* **Fabric.** (*Faun. groenl.* 127. no. 89) *et* **Müller** (*Prodrom. zool. dan.* 38. no. 316). Neuerdings hat besonders **Faber** (*Naturgeschichte der Fische Islands* S. 23) diese Verschiedenheit gut aus einander gesetzt. Letzterer treffliche Beobachter nennt den nördlichen Hay *Squalus glacialis*. Freilich mochte unser Vf. vorzüglich *Bloch* folgen, bei welchem man dieselbe Verwechselung trifft.

Obgleich eine Uebersicht des Inhalts, so wie ein alphabetisches Verzeichniſs der lateinischen systematischen Namen vorausgeschickt wird, so bleibt doch ein ausführliches deutsches und lateinisches Register, was namentlich auch die Synonymen ausführlicher enthalten könnte, immer wünschenswerth. Druck und Papier verdienen Lob, doch trafen wir noch manchen unerwähnten Druckfehler, ja selbst Auslassungen an, wie z. B. der Wohnort von *Argentina Sphyraena* S. 120 unerörtert blieb. Die beigegebene Kupfertafel scheint meist verkleinerte Copieen der *Bloch*schen Abbildungen zu enthalten.

MEDICIN.

Leyden, b. van der Hoek: *De Hippocratis doctrina a prognostice oriunda.* Specimen historico-medicum inaugurale, quod . . . . examini submittit *Franciscus Zacharias Ermerins*, Medioburgensis. 1832. 160 S. 4.

Eine Inauguralschrift von der Bedeutung und dem Umfange der vorliegenden rechtfertigt ihre Anzeige in diesen Blättern, und Rec. hat sich derselben mit Vergnügen unterzogen. Der Vf. ist ein Zögling der Leydener Hochschule und unter dem edlen *Pruys van der Hoeven* gebildet, welchem er auch seine Arbeit gewidmet hat. Er hat sich durch dieselbe ehrenvoll in die Gelehrtenrepublik eingebürgert, und durch die Richtung und Gründlichkeit seiner Studien dargethan, daſs die *plebs medicorum* ihn niemals zu den ihrigen zählen wird. Ermuntert von seinem trefflichen Lehrer und den Winken folgend, die derselbe in der schönen Vorrede zu seiner *Chrestomathia Hippocratica* (Haag, 1824.) ausgestreut, wendete er dem Hippokrates ein fleiſsiges Studium zu, welches ihn zu interessanten Resultaten geführt hat, die in den *vier* Kapiteln der Abhandlung enthalten sind. Im *ersten* Kapitel sucht Hr. *E.* zu beweisen, daſs das *Prorrheticum I.* ein Denkmal koischer, vorhippokratischer Medicin sey, entstanden aus den Votivtafeln der Tempel, während die *Coacae praenotiones*, obwohl auch älter als Hippokrates, späteren Ursprungs und gleichsam eine zweite Ausgabe der *Prorrhetica* sind. Beide Schriften sind nun zur bessern Vergleichung im Druck einander gegenüber gestellt und vom Vf. mit Anmerkungen begleitet, denen er dann, wie auch am Schlusse jedes folgenden Kapitels, ausgeführtere Betrachtungen über den medicinischen Inhalt der besprochenen Schriften anreiht, und hierauf das Ermittelte in wenige Sätze zusammenfaſst. Im *zweiten* Kap. läſst der Vf. das *Prognosticon* folgen, welches er für den Commentar zu den *Coacae praenot.* und überhaupt für die älteste Schrift des Hippokrates hält, über deren Echtheit auch alle Kritiker einverstanden sind. Im *dritten* Kap. verfolgt der Vf. die weitere Ausbildung der koischen Semiotik und hippokratischen Medicin unter der vorherrschenden Form der Prognostik in den Schriften *de morbis popular.*, *de aëre*, *aquis et locis*, und *de victus ratione in morbis acutis*, wo nicht nur die Krankheitserscheinungen und die Prognose bei Einzelnen, sondern auch bei ganzen Menschengesellschaften zur Betrachtung kommen, und der Einfluſs der Auſsendinge erwogen wird. Welche Bewandtniſs es aber mit der gerühmten πρόνοια habe, wird sehr einleuchtend gezeigt und darunter die ganze Wissenschaft begriffen, „*qua instructus sit medicus oportet ut praeterita enarret, praesentia cognoscat, futura praedicat*"; ihren Gipfel erreicht sie in der τέκμαρσις, „*qua futurum rerum eventum ex signis collatis, computatis, intellectis, praedicit medicus, et indicationem inde petit.*" Aus der Schrift *de victu acutor.* läſst uns der Vf. nicht ohne Scharfsinn den Unterschied der knidischen und koischen Medicin, zugleich auch den *Inbegriff* der hippokratischen Praxis erkennen. Endlich kommen die *Aphorismi* an die Reihe, in denen sich die Wissenschaft und Kunst des Hippokrates am zusammengedrängtesten ausspricht, und deren Verhältniſs zu den *Coac. praenot.* durch die Zusammenstellung beider klar wird. Das letzte Kapitel liefert uns ein *Specimen interpretationis doctrinae Hippocraticae ex principiis supra demonstratis*, welches von einem nicht gewöhnlichen Studium des koischen Weisen, von einer groſsen Vertrautheit mit seinen Schriften und dem darin wehenden, nicht jedem aber sich offenbarenden Geiste zeugt. Rec. nimmt keinen Anstand, die Arbeit des Hn. *Ermerins* für eine der gelungensten in ihrer Art zu erklären und sie allen, die sich mit dem Studium der griechischen Medicin beschäftigen, dringend zu empfehlen. Sein Latein schreibt der Vf. flieſsend und gut, wie man es von Zöglingen einer Schule erwarten darf, in welcher der Geist eines *Ruhnken* und *Wyttenbach* noch fortlebt; was wir aber besonders lobenswerth an dem Vf. finden, das ist die groſse Bescheidenheit, mit welcher er bei aller seiner Sicherheit auftritt. Auch das Aeuſsere der Schrift ist ausgezeichnet und der Druck elegant; Schade, daſs er in der ersten Hälfte nicht ganz frei von (am Schlusse angezeigten) Druckfehlern ist. Der Vf. entschuldigt diese mit seiner Abwesenheit vom Druckorte, da er in Rotterdam als Cholera-Arzt wirken muſste; aber er hat auch ein Jahr hindurch mit seinen tapferen Commilitonen die Waffen für sein Vater-

land getragen! Er kennt also die Felder, wo man Ehre gewinnt; wir freuen uns, ihn auf demjenigen, welches er zuletzt mit dieser Schrift betreten hat, willkommen zu heifsen. *Friedländer.*

SCHÖNE LITERATUR.

Wiesbaden, b. Hafsloch: *Beiträge für das König(s)-städter Theater.* Von *C. von Holtei. Erster* Band. Inhalt: Erinnerung. Die Majoratsherren. Der alte Feldherr. (Mit einer Musikanlage zum alten Feldherrn.) 1832. XXXII u. 306 S. 8. *Zweiter* Band. Inhalt: Doctor Johannes Faust. Robert der Teufel. 1832. 328 S. 8. (3 Rthlr.)

Hr. *v. Holtei* übergiebt hier, nach der Zueignung, den *Beschützern, Gönnern und Freunden des Königs-städter Theaters* die, von 21 für dieses Theater von ihm angefertigten Dramen und Liederspielen, noch ungedruckten fünf im Titel benannten Stücke. Wir wünschten, wir könnten sie als Gemeingut willkommen heifsen, besonders da wir unter den vier bekannten Tagbühnendichtern Hn. *v. Holtei* das meiste echt-dramatische Talent zugestehen und höhern Dichtersinn, wenn ihn auch Hr. *Töpfer* in Bühnengewandtheit übertreffen möchte. — Unsere dramatische Kunst darf sich aber bis jetzt noch keines Gewinnes davon rühmen, sondern kann nur ihren tiefen Verfall dadurch beurkunden, wenn so mangelhafte Producte noch zu den bessern Neuigkeiten, welche unsre Bühnen beschäftigen, zu rechnen sind. — Wir sind nicht gemeint, über die Zwittergattung, der unser Vf. sein Talent vorzüglich zugewendet hat, dem sogenannten Liederspiele an sich das Verdammungsurtheil auszusprechen: denn wir geben Stufen dramatischer Unterhaltung willig zu, und verachten selbst die niedrigste, das Puppenspiel, nicht, dem wir das Liederspiel denn doch noch überordnen; wenn aber Hr. *v. H.* in der, übrigens sehr bescheiden klingenden Vorrede sich etwas darauf zu Gute thut, dafs er zuerst den Ernst hineingebracht habe, so — hat er eben damit den Charakter des Liederspieles, das nur heiter, fein, scherzend — kaum komisch, als schon zu drastisch, seyn darf, rein aufgehoben, und wenn er auf die Wirkung, welche *Der alte Feldherr* gemacht habe, hinweisen wollte, so liegen die Motive dieser Wirkung gewifs nicht im Kreise des Dramatischen. Am wenigsten ist das Sentimentale, wie es Kotzebue'isch in dem ersten dieser Sammlung, *Erinnerung*, waltet, ein Element des Liederspiels. Dabei müssen die Couplets geistreich seyn, und Hr. *v. H.* begnügt sich gemeiniglich mit blofsen Reimen. — *Fanchon* bleibt in dieser Gattung noch immer unübertroffen. — *Die Majoratsherren*, Schauspiel mit Gesang in 3 Akten, verräth Anlage zum feinern Lustspiele, wenn auch nicht zur Charakterzeichnung, die in mehrern Personen, wie in der heirathslüsternen Wittwe Eugenie, und auch in dem Majoratsherrn selbst, verfehlt ist. Bei der Flucht fällt jene ganz aus der Rolle, und wie wird denn dieser eine junge, schöne, ihn anziehende, dem Verschmachten nahe Bettlerin — seine nachherige Gattin — im Walde ihrem Schicksale überlassen, und dulden, dafs sie in seiner Gegenwart gemifshandelt werde. — *Robert der Teufel*, dramatische Legende in 5 Akten, nach *Schwab's* einer altfranzösischen Volkssage nachgebildeten Romanzen, zeugt dagegen von tragischem Talent, besonders im Anfange, den wir zwar nicht mit dem Vf. für hyperpoetisch halten, der aber doch dramatische Kraft offenbart. Was der Vf. in den Romanzen vorfand, ist nicht ohne Verdienst dramatisch entwickelt, wohin wir vorzüglich die Scene im 2. Akt rechnen, wo Robert unvermuthet auf seine Mutter stöfst; alles aber, was der Vf. von dem Seinigen hinzugethan hat, besonders die so gar nicht motivirte Verwandlung der *Beate* in Roberts Schutzengel, ist schwach. — Dr. *Johannes Faust*, Melodrama in 3 Akten. Nach der Vorrede war der Vf. der erste, der *Göthe's* Faust für die Bühne eingerichtet hatte, und er sollte in der Königsstadt gegeben werden mit der Bezeichnung: „mit des Dichters Bewilligung." Das Hoftheater machte Einspruch gegen die Melodramatisirung. Darüber verzögerte sich die Darstellung und mittlerweile erschien *Klingemanns* Bearbeitung; Hr. *v. Holtei* aber erhielt von Weimar den Bescheid, man sey mit seiner Bearbeitung nicht zufrieden und nehme die frühere Einwilligung zurück. So ging für ihn das Stück verloren; er wollte es aber doch nicht auch für das Publikum, dem er diese Sammlung zugeeignet hat, und für das es ursprünglich bestimmt war, verloren gehen lassen, da nun einmal, nach der Vorrede, alles von ihm sollte gedruckt werden. — Der Vf. bezeichnet *seine Arbeit* selbst als eine Schülerarbeit, und wir müssen ihm zugeben, dafs er den Faust, besonders in den Scenen am Hofe zu Parma, dem Charakter eines Puppenspiels ziemlich wieder nahe gebracht hat; nach reiflicher Ueberlegung wird er es dem grofsen Dichter wohl aber nicht verargen, wenn er seinen Faust in dieser Appretur nicht selbst dem Publikum aufzutragen geneigt war. Wir geben ihm nur zu bedenken, ob der grofssprecherische Narr, sein Faust, wohl der *Göthe*'sche seyn kann; ob seine Margarethe, die Nachtwandlerin, mit ihren heimlichen Zusammenkünften mit dem jungen Vetter Goldschmied, der bei ihm Gretchens Bruder vertritt, und den sein Faust ohne Zweikampf feig ermordet, nicht alles verloren hat, was sie zu *Göthe's* Gretchen machen konnte; ob dem *Göthe*'schen Faust wohl die sentimentale Vertheidigung der Kindermörderin (S. 158) eingefallen wäre, und noch dazu — es thut uns leid es sagen zu müssen — eine so triviale u. s. w. — Die Vorrede giebt interessante Notizen von dem Königsstädter Theater.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1833.

TECHNOLOGIE.

Leipzig, b. Hartmann: *Theorie der Gewölbe und Kettenlinien.* Ein Handbuch für praktische Baumeister und Maurer.

Auch unter dem Titel:

Bogenlinien des Gleichgewichts oder *Theorie der Gewölbe und Kettenlinien.* Eine Entdeckung. 1831. 174 S. 8. (2 Rthlr.)

(Auf den Umschlag ist wieder als Titel gedruckt: *Der festen Körper Formen des Gleichgewichts bei zwei äufseren Stützpunkten, oder Bogenlinien des Gleichgewichts.*)

Rec. hatte die Anzeige des obigen Werks zwar vor länger als drei viertel Jahren bereits angefangen; war jedoch an Beendigung derselben durch seine Dienstarbeiten verhindert worden. Gegenwärtig aber wird derselbe, wie schon früher, durch die in Nr. 231 (Jahrgang 1832) des „Allgemeinen Anzeigers der Deutschen" von dem Vf. der gedachten Schrift ausgesetzte Prämie; noch stärker aber in Nr. 1 desselben Blatts des laufenden Jahres wieder an seine so lange versäumte Pflicht erinnert, und beeilt sich daher solcher nachzukommen, zwar nicht um die Prämie zu erringen, sondern nur um Andere mit seiner Meinung über das gedachte Buch bekannt zu machen.

Trotz der Anmaafsung des Vfs, die sich durch seine gedachte Aufforderung im „Allgemeinen Anzeiger", noch mehr aber durch seine zuletzt erwähnte Erklärung stark genug kund giebt, kann Rec. nur behaupten, dafs ihm kaum jemals ein Buch vorgekommen ist, welches stärkeres Zeugnifs von der Unbekanntschaft des Schriftstellers mit dem Gegenstande über den er schreibt, giebt, als das gegenwärtige. — Mathematiker werden des Vfs Unkenntnifs der Statik auf jeder Seite finden; und Baumeister, die ohne von der Statik etwas mehr als die Anfangsgründe wissen, das Buch etwa zu gebrauchen dächten, werden sich, nach Durchlesung der ersten Bogen, wie in einem Irrgarten fühlen und hoffentlich sämmtlich vernünftig genug seyn, dasselbe in ihrem Curiositäten-Kabinet aufzustellen; für die Ausübung aber davon schwerlich jemals Gebrauch zu machen auch nur versuchen.

Zur Begründung dieses allerdings hart klingenden Urtheils wäre eine Mittheilung der tadelhaften Stellen im ganzen Buche wohl nöthig; allein dann müfste so gut als das *ganze* Buch hier wieder abgedruckt werden, und dazu möchte es doch in diesen Blättern an Raum fehlen; indessen mögen *einige* solche Stellen folgen.

Im Vorworte, S. 10, sagt der „Bearbeiter": „Hr. *Eytelwein*, Königl. Preufsischer Ober-Landes-Bau-Director zu Berlin, findet in seinem Handbuche der Statik fester Körper, Band II. S. 421, hypothetisch $39\frac{84}{100}$ Fufs als Maximum der Bogenweite, von einem Materiale, von welchem wir 200 Fufs weite Gewölbe seit Jahrhunderten wirklich besitzen." — (Hat denn der Hr. „Bearbeiter" *Eytelwein's* Statik mit so geringer Aufmerksamkeit gelesen, dafs er nicht einmal gefunden hat, dafs hier nur ein Rechnungsfehler Statt findet, und nur vergessen worden ist r [den Halbmesser] mit 144 zu multipliciren?!)

S. 15 sagt der Vf.: „dafs einerseits Hr. *Stieglitz*, welcher als deutscher Vitruv geehrt wird, darum allen Glauben verdient, wenn er sagt, es gebe keine Theorie der Gewölbe, weil er ein grofser Literator ist, und namentlich als Vf. einer Encyklopädie und einer Geschichte der Baukunst am besten wissen mufs, was in der Baukunst besonders literarisch ist und nicht ist" — (Hier ist zu bemerken, dafs der fünfte Theil von *Stieglitz's* Encyklopädie bereits im Jahre 1798 erschien; dafs seitdem doch mancherlei in Bezug auf die Theorie der Gewölbe bekannt geworden; und dafs, dem Ruhme des Hn. *Stieglitz* unbeschadet, demselben doch schwerlich eine bedeutende Stimme in Bezug auf den fraglichen Gegenstand zugestanden werden dürfte.)

Die Grundlage des gröfsten Theils der vom Bearbeiter vorgetragenen (sogenannten) Theorie findet sich auf S. 29 bis 32 incl. wie folgt: II. Form des Gleichgewichts fester Körper. *A.* Bei einem äufseren Stützpunkte. 1. Parallelepipedisch.

§. 16. Ein Cubus von beliebiger Gröfse (Fig. 3.) habe 1 Pfd. Gewicht und auf eine seiner Flächen ein Pfd. Festigkeit, so wird die Festigkeit der untern Fläche mit dem Gewichte des Körpers im Gleichgewicht seyn, das heifst von einem geringeren Gewichte würde der Körper in dieser Fläche auf das Mafs seiner Festigkeit nicht angespannt seyn, und von einem gröfseren Gewichte würde er in derselben zerdrückt werden.

§. 17. In diesem Cubus ist die Fläche das körperliche Mafs für die Festigkeit und der Cubus selbst das körperliche Mafs für das Gewicht; und da beide gleich sind, so kann man ihn darum Würfel des Gleichgewichts nennen. In ihm steht Festigkeit zum Gewichte wie 1 zu 1.

§. 18. Würde man zwei solcher Würfel auf einander setzen, so hat man zwei Würfel und nur eine Fläche, und das Gewicht stände zur Festigkeit wie 2:1. Oder wollte man die Höhe des Würfels um die Hälfte vermindern, so hätte man $\frac{1}{2}$ Würfel und 1 Fläche, und das Gewicht stände zur Festigkeit wie $\frac{1}{2}$:1 oder 1:2.

Da zum Gleichgewichte zwischen zwei Gliedern gehört, dafs eins dem andern gleich sey, so findet in beiden Fällen ein Gleichgewicht nicht statt: im ersten Falle ist der Druck für die Festigkeit um das Doppelte zu grofs, oder die Festigkeit für den Druck um die Hälfte zu klein — und im zweiten Falle umgekehrt.

§. 19. Setzt man die Festigkeit für das Gleichgewicht $= o$, weil 1 gegen 1 sich aufhebt, so hat man nach §. 18 im ersten Falle die Festigkeit $= 1 - 2$ (für das Gewicht) $= - 1$, und im zweiten Falle für die Festigkeit $= 1 - \frac{1}{2}$ (für das Gewicht) $= + \frac{1}{2}$. Eben so hat man bei der ganzen Fläche und $\frac{3}{4}$ Würfel $= 1 - \frac{3}{4}. = + \frac{1}{4}$ Festigkeit, und bei der ganzen Fläche und $\frac{1}{4}$ Würfel $= 1 - \frac{1}{4} = + \frac{3}{4}$ Festigkeit.

Es wächst also die negative Festigkeit in den gedrückten Flächen mit der Höhe der drückenden Körper gleichmäfsig, und die positive Festigkeit nimmt in dem Mafse ab, in welchem die Höhe der Körper zunimmt, vorausgesetzt, dafs die Körper durchgehends von gleicher Festigkeit und Schwere sind.

§. 20. Würde man dagegen zwei solcher Würfel neben einander stellen, so hätte man 2 Würfel und 2 Flächen, und das Gewicht stände zur Festigkeit wie 2:2 oder wie 1:1. Oder würde man den Würfel in zwei gleiche Theile vertical durchschneiden, so hätte man $\frac{1}{2}$ Würfel und $\frac{1}{2}$ Fläche, und das Gewicht stände zur Festigkeit wie $\frac{1}{2}$ zu $\frac{1}{2}$ oder wieder wie 1:1.

Oder würde man unendlich viel Würfel neben einander stellen, oder den einen Würfel in unendlich viel gleiche Theile vertical theilen; so hätte man zu unendlich viel Würfeln auch unendlich viel Flächen, oder zu dem unendlich kleinen Theil Körper eines Würfels auch den unendlich kleinen Theil Fläche desselben, und es stände in den beiden Fällen das Gewicht zur Festigkeit wie Unendlich zu Unendlich, oder wieder wie 1:1.

Daraus folgt, dafs die Vergröfserung oder Verkleinerung der Körper durch Vermehrung oder Verminderung ihrer Ausdehnung, parallel mit der gedruckten Fläche, das Verhältnifs zwischen Druck und Festigkeit nicht ändert.

§. 21. Geschieht die Theilung des einen Würfels zwischen zwei entgegengesetzten Flächen desselben und zwischen diesen Flächen parallel in Scheiben, so werden diese Scheiben Quadrate bilden, und, wenn die Theile unendlich klein sind, auch unendlich dünn, folglich so viel als körperlos seyn.

Würde man aber auch diese Fläche noch einmal in unendlich viel Linien, perpendicular auch der gedrückten Fläche (oder Seite in dem Quadrate) theilen, so ändert sich nach dem Schlusse §. 20 das Verhältnifs zwischen Druck und Festigkeit, oder Höhe und Grundlinie des Quadrats, dadurch nicht.

§. 22. Daraus folgt denn ferner für den Cubus des Gleichgewichts, dafs Gewicht und Festigkeit sich wie Fläche und Seite im Quadrate verhalten; denn es ist die Verdickung der Fläche zum Körper, Cubus oder dergleichen, und die Seite oder Linie zur Fläche, nur eine willkürliche Verkörperung dieses Verhältnisses. Oder wenn man die Kräfte: Festigkeit und Gewicht (wie das Thier in Leib und Seele), in ihre Körper oder äufsere Formen und in ihre unsichtbaren Ursachen zerlegt, nämlich die, durch welche 1) die Materie in jenem Würfel §. 18. so fest zusammen hält, dafs, um sie zu trennen, 2) ein Gewicht dazu gehört, etwas gröfser als die Wirkung der Erdattraction auf diesen Würfel; so können Fläche und Seite des Quadrats für Beides, für Kräfte blofs an sich oder für ihre Körper angesehen und daher Eins für das Andere gesetzt werden.

Man kann daher die Fläche vom Würfel des Gleichgewichts Quadrat des Gleichgewichts nennen.

§. 23. Auf das Verhältnifs: Gewicht zur Festigkeit im Quadrate (Cubus) wie 1:1 kann jedes Material von innerem Zusammenhange reducirt werden. Oder vielmehr, jedes Quadrat des Gleichgewichts, (als Object) zu sich selbst verglichen, ist in jeder Beziehung gleich grofs, und nur zu Dingen aufser ihm kann es gröfser oder kleiner genannt werden.

Setzt man ein solches Aufsending für die Ausdehnung mehrerer, oder aller Quadrate des Gleichgewichts von verschiedenen Materien als Einheit für die Ausdehnung fest, z. B. Einen Fufs, so ist die Seite des Quadrats für das Gleichgewicht einer beliebigen Materie so vielmal gröfser als der Fufs, als das Gewicht dieser Materie in ihrer Festigkeit, bei der Ausdehnung von diesem Fufse, enthalten ist.

Zur näheren Einsicht einige Beispiele für die Gröfse der Seite des Quadrats in Fufsen, bei Materien, für welche Hr. *Eytelwein* in seiner „Statik fester Körper" Verhältnisse angegeben hat.

1) Ziegelstein (Bd. II. S. 421) hat auf den Fufs 110 Pfd. Gewicht und 144 × 1124 = 161856 Festigkeit, und das Quadrat des Gleichgewichts hat demnach $\frac{161856}{110} = 1471 \frac{11}{46}$ Fufs Seite.

2) Sandstein (ebendaselbst) hat 132 Pfd. Gewicht und 144 × 2631 = 378864 Pfd. Festigkeit, und das Quadrat des Gleichgewichts hat $\frac{378864}{132} = 2870 \frac{2}{11}$ Fufs Seite.

3) Eisen, geschmiedet, schwedisches, hat 550 Pfd. Gewicht und 11026080 Pfd. (absolute) Festigkeit, und das Quadrat des Gleichgewichts hat $\frac{11026080}{550} = 20047 \frac{23}{55}$ Fufs Seite.

(Hierzu mufs Rec. folgende Bemerkungen machen:

1) Der ganze Inhalt der fraglichen vier Druckseiten ist doch am Ende nur der, dafs, unter der [jedoch nicht in aller Schärfe richtigen] Annahme, dafs, wenn Körper deren Gestalt die eines senkrechten Prisma

Prisma ist, und die normal auf ihre Grundfläche gepreſst werden und aus einerlei Materie bestehen, die kleinsten Kräfte, welche deren Zerdrückung bewirken können, sich wie die Grundflächen des prismatischen Körpers verhalten, aus dem bekannten eigenthümlichen Gewichte der Materie jedes Körpers die Höhe des Prisma sich finden läſst, bei welcher die der untern Grundfläche zunächst liegenden Theile desselben durch dessen eigenes Gewicht eben zerstört werden, was aber an anderen Orten schon oft viel klarer als von dem Vf. auseinandergesetzt worden ist.

2) Bei den, am Schlusse des §. 23, angeführten Beispielen führt der Vf., in den beiden ersten, Zahlen an, die sich auf die *rückwirkende* Festigkeit beziehen, und im dritten eine Zahl die sich auf die *absolute* Festigkeit bezieht. — Wie tief hiernach der Vf. in die Statik physischer Körper eingedrungen seyn müsse, liegt wohl Jedem, der nur nothdürftige Kenntniſs von dieser Wissenschaft besitzt, zu klar vor Augen, als daſs darüber hier noch ein Wort zu verlieren wäre.)

Aus §. 38 mag folgende Stelle angeführt werden: „Noch weniger wird die respective Festigkeit in Anspruch genommen, wenn man zwei gleiche dicke Körper, deren jeder die Form des Viertelkreises, wie dgb Fig. 7 hat, zum halben Zirkel oben bei b gegen einander lehnt. Das Gewicht der Körper in dieser Form müſste, wenn es den Bogen einwärts biegen wollte, erst die rückwirkende Festigkeit überwinden, ehe der Körper brechen könnte. Es hängt also die Haltbarkeit des Bogens gegen das Einwärtsbrechen entschieden nicht von der respectiven Festigkeit ab. Die respective Festigkeit wird allgemein an solchen Stellen in Anspruch genommen, wo die Richtung des Druckes, im zu tragenden Theile eines Körpers, mit der Richtung der rückwirkenden Festigkeit des tragenden Theils eines Körpers, nicht parallel ist. Da die tragenden unteren Theile des Halbzirkels ihre Richtungen ausschlieſslich von dem Zirkel, ohne Rücksicht auf die Richtungen des Druckes der zutragenden obern und stützenden untern Theile, empfangen, so würde es bei dem gleich dicken Zirkelbogen wenigstens reiner Zufall seyn, wenn in demselben nicht Stellen wären, wo die Richtungen des Druckes der zutragenden und des Gegendrucks der stützenden Theile statt in eine Linie zu fallen, sich kreuzen. Dies kann jedoch nur auf der Auſsenseite des Bogens der Fall seyn, worüber aber die näheren Bestimmungen noch nicht gegeben werden können. Hier nur so viel, daſs man gleich dicke Zirkelgewölbe häufig baut, und daſs man sie dennoch als ein inniges Ganzes, sey es durch Hülfe der respectiven Festigkeit, oder des aus Druck und Gegendruck folgenden Gleichgewichts, muſs ansehen können, weil sie ihr Bestehen in Wirklichkeit aus einer oder der andern dieser Eigenschaften, schlechterdings hernehmen müssen."

(Es scheint Rec., als wenn es ganz überflüssig wäre über *diese* Stelle noch eine besondere Bemerkung beizufügen.)

Kettenbogen, gleich dicke.

§. 43. Nach der Antwort auf c §. 37, verhält sich der horizontale Druck eines, wie eine Sparrn (?) aufgerichteten Körpers am obern Ende zu dem am untern Ende, wie $\frac{1}{2}$ zu 1. (?)

Da dieser horizontale Druck vom Gewichte verursacht wird, so muſs sich auch der verticale Druck am obern Ende zu dem am untern Ende wie $\frac{1}{2}$ zu 1 verhalten. Nämlich der verticale Druck würde an jedem Ende gleich dem halben Gewichte des Körpers seyn, wenn der Körper an jedem Ende vertical wirklich auflläge; so aber wird das Niederfallen am obern Ende nur durch den Seitendruck verhindert, und ohne daſs darum die Gewichtshälfte hier fehlen kann, ruhet sie jedoch in Wirklichkeit auf der Stütze des untern Endes noch mit. Der Verticaldruck ist also am obern Ende eine Hälfte und am untern Ende zwei Hälften, und daher oben zu unten wie $\frac{1}{2}$ zu 1. Ob die Körper steil oder flach aufgerichtet seyen, das ändert an dem Verhältnisse nichts, weil sich dadurch auch ihr Gewicht nicht ändert.

(Wenn Rec. diesen § verdammen wollte ohne den citirten §. 37 beizufügen, so würde ihm mit Recht der Vorwurf der Unvollständigkeit seiner Darstellung gemacht werden können, und es bleibt ihm daher leider nichts übrig, als auch den ganzen §. 37, hiernach abdrucken zu lassen.)

§. 37. Etwas näher kommt es dem, wenn zwei solche Körper wie Dachsparren unten auf einen horizontal liegenden Balken gestellt und oben stumpf aneinander gelehnt werden, und man nun frägt, wie verhält sich *jedes Körpers*

a) Verticaldruck } auf den Balken, und
b) Horizontaldruck }
c) (Horizontal-) Druck oben gegen den andern zu seinem Gewichte? Siehe Fig. 6.

Zu a) der *Verticaldruck jedes Körpers* auf seine Unterlage kann weder gröſser noch kleiner seyn, als sein Gewicht, weil eben dieses Gewicht die alleinige Ursache des Druckes ist. Daher verhält sich der Verticaldruck jedes Körpers auf seine Unterlage oder Stütze zu seinem Gewichte wie 1 zu 1.

Zu b) der Sparrn kann vermöge seines Strebens zum Fallen als Kraft angesehen werden, die seiner Länge proportional ist. Wird diese Kraft durch die Linie bd Fig. 7. ausgedrückt, die von b nach d wirkt, so verhält sich ihre horizontale Wirkung bei d zur verticalen, wie die Linie ad zur Linie ba (Siehe Schluſs §. 8). Dasselbe ist mit dem Sparrn der Fall, *und es verhält sich folglich die horizontale Wirkung desselben am Fuſse zu seinem Gewichte, wie seine Grundlinie zur Forsthöhe.*

Ist die Grundlinie der Forsthöhe gleich, wie beim Winkeldache, oder wie in Fig. 7, wo $ad = ab$, so ist die horizontale Wirkung unten gleich dem Gewichte des Körpers selbst. Ist aber die Grundlinie gröſser oder kleiner als die Forsthöhe, und man reducirt das Gewicht des Sparrn's auf die Forsthöhe, so ist die horizontale Wirkung desselben an seinem

Fuſse

Fufse so viel gröfser oder kleiner als sein Gewicht, als auch die Grundlinie gröfser oder kleiner als die Forsthöhe ist. Der obige Ausdruck gilt daher *ganz allgemein.*

Zu *c*) ein länglicher, gerader Körper (Sparrn), der zu gleichen Längentheilen gleiches Gewicht hat, kann durch eine grade Linie, wie *bd* Fig 7, ausgedrückt werden; und deutet man auf dieser Linie den Mittelpunkt an, so ist dieser auch der Schwerpunkt. Dieser Schwerpunkt der Linie *bd* ist *k*. Wenn man sich in diesem Punkte durch die *Linie* (?) ein *Loch* (?) denkt, durch welches eine ganz *dünne Achse* (?) gesteckt werden kann, und man drehet die Linie um diese Achse, so behält dieselbe jede Lage oder Richtung, welche ihr mit Ruhe gegeben wird. Die Linie behält also auch die schräge Lage eines Sparrn's, wenn man ihr dieselbe mit Ruhe giebt, und wenn sie nicht durch Luft oder sonst Etwas (was hier aufser den Voraussetzungen liegt) bewegt wird. Man kann also diese Linie, oder das Gewicht des Sparrens in dem Punkte *k* unterstützen, ohne dafs sie ihre Lage oder Richtung verändert. Nun soll die Unterstützung aus dem Punkte *d* so geschehen, dafs man den Horizontaldruck des Sparrn's im obern Anlehnungspunkte *b* erfährt. Würde man das Gewicht in dem Punkte *k* durch eine *gewichtlose* (?) Stütze *dk* stützen, so würde man den obern Horizontaldruck in der Höhe von *k* und nicht von *b*, wo er verlangt wird, haben. Um also den obern Horizontaldruck des Sparrn's in der Höhe seiner wirklichen Anlehnung bei *b* zu erhalten, mufs sein Gewicht *k* (vertikal über *k*) in der Horizontallinie *bc* bei *k*' angebracht und von *d* aus durch eine gewichtlose Stütze *dk*' gestützt werden. Diese Stütze nun hat die ganze Neigung und die halbe Grundlinie des Sparrns; und da sich die Wirkungen des Gewichtes nach den Richtungen dieser Linien wie die Linien selbst verhalten, *so ist der Horizontaldruck des Sparrns an seiner obern Anlehnung die Hälfte vom Horizontaldrucke am untern Ende. Dies gilt ganz allgemein, wie steil oder flach auch ein Sparrn liegen mag.*

Im Satteldache drückt ein Sparrn so stark hinüber, als der andere herüber, und hindert darum einer den andern am Umfallen.

(Der Vf. benutzt zwar sehr häufig *Eytelwein's* Statik; wie aber der Schlufs des §. 350 dieses Werks, mit der Behauptung übereinstimme, dafs der Horizontaldruck des Sparrns an seiner obern Anlehnung halb so grofs als der am untern Ende sey, läfst sich schwerlich von jemand Andern begreifen als vom Vf. selbst.)

Rec. hat sich zwar, aufser den vorigen, noch 9 vorzugsweise bemerkenswerthe Stellen im Buche angezeichnet; hält es aber für überflüssig, solche noch hier aufzuführen: theils um nicht noch mehr Raum in diesen Blättern in Anspruch zu nehmen; theils weil das bisher Angeführte mehr als hinreichend seyn möchte, seine im Eingange ausgesprochene Ansicht zu belegen, und aufserdem auch weil es ihm peinlich ist, noch mehr Dinge der Art wieder abzuschreiben.

JUGENDSCHRIFTEN.

1) Nürnberg, b. v. Ebner: *Religiös-moralische Erzählungen.* Ein Familiengemälde zur Erweckung eines frommen Sinnes, zur Belehrung und Unterhaltung für gute Kinder jedes Alters. Nach den Stunden der Andacht bearbeitet von *Luise Hölder.* — *Zweiter* Bd. 1831. Mit Fünf Kupfert.

Auch unter dem Titel:

Frommer Sinn und häusliches Glück. Ein Familiengem. u. s. w. X u. 388 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

2) Coburg u. Leipzig: *Allerlei.* Ein ergetzliches Weihnachts- und Geburtstagsgeschenk zur Unterhaltung und Bildung der Jugend durch Schauspiele, Erzählungen, Mährchen, sinnreiche Gespräche und Gedankenspiele, von *Luise Hölder.* Mit 1 Kupfer. 1832. VI u. 370 S. 8. (1 Rthlr.)

3) Eisleben u. Leipzig, b. Reichardt: *Vater Roderich's Wanderungen über das Harzgebirge*; in romantischen Darstellungen über die Natur und Gesch. dies. Geb., nebst andern schönen Sagen, Erzählungen und Naturschilderungen, so wie einer Sammlung von Poesieen. Ein unterhaltendes und belehrendes Buch für die Jugend von *Friedr. Weingart*, Pfarrer zu Grofsfahner bei Gotha. Mit 8 Kupfern. 1832. X u. 188 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Die Verfasserin der beiden ersten Schriften hat sich vor einer gewissen Breite im Moralisiren zu hüten, wenn ihre Schriften bei der Jugend Glück machen sollen. Der Gedanke, die Stunden der Andacht zu benutzen ist verunglückt. Das oft über Gebühr gelobte und mit Unrecht getadelte Buch hat einen ganz andern Zweck. So wie Rec. die vor einiger Zeit erschienenen Predigten über die St. d. A. mifsfielen, da eine Predigt nach der Bibel seyn soll, so hätten die vorliegenden Erzählungen in Nr. 1 nach der Natur verfafst, und auf die Natur gegründet werden müssen. Bei dem *Allerlei* hatte die Verfasserin unstreitig *Weifsens* Kinderfreund vor Augen; es fehlt ihr aber eben sowohl an der Gründlichkeit des Wissens, als an der Naivetät der Darstellung.

Nr. 3 ist eine recht zweckmäfsige Reihe von Natur- und Lebensschilderungen. Die wohlgelungenen Poesieen sind eine schätzenswerthe Zugabe.

MONATSREGISTER

vom

APRIL 1833.

I.

Verzeichniss der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweite die Seite an. Der Beisatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

Hergt,

T.

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 91.)

II.

Verzeichnifs der im Intelligenzblatte enthaltenen literarischen und artistischen Nachrichten und Anzeigen.

A. *Nachrichten.*

Uni-